

# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XXIII.

(April — Mai — Juni 1880.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wildberg. — Basel, Chr. Mehl. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, G. Ruquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofb. — Buenos-Aires, S. Jacobsen & Co. — Bularek, Gotthel & Co. — Capetown, Darrher Brothers & Walton. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. — E. J. Karow's Universalitäts-Buchhandlung. — Konstantinapel, Lorenz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Høst & Sohn. — Wilm. Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, C. Niemeyer & Jughirami. — Lissabon, Edm. de Beaumont. — Liverpool, Charles Schön. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Lugern, Dolefschal's Buchhandlung. — Lyon, G. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Krapel, Ditten & Roscholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav C. Stehert. C. Steiger. — Odessa, Emil Bernabé's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sanboz & Fischbacher. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Rieder. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, C. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ler Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. A. Rymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, G. & H. Raemmer. — Rom, Koescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Geltjes. — San Francisco, Fr. Wilm. & D. Barthaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Lanunda (Süd-Australien), F. Bafelow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. Niemeyer & Jughirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesch & Fried. H. Raug. — Weddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, G. R. Steil.

**Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.**

## Inhalts-Verzeichniß

zum

dreiundzwanzigsten Bande (April — Juni 1880).

	Seite
I. Marie von Ebner-Eschenbach, Sotti, die Uhrmacherin. Erzählung. II. (Schluß) . . . . .	1
II. E. Curtius, Die Entwicklung des preußischen Staates nach den Analogien der alten Geschichte betrachtet . . . . .	42
III. Adolf Sick, Ueber Farbenempfindungen . . . . .	48
IV. Georg Brandes, Prosper Mérimée. Ein Essay. II. (Schluß) . . . . .	65
V. Ottokar Lorenz, Wallenstein und der Besiz von Mecklenburg . . . . .	81
VI. Wilhelm Goldbaum, Wilhelmine von Hillern. Eine literarische Studie . . . . .	104
VII. Friedrich Oetker, Aus dem norddeutschen Bauernleben . . . . .	115
VIII. Karl Frenzel, Die Berliner Theater . . . . .	140
IX. Ernst Rapp, Kunst und Wissenschaft in der Landwirthschaft . . . . .	151
X. Edmund Hoefler, Charlotte von Kalb . . . . .	154
XI. Louis Ehlert, Chopin-Ausgaben . . . . .	157
XII. Literarische Notizen . . . . .	158
XIII. Literarische Neuigkeiten . . . . .	161
XIV. Rudolph Lindau, Die kleine Welt. Eine Erzählung aus Japan. I. . . . .	163
XV. W. Preyer, Psychogenese. Die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren . . . . .	198
XVI. F. von Sarburg, Felix Dupanloup . . . . .	222
XVII. Gustav Hirschfeld, Die Insel Cypern . . . . .	257
XVIII. Georg Ebers, Neue Ergebnisse der ägyptologischen Studien auf dem Gebiete der hieroglyphischen Volksschrift . . . . .	271

(Fortsetzung umstehend.)

	Seite
XIX. Berthold Auerbach, Ein Tag in der Heimat. (Sommer- Erinnerung 1879.) . . . . .	288
XX. Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Briefe von Ernst Rietschel an Eduard Devrient . . . . .	304
XXI. F. G. Gessken, Die Julimonarchie . . . . .	311
XXII. Otto Brahm, Wilhelm Scherer's Literaturgeschichte .	319
XXIII. Literarische Notizen . . . . .	321
XXIV. Literarische Neuigkeiten . . . . .	323
XXV. Rudolph Lindau, Die kleine Welt. Eine Erzählung aus Japan. II. (Schluß.) . . . . .	325
XXVI. Louis Ehler, Brahms . . . . .	341
XXVII. Karl Gillebrand, Madame de Rémusat und Napoleon Bonaparte . . . . .	358
XXVIII. Paul Güssfeldt, Jenseits der Schneegrenze . . . .	388
XXIX. C. Friedländer, Der Luxus der Todtenbestattungen im alten Rom . . . . .	407
XXX. A. Schneegans, Das Elsaß vor der Revolution von 1789 . . . . .	415
XXXI. Hans Hoffmann, Der faule Beppo. Erzählung . . . .	429
XXXII. Julius Rodenberg, Bemerkungen über Paris . . . .	440
XXXIII. Eduard Hanslick, Die Opern- und Concert-Saison in Wien . . . . .	449
XXXIV. Kunst und Kunstgeschichte . . . . .	458
XXXV. A. Sammers, Zur Erinnerung an G. B. Oppenheim .	467
XXXVI. Der Philologe Friedrich Wilhelm Ritschl . . . .	472
XXXVII. Orient-Literatur . . . . .	475
XXXVIII. Literarische Notizen . . . . .	477
XXXIX. Literarische Neuigkeiten . . . . .	481

---

# Lotti, die Uhrmacherin.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

## VIII.

Am dritten Tag, zur bestimmten Stunde fand Haltwig sich ein.

„Agnes, kennen Sie mich noch?“ sprach er, in's Vorgemach tretend, dessen Thür die Alte ihm geöffnet hatte.

Agnes erwiderte ausweichend. „Das Fräulein hat mir schon gesagt, daß Sie kommen werden.“ Der harte Blick, mit dem sie ihn empfangen hatte, wurde allmählig milder. „Aber ich hätte Sie auch so erkannt; Sie sehen ja prächtig aus.“

„Sie noch besser, Agnes, Sie noch viel besser!“

Die Alte schmunzelte und dachte: jetzt geht es mir wieder mit ihm, wie es mir immer gegangen ist.

Im Grunde ihres Herzens hatte sie von jeher eine tiefe Abneigung gegen ihn gehegt. Sie war eifersüchtig auf die Geltung, die er im Handumdrehen im Hause erlangt, sie verabscheute seine Thätigkeit. „Was thut er?“ meinte sie, „er schreibt? Er kriekelt? Saubere Arbeit für einen Mann — nähen wäre ebenso gut. Ich möchte einen Schreiber gerade so wenig, wie einen Schneider.“ Da sie niemals Gelegenheit gehabt, diese Behauptung zu beweisen, war es ihr freigestellt, ihren Haß maßlos zu überschätzen. Trotzdem blieben Haltwig's Bewerbungen um ihr Wohlwollen nie ohne Erfolg. Wenn er sie freundlich begrüßte, wenn er fünf Minuten lang mit ihr geplaudert hatte, gestand sie es regelmäßig zu: „Er ist halt doch ein lieber Mensch.“

„Darf ich eintreten?“ fragte er, „oder wollen Sie so gütig sein, mich anzumelden?“

„Nicht nothwendig, das Fräulein erwartet Sie, und Herr Fessler auch.“

„Gottfried auch?“

„Ja, ja,“ bestätigte Lotti, die auf der Schwelle ihres Zimmers erschien, „zwei alte Freunde heißen Sie willkommen.“

Gottfried stimmte nicht sehr laut in ihre Worte ein, zeigte sich anfangs ein wenig abweisend, aber das dauerte nicht lange. Bald empfand auch er jenes eigenthümlich freudige, Herz und Zunge lösende Gefühl, das in reifen Jahren durch das Wiedersehen mit einem Genossen der Jugendzeit erweckt wird.

„Und wie lebst Du jetzt?“ fragte er, nachdem sie genugsam in Erinnerungen geschwelgt hatten.

Halwig lehnte sich in den alterthümlichen Sessel zurück, der ihm eingeräumt worden war, und kreuzte die ausgestreckten Beine. „Freund,“ lautete seine langsam gesprochene Antwort, „ich lebe nicht — ich schreibe.“

Lotti sah ihn befremdet an, und ein tiefes Mißbehagen schien sich seiner unter diesem Blicke zu bemächtigen; die Stimme erhebend fuhr er fort:

„Ich schreibe vom Morgen bis zum Abend, oder — zur Abwechslung — vom Abend bis zum Morgen . . . Es gibt einmal nichts so Unpoetisches, wie das Dasein eines Poeten im neunzehnten Jahrhundert . . . Aber was ist zu thun, wenn man einen Haushalt mit der Feder bestreiten muß?“

„Das kann Dir nicht schwer werden,“ meinte Gottfried, „ein gefeierter Dichter wie Du . . .“

„Heuchle nicht, Gottfried! Was weißt Du davon, ob ich ein gefeierter Dichter bin?“

„Nun — man nimmt doch auch manchmal eine Zeitung zur Hand.“

„Daher schöpft Du Deine Nachrichten? Gehst zum Fasse, statt zum Quell . . . Und Sie, Fräulein Lotti, verschmähen Sie es gleichfalls, sich selbst zu überzeugen, ob ich den Ruf verdiene, den man mir macht?“

„Verschmähen?“ wiederholte sie, „nein. Aber lieber Halwig, ich altmodische Person lese schon seit langer Zeit nichts Neues mehr.“

„Sie thun vielleicht sehr gut daran,“ sprach er nicht ohne leisen, etwas ironischen Verdruß.

Er erhob sich, trat an den Bücherschrank und las halblaut die Titel einiger darin aufgestellten Werke. „Da sind sie noch alle, die alten Bekannten . . . Ja, ja, Ihre Umgebung hat sich eben so wenig verändert, wie Sie selbst. Der Raum ist kleiner geworden,“ sprach er und blickte sich in der Stube um, „die Gegenstände sind dieselben geblieben. Aber — wo ist denn die Sammlung, der Schatz des Hauses?“

Lotti deutete nach der Ecke des Zimmers. „Dort steht sie.“

„Unvermindert? In ihrer ganzen Herrlichkeit?“

„Jawol, in ihrer ganzen, unvergleichlichen Herrlichkeit.“

„Wirklich?“

„Wie können Sie daran zweifeln? Ein Geizhals würde sich leichter von Hab' und Gut trennen, als ich mich von einer meiner Uhren.“

„Nicht einmal Eine wäre Ihnen feil? — Um gar keinen Preis? Nicht um Wohlhabenheit, nicht um Reichthum?“

„Welche Fragen!“ erwiderte Lotti beinahe verlezt.

Halwig nahm seinen früheren Platz wieder ein, er stützte die Arme auf seine Knie und sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. Da plötzlich erhob er die Augen zu Lotti:

„Idealistin! Sie wohnen in einer Nußschale unter dem Dach, plagen sich um's tägliche Brod, verzichten auf alle Annehmlichkeiten des Lebens, um nichts zu schmälern an einem eingebildeten Werth . . . Sie haben Recht! . . . Bewahren Sie sich, was Ihnen unschätzbar ist!“ schloß er wehmüthig, schlug jedoch gleich darauf mit einem der unvermittelten Uebergänge, die ihm immer eigen gewesen waren, einen heitern Ton an. Er nannte sich einen glücklichen Menschen und pries sein Schicksal, das ihn endlich wieder mit seinen alten Freunden zusammen geführt. Der Verkehr mit ihnen sei das Einzige gewesen, wonach er eine Sehnsucht empfunden, die sich oft bis zum Schmerze gesteigert. Jetzt war auch diese erfüllt. Ihm fehlte nichts mehr. Er begann von seiner Frau zu erzählen, und wie er sie im Sturm gewonnen, trotz des Widerstandes, den ihre Eltern, ihre Geschwister, „die ganze hochadelige Sippe“ gegen ihre Verbindung mit ihm aufgeboten habe. Anfänglich wurde sein Haus von den Verwandten seiner Frau gemieden — nur anfänglich . . .

„Seitdem sie sich überzeugt haben, daß meine Kunst keine brodlose ist,“ sprach er lachend, „bin ich merkwürdig in ihrer Achtung gestiegen, und das freut mich, obwol ich keinen Grund habe, viel Gewicht auf ihre Meinung zu legen. Es sind sehr ehrenwerthe Leute, aber durchaus keine überlegenen Geister. Ein wirkliches Band besteht nicht zwischen“ uns . . .“

„Einfluß nehmen sie aber doch auf Dich,“ versetzte Gottfried. „Dein Neufieres hat sich völlig dem der Weltmenschen anbequemt. Der tausend! was bist Du nobel geworden . . . ich bewundere Dich schon die ganze Zeit im Stillen.“

„Spotte nur,“ sagte Halwig. „Uebrigens, lieber Alter, die Zeiten sind vorbei, in welchen man den Dichter am wallenden Vordenhaar und am abgeschabten Flaurock erkannte. Den Wunsch genial auszufehen, habe ich allerdings aufgegeben. Aber nicht in Folge äußerer Einflüsse, sondern Dank meinem verbesserten Geschmack.“

Gottfried blinzelte ihn freundlich an. „Sehr geschickt,“ sprach er; „Deine Leute können mit Deiner stattlichen Erscheinung zufrieden sein. Und Deine Bücher, sage mir, finden die bei ihnen gehörige Anerkennung? Gefallen sie ihnen, wie Du selbst ihnen gefallen mußt?“

„Meine Leute — Bücher? . . . meine Leute? — Freund, ich frage mich manchmal ob sie lesen können,“ entgegnete Halwig, und fuhr nach einem Blick voll Verwunderung, den Botti auf ihn geworfen, rasch fort: „Das gilt nur von den Männern! Die Frauen lesen, die — ja. Und zwar die alten französische, und die jungen englische Romane. Welche Früchte diese Sectäre den ersten trägt, weiß ich nicht; die zweiten holen sich aus der ihrigen Begeisterung für englische Sitten und Gebräuche, und für alle Arten von Sport. Sie verstehen sich auf Pferde trotz eines Maquignons, reden wie die Jockeys, und — sind reizend. — Ja, ich muß gestehen, daß ich sie reizend finde, obwol ich mich nicht im Geringssten täusche über ihre stupende Oberflächlichkeit . . . Aber — was geht die mich an? Mich unterhalten, mir gefallen diese Amazonen in Schlepplleidern; meinethwegen dürfen sie bleiben, wie sie sind . . . Die Klagen über die Fehler der Aristokraten, über ihre Frivolität, Genußsucht und Unwissenheit hört man

bis zum Stel wiederholen; allein, wer hat jemals freundschaftlich mit ihnen verkehrt und sich dabei nicht wohl gefühlt? — Man hat überhaupt keinen Sinn für das Anmuthige und Schöne, wenn man keinen hat für die Anmuth und Schönheit ihrer Umgangsformen . . . freilich, eine Ahnung von Talent zu dergleichen Dingen muß man mitbringen, um sie als Vorzüge gelten lassen zu können . . . diese Ahnung fehlt — nicht dem großen Publicum, das unsere ist vortrefflich, keine Nation der Welt vermag ein besseres zu bilden — es fehlt den Wortführern des Publicums, meinen Herren Collegen und lieben getreuen, immer dienstbeflissenen Feinden.“

„Deine Collegen und Feinde?“ fragte Gottfried ganz verwundert über diesen plötzlichen Ausfall.

„Nun ja! — Ich habe zu viel Glück und stets zu viel Glück gehabt, um ohne Neider zu sein. Sie thun, was sie können, um mir meine Erfolge zu verkümmern, allein die Mühe ist verloren. Noch befinde ich mich im Vollbesitze meiner Kraft und hoffe, nicht so bald zu erlahmen — geschähe das — erwachte ich eines Tages und wäre kein Dichter mehr — wie man behauptet, daß es geschehen könne, Anderen schon geschehen sei — verstiegte plötzlich der Quell, aus dem ich gewöhnt bin, ohne Maß zu schöpfen — ja dann . . .“ Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf, „dann wäre ich verloren . . . denn Alles, was ich bin und habe, steht und fällt mit meinem Talent. Mein Haus ist darauf gegründet, die Zukunft meiner Frau . . . geistige Verarmung hätte für mich so viel zu bedeuten, wie materielle Noth — und das hieße sie betrogen haben, die mir in unbegrenztem Vertrauen gefolgt ist . . . Narrische Gedanken —“ unterbrach er sich mit einem gequälten Seufzen, „ich kenne mich, und fürchte Nichts. Aber die Phantasie, die uns beseligt, will auch peinigen. Nur zu! . . . In der Einbildung müssen wir das Furchtbare durchmachen, das uns die Wirklichkeit erspart — das ist der Tribut, den der Glückliche dem allgemeinen Menschenelend bezahlt . . . Und, daß er reichlich bezahle, dafür sorgen die eigenen, in dem Geschäft, das ich betreibe, bis zum Zerreißen gespannten Nerven, und die Bemerkungen der süßen Neider, oder die Rathschläge der weisen Freunde. Auf dem Wege hierher bin ich dem weisesten von Allen begegnet . . . Was der nicht Alles wußte, nicht Alles kommen sah! Wie der so eindringlich bat, als hänge sein eigenes Heil davon ab: Gönn' Dir Ruhe! Sündige nicht auf Dein Talent — Du brauchst Sammlung, Erholung — zu Deutsch: Tritt ab, mach' Anderen Platz . . . O nein, ich weiche nicht, ich bleibe und fühle Nerv und Stärke genug in mir, der ganzen heranwachsenden Epigonen-Generation Stand zu halten . . . Ich traue mir's zu, sie Alle zu überdauern, diese altklugen Kinder mit ihrem riesigen Wollen und ihrem zwerghaften Können . . . Aber ich ermüde Sie mit diesen literarischen Misereen . . . Lassen Sie uns von angenehmeren Dingen sprechen . . .“

Er gab dem Gespräch eine andere Wendung, er bemühte sich, die frühere Seitertzeit wieder zu gewinnen. Allein es war vergeblich. Endlich erhob er sich und nahm Abschied. Sehr bald, so bald, als es ihm nur irgend möglich sei, wollte er mit seiner Frau wiedertehren, die er im Voraus der Freundschaft und Güte Gotti's empfahl.



„Wie kommt er Dir vor?“ sprach Gottfried zu Sotti, als sie wieder allein waren.

Sie sah an ihm vorüber durch das Fenster und antwortete zögernd: „Wie Dir.“

„Schad' um ihn.“

„Ja, traurig.“

Wenige Tage darauf schrieb Frau von Haltwig an Sotti einen zierlichen kleinen Brief. Sie war im höchsten Grade ungeduldig, Fräulein Fessler kennen zu lernen. Sie forderte ihren Antheil an der Freude, die ihrem Manne durch das Wiederfinden seiner Jugendfreundin bescheert worden war. Es machte sie wirklich trostlos, dem Zug ihres Herzens nicht folgen, und statt dieser in Eile hingeworfener und schlecht geschriebener Zeilen selbst bei Fräulein Fessler erscheinen zu können; aber ein Unwohlsein und die Unerbittlichkeit des Arztes machten das unmöglich. Ja, wenn Fräulein Fessler großmüthig sein, und eine arme, an das Zimmer gefesselte Kranke mit ihrem Besuche beehren wollte, wie glücklich würde diese sein . . . Auf ein solches unverdientes Entgegenkommen wagte freilich Diejenige nicht zu hoffen, die sich mit herzlichster und wärmster Verehrung Sotti's ergebenste Agathe Hälwig nannte.

Die Empfängerin dieses Schreibens las und las es wieder und ein Gefühl von entzückter Beschämung bemächtigte sich ihrer. Es stieg ihr heiß in die Wangen, sie meinte plötzlich tief in der Schuld der jungen Frau zu stehen, deren sie bisher entweder gar nicht, oder wenn — ohne das geringste Wohlwollen gedacht, und die ihr jetzt so liebenswürdig nahte, mit solcher Bescheidenheit, ja man konnte sagen, mit kindlicher Ehrfurcht . . . Sie wollte sofort schriftlich antworten, befann sich aber eines andern. Nein, mit ihrer schwerfälligen und altmodischen Schrift durfte sie nicht ausdrücken, der Besitzerin der schönsten „grande anglaise“ gegenüber, die Sotti jemals gesehen hatte. So beschloß sie denn, eine mündliche Antwort zu geben und trat in das Vorzimmer, um dieselbe dem wartenden Boten aufzutragen.

An der offenen Thür der Küche lehnte nachlässig, mit gekreuzten Armen und Beinen, ein Mittel ding zwischen Groom und Lakay, ein untersehtes, glöhdugiges Würschchen in grünem Leibrock mit gelben Wappentöpfen, eine blanke, goldbetrehte Tellerkappe zwischen den Fingern. Von der Höhe seines herrlichen Selbstbewußtseins herab beobachtete er das Walten Agnesens in ihrem kleinen Bereiche. Er veränderte seine kümmerhafte Haltung nur wenig, als Sotti rasch und in großer, freudiger Aufregung auf ihn zukam und ihn bat, seiner Gebieterin zu melden, sie gedenke heute noch bei derselben vorzusprechen.

„Heute nicht,“ versetzte das Würschchen und lächelte mit dem ganzen impertinenten Gesicht. „Morgen lassen die Frau Baronin bitten, morgen um ein Uhr.“

„Morgen? — Gut denn, morgen.“

Es schien Sotti ein wenig befremdlich, daß die junge Frau, die nicht den Muth gehabt, sie um ihren Besuch zu bitten, doch mit Sicherheit auf ihn gerechnet haben sollte; aber sie machte sich nicht lange darüber Gedanken. Siekehrte wieder zu ihrem lieben, Auge und Herz gewimmenden Brief zurück. Da

lag er, sorgfältig gefaltet in seinem schimmernden Couvert und duftete köstlich nach Nang-Nang. Von Neuem erquickte sich Lotti an seinem Anblick. Nein, es gab nichts Gutes und Schönes, das man ihr nicht zutrauen mußte, die ihn geschrieben. Lotti drückte ihn an ihre Wange, hielt ihn zärtlich in ihren flachen Händen und legte ihn endlich in das Kästlein, in welchem sie ihre theuersten Erinnerungen bewahrte: das Miniaturbild ihrer Mutter, Andenken an den Vater, Briefe, die Gottfried aus der Fremde gesandt, die Eheringe ihrer Eltern, ihren eigenen Verlobungsring.

Aber aus diesem Reliquienschreine zog sie ihn am nächsten Morgen wieder hervor, um ihn Gottfried mitzutheilen.

„Dies!“ rief sie, als er erschien, und hielt ihm das Blatt entgegen. Er gehorchte, nachdem er zuerst nach der Unterschrift gesehen und ein verwundertes „Oho!“ ausgestoßen hatte. Seine Miene blieb ganz gleichgültig.

„Hast geantwortet?“ fragte er, nachdem er zu Ende gekommen.

„Natürlich! Ich gehe zu ihr.“

„Das ist beschlossen?“ Gottfried's Ton klang mißbilligend und er warf das Schreiben mit einer Geberde voll Geringschätzung auf den Tisch.

„Es ist beschlossen,“ entgegnete Lotti ärgerlich.

Er murmelte einige unverständliche Worte.

„Was sagst Du?“

„Nichts. — Wenn es schon beschlossen ist, Nichts.“

„Und der Brief gefällt Dir nicht? Freut Dich nicht?“

„Mich freut nur die Freiherrnkrone auf dem Papier. Seit wann ist der Halwig baronifirt worden?“

„Gottfried!“ rief Lotti, „Gottfried, ist's möglich, so kleinlich zu sein?“

„Ist das kleinlich?“ sagte er, nicht ohne einige Beschämung.

„Ungeheuer! So ungeheuer, als etwas Kleines nur irgend sein kann.“

Er lachte und war wieder der gute, liebe Gottfried, der „beste Mensch“. Er konnte übrigens nur einige Augenblicke verweilen, es gab sehr viel zu thun. Das neu errichtete Geschäft ließ sich vortrefflich an, und doch wollte er nicht so ganz Kaufmann werden, daß er am Ende seine Uhrmacherei darüber vernachlässigte. Fortschritte meinte er freilich unter den jetzigen Umständen nicht mehr machen zu können, aber verlernen wollte er Nichts, und schon das forderte ein ganz knappes Wirthschaften mit der Zeit.

Lotti hatte seiner raschen Auseinandersetzung herzlichst zugestimmt. „Du bist recht zufrieden?“ fragte sie plöblich.

„Recht zufrieden,“ wiederholte er, vermied aber dabei dem freundlich forschenden Blick zu begegnen, den sie auf ihn heftete.

Gottfried hatte das Zimmer kaum verlassen, als Agnes mit der Meldung erschien, Herr von Halwig sei da, und wünsche das Fräulein zu sprechen.

„Es muß ihm Etwas sein,“ flüsterte die Alte, und ihr verdorrnetes Gesicht gerieth in das blickende Zucken, das bis zum Außersten gespannte Neugier auf demselben hervorzurufen pflegte. „Was ihm wol sein mag?“

„Saff ihn doch kommen!“ rief Lotti, und schon, nach einem leichten

Pochen an der Thür, trat Halwig so eilig ein, wie die alte Agnes sich langsam und zögernd entfernte.

„Entschuldigen Sie die frühe Stunde, ich werde Sie nicht lange stören,“ sprach er, „ich bin nur da, um Ihnen für Ihre Güte gegen meine Frau zu danken und um Ihnen zu sagen, wie sehr leid es mir thut, bei Ihrer ersten Begegnung mit Agathe nicht gegenwärtig sein zu können . . . Nein, nein!“ fügte er ablehnend hinzu, da ihm Lotti einen Sessel antwies, „ich setze mich nicht, ich bleibe, mit Ihrer Erlaubniß, hier an dem Platze Gottfried's stehen, Ihnen gegenüber, Fräulein Lotti . . .“

Er sprach hastig und abgebrochen, mit sichtbarer Mühe das rasche Athmen zu verbergen, das seine Brust ängstlich beklemmend hob.

„Was fehlt Ihnen, Halwig?“ entgegnete Lotti und trat an seine Seite, „Sie sehen schrecklich aufgeregert und übermüdet aus.“

„Die natürliche und völlig unschädliche Folge einiger am Schreibtisch durchwachter Nächte . . . das geht vorüber . . . Sehen Sie mich nur recht an — nur recht tief, nur recht lang, mit Ihren milden, frommen, friedlichen Augen — es thut mir wohl und beruhigt mich, und ich brauche Ruhe zu dem schweren Gang, den ich heute zu machen habe . . .“ Er hielt inne, und Lotti sagte nach kurzem Schweigen sanft und eindringlich:

„Fahren Sie fort, schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen . . . Sie wissen, Sie müssen sich noch erinnern, wie großen Werth ich auf Ihr Vertrauen lege. Darin, lieber Freund, habe ich mich nicht verändert.“

„Ja, ja! fordern Sie Vertrauen von mir, lehren Sie mich, wieder Vertrauen haben,“ rief er, „ich habe das inmitten der Mißgunst, die mich umgibt, verlernt.“

„Halwig, diese Mißgunst — besteht sie nicht vielleicht einzig und allein in Ihren selbstquälerischen Einbildungen? . . . Ich frage nur —“ beeilte sie sich entschuldigend einzuwerfen, als er im Begriffe schien, heftig aufzufahren. „Weisen Sie mich zurecht, wenn ich irre . . . Halwig — Sie haben neulich von Jemandem, der Ihnen widerrieth, auf Ihr Talent zu sündigen, wie von einem Uebelwollenden gesprochen, nun, ich weiß Nichts von ihm, aber — er mag sein, was er will — sein Rath war gut, war der eines Freundes.“

„Er wäre gut, wenn sich wirklich, wie dieser ‚Freund‘ behauptet, ein Zeichen des Ueberreizes, des Verfalls in meinen letzten Arbeiten finden ließe . . . Das läßt sich darin nicht finden! . . . Mit jedem Werke, welches ich in die Welt sende, wächst meine Popularität, es gibt keine Zeitschrift, kein Journal, das nicht um meine Mitarbeiterschaft buhlt; wenig Autoren dürfen sich rühmen, so viel gelesen zu werden, wie ich. — In saden Harmlosigkeiten freilich darf ich mich dabei nicht ergehen, auf einige Verblüffung läuft es immer hinaus — dem Geschmack der Zeit muß man Concessionen machen . . . man muß! . . . Welcher Künstler ist groß geworden und hat das nicht gethan? . . . Lesen Sie, lesen Sie doch einmal eines meiner Bücher und sagen Sie dann, ob ich mich, wie der schöne Ausdruck lautet: ‚ausgeschrieben‘ habe? Ob ich verwässere und verflache?“

Er stieß ein kurzes Gelächter aus und versank in Gedanken, aus denen ihn Lotti mit den Worten weckte:

„Sie sprachen von einem unangenehmen Gang, den Sie zu machen haben ...“

„Unangenehm ist ein milder Ausdruck. Abscheulich, gräßlich soll es heißen ...“

Ich will Ihnen sagen was ich zu thun habe: einem Menschen gute Worte geben, dem ich am liebsten einen Fußtritt gäbe ... aber ich stehe in seiner Schuld und mir bleibt nichts übrig, als —“ die Augen funkelten ihm vor Zorn und er warf die Lippen verächtlich auf — „als mich vor ihm zu demüthigen.“

„Eine — eine Geldschuld?“ fragte Lotti jaghaft.

„Nein — ja — wie man will ... Ich habe mich herbeigelassen, eine Vorauszahlung von ihm anzunehmen auf einen Roman, der im Feuilleton seiner Zeitschrift erscheinen soll ... und kann dieser Verpflichtung nicht nachkommen ... Es ist mir unmöglich, trotz all' meiner Arbeitskraft, all' meines Fleißes. Heute sollte ich meinen ersten Band abliefern, und heute muß ich das Geständniß ablegen, daß er noch nicht begonnen ist — muß um Zeit bitten, um Geduld —“

„Wär's nicht besser, den peinlichen Vertrag ganz zu lösen, Haltwig?“ sprach Lotti.

„Das kann ich nicht —“

„Wenn Sie ihm die erhaltene Summe zurückerstatten würden ...“

„Das kann ich nicht!“ wiederholte er übereilt, und verbesserte sich sogleich: „darauf ginge er nicht ein — der Seelenverkäufer läßt mich gewiß nicht los ... Wer — darf ich's denn verantworten, daß ich Sie langweilen komme mit dem Berichte dieser Jammerlichkeiten, die Ihrem Gesichtskreise so fern liegen, so tief unter Ihnen stehen?“

„Die Frage, Haltwig, die können Sie allerdings nicht verantworten,“ sprach Lotti. „Mir liegt nichts fern, was Ihnen Unruhe und Pein zu verschaffen vermag. Vergessen Sie das nie und nimmermehr.“

Er fuhr mit der Hand über seine Stirn. „Ich habe es nicht vergessen ... Sie sehen ja ... Von jeher waren Sie bestimmt, mir ein Trost und Segen zu sein ... von jeher war ich bestimmt, Sie zu quälen ... Das Schicksal erfüllt sich ... Leben Sie wohl! ...“ rief er, wandte sich plötzlich und schritt dem Ausgange zu. Mit einem Male blieb er jedoch stehen. Seine Augen hatten sich fest und starr auf ein kleines Bild gerichtet, das an der Wand über dem Arbeitstische hing. Das wohlgetroffene Bild Meister Fessler's.

„Ihr Vater ... Ihr Vater, das war ein Mann! Er hatte Alles vom Künstler, nur nicht die Selbstsucht, nur nicht den Ehrgeiz. Er kannte die Affenliebe für seine Producte nicht, und nicht die blinde Freude an dem Geschaffenen, sondern nur die große Freude an seinem Schaffen ... Er trieb sein Handwerk wie eine Kunst. Wir — treiben unsere Kunst wie ein Handwerk,“ sprach er dumpf und schmerzlich, und verließ das Zimmer.

## IX.

„Wohin geht denn unser Fräulein in solchem Staat?“ sprach das Schneiderlein im vierten Stock des Nachbarhauses.

„Nacht gewiß Visiten,“ meinte Leopoldine und beugte sich recht weit aus dem Fenster, um Lotti nachzublicken, die soeben über den Platz schritt.

Der Alte folgte dem Beispiel seiner Tochter und rief in Begeisterung: „Schau, schau! Es gibt doch nichts Schöneres, als ein schwarzes Seidenkleid ... Aber Falten muß es haben, muß sich so gewiß ausbreiten — das ist anständig, das ist elegant!“

„Nein, elegant ist es just nicht!“ erwiderte Leopoldine, ihr kleines, breites Näschchen rümpfend.

„Nicht? Kannst Du Dir das Fräulein denken in so einer modernen Ofenröhre, wie Du da hast?“ rief der Schneider, indem er verächtlich auf das enge Kleid deutete, das seine Tochter trug.

„Sie nicht — sie freilich nicht —“

„Freilich nicht!“ spottete der Vater ihr nach, „und hätte doch eher als tausend Jüngere die Gestalt dazu, ist ja gewachsen wie eine Tanne!“

„Nein, nein, sie soll nur bei ihren alten Moden bleiben, ihr steht's, ein Anderes dürft's nicht tragen.“

„Und warum nicht? Weil es geschmeid ist? Weil es geschmackvoll ist?“ polterte der Alte, und der Zanf zwischen den Beiden entbrannte.

„Sagt, was Ihr wollt!“ pläzte das Mädchen plötzlich heraus, „wenn Ihr einmal todt seid, halte ich mir doch ein französisches Modejournal!“

„Dann kannst Du's thun!“ schrie der Vater, gereizt, aber nicht gekränkt durch diese brutale Aeußerung:

Seine Tochter biß sich auf die Lippen, aus ihren dunkeln Augen schoß ein Strahl innigster Liebe: „Deswegen braucht Ihr noch nicht zu sterben,“ sprach sie.

„Fällt mir auch gar nicht ein.“

Und sie gingen an die Beendigung eines höchst unmodernen gestreiften Sommerkleides.

Im gegenüberstehenden Hause hatten die Horatier im Fenster gelegen und Lotti, als sie vorüberkam, mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Auch die weiße Rabe hatte ihr vom Dache herunter nachgeschaut, und dabei ein derart geschmeibtes Gesicht geschnitten, als ob sie allerlei interessante Dinge wüßte, von denen andere sterbliche Wesen niemals Etwas erfahren.

Lotti aber schritt dahin, so erfüllt von den verschiedenartigsten und dennoch gleich mächtigen Empfindungen, daß sie nicht vermocht hätte zu sagen, welche die vorherrschende sei. Vielleicht war es ein geheimer Thatenrang — der Wunsch, Einfluß auf die Frau Halwig's zu gewinnen, und die Hoffnung, wenn das gelang, durch sie dem Selbstzerstörungswerk Einhalt zu thun, in dem der Dichter begriffen war. Sollte jene aber nichts wissen von seinen schweren Seelenkämpfen? Sollte sie, wenn er auch schweigt — nichts davon errathen haben? Ist es nicht offener Unverstand, sich einzubilden, daß eine Fremde kommen müsse, um der Gattin die Augen zu öffnen? Und dennoch — dennoch — trotz aller Einwendungen ihres Verstandes blieb Lotti von einer Ahnung durchdrungen, für die ihr jeder Grund, jeder Anhaltspunkt fehlte, der Ahnung: die Frau, die er liebt, weiß nichts von seinem inneren Leben.

Lotti war im neuen Stadttheil vor dem neuen Hause angelangt, das Halwig bewohnte. Nett wie ein Schächtelchen stand es da; alles daran frisch und blank und fast blendend vor Glanz und Farbenpracht, Alles geschmackvoll und

schön: die Malereien an den Wänden und am kuppelartigen Gewölbe des Stiegenhauses, die vergoldete Rampe, die schneeweißen Treppentufen. Die einfache Lotti, die Freundin des Alten, sah sich um in all' der bunten, jungen Herrlichkeit und meinte im Stillen, das Neue könne Einem doch auch gefallen.

Sie bemühte sich, den Außendingen recht viel Aufmerksamkeit zu schenken, sie hoffte sich dadurch von der seltsamen Beklemmung zu befreien, die sich ihrer bemächtigt hatte. Doch half es wenig, und Lotti's Herz pochte fast laut, als sie das erste Geschöß erreicht hatte und den Drücker neben einer hohen, hübsch stilisirten Thür berührte, die sich nach wenig Augenblicken vor ihr erschloß. Derselbe Diener, der gestern das Billet Frau von Halwig's überbracht, starrte Lotti mit derselben dummdreisten Miene an, forderte sie jedoch auf, einzutreten.

Er schritt ihr voran durch ein getäfeltes Speisezimmer. Majoliken und Zinnschüsseln, Bierkrüge, Becher und Kelche auf dem Büffet, geschnitzte Stühle, schwerfällige Tische und Schränke: altdeutsch. Durch einen kleinen Salon mit hellgelben Figuren und blumenreichen Tapeten. Pagoden, Vasen, Lüster, Armleuchter aus Porzellan, zahllose Kästchen aus vieux-laque: chinesisch. An der dritten Thür blieb der Bediente stehen, öffnete sie, rief laut: „Fräulein von Fehler!“ und gab der von ihm unversehens Geadelten einen feierlichen Wink.

Lotti trat in ein großes, freundliches Gemach, in dessen Mitte auf einer mit lichtblauem Atlas überzogenen Chaiselongue eine junge Dame lag.

„Wie schön von Ihnen,“ sprach diese und richtete sich, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, mit dem Oberkörper auf. Eine kleine, hilflose Kinderhand streckte sich aus der Fluth von Spitzen, welche die Ärmel des weißen Schlafrocks umgaben, der Besucherin entgegen.

„Wie schön von Ihnen, daß Sie kommen . . . aber ich hab's gewußt, ich habe wirklich auf die Erfüllung meiner Bitte gezählt . . .“

„Sie sehen, wie Recht Sie gehabt . . .“

„Wenn sie so ist, wie ich glaube, dacht' ich mir, als ich meinen Brief fort-schickte, kommt sie sogleich — und Sie wollten ja auch sogleich kommen?“

„Gewiß.“

„Gestern konnt' ich Sie aber nicht sehen — ich war zu leidend —“

„Das hörte ich mit Bedauern,“ erwiderte Lotti theilnehmend, aber auch erstaunt. Leidend, dieses schöne, blühende Geschöpf mit den rosig angehauchten Wangen, den frischen, schwellenden Lippen?

„Und — was fehlt Ihnen?“

„Ich bin sehr, sehr nervenkrank. Hermann weiß nichts davon, man darf es ihm auch nicht sagen; aber mein Arzt ist um mich besorgt,“ versicherte Agathe mit einschmeichelnder, klagender, um Mitleid bittender Stimme.

Sie verschönernte sich noch im Sprechen, ihren Mund umspielte dabei ein so lieblicher Zug, ein so kluger und unschuldiger Ausdruck, daß Lotti dachte: „Dich müßte ein Zauber berebsam finden!“

Die Gesichtsbildung der jungen Frau erinnerte an die der Cäcilie von Albano, deren Bild Restner seinen römischen Studien vorangestellt hat. Ihre reichen, dunklen Haare waren zurückgekämmt und in einem schweren Knoten am Hinterhaupte zusammengehalten. Sie schien groß; die edlen Formen ihrer vollen

und schlanken Gestalt zeichneten sich deutlich unter dem weichen, anschniegenden Stoff des langen, weit über die Füße reichenden Gewandes, in das sie sich, wie kriechend, hüllte.

Sotti stand vor ihr und staunte sie mit jener reinen, fast demüthigen Bewunderung an, die gute und warmherzige Menschen gerade Vorzügen gegenüber, die ihnen selbst-berzagt geblieben sind, am lebhaftesten empfinden.

Diese Frau, wie war sie schön! und wie malerisch, und wie eigenthümlich war ihre ganze Umgebung! Das Gemach glich einem Wintergarten von Blüten-duft und Sonnenschein durchtränkt.

In den Vertiefungen der vier hohen, im rechten Winkel auf einander stehenden Fenster prangten dichte, üppige Gruppen der seltensten Blumen. In einer Ecke breitete eine riesige Fächerpalme ihre zackigen Blätter aus, in der anderen wiegten sich in den Ringen ihrer vergoldeten Käfige ein Araas mit kühnem Schopf und ein blauer Papagei. Eine zierliche Volière beherbergte ein Duzend brasilianischer Vögelchen mit schimmerndem Gefieder. In einem Aquarium schwammen Gold- und Silberfische, hockten langweilige Schildkröten, und aus den Spalten des kleinen künstlichen Felsens, der sich in der Mitte desselben erhob, guckten grüne Eidechsen und gelb gefleckte Salamander mit scheuer Neugier hervor. Zu Füßen der Herrin lag ein weißes Hündchen, dessen Stirnhaare höchst kokett mit einer blauen Schleife zusammen gebunden waren. Einige Schritte von ihm befand sich seine Villa, ein Zelt aus demselben blauen Seidenstoff, aus dem die Thür- und Fenstervorhänge bestanden. Mit diesen stimmte nur das Ruhebett überein. Alle übrigen Möbel schienen je ein Muster von ganz verschiedenen Gattungen. Persische, indische, türkische Stoffe und Stiderein schmückten reich geschmückte, oder eingelegte Gestelle, prangten auf den Kissen, waren über die Tische gebreitet. Das Zimmer war überfüllt, drei Dinge jedoch hätte man darin vergeblich gesucht: ein Gemälde, ein Buch und — eine weibliche Handarbeit. Dagegen waren mehrere Stageren vorhanden, ganz bedeckt mit Rauch- und Reitrequisiten. Cigaretten-Vorräthe hoch aufgespeichert, abenteuerlich geformte Pfeifchen, kleine Tschibuts mit kostbaren, Edelsteinen geschmückten Mundstücken, Reitpfeifchen und Reitstöcke, köstlich damascirte Pistolen, mit Schäften aus Elfenbein, daneben in einem geöffneten Futteral ein goldener Sporn.

Die Besitzerin all' dieser Herrlichkeiten sah voll Vergnügens das Interesse, das Sotti denselben schenkte.

„Es gefällt Dir bei mir!“ sagten ihre großen langbewimperten Augen, dunkelbraun wie der Flügel des Trauermantels, und mit denselben schwimmenden, spielenden Sichtern . . .

„Nehmen Sie doch einen Fauteuil — nicht den, der ist unbequem, den andern — dort! So ist's recht. Und jetzt setzen Sie sich hierher — mir gegenüber, und lassen Sie uns schwätzen, liebes Fräulein.“

Sie neigte den Kopf ein wenig zur Seite und sah vor sich nieder.

„Ich muß Ihnen sagen — ich war gestern nicht nur ungewöhnlich leidend — leg' dich, Gipsy,“ unterbrach sie sich, um zu ihrem Hündchen zu sprechen, das sich auf den Hinterpfoten aufgerichtet hatte, und die herabhängende Hand seiner Herrin mit ungestümer Zärtlichkeit leckte. Gipsy gehorchte.

„Ich muß Ihnen sagen,“ begann Agathe wieder, „ich war nicht nur Leidend, sondern auch . . .“ sie zögerte ein Weilchen, „sondern auch sehr bekümmert.“

„Um ihren Mann?“ fragte Lotti hastig.

„Ach — nein . . .“ lautete die Antwort, in der eine unaussprechliche Bewunderung lag, „ach nein, der macht mir keinen Kummer, der macht mir nur Freude und Ehre.“

„Sie sind also stolz auf ihn — auf seinen Ruf, auf seinen Namen?“

„Seinen Namen? . . . nun — die Galtwigs sind gut, viel besser, als man in meiner Familie zugeben will . . . Aber gerade stolz brauche ich . . .“

„Ich meine seinen Namen als Schriftsteller,“ fiel Lotti ein. Sie lächelte über dieses seltsame Mißverständnis und dachte: ein Kind! — das ist ja ein Kind.

„Freilich, natürlich, auf den bin ich stolz,“ entgegnete Agathe, „man sagt,“ fügte sie halb nachlässig, halb altklug hinzu, „daß ich Ursache dazu habe, und ich glaube es . . . Wenn Sie wüßten wie seine Schriften honorirt werden, mit welchen Summen, Sie würden staunen!“

„So?“ sprach Lotti; und nach einer Pause noch einmal „so?“ — und dann stellte sie, mit viel weniger Zuversicht, eine zweite Frage. Sie erkundigte sich nach dem Antheil, den die Frau des Poeten an seiner künstlerischen Thätigkeit nehme, und war im Vorhinein von der Wärme und Größe desselben überzeugt.

Darin hatte sie auch vollkommen Recht. Agathe wußte Alles, was in der Schreibstube ihres Mannes vorging; sie kannte zum Beispiel den Namen des Buches, das er eben unter der Feder hatte. Sie freute sich schon jetzt auf den begeistertsten Brief, den der Verleger darüber schreiben werde. Sie würde „alle die Sachen“ auch recht gern lesen, allein — der Doctor, dieser Tyrann — erlaubt es durchaus nicht, unter sagt ihr durchaus jede Anstrengung ihrer Augen. Und sie fühlt leider, daß er weise daran thut, denn ihre Augen werden mit jedem Tage schwächer. Das kommt vom Aufenthalt in der staubigen Stadt. Agathe müßte auf's Land, und bald, sonst wird sie noch einmal blind, wie ihre Großmutter, die auch im zweiundzwanzigsten Jahre . . .

„Perro! Perro! Perroquet,“ rief sie plötzlich dem Papagei zu, der sich von Anfang an in das Gespräch gemischt hatte, und dessen Geschrei immer gellender wurde. „Der Vogel ist unerträglich!“ Sie wand sich auf ihrem Ruhebett und preßte den Kopf in die Kissen. „O Fräulein, erbarmen Sie sich, haben Sie doch die Güte, den Schawl dort, sehen Sie — den dort — über den Käfig dieses Unthiers zu werfen.“

„Danke, danke!“ sprach sie, nachdem Lotti ihrem Wunsche nachgegeben war und Perroquet, plötzlich in Dunkelheit versetzt, still geworden. „Und kommen Sie — und geben Sie mir die Hand. Aber, ohne Handschuh.“

Rasch und geschickt streifte sie den Handschuh herab, und hielt die unwillkürlich widerstrebenden Finger Lotti's mit einer Kraft fest, die man ihr niemals zugetraut hätte.

„Diese Hand hat mein Hermann oft geküßt,“ sprach sie, „ich weiß es . . . bin aber nicht eifersüchtig — da haben Sie den Beweis . . .“

Sie hatte sich vorgebeugt und drückte nun ihre Rippen auf Lotti's Hand.



Sie that es mit einer gewissen trotzigen Innigkeit, mit einer Gewalt, der sich Lotti nicht zu entziehen vermochte, so gern sie es gethan hätte. Diese Huldigung war ihr qualvoll, sie meinte sich im Leben nicht so beschämt gefühlt zu haben.

„Ich habe Sie lieb!“ sagte die junge Frau und warf mit der anmuthigsten Bewegung den Kopf in den Nacken, „und wünsche, daß auch Sie mich lieb gewinnen, und daß auch Sie es mir beweisen.“

„Und — wie könnte ich das?“

„Wenn ich es Ihnen sage, wollen Sie es dann thun? . . . Wollen Sie es thun?“ wiederholte sie, und stieß, nachdem sie eine bejahende Versicherung erhalten hatte, einen leisen Schrei des Jubels aus. Wenn Lotti ihr half, dann war geholfen.

Und jetzt setzte sie dasjenige, um das es sich handelte, klar, deutlich, ohne die geringsten Umschweife auseinander.

Sie hatte einen liebenswürdigen, großmüthigen, herrlichen Vater; allein — das war sein Unglück; leichtsinnig wie ein Lieutenant, dieser arme Papa! — Und die Mama, die ein Engel ist, und die beiden jungen Brüder, die Cadetten sind bei der Cavallerie, die haben auch alles andere eher erfunden, als die Sparsamkeit. Kein Wunder wenn es Verlegenheiten ohne Ende gibt. Aus den größten hat bisher regelmäßig der ältere Bruder Papa's geholfen, der vor fünfzehn Jahren eine unermäßig reiche Fabrikantenstochter aus Liverpool geheirathet und England seitdem nicht mehr verlassen hat. Die Ehe ist kinderlos geblieben, und seit langer Zeit bestehen der Onkel und die englische Tante darauf, daß Agathens Eltern, womöglich auch deren Söhne, zu ihnen kommen, sich ganz bei ihnen etabliren, nur Eine Familie mit ihnen bilden möchten. Das soll auch geschehen, der Entschluß ist gefaßt, der Tag der Abreise schon festgesetzt. Allein, der sonst immer so vernünftige Onkel will nicht begreifen, daß Papa nicht fort kann, ohne einige Zahlungen beglichen zu haben, die wirklich dringend sind . . . Ehrenschulden an Leute, denen man nicht sagen mag: warten Sie . . . die höchstens denken dürften, man habe nur augenblicklich die Kleinigkeit vergessen . . . Ein Mann wie Papa! — O, wenn Lotti ihn kennen würde! . . . Und, mit einem Wort, es steht so: Papa besitzt ein kleines Gut, sechs Stunden von der Stadt, in der reizendsten Gegend. Unvergleichlicher Reithoden! Es war immer Agathens Lieblingsaufenthalt. Das müßte verkauft werden — gleich, gleich — ohne Verzug und nicht unter seinem Werth. Der Erlös desselben deckt alle Differenzen und leichten Herzens verlassen Papa und Mama die Heimath, und erhobenen Hauptes treten sie vor die fremde Schwägerin. Ihnen ist die Demüthigung erspart, die gräßliche, mit einer Bitte auf den Lippen in dem Hause zu erscheinen, das sich ihnen gastfreundlich erschließt . . . Genug, das Gütchen muß verkauft werden, und der Käufer muß — Hermann sein, und Lotti, die er so unaussprechlich verehrt, deren Meinung ihm von höchster Wichtigkeit ist, muß ihn dazu bewegen . . . Will sie es thun? sie will, sie hat es versprochen, sie darf jetzt nicht Nein sagen. Sie wird ihren Einfluß geltend machen . . .

„Sie wollen, Sie werden Fräulein — nicht wahr? und bald — und heute noch?“

Agathens Blicke hingen an den Lippen der Schweigenden: „Antworten Sie mir — reden Sie!“

„Was soll ich sagen?“ sprach Lotti in peinlicher Verwirrung. „Ich weiß nicht, ob man das von ihm verlangen darf — ob ihm die Mittel zu Gebote stehen . . .“ Sie stockte, sie sah Haltwig vor sich, wie er am nämlichen Morgen zu ihr gekommen war, alle Zeichen verzweiflungsvoller Pein und tiefster Erschöpfung in seinen Zügen.

„Die Mittel?“ rief die junge Frau — „er ist so reich, als er sein will. Die Summe, die er braucht, um meinen allerhöchsten und innigsten Wunsch zu erfüllen, und um meine Eltern aus der unangenehmsten Lage zu befreien — die Summe bietet sein Verleger ihm an . . . Er braucht nur einen Contract zu unterschreiben, in dem er sich verpflichtet . . . Ich kann nicht sagen, wie viele Bände zu liefern in einer bestimmten Zeit . . . und denken Sie! statt freudig auf den Vorschlag einzugehen, zögert er — kann zu keinem Entschluß kommen, und ich —“ eine plötzlich aufsteigende Röthe, wie eine beschämende Erinnerung sie erweckt, bedeckte ihr Angesicht, „ich habe ihn vergeblich darum gebeten.“

„Wie können Sie glauben,“ sagte Lotti, „daß er mir Etwas zugestehen wird, das er ihnen abschlug?“

„Er wird! Er hält so viel auf Sie! verehrt Sie so grenzenlos . . . Er wird Sie nicht der Parteilichkeit anklagen, wie er es mir thut in seiner Eifersucht auf die Meinen . . .“ erwiderte Agathe melancholisch und fügte mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Ach, diese Eifersucht ist schrecklich bei ihm, ist schon eine fixe Idee . . . und so schwer ich mich von meinen armen Eltern trenne — ich wünschte wahrlich sie wären drüben über dem Meere, und ich sähe sie nie mehr und er hätte nie wieder Gelegenheit, mir vorzuwerfen, daß sie mir lieber sind als er . . . als er — um den ich sie verlassen habe!“

Was war das für eine kindische und gewiß ungerechte Klage, und dennoch, welches Mitleid erregte sie in derjenigen, der sie mit so weicher, bezaubernder Stimme, mit so großen Thränen in den feuchten stehenden Augen vorgebracht wurde.

Und jetzt falteten sich die Hände der schönen Frau: „O Fräulein Lotti . . .“

Da pochte es an der Thür, der Diener erschien und meldete: „Herr von Schweizer.“

Agathe schnellte empor.

„Soll warten, ich lasse bitten. Er kommt zwar sehr ungelegen, der gute Schweizer,“ fuhr sie fort, nachdem der Diener sich entfernt hatte, „aber dennoch darf man ihn nicht wegschicken. Auch der könnte helfen! . . . Einen Augenblick, liebstes Fräulein!“ Sie stand schon auf ihren Füßen — „in so tiefem Nöglis will ich mich vor einem Herrnbesuche nicht sehen lassen. Empfangen Sie ihn an meiner Stelle; der gute Schweizer, unser Advocat, ein Jugendfreund meines Mannes, bleibt nie lange. Sie aber müssen lange bleiben . . . Gehen Sie, ich komme Ihnen gleich nach. Ich bitte Sie! ich bitte! . . . Keine Entwendungen! . . . Sie dürfen nicht fort — wir behalten Sie zu Tisch, das steht in den Sternen geschrieben, dagegen vermögen Sie nichts.“

Sie sprach das Alles rasch mit ihrer weichsten Stimme, und dabei mit

einer Bestimmtheit, die nicht einmal den Versuch eines Widerstandes aufkommen ließ.

„Sei es denn!“ sagte Lotti, und fügte in Gedanken hinzu: So laßt uns in einem fremden Hause, einen fremden Besuch, im Namen einer fremden Frau empfangen.

Mitten in dem chinesischen Vouboir, in das sie eintrat, stand ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Eine gedrungene untersezte Gestalt, dunkel, etwas nachlässig gekleidet. Ein mächtiger Kopf mit dichtem, schon in's Graue spielenden, büstenartig zugestutztem Haar und ebensolchem, bis auf die Brust reichendem Vollbart, saß auf kurzem Halse, von athletisch geformten Schultern stolz getragen. An dem ganzen Menschen sprach alles, die Haltung, die Miene, die breite wie in Erz gegossene Stirn, die kräftige gerade Nase mit den scharf gezeichneten Nasenflügeln, der streng geschlossene Mund, es sprachen die energisch blickenden und tief liegenden Augen von Festigkeit und unbegreiflichem Willen.

Das Befremden, das ihn ergriff, als er statt der erwarteten Hausfrau eine Unbekannte in's Zimmer kommen sah, gab sich in seinen Zügen deutlich und mit einem Mißfallen kund, das Lotti in Verlegenheit setzte. Sie fand nicht gleich ein erklärendes Wort, um derselben ein Ende zu machen, und so standen sie ein Weilchen in höchster Unbehaglichkeit vor einander.

Da öffnete sich ein Klein wenig die Thür von Agathens Gemach. Schlank, weiß und schmiegsam, preßte sich die junge Frau, die sich in ihrem Morgenkleide vor einem Herrnbesuch nicht sehen lassen konnte, in den schmalen Zwischenraum.

„Sieber Freund,“ sprach sie, „das ist Fräulein Fessler; mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen.“

Sie war verschwunden.

Derjenige aber, an den sich diese Worte gerichtet hatten, starrte die wieder geschlossene Thür mit einem so eigenthümlich verlangenden und zugleich wüthenden Blicke an, er hatte, als Agathe sich unerwartet in derselben zeigte, auf ihre Lichterscheinung einen so heißen Blick geworfen, einen Blick, so sprühend von Leidenschaft und Groll, daß Lotti — die unerfahrene, weltunkundige Lotti, mit plötzlichem und bangem Begreifen zusammenschrak. Sie dachte:

Was ist das? Hilf Himmel — der haßt oder — der liebt sie.

## X.

„Fräulein Fessler?“ sprach er, sah sie durchdringend an und verbeugte sich rasch. „Meine Verehrung. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich heiße Schweizer, und bin ein Tyroler.“ Er lachte, und dabei kamen zwei Reihen Zähne zum Vorschein, so weiß und dicht, daß es eine Freude war.

Lotti und er wechselten einige hergebrachte Redensarten.

„Ja, ich habe viel von Ihnen gehört,“ sagte Schweizer plötzlich mit verändertem Tone, „am meisten vor acht Tagen. Da traf ich Halwig auf dem Wege zu Ihnen. Ein erster Besuch — nach vielen Jahren . . .“

„Das waren Sie?“ versetzte Lotti. „Sie haben ihm damals einen sehr guten Rath gegeben.“

„Hat er mich verklagt? . . . Ja, ja, mein Rath war gut, zu gut, um befolgt zu werden.“

Lotti schwieg und er fragte:

„Haben Sie sein letztes Buch gelesen?“

„Nein.“

„Lesen Sie es nie! . . . oder doch — lesen Sie es, und sagen Sie mir dann, ob ich Recht habe, ihm zuzurufen: Halt ein!“

„Sie haben Recht; ich brauche, um davon überzeugt zu sein, das Buch nicht zu lesen.“

„Ihnen graut! Sie wissen, was Sie zu erwarten hätten. Gut denn, lesen Sie nicht, aber helfen Sie mir. Wirken Sie in meinem Sinne auf ihn ein. Ihr Einfluß ist groß. Ich bin dessen inne geworden, als er neulich nach jener Unterredung mit Ihnen heimkehrte, so ruhig und vernünftig, wie er es seit Langem nicht mehr gewesen ist.“

„Was soll ich thun?“

„Ihn vermögen, der Schriftstellerei für eine Zeitlang Valet zu sagen, und eine andere, freilich minder einträgliche Beschäftigung, die ich für ihn im Auge habe, zu ergreifen.“ Er unterbrach sich: „Aber darüber sprechen wir noch . . . Jetzt sagen Sie mir, warum sehen Sie mich so an?“

„Ich wundere mich —“ erwiderte Lotti, ein wenig außer Fassung gebracht durch diese Frage.

Er ließ sie nicht weiter sprechen.

„Warum?“ fiel er ihr in's Wort. „Weil Sie mir glauben? Nun, das geschieht, weil zwischen zwei absolut redlichen Menschen eine Freimaurerei besteht.“

„Vielleicht — aber seltsam scheint es mir, daß auch Sie meinen Einfluß . . .“

Abermals unterbrach er sie:

„Auch ich? . . . Ganz recht. Ihr Einfluß ist hier bereits angerufen worden — freilich im entgegengesetzten Sinne . . . von einem schönen Vampyr . . .“

Er hielt inne. Die Thür hatte sich geöffnet und Agathe erschien auf der Schwelle.

Sie mußte die letzten Worte gehört haben, es war nicht anders möglich; doch suchte sie offenbar kein Arg in ihnen, denn sie begrüßte den Sprecher derselben mit liebenswürdiger, sogar etwas toletter Freundlichkeit.

Sie hatte sich Zeit zu ihrer Toilette gelassen; diese war aber trotzdem nicht ganz beendet. Die Ohrringe fehlten noch und auch das Medaillon, und die Bandschleife am Halse, an welche es befestigt werden sollte. Sie hielt das Alles in Ihren Händen.

„Nun, lieber Rechtsfreund?“ fragte sie, trat an den Pfeilerspiegel und begann eines ihrer zarten rothigen Ohrläppchen zu quälen, um ihm den Schmutz einer erbsengroßen Perle vom schönsten Orient aufzunöthigen. „Wie steht unsere Angelegenheit? — Sie bringen eine gute Nachricht, das sehe ich Ihnen an.“

„Sie sehen schlecht, gnädige Frau,“ sagte Schweizer trocken und blickte streng in den Spiegel, aus dem ihr zur Seite geneigtes Gesicht ihn anlächelte.

„Ist der Brief, den wir erwarten, angekommen?“

„Er ist nicht angekommen.“

„Und der Zweck Ihres Besuches, wenn man fragen darf?“ Sie wandte sich um und sah spöttisch fragend zu ihm nieder, der sich bei ihrem Eintreten erhob, jetzt aber seinen früheren Platz auf einem Fauteuil, Lotti gegenüber, wieder eingenommen hatte. „Sie werden mir doch nicht weis machen wollen, daß nichts anderes Sie hierher führt, als die Sehnsucht nach meinem Anblick?“

„Oder der Wunsch, Ihnen Langeweile in's Haus zu tragen? — Nein, ich komme aus einem andern Grunde.“

„Bitte ihn auseinander zu setzen. In Gegenwart dieser theuren Zeugin da . . . Ach, Fräulein Fessler, seien Sie doch so gütig . . .“

Sie reichte Lotti die beiden Enden des Bandes, das sie durch den Ring des Medaillons gezogen hatte, und kniete plötzlich vor ihr nieder. Lotti beeilte sich, die Schleife über dem schlanken Nacken festzuknüpfen, der sich ihr entgegenbeugte, während Schweizer dieser ganzen Procebur mit stillem Grimm zuzusehen schien.

Agathe erhob sich von ihren Knien, um auf ein kleines Canapee zu gleiten, in dessen Kissen sie sich zurücklehnte.

„Ihren Grund, mein Freund. Reden Sie doch. Sie spannen meine Neugier auf die Folter,“ sagte sie, und ein maskirtes Gähnen hob ihre Nasenflügel —

„Ich höre von einem Contract mit einem Buchhändler, den Halwig unterschreiben soll,“ begann Schweizer in ruhigem, nachdrücklichen Tone —

„Daß Sie auch Alles hören müssen,“ warf Agathe dazwischen.

„Und will ihn daran hindern,“ fuhr Schweizer fort. „Ich habe den Contract nicht gesehen, aber ich weiß, wer ihn ausgestellt hat, und das ist mir genug. Es kann auch Ihnen genug sein. Glauben Sie mir, gnädige Frau, Sie sind eine so jätliche Gattin, rathen Sie Ihrem Mann, sich doch lieber an einen Clavenhändler zu verkaufen, er kommt dabei weniger zu Schaden.“

„Sie sind einzig, lieber Freund. Also, nicht gelesen — den Contract? Da komme ich doch einmal im Leben in die Gelegenheit, Sie zu belehren. Der Verleger, den Sie verabscheuen — der Arme! — fordert, zehn Jahre hindurch, alljährlich drei Bände . . . Ich erinnere mich jetzt,“ schaltete sie ein, zu Lotti gewendet — „Ist das zu viel? . . . Für Hermann, sage ich Ihnen, ist das nichts . . .“

„Drei Bände!“ rief Schweizer, „und sie brauchen nicht einmal sehr dick zu sein, wenn sie nur recht viel Scandal enthalten, nur einige Seiten, auf denen das Unsagbare gesagt wird — nur ein einziges Capitel, das von Dingen handelt . . . Dingen — die man in Gegenwart verehrter Frauen —“ er sah Lotti fest an, und neigte den Kopf, „nicht nennt.“

„Da haben Sie den ganzen Schweizer!“ versetzte Agathe mit ihrem hellsten Lachen, und mit der siegreichen Ueberlegenheit des Gleichmuths über den aufbrausenden Zorn. „Sehen Sie, Fräulein Fessler, wie er mich mißhandelt, mein Freund, mein strenger, grausamer, aber doch alleraufrichtigster Freund.“

Und dabei neigte sie sich vor und blickte ihm von unten hinauf in's Gesicht, lockend, herausfordernd, als wollte sie ihn ganz einhüllen in Bezauberung, sie, die junge, schöne, glänzende Frau, den alternden, schlichten Mann, dessen Züge etwas Steinernes annahmen, und der in hartem Tone sprach:

„An wem ist Ihnen mehr gelegen? An diesem aufrichtigen Freund, oder an ihrem blauen Papagei?“

„Keine Gewissensfragen! Kommen Sie mir jetzt nicht mit Gewissensfragen! Bleiben wir bei der Stange. Aufrichtig! wenn ich bitten darf.“ Sie wurde ernst, und sprach in kaltem und geschäftsmäßigem Tone: „Sie sind gegen die Unterschrift, weil Sie nicht zweifeln, daß uns bald auf andere Art aus der Verlegenheit geholfen werden wird . . . Leugnen Sie doch nicht! — Unser Proceß steht gut — er kann nur gut stehen, sagt Hermann, der gewiß kein Sanguiniker ist . . .“

„Sagt Hermann, daß es mit dem Proceß gut steht? — Das sagt er Ihnen? Warum nicht lieber mir, den es trösten würde; denn ich sehe schwarz in der Sache, ich halte sie für verloren, und Hermann wäre meiner Meinung, wenn er den Gang der Angelegenheit verfolgt hätte. Aber dazu hat er keine Zeit. Er hört mich gar nicht an, wenn ich relationiren komme.“

„Sie müssen wissen,“ fuhr Schweizer, zu Sotti gewendet, fort, „daß Halwig eine sehr gerechte Forderung an die Enkel eines Gutsbesizers in Mecklenburg stellt, dem sein Großvater dereinst ein ansehnliches Darlehen gemacht. Die Summe war auf dem Gute intabulirt, es scheinen Interessen davon gezahlt worden zu sein, allein im Testamente des alten Herrn von Halwig blieb sie unerwähnt. Sein Sohn machte wol seine Rechte geltend, jedoch mit wenig Nachdruck, schläfrig und halb, wie er Alles zu thun pflegte. Der Mecklenburger war inzwischen in zerrütteten Vermögensverhältnissen gestorben. Seine Kinder legten keinen besonderen Eifer an den Tag, sich der Schulden zu entledigen, die ihr Vater ihnen hinterlassen . . . und so vererbten sich Verpflichtung und Forderung auf die Kinder dieser Kinder, und auf den Sohn jenes Sohnes. Ich erspare Ihnen eine juridische Auseinandersetzung, ich sage nur, daß Halwig's Recht so klar ist, wie der Tag, und daß ich überzeugt war, es zur Geltung bringen zu können, als ich selbst ihn bestimmte, die schon aufgegebene Sache wieder aufzunehmen, und mir ihre Führung getrost zu überlassen . . . Nun — ich habe vergeblich gerungen. Ich werde dem Rechte nicht zum Sieg verhelfen. Ich erkläre das meinem Klienten, so oft ich ihn sehe. Aber machen Sie einem Menschen etwas begreiflich, was er nicht begreifen will — entwurzeln Sie eine Hoffnung, welche durch die Furcht vor Verzweiflung eingepflanzt worden ist . . .“

Agathe horchte seinen Worten mit verhaltenem Athem.

„Sie selbst,“ sagte sie jetzt, „haben die Hoffnung, die Sie ihm nehmen wollen, noch nicht verloren. Jener Brief von Ihrem Abgesandten, den Sie erwarten, kann günstige Nachrichten bringen . . . Jenen Brief,“ sie blickte ihn forschend an, „erwarteten Sie, wenn ich nicht irre, schon gestern . . .“

„Er ist ausgeblieben — wie ich bereits meldete.“

„Lieber Freund, wenn der Brief fortfährt auszubleiben — oder wenn er eintrifft mit schlechten Nachrichten beladen — dann, lieber Freund, dann liebes Fräulein Fesler —“ Sie ergriff Sotti's Hand, und hielt sie angstvoll mit ihren Fingern umklammert — „dann muß Hermann den Contract unterschreiben. — Meinen Eltern muß geholfen werden. Sehen Sie das nicht ein, Sie Beide! . . . Haben Sie nicht auch Eltern gehabt, die Sie liebten? . . . Denken Sie an

Ihren Vater, Fräulein Fessler, Hermann hat mir so viel von ihm erzählt, daß ich meine ihn gekannt zu haben. — Denken Sie an Ihre Mutter, Schweizer, der Sie so viele Opfer gebracht . . . Fragen Sie sich, hätten Sie nicht Ihre Seele für Vater und Mutter verkauft?"

Botti wollte sprechen, aber Schweizer schnitt ihr das Wort ab:

„Meine Seele, vielleicht — die eines Andern? — Nein!“

„So spricht ein Junggesell. Mann und Weib sind Eins, und ich erkläre denn . . . aber wie lächerlich, wie lächerlich sind wir mit unserem Seelenverkauf! Als ob sich's darum handelte! . . . Hören Sie meinen unwiderrüflichen Entschluß: wenn der Proceß günstig für uns entschieden wird, dann zerreiße ich den Contract mit meinen eigenen Händen — die Sie dann küssen werden, Schweizer! — Wir kaufen sofort das Gut meiner Eltern, ziehen uns dahin zurück, und sind glücklich, wie wir es schon einmal waren — in England auf dem Lande . . . Mein Herr Gemahl wird mir zu Ehren noch ein Sportsman. Man sieht ihn niemals anders, als im rothen Frack, oder im Jagdrock mit grünen Aufschlägen . . . und nirgends anders, als bei mir . . . und immer — zu Pferd, zu Wagen, oder auf der Pirsch, — immer nur bemüht, mich zu bezaubern . . . Das gelingt ihm. — Hingerissen falle ich meinem Helden, meinem Ritter in die Arme. Unter einem Hollunderbusch und vielen Wonnethränen schwören wir uns täglich ewige Liebe!“

Sie sagte das schalkhaft, übermüthig, und dabei lag doch in ihrem Tone, in ihren Augen, eine geheimnißvolle Wehmuth, eine sehnüchtige Zärtlichkeit, die zu all' den Scherzen nicht paßten.

Schweizer saß aufrecht und steif vor ihr wie die Statue eines Pharaonen, und starrte sie selbstvergeffen an.

Sie fuhr fort: „Wir könnten selig sein. Selig, einander endlich anzugehören, endlich für einander zu leben. Das geschieht hier nicht, in der widerwärtigen Stadt. Auf dem Lande, und wenn Hermann noch so viel zu thun hätte, bliebe ihm mehr Zeit für mich. Hier vergehen Tage, an denen ich ihn nicht sehe, das halbe Stündchen ausgenommen, das wir bei Tische zubringen. Und wovon spricht er da? Von Büchern, Zeitungen, Recensionen . . . Ich frage mich oft: Habe ich einen Mann geheirathet, oder eine Schreibmaschine?“

„Das fühlen Sie?“ rief Schweizer, „und könnten sich doch entschließen, dieser ohnehin überbürdeten Maschine, deren Motor ein Menscheng Geist ist, neue Lasten aufzubringen?“

„Ich thu' es nicht, Freund! ich nicht! — Die Nothwendigkeit thut es. Was mich betrifft, ich hasse die Schreiberei. Hinge es von mir ab — Hermann brauchte nie wieder eine Feder anzurühren . . . Da kommen Leute zu ihm — Literaten, die sagen, Schriftstellern sei unweiblich. Ich möchte immer erwidern: nein, meine Herren — unmännlich ist's! Männlich ist Löwen und Tiger jagen, auf einem Seil über den Niagara wegschreiten, Schlachten gewinnen, Städte bauen . . . aber weißes Papier schwarz machen . . . bah! . . . O lieber, lieber Freund! wenn Sie nur recht wollten, Sie könnten uns aus aller Noth und Drangsal retten — man sagt, Sie hätten noch nie einen Proceß verloren . . .“

Wieder beugte sie sich zu ihm, sah ihm schmeichelnd in's Gesicht, und legte ihre Fingerspitzen auf seinen Arm.

Er erhob sich rasch: „Daß doch alle Weiber . . . verzeihen Sie, alle — Frauen gleich sind! daß doch jede meint, den Advocaten gewinnen, hieße den Proceß gewinnen . . . Ich blieb zu lange — kann Hermann leider nicht erwarten — so gern ich auch . . .“

Er hatte seine Taschenuhr hervorgezogen, und Lotti sah, obwol sie wahrlich in dem Augenblick nicht an Uhren dachte, daß es nur eine silberne Remontoir von einfachster Arbeit war.

Agathe holte seinen breitkrämpigen Hut herbei und reichte ihm denselben mit einer feierlichen Geberde.

„Leben Sie wohl, Gebieter über unsere Schicksale!“ sagte sie, „und nochmals — nochmals! wenn Sie wiederkehren, bringen Sie uns das Glück in Gestalt eines Briefes aus Mecklenburg in der Tasche Ihres wunderschönen Ueberziehers mit.“

Er verbeugte sich, trat vor Lotti hin und sprach:

„Vergeffen Sie nicht, daß wir Bundesgenossen sind.“

Damit verließ er das Gemach.

## XI.

„Seine Bundesgenossin wären Sie?“ fragte Agathe, „indef ich mein Vertrauen auf Sie setze? . . . Nein, nein, das wäre Verrath, dessen Sie nicht fähig sind . . . Sie halten mir Wort, und wenn Hermann kommt . . . Aber,“ unterbrach sie sich mit einem Mal äußerst beunruhigt, „warum ist er nicht da — nicht längst da — — er pflegt sonst nie des Morgens auszugehen und heute, als ich erwachte und nach ihm fragte, hieß es, er sei fort . . . in aller Frühe fortgegangen . . . unbegreiflich . . . unbegreiflich —“ wiederholte sie, eilte an das Fenster, öffnete es und blickte in gespannter Erwartung auf die Straße hinunter.

Plötzlich überdeckte sich ihr Antlitz mit Purpurgluth. „Er kommt!“ rief sie jubelnd, und schwang ihr Taschentuch in der Luft.

„Sie entschuldigen mich doch, Fräulein, wenn ich ihm entgegengehe? . . . Ich muß die Freude haben ihm anzukündigen, daß er Sie hier findet.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, war sie verschwunden.

Mit seltsam gemischten Empfindungen blickte Lotti ihr nach und dachte: „Sie liebt ihn — das ist ja viel . . . für ihn wol alles . . .“

Eine Weile danach erschien Halwig — ein Anderer als derjenige, den Lotti am selben Morgen bei sich gesehen. Freudig und sorgenlos begrüßte er sie, sprach viel, war der liebenswürdigste und aufmerksamste Wirth. Beim Dessert gab er eine lustige Geschichte zum Besten, die ihm Papa, den er unterwegs begegnet, erzählt hatte.

Seine Heiterkeit schien natürlich und ungezwungen, und dennoch, ohne sich erklären zu können warum, vermochte Lotti ihrer nicht recht froh zu werden.

Das Mittagessen war vorüber und man begab sich zum schwarzen Kaffee,



nach dem Zimmer des Hausherrn. Es hatte einen eigenen Eingang durch das Vorgemach.

Als Lotti dieses an Hermanns Arme betrat, erhob sich plötzlich ein kleines Männchen von einer der Bänke an der Wand und nahte mit höflicher Begrüßung.

Bei dessen Anblick fuhr Halwig leicht zusammen:

„Sie selbst? . . . Sie warten? . . .“

„O nicht lange.“ Die Herrschaften hatten schon beinahe abgesspeist, als ich kam, und ich beschwor den Diener, Sie nicht zu stören.“

„Treten Sie doch jetzt ein! . . . Kommen Sie —“ sprach Halwig, und Lotti fühlte seinen Arm zuden unter ihrer Hand.

„Wenn Sie erlauben, Herr Baron, allein ich habe Eile . . . und nur weil der Zufall mich eben hier vorbeigeführt, und um Ihnen die Mühe des Schickens zu ersparen — bin ich da, um das Versprochene abzuholen.“

„Kommen Sie denn! — Kommen Sie! . . .“

„O, ich bitte! . . . Erst die Damen —!“

Er stellte sich mit einem langen Schleichschritt seiner schiefen Beine neben die Thür, die Halwig aufgestoßen hatte, und machte ein einladendes Zeichen. Seine vorquellenden Augen leuchteten vor cynischer Bewunderung, als Agathe an ihm vorüberschritt.

„Die Frau Gemahlin?“ flüsterte er Halwig vertraulich zu — „ganz superb — ich gratuliere!“

„Einen Augenblick, Fräulein Fesler! — Einen Augenblick, Agathe,“ sprach Hermann gepreßt und scharf, und winkte den Beiden, an dem Tische Platz zu nehmen, auf welchem der Kaffee servirt war.

Er selbst trat an den Schreibtisch, zog die unterste Lade desselben hervor, nahm ein versiegeltes Packet heraus und reichte es seinem Besucher.

Der ergriff oder vielmehr riß es mit einer hastigen Bewegung an sich.

„Es ist doch das rechte? — Sie verzeihen — ich breche die Siegel . . . Eine Irrung ist so leicht geschehen.“

„Überzeugen Sie sich,“ sagte Halwig in einem Tone, den mühsam bezwungener Ingrimm beben machte.

Der Kleine hatte sich an die Fenstervertiefung begeben und begann dort den Inhalt des Packets zu untersuchen.

„Alles in Ordnung. Hingegen da — auch Alles in Ordnung.“ Er überreichte Halwig einen zusammengefalteten Bogen, den dieser auf den Schreibtisch warf. „Nicht so, Herr Baron, bitte sich gleichfalls zu überzeugen. Bitte um pedantische Genauigkeit in Geschäften. Bitte um Vorsicht, bitte sogar um Mißtrauen.“

Er stieß ein leises, widertwärtiges Gefächel aus und blinzelte Halwig halb höhniß, halb mitleidig an, während der das Schriftstück durchsah.

„Sie sind mit mir zufrieden, hoffe ich. Haben auch alle Ursache. Für Sie ist gesorgt. Wie ich dabei wegkomme, das ist eine andere Frage. Allein für Sie . . . was thäte ich nicht für Sie, Herr Baron?“

Er empfahl sich, von Hermann bis an die Thür begleitet.

Agathe lachte ihm herzlich nach: „Was war denn das für ein Ungeheuer? O Fräulein Fessler, haben Sie seine Füße gesehen und seinen Gang bemerkt? . . . Mir scheint, nein. Warten Sie, ich will das herrliche Schauspiel vor Ihnen erneuern. Sie müssen sich noch einmal daran erquicken. Einwärts! noch einwärts! so — nicht wahr?“

Sie begann im Zimmer umher zu humpeln, ihrem Manne entgegen und ließ sich, mit Absicht ausgleitend, in seine Arme fallen. Er umschlang sie und drückte einen langen, leidenschaftlichen Kuß auf ihre Lippen.

„Meine Agathe! mein Herz, mein Glück, mein Leben!“

Mit schwerer Selbstüberwindung entzog er sich ihrer Umarmung und trat an ihrer Seite vor Lotti hin.

Diese fragte: „Halwig, war das der Mann, der Ihnen einen Vertrag anbietet, in welchem . . .“

Er fiel ihr in's Wort: „In welchem ich ihm zehn Jahre meines Lebens verschreibe? Nein. Dem nicht einen Tag. Aber wer hat Ihnen gesagt — Du?“ wandte er sich an seine Frau, die bejahend nickte und dann sprach:

„War's nicht recht?“

„Ganz recht. Wir haben kein Geheimniß vor Fräulein Lotti.“

„Das meinte ich auch, und setzte ihr die ganze Angelegenheit auseinander. Sie wird Dir ihre Gedanken darüber sagen.“

Halwig hatte ihr zerstreut zugehört: „Ich vergesse, ich habe eine Botschaft von Papa an Dich.“

„Der arme Papa, Du vergiffest ihn immer.“

Die Stirn Hermanns verfinsterte sich einen Augenblick, aber er fuhr fort, ohne Etwas auf den Vorwurf zu erwidern: „Deine Eltern sehen heute einige Bekannte beim Thee. Sie zählen auf Dich. Sie werden den Wagen schicken, um Dich abzuholen. Ich habe in Deinem Namen zugesagt. Du wirst meinem Wort doch Ehre machen?“

„Ungern, Du weißt wie lästig mir diese Soiréen sind,“ entgegnete sie und lehnte die Wange an seine Schulter. „Laß' mich bei Dir bleiben, Hermann.“

„Was fällt Dir ein? Du darfst nicht bleiben. Nicht einmal stören darfst Du mich, um mir Gebewohl zu sagen.“

„Nicht einmal Gebewohl? . . . Fräulein Fessler, ist das nicht hart, nicht unerträglich? . . . Und diesen Zustand zu verewigen soll ich noch beitragen, o wenn ich das bedenke . . .“

„Agathe,“ rief er heftig und gequält . . . „Du weißt doch . . . mein Gott was willst Du denn? . . . Gehe, liebes Kind,“ setzte er bittend hinzu, „Du mußt ruhen, ein wenig schlummern, wenn Du abends in Gesellschaft sollst. Gehe.“

Sie sah ihn traurig und getränkt an und sprach nach kurzem Schweigen zu Lotti:

„Er ist ein Tyrann und ich gehorche. Liebstes Fräulein, schenken Sie ihm eine Tasse Kaffee ein und ein Gläschen Chartreuse, und bleiben Sie noch ein wenig bei ihm.“

Sie drückte Lotti's Hände, bat sie, recht bald, unendlich bald, spätestens morgen wieder zu kommen und schritt dem Ausgang zu. Aber an der Thür blieb sie

stehen, wandte sich, preßte die Finger an ihren Mund und warf mit einer Gebärde voll Innigkeit Hermann einen Kuß zu.

Er erwiderte ihren liebevollen Gruß, und als sie das Zimmer verlassen hatte, starrte er ihr nach, schien wie unwiderstehlich angezogen, ihr folgen zu wollen . . . aber nach kurzem Kampfe trat er zurück, warf sich in einen Sessel und versank in dumpfes Hinbrüten.

„Sie haben mir noch nicht gesagt,“ begann Lotti zögernd, „und ich wünschte doch sehr den Erfolg Ihrer heutigen Unterredung zu erfahren.“

„Was Sie soeben gesehen haben — das war der Erfolg,“ rief Halwig aus. „Der Ehrenmann, über den Agathe so herzlich gelacht hat, ist derselbe, zu dem ich sagen mußte: Ich kann Ihnen nicht Wort halten, Herr . . .“

„Und was hat er?“

„Gleich viel . . . ich habe mich losgekauft. Ich bin frei . . . Frei,“ wiederholte er mit einer Beklommenheit, die zu jedem andern Worte besser gepaßt hätte, als zu diesem.

„Halwig — Halwig — wie haben Sie sich losgekauft?“

„Beruhigen Sie sich, beste Freundin! — Auf die einfachste Art. Ich habe ihm ein Manuscript ausgeliefert, das schon vor Jahren in seinen Händen war, und das ihm damals abgerungen wurde — durch den tugendhaften Schweizer, dem ich nebenbei ganz gern ein Zeichen von Unabhängigkeit gebe.“

„Warum hat der es ihm abgerungen? . . . Antworten Sie nicht! Ich thü's für Sie — und mit mehr Wahrhaftigkeit, als Sie es thäten: weil es Ihrer unwürdig ist, unwürdig eines Dichters, eines Priesters, wie der Dichter sein soll, dem ein heiliges Amt hier auf Erden anvertraut ist . . .“

Eine ungewohnte Strenge sprach aus ihrer Stimme und aus ihren flammenden Zügen. „O, glauben Sie nicht, eine verschämte, alte Jungfer zu hören, die sich einbildet, ein Mann, ein Schriftsteller, der seine Zeit schildern will, werde die Feder immer nur in Blüthenduft und Morgenthau tauchen. Ihr habt Furchtbares zu zeichnen, zeichnet es denn mit furchtbarer Kraft und Deutlichkeit, aber auch mit dem tiefinnerlichen Schaudern, das Euer Schüler, Euer Leser, bebend mit empfindet. Nur nicht mit dem ellen, im Häßlichen wühlenden Behagen, das sich auf jenen überträgt . . . Mit dem Behagen, Halwig, das mich — verzeihen Sie mir, es muß ausgesprochen werden — das mich antwiderte aus dem ersten Buch, das Sie nach unserer Trennung geschrieben haben.“

„Aus dem —“, rief er, kämpfend zwischen Bestürzung und Hohn.

„Sie begreifen das nicht,“ fuhr Lotti unerbittlich fort, „jenes Buch ist von Ihnen seither so vielfach überboten worden, es ist ein Buch für Kinder im Vergleich zu denen, die ihm folgten. Ich weiß das!“ beantwortete sie den Einwurf, den er machen wollte, „aus Anzeigen Ihrer Buchhändler, aus Lobpreisenden Artiklen, die ich hie und da, so wenig ich danach suchte, in Zeitungen las . . . Ich weiß es, können Sie es leugnen?“

Er schwieg und starrte sie mit einem schwachen Näckeln an. Plötzlich warf er sich in seinen Sessel zurück und sagte: „Wissen Sie, was Sie thun? Sie sprechen zu mir, wie mein eigenes künstlerisches Gewissen. Aber ich darf die Stimmen nicht hören, nicht die Ihre, nicht die seine. Ich habe einmal den Pe-

gasus vor den Pflug gespannt, und er muß pflügen, muß erwerben. Kann ich dafür, daß die Menschen von jeher die Giftmischer besser zahlten, als die Aerzte? . . . Wär's umgekehrt, ich reichte Ihnen Arznei."

"Halwig," schrie Lotti in schmerzlichem Entsetzen auf.

Er richtete sich empor, ein unterdrücktes Schluchzen hob seine Brust. Lotti sah sein Herz pochen gegen sein Gewand. „Beste Freundin, ich bin verloren, machen Sie das Kreuz über mich . . . Sie schütteln den Kopf, Sie verstehen mich nicht. Der Duxus, der uns umgibt, täuscht Sie, der Duxus lügt, wir leben eigentlich von der Hand in den Mund, ich verdiene viel, aber wir brauchen noch mehr, und ich stehe manchmal rathlos vor kleinen Verlegenheiten. — Ist's nöthig, Ihnen das zu berichten? . . . Sie haben ja den sichtbaren Beweis davon erhalten. Das muß anders werden," setzte er nach einer Pause peinlichen Nachsinnens hinzu. „Morgen verschreib' ich mich dem Teufel. Ich thu' es nur deshalb heute noch nicht, weil eine kindische Hoffnung auf ein Wunder sich in mir festgenistet hat . . ."

„Vielleicht braucht's kein Wunder," unterbrach ihn Lotti und erhob sich mit einer seltsamen Gestalt. „Leben Sie wohl."

„Wie gern möchte ich Sie zurückhalten, aber da," er deutete auf die Schriften, die seinen Schreibtisch bedeckten, „da ist Gesellschaft, die jede andere verdrängt."

Sie hörte ihn kaum, sie war mit einem Gedanken beschäftigt . . . Der Gedanke, daß war ein Wunder — andere gab es nicht.

Eine Möglichkeit war ihr erschienen — eine Möglichkeit . . . Alles, was man unsaßbar und widersinnig nennt, wäre Lotti noch vor einer Stunde als selbstverständlich erschienen, im Vergleich zu dieser Möglichkeit.

## XII.

Lotti ging heim, und als der Friede ihres stillen Hauses sie wieder umfing, athmete sie befreit auf. Sie trat rasch in ihr Käßles, von der Hängelampe freundlich erleuchtetes Stübchen und geraden Weges auf die Uhrensammlung zu. Eine Weile stand sie sinnend davor und wiederholte mehrmals im leisen Selbstgespräch: „Nein, nein, das könnt' ich doch nicht, das nicht."

Agnes trug das Abendessen auf und erzählte, daß Gottfried da gewesen sei und sich über das lange Ausbleiben des Fräuleins sehr gewundert habe. Er hatte etwas mitgebracht, ein Buch, ein neues, noch unaufgeschchnittenes Buch — Halwig's letztes Werk.

Mit einer Empfindung des Mißmuths nahm es Lotti in Empfang.

Sie hätte sich jetzt gar zu gern des Gedankens an Halwig und an Alles, was sich auf ihn bezog, entschlagen. Warum mußte sie von Neuem an ihn gemahnt werden? Warum mußte sogar die liebevollste Hand sie in ein Bereich der Sorge und Peinlichkeit zurückgeleiten, aus dem sie sich eben erst, mühsam genug, losgemacht?

Sie legte das Buch auf einen Schrank am Ende des Zimmers, doch holte sie es von dort wieder, aus Rücksicht auf Gottfried. Sie wollte ihm wenigstens sagen können, daß sie versucht, darin zu lesen. Sie that es mit widerstrebendem Gefühl, aber mit stets wachsender Spannung. Sie war bald gefesselt, umstrickt,

aber mit beengenden, mit unlauteren Banden. Ihr Blut erstarrte bei manchen Schilderungen.

Da war dem Thier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinander gesetzt. Da war eine erzwungene erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Frage hervorgrinste. Da war die Fülle niederer Wahrheit aus dem seichten Strom des gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte alle höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Nothbehelf, der armselige einer lahmen Phantasie: das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Porträt; Persönlichkeiten, aus dem Schutze des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publicums, demjenigen verwandt, das sich zu den Hinrichtungen drängt.

Im großen Ganzen — die klägliche Mißgeburt des schreiblustigen Jahrhunderts: der Sensationsroman.

Und dennoch! Durch diese unreine Atmosphäre, diese matte, erschlaffende Luft, durch dieses fahle Farbenspiel der Fäulniß, brach es manchmal herein wie ein zitternder Strahl sonnigen Lichtes. Das mißbrauchte, zu Grunde gerichtete Talent besann sich einen Augenblick auf sich selbst . . . Du armes Talent! dachte Sotti, wie hat sich an dir versündigt, der zu deinem Hüter bestellt worden!

Der Morgen begann zu grauen und sie wachte noch über ihrem Buche. Ihre Stirn, ihre Augen brannten, und ihre Hände bebten vor Frost.

Die Lampe knisterte und flackerte; vom verkokelten Docht stiegen Funken im angerauchten Cylinder empor. Sotti löschte das sterbende Licht und suchte ihr Lager auf. Wie wohlthätig wäre ein wenig Schlaf gewesen. Aber der Schlaf, das ist auch eines von den Dingen, die man durch heiße Sehnsucht nach ihnen verschuecht. Sotti schloß die Augen und bemühte sich, regungslos zu liegen; allein ein Sturm raste in ihrem Kopf, in ihren Adern. Eine fürchterliche Beängstigung bellemmte ihre Brust, ihr war, als rief eine flehende Stimme um Rettung zu ihr, sie klagte, sie sprach: Du hast mich gekannt in meiner Reinheit, rette eine verlorene Seele . . . Beweine mich nicht nur — rette — rette eine Seele, die du einst geliebt!

Eine lange Zeit verfloß — eine wie lange? . . . Die Uhren schwiegen alle, standen alle still . . . Sotti hatte vergessen, sie aufzuziehen, — zum ersten Male, seitdem es ihr überhaupt oblag, für Uhren Sorge zu tragen, ihrer vergessen . . . Wie spät war es denn? Wollte der Tag heute gar nicht kommen? Wollte eben heute die sonst so rührige Agnes nicht erwachen? Ja, wenn man die Zeit an Puls schläger abzählen könnte, wie die Alten gethan . . . oder wenn Sotti die Sanduhr besäße, welche sich dereinst das Fräulein in Schlessien verfertigt hatte, das Fräulein, das seine Lebenszeit abmaß, an der verrinnenden Ache des verstorbenen Verlobten . . . an diese Sanduhr erinnerte Sotti sich jetzt. Wie toll und thöricht . . . warum denn jetzt, und wie paßte der Einfall in das Gewirre von ganz anders wichtigen Gedanken in ihrem fiebernden Hirn? . . .

Endlich wird die bange Stille im Hause unterbrochen. Agnes ist auf den Beinen und schaltet mit gewohnter Energie in ihrem Rückenbereich.

Sotti erhebt sich, zieht die Vorhänge hinauf, ruft die Alte in's Zimmer und fragt nach der Zeit. Es ist noch sehr früh am Morgen, noch unmöglich, die

Dienerin auszusenden, um die Wohnung des Advocaten Schweizer zu erfragen — des Advocaten Schweizer, den Lotti besuchen will.

„Eines Advocaten!?“ — Agnes fällt fast um vor Schreck — das ist ja Einer vom Gericht, was hat ihr Fräulein mit dem Gericht zu thun?

Und zwei Stunden später, nachdem Agnes die gewünschte Adresse richtig zu Stande gebracht und Lotti schweigend und eilends das Haus verlassen hatte, wurde die Magd von solchen Qualen der Neugier erfaßt, daß sie — sie konnte sich nicht anders helfen — in Thränen ausbrach.

Der Weg Lotti's war nicht weit, bald schellte sie an Schweizer's Thür. Eine ältliche Frau öffnete und erklärte mit höflichem Bedauern, daß ihr Bruder jetzt nicht zu sprechen sei.

Allein, nachdem Lotti sich genannt und auf ihre dringende Bitte, entschloß die Dame sich dennoch, nachzufragen, und wenige Secunden später erschien Schweizer selbst.

„Fräulein Fesler!“ rief er, „Sie kommen wie ein Schutzgeist.“

Er führte sie durch ein einfach und schlicht eingerichtetes Wohnzimmer, in eine große Stube mit tiefem, dunklem Altoben. In der Mitte des weitläufigen Gemaches stand ein riesiger Schreibtisch, und neben demselben ein eben solcher geöffneter Geldschrank. In hohen Stößen waren darin Werthpapiere aufgehäuft, hinter eisernen Gittern Geldsäcke und Rollen geschichtet. Er schien gewaltige Reichthümer zu bergen, und glich mit seinen schweren Angeln und seinen kunstvollen Schlössern einem Ungeheuer, das Schätze hütet, und sie, trotz seines Lodend aufgesperrten Rachens, zu vertheidigen sehr gesonnen ist.

Schweizer bot Lotti seinen eigenen Lehnstuhl an und sie nahm am Schreibtische Platz, während der Advocat, dessen ganzes Wesen die äußerste Aufregung verrieth, vor ihr stehen blieb.

„Ich hätte mir Ihren Besuch nicht träumen lassen,“ sprach er, „aber weil Sie nun da sind, weiß ich auch, was Sie hierher geführt . . . Es ist die Sorge um Halwig.“

Er beantwortete ihr bestätigendes: „Ja“ mit dem Ausrufe: „Und sie hat guten Grund!“

Der erwartete Brief war eingetroffen, Halwig's gerechter Anspruch abgewiesen.

„Es ist die schmachlichste Niederlage meines Lebens!“ rief Schweizer. „Ich habe diesen Ausgang für unmöglich gehalten, und deshalb gestern noch — Sie waren Zeuge — nicht jede Hoffnung auf eine günstige Lösung der Sache vernichtet — der Sache, für die ich mich aus eigenem Antrieb begeistert . . . Ich, der vorsichtige, peinliche Geschäftsmann . . . Halwig hätte an die alte, vergessene Geschichte nie gedacht.“

Er stieß unzusammenhängende Worte hervor, er verwünschte sich als den Urheber der Enttäuschung, die seinem Freunde bevorstand.

„Wissen Sie denn, was diese Enttäuschung bedeutet?“ rief er. „Ich will es Ihnen sagen . . .“

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn Lotti beschwichtigend. „Halwig ist nur noch an sein Talent angewiesen und dieses ist erschöpft . . . Sprechen wir ruhig, ich bitte . . . Nehmen wir an, Herr Doctor, der Proceß wäre günstig für ihn ent-

schieden worden. Die Summe, deren er bedarf, um das Gut seiner Schwiegereltern zu erwerben, läge da, in diesem Schranke, was dann? . . .“

„Was dann?“

„Würden Sie sagen: Schließe den Kauf, ziehe Dich auf das Land zurück mit Deiner jungen, verwöhnten Frau? — Ich kenne sie nicht, aber ich glaube, sie wird die Freuden der Geselligkeit, der Stadt, nicht missen können.“

Schweizer lachte auf.

„Nein, Sie kennen sie nicht. Die Stadt hat ihr nichts zu bieten — sie tanzt nicht . . . Theater, Concerte, Kunstsammlungen, was bedeuten ihr die? Sie ist ja blind, sie ist ja taub, sie hat vor allem andern keine Seele und kein Herz, außer für ihren Mann, für Papa und Mama, und für die saubern Brüder, den Kiti und den Koko, oder wie man sie nennt . . . Sie hat ja nichts, als die ganz thierische, ganz unmündige und gedankenlose Zärtlichkeit für das Nest, aus dem sie hervorgegangen ist . . . für eine Familie — welche Familie! mehr noch als jede andere eine Brutstätte des Vorurtheils, das Grab der Nächstenliebe, denn was nicht zu ihr zählt, zählt überhaupt nicht . . . O, was gäbe ich, um Halwig aus dieser Familie zu lösen! . . . Ein Opfer wäre seinen Peinigern ent-rissen, das ihnen überantwortet ist für die Dauer des ganzen Lebens. — Fort nach England mit Papa und Mama, und auf das Land mit der Tochter und mit den seidenen Vorhängen, und mit der Menagerie, und mit den Reitpferden, und mit den Cigaretten . . . Fort — aus meiner Nähe!“

Er beugte sich zurück und drückte die geballten Fäuste an seine Augen.

Eine Pause tiefen Schweigens trat ein.

„Was wird geschehen?“ sprach Lotti endlich.

„Er wird den Contract unterschreiben, ihn nicht einhalten können, das Gut wird unter den Hammer kommen und Halwig und die schöne Frau . . . nun, er kann immerhin noch tagelöhnern gehen bei irgend einem publicistischen Unternehmen, und sie wird sich an das Nadelgeld einer Tagelöhnersfrau gewöhnen, oder zu Papa und Mama nach England reisen müssen, wenn sie es nicht vorzieht — O! . . . Führe uns nicht in Versuchung! das heißt, bringe uns nie in Gelegenheit, all' das Schlechte, dessen wir im Fall der Noth fähig wären, zu thun . . . Gräßlich!“ stöhnte er, nahm sich plötzlich zusammen und fügte in scharfem Tone ruhig hinzu:

„Sehen Sie, Fräulein, in diesem Schranke liegen Schätze. Wirklich, Respect einflößende Schätze. Und doch sind sie nur Bruchtheile des Besitzes ihrer Eigenthümer. Diese Eigenthümer haben unbedingtes Vertrauen zu mir, sie haben mir noch niemals nachgerechnet . . . Wenn ich einmal irrte, in einem Ausweis, beim Abdiren, und das Unwahrscheinlichste geschähe, gerade der fehlerhafte Ausweis würde eingesehen, je nun! der gute Schweizer hätte eben einmal seinen Kopf nicht beisammen gehabt. Sind die Papiere nicht bei ihm? überhaupt nicht aufzutreiben? . . . Je nun, der gute Schweizer hat sie aus Versetzen in den Ofen oder in das Kehrloch geworfen, aber gestohlen, daß er sie gestohlen hat, würden seine Klienten nicht glauben. Und wenn er selbst es ihnen erzählte, würden sie denken, daß er ein Narr, aber nicht, daß er ein Dieb geworden ist. Wenn ich mich denn irrte . . . wenn ich mich genau um die Summe irrte, um die es sich han-

delt, was hätte ich dann gethan? . . . Etwas, das mich vielleicht zum Wahnsinn oder zum Selbstmord treiben würde, ein Verbrechen, das größte, das ich begehen kann, denn es wäre ein Verbrechen gegen meine eigenste, angeborne Natur, und doch nichts, im Vergleiche zu dem Elend, das über den unglückseligen Haltwig hereinbricht, wenn ich ihn seinem Schicksale überlasse . . .“

„Was denken Sie?“ fragte Lotti, „sagen Sie es mir offenherzig, Herr Doctor . . .“

„Offenherzig?“ rief er. „Ich könnte das Geld stehlen, das er braucht, und als Sie an meiner Thür schellen — seine Stimme sank zu einem fast unhörbaren Flüstern herab — war ich halb und halb entschlossen, es zu thun.“

„Dieber Doctor,“ sprach Lotti, merkwürdig wenig erschüttert durch diese furchtbare Selbstanklage, „machen Sie sich nichts weis. Den Vorschlag hätten Sie nicht ausgeführt. Es muß auf andere Art geholfen werden . . .“

Sie seufzte tief auf: „Und jetzt sagen Sie mir, wie viel kostet das Gut?“

Schweizer nannte den Preis, fügte aber hinzu: „Der Werth ist mindestens der doppelte . . . Wollen Sie es kaufen?“ rief er plötzlich aus, „ich höre, daß Sie im Besitze eines Nibelungen-Hortes sind, einer Uhrensammlung,“ er lächelte gutmüthig, aber doch auch sehr spöttisch, „ein todt's Capital; das ist heut-zutage fast eine Sünde . . . Fräulein Fessler, verkaufen Sie Ihre Uhren und kaufen Sie das Gut . . . es wäre nicht völlige Hilfe, aber es wäre viel, die Eltern würden wir dadurch los . . . und dann ließe sich weiter denken . . . Kaufen Sie das Gut! Für die Administration will ich sorgen. Kaufen Sie das Gut! Vom alleinigen Standpunkte des Nutzens aus, ohne jeden Neben-gedanken, kann ich Ihnen nicht genug dazu rathen!“

Der praktische Geschäftsmann in ihm kam mit einem Male zum Vorschein und führte eine Zeitlang ausschließlich das Wort. Die offenbaren, auf der Hand liegenden Vortheile jedoch, für die er sich bereit erklärte gut zu stehen, schienen Lotti kein Interesse abzugewinnen. Sie wollte etwas ganz Anderes wissen. Sie fragte:

„Wenn Sie jetzt zu Haltwig gingen und ihm die Nachricht brächten, daß sein Proceß gewonnen ist, würde er nicht erfahren wollen, wie das zugegangen, den Brief nicht sehen wollen, der die Nachricht brachte?“

Schweizer starrte sie mit aufgerissenen Augen an:

„Was soll das?“

„Antworten Sie mir! . . . Ist er ein solches Kind in Geschäftssachen, daß man ihn glauben machen könnte . . .“

„Den?“ unterbrach sie Schweizer, „alles kann man Dem aufbinden . . . Geschäftssachen! noch ganz andere Leute sind Kinder in Geschäftssachen . . . aber um Gotteswillen . . . Sie haben einen Rettungsplan, ich seh's . . . Sie werden helfen, Sie! . . .“ Er faltete die Hände, er vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Ich schaffe Ihnen in einigen Tagen das nöthige Geld,“ sagte Lotti, „Ihre Sache ist es dann, Haltwig damit zu betrügen. Aber — nicht einmal der Tod hebt das Versprechen auf, das ich von Ihnen fordere: Sie schweigen, Sie bewahren mir für immer das Geheimniß.“

Sie erhob sich und streckte ihm die Hand entgegen, die er feierlich ergriff.

„Ich frage Sie nicht,“ sprach er, „welches Opfer bringen Sie? Auf welche . . .“



Lebensfreude leisten Sie Verzicht, um das möglich zu machen? Ich frage: vermögen Sie die Wohlthat zu ermessen, die Sie erweisen? . . .“

„Ich glaube es,“ war Lotti's Antwort.

Sie war bleich geworden, Thränen zitterten in ihren Augen. Es war ihr sehr freudig und sehr weh um's Herz.

Sie schieden, und Lotti begab sich nach dem Laden Gottfried's. Er war nicht zugegen, hatte den Laden schon vor geraumer Zeit verlassen. Als Lotti nach Hause kam, fand sie ihn, ihrer in sehnsüchtiger Ungeduld wartend.

„Was geht vor?“ fragte er und pflanzte sich eilends auf in seiner Fenster-ecke. „Ein merkwürdiges Leben führst Du seit einigen Tagen.“

Er verfolgte mit den Augen jede ihrer Bewegungen.

Sie hatte den Hut abgenommen und beschäftigte sich mit dem Zusammenlegen ihres Tuches. Jetzt kam sie langsam auf den Tisch zugehritten und ließ einen zerstreuten Blick über die ihrer harrende Arbeit gleiten. Gottfried hatte diese so appetitlich hergerichtet, daß ein echtes Uhrmacherherz dabei aufgehen mußte; allein dasjenige Lotti's verleugnete sich in dem Momente gänzlich.

Sie nahm Platz, schob die kleinen Glasglöden sammt ihrem zarten Inhalt bei Seite und stützte den Ellbogen auf den Tisch. Mit trüben, etwas gerötheten Augen, betrachtete sie lange, wehmüthig und wie fragend, das Bild ihres Vaters. Endlich wandte sie sich zu Gottfried. Aber nicht wie gewöhnlich, um Auskunft nach dem Gang einer Pendeluhr, nach der Leistung eines Schappements und ähnlichen angenehmen Dingen, sondern mit einer Erkundigung nach dem ihr unangenehmsten Menschen — dem Agenten des Amerikaners.

Der war noch da und behelligte Gottfried nur zu oft mit seinen Besuchen. Er kam unter allerlei Vorwänden, hatte jedoch nur einen Zweck, den unerreichbarsten. Gottfried lächelte mitleidig.

„Die Uhrensammlung möcht' er an sich bringen.“

„Er soll sie haben. Ich verkaufe die Uhren.“

Gottfried stieß einen Schrei des Erstaunens aus. Das war nicht im Scherz, war auch nicht obenhin, wie die Andeutung einer Möglichkeit gesagt, das war ein ernster, wohlüberlegter Entschluß, den Gottfried mit innerster Empörung vernahm.

„Das thust Du für Halwig!“ brach er plötzlich los, und Lotti senkte bejahend das Haupt.

„Ich kann nicht anders. Ich werde Dir Alles erklären, aber nicht jetzt. Jetzt möchte ich nur den Abschied von meinen armen Uhren schon überstanden haben. Du wirst — ich bitte Dich — mit dem Agenten sprechen. Es bleibt bei dem Preis, den der Amerikaner damals dem Vater angeboten. Weißt Du, ob er den noch bezahlen will?“

„Das will er gewiß . . .“

„Bestelle ihn also . . . und gleich, wenn Du mir eine Wohlthat erweisen willst.“

Er blickte in ihr schmerzlich verzogenes Gesicht: „Ich werde Dir die Wohlthat erweisen, ihn nicht zu bestellen.“

„Gottfried! . . .“

„Lotti, Lotti! . . . Wie kannst Du — und für den? . . . Warum denn Alles für den?“

Sein ganzes Innere war im Aufruhr und Lotti verlor fast das Gefühl ihres eigenen Leids über der Theilnahme für die bittere Qual, mit welcher er rang und die auszusprechen ihm nicht gegeben war.

„Ich muß, siehst Du?“ sagte sie, „ich darf nicht anders.“

„Überleg's. Mir zu Liebe . . . versuch' einmal etwas mir zu Liebe zu thun, und — überleg's! . . . Es wird Dich gereuen . . .“

„Es ist nicht mehr Zeit zu überlegen, ich habe mein Wort verpfändet — und gereuen? . . . Ich glaube, daß es mich nie gereuen wird.“

„Ein solches Opfer . . . o wahrhaftig, der ein solches Opfer annimmt, der ist's nicht werth!“

„Er würde es nicht annehmen, wenn er davon wüßte . . . Geh' jetzt, Gottfried, und komm' bald wieder, mit dem — Käufer.“

Sie wollte sich erheben, aber die Kniee versagten ihr den Dienst und sie lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück.

Gottfried trat näher. Mit unbeholfener Zärtlichkeit suchte er ihre Hand zu erfassen, und wie ein Erstickender flüsterte er: „Was würde der Vater sagen? . . . Lotti, denk' an ihn.“

„Ich habe zuerst an ihn gedacht, und sage Dir: er hätte es auch gethan.“

Sie suchte ihm ihre Hand zu entziehen, er hielt sie fest und rief:

„Nein, wenn Du es sagst, ist es gewiß. Mag sein . . . aber der Vater hätte dabei auch ein Wort für mich gehabt . . . Mißverstehe mich nicht! . . . ich hab' ja gar kein Recht — ich meine nur, er hätte dabei zu mir gesprochen: Das geschieht für einen Andern — deshalb brauchst Du nicht zu denken, daß mir der Andre lieber ist als Du . . .“

Er stockte, wie erschrocken über seine eigene Kühnheit, und gab Lotti's Hand plötzlich frei. Sie sah ihn an, bestürzt und angstvoll, mit Schamröthe übergoßen, und ihre Verwirrung vergrößerte noch die seine.

„Verzeih,“ stotterte er, „ich gehe,“ und wandte sich zur Flucht mit einer so rathlosen und hastigen Eile, daß Lotti — es schien ihr selbst ungläublich — über ihn lachen mußte. Er blieb stehen, halb empört, halb erfreut:

„Du lachst?“

„Ich lache —“ sie brach in Thränen aus: „Wir sind zwei alte, erbärmliche Weichlinge.“

„Weichlinge . . .“ wiederholte er, und näherte sich ihr schüchtern — „Lotti —“

„Gottfried —“

Und die „Geschwister Fesler“ umarmten sich.

### XIII.

Am Nachmittage fand in der Wohnung des Fräuleins Charlotte Fesler eine feierliche Handlung statt. Das Fräulein übergab Herrn C. B. Fischer, Agent des Hauses F. O. Wagner-Schmid in New-York, in Gegenwart der Herren G. Fesler, Uhrmachermeister, und W. Schweizer, Advocat, eine Sammlung, bestehend aus dreihundert alterthümlichen Taschenuhren. Durchschnitts-

preis per Stück fünfhundert Gulden. Summe des Kaufpreises: Einmalhundert und fünfzigtausend Gulden.

Herr C. B. Fischer, ungewöhnlich lang, ungewöhnlich breit, ungewöhnlich wohlgenährt, mit dem rundesten Bullbogengesicht, und dem feuerfarbigsten Backenbarte in ganz Amerika gesegnet, und dieser Vorzüge sich sehr bewußt, hielt den Katalog in seiner Rechten. Eine gewaltige Rechte, die mit Leichtigkeit einen Suppenteller umspannt hätte. Er verificirte jedes Stück, das Sotti aus dem Schränkchen nahm, sorgsam verpackte, und in eine Cassette legte, die Herr Fischer mitgebracht.

„Fünfhundert? . . . auch die? . . . auch die fünfhundert? . . . Mir wäre das Ding nicht dreißig werth,“ sagte der Agent von Zeit zu Zeit; unter andern gerade bei der Mudge und bei der Majoratsuhr. Oder er rief: „Dieser Kauf! — Eine Millionärs-Marotte. Finden Sie nicht, Herr Doctor? — Was?“

Schweizer verzog keine Miene. Gottfried war ruhig wie Einer, der standhaft den ersten Grad der Folter aushält, und sprach alle zehn Minuten einmal: „Vorwärts, wenn ich bitten darf.“

Sotti würdigte Herrn Fischer kaum eines Wortes, kaum eines Blickes. Der Mann erweckte ihr so viele Sympathie wie eine Sabinermutter für einen Töchter-raubenden Römer empfunden haben mochte.

Nach fünf tödtlich langen Stunden empfahlen sich die drei Herren. Der Agent trug die Cassette mit solcher Leichtigkeit unter dem Arm, als ob es ein Claque-Hut gewesen wäre, und bald hörte Sotti den Wagen, der ihre Uhren entführte, über den Platz rollen. Sie sah ihm nicht nach. Sie saß neben ihrem leeren Schränkchen, hatte seine Thüren geschlossen, und die kleinen Flügelthüren gesperrt.

Jetzt könnt' ich mir einbilden, dachte sie, daß alles noch beim Alten ist. Was braucht man denn, um etwas Liebes, das man einst besaß, immer zu behalten? — ein gutes Gedächtniß und einige Phantasie. Das wollte sie Gottfried zum Troste sagen, dem Getreuen, für den es von jeher keinen Schmerz, keine Enttäuschung, keinen Verlust zu geben schien, als diejenigen, die sie erfahren hatte. Zum ersten Male, seitdem sie ihn kannte, das heißt so lange sie lebte, hatte sie heut' eine eigensüchtige Regung bei ihm wahrgenommen. Allein wie rasch war auch diese erloschen, wie war er bestürzt gewesen über den unwillkürlichen Ausdruck eines Gefühls, das ihm bisher fremd gewesen wie die Sünde. Sie kannte ihn, und wußte — jetzt quält er sich, und kann sich's nicht verzeihen, daß er ihr eine schwere Stunde noch schwerer gemacht, und in dem Augenblick, indem sie ihr Theuerstes hingab, unedel ausgerufen: „Und ich?“ . . .

Und er! . . . war's nicht ganz recht, daß er sie einmal gemahnt, er zähle mit in der Reihe der Wesen, die einen Anspruch an sie stellen durften? — Bisher hatte er keinen geltend gemacht. Er war gut und treu; daß er sich also zeigte, verstand sich von selbst, und wer denkt erst lange über selbstverständliche Dinge nach? — Manchmal wol hatte es in der Seele Sotti's aufgedämmert: da ist Einer, dem dankst du mehr, als du vergiltst . . . da ist Einer, dem hast du öfter weh als wohl gethan . . . Aber die Fragen: Warum? Womit? Scheute sie sich zu beantworten.

Es geht gar seltsam zu in der Wunderwelt der Seele. Empfindungen schlummern darin, die nie erwachen, wenn man sie nicht nennt, einmal genannt jedoch, nie wieder schlafen können. Lotti fürchtete sie und ihre unbekannte und unberechenbare Macht. — Wozu auch grübeln? — über ein Verhältniß zwischen Bruder und Schwester, zwei braven Leuten, die in Frieden mit einander alt geworden sind, und also sterben wollen. Zugleich — geb's der Himmel! Denn ein Leben, in dem Gottfried fehlen würde und seine nie ermüdende treue Sorgfalt, das wäre keine Freude mehr.

Allmählig war die Dunkelheit hereingebrochen. Lotti lehnte sich zurück und schloß die Augen. Im leisen Halbschlafe versunken, hörte sie Agnes nach Hause kommen, und draußen Zurüstungen zur Abendmahlzeit treffen. Die Alte lehrte von einem Besuch bei ihrer Schwester zurück, zu dem Lotti sie veranlaßt hatte. Mitten in der Woche, und ohne jeden vernünftigen Grund, war sie aufgefordert worden, die Vergnügungsreise in die Vorstadt zu unternehmen. Gewöhnlich kam sie von derselben in bester Laune heim; heute war sie gestimmt wie ein hungriger Wolf.

Schweigend zündete sie die Lampe an, und beantwortete die Frage Lotti's nach dem Befinden der Schwester mit einem undeutlichen Gemurmel. Die ganze Agnes war eitel Zurückhaltung, jede ihrer Mienen und Bewegungen sprach: Hast du deine Geheimnisse, hab' ich die meinen.

Ihre, mit großer Ausdauer zur Schau getragene Getränktheit begann ihre Wirkung auf die gute Herrin auszuüben. Diese war hellmunter geworden. Es konnte auch nicht anders sein, denn schweigend verhielt sich Agnes, aber nicht still. Sie vollführte vielmehr mit einigen Tellern und einem Besteck ein Gerassel, das in Anbetracht der geringen Mittel, mit denen es verursacht wurde, ganz merkwürdig zu nennen war.

„Siehe Agnes,“ begann Lotti sehr sanft und noch keineswegs im Reinen über die Fortsetzung, welche diese Anekdote erhalten sollte. Da erschallte die Hausglocke, und Agnes stürzte, abermals Unverständliches murmelnd, aus dem Zimmer.

„Das Fräulein zu Hause?“ ließ eine laute Stimme sich im Vorgemache vernehmen, und im nächsten Augenblick trat Halwig ein:

Er war bleich und erregt: „Erlöst!“ rief er kaum fähig zu sprechen hervor. „Nehmen Sie Theil an meinem Glück . . .“ Er preßte beide Hände gegen seine Brust. — „Ich bin erlöst — ich bin ein freier Mann!“

Lotti wagte nicht, ihn anzusehen . . . absichtlich täuschen — es bleibt doch immer etwas fürchtbares. — In äußerster Verlegenheit sprach sie: „Sie haben — Ihren Proceß . . .“

„Gewonnen! — ja, ja, meine Hoffnung, die kühne, die ich nie aufgegeben, ist erfüllt . . . Fräulein Lotti — freuen Sie sich doch mit mir . . .“

„Ich freue mich, von ganzem Herzen, lieber Freund . . .“

„Sehen Sie hierher! Erkennen Sie das?“ Er zog ein Heft aus seiner Tasche — „Es ist dem Edlen, dem ich es gestern vor Ihren Augen übergab, zum zweiten Male abgerungen worden . . . und soll vor Ihren Augen in Rauch aufgehen.“

Er hielt einige Blätter des Manuscriptes über die Lampe, sie entzündeten sich, er schwang die Schrift hoch in der Luft, um sie in hellen Brand zu setzen, und warf, nachdem dies geschehen, die lodernde in den Kamin. Mit wildem Behagen schürte er die Flamme, die sein Geisteskind verzehrte, und rief:

„Was nie hätte geboren werden sollen, sterbe! . . . Könnt' ich so Alles vernichten, was geschrieben zu haben mich reut! . . . Ein Trost bleibt mir übrigens,“ fügte er mit bitterem Lachen hinzu, indem er sich am Arbeitstische Lotti's niederließ: „Lange werden meine Werke den Unwillen der Freunde des Schönen nicht erregen. Mit dem Tage geht unter, was dem Tage gebient . . . O Fräulein Lotti! . . . ich hatte Anderes von mir erwartet . . . Erinnern Sie sich noch? Wissen Sie noch, was ich geträumt und angestrebt? Wissen Sie noch, wie fest entschlossen ich war, diese Erde, die mich getragen, nicht zu verlassen, ohne ihr die Spur meines Schrittes eingepägt zu haben? . . .“

Lotti senkte den Blick vor seinen fragend auf sie gerichteten Augen.

„Die Jugend,“ sagte sie — „was traut sich die nicht zu? . . .“

„Vorbei!“ er erhob von Neuem sein gequältes Lachen. „Sie haben noch nie einen Menschen gesehen, mit dem es so völlig vorbei gewesen ist, wie mit mir . . .“

„Es wird schon wieder anfangen,“ sagte Lotti.

„Sie wissen nicht, wie es in mir aussieht.“

„Kommen Sie nur erst zur Ruhe.“

„Die ist's ja, die ich fürchte! . . . Mit ihr kommt die Besinnung. In der rastlosen Thätigkeit, in der ich lebte, hatte ich wenigstens nicht Zeit zur Besinnung . . . Glauben Sie nicht, daß mir die Wohlthat der Selbsttäuschung zu Theil geworden . . . Immer wieder, trotz allem was ich that um ihn zu verschweigen, immer wieder tauchte der Gedanke in mir auf: was du treibst, ist Seelenmord . . . Ich habe Stunden des Rausches, der Seligkeit gehabt, aber glücklich, liebe Freundin, war ich nicht mehr, seitdem ich mein Talent im Dienste irdischer Zwecke zu frohnen zwang.“

Lotti suchte nach Worten der Beschwichtigung, allein diejenigen, die sie fand, erschienen ihr schwach und kühl, und nicht besser als Gemeinplätze. Ihre Ohnmacht zu trösten äußerte sich durch Ablenkung von der Klage. Sie verwies ihn auf den segensreichen Einfluß, den das Landleben auf ihn ausüben werde, und da rief er plötzlich bestimmt:

„O ja, darauf zähl' auch ich. Wonne und Wohlthat wird mir die Stille des Landlebens sein. Vor allem andern wird es mich erquicken, meine kindische Frau am Ziel ihrer Wünsche zu sehen. Sie haßt die Stadt, diese kindische Frau . . . Sie müssen Sie draußen, im Freien sehen . . . Im Jagdgewand, den Stuken in ihren kleinen Händen — ich sage Ihnen, sie schießt wie Wilhelm Tell. Oder man muß sie sehen, ein wildes Pferd bändigend, mit Weisheit und Geduld — oder den Wald durchstreifend, kühn wie ein Jäger und hold wie eine Fee. Das war mein Gram von Anfang an, daß ich sie aus ihrer grünen Heimstätte, in der sie aufgewachsen ist und aufgeblüht, wo sie sich gesund fühlt, hierher bringen mußte, in dieses steinerne Grab, in dem sie das Dasein einer Lerche im Käfig führt.“

Sein Gesicht hatte sich verklärt, während er von seiner Frau sprach. —

„Ich liebe sie,“ fügte er hinzu, und wiederholte: „Ich liebe sie . . . Wie kann das sein? Denken Sie vielleicht, sie theilt ja deine geistigen Interessen nicht — ein Kind, Eheuerfte, thut das auch nicht und man liebt es doch. Sie ist das meine. Ein anderes wünsch' ich nie zu haben, denn dieses würde gewiß lesen lernen wollen, und das — Sie begreifen, dürfte ich ihm nicht gestatten . . .“ Er unterbrach sich: „Immer mahnt es wieder!“ rief er heftig aus, und versank in Schweigen.

„Haben Sie Schweizer gesprochen?“ fragte Lotti nach einiger Zeit.

„Nein. Er schrieb nur einen Zettel mit der großen Nachricht, bedeutete mich aber, ihn heute weder zu erwarten, noch zu besuchen. Einer seiner Klienten schießt einen Theil der Summe vor, die ich erhalten werde — wann? ist wol noch nicht bestimmt . . . Morgen soll der Kaufcontract unterschrieben werden, in acht Tagen reisen meine Schwiegereltern ab . . . ein Schmerz für Agathe — ich möchte die Thränen nicht sehen müssen, die sie bei dem Abschied vergießen wird . . . Ist der aber einmal vorüber, dann habe ich sie erst ganz gewonnen . . . dann wird sie erst mein alleiniges Eigenthum . . . Lachen Sie mich nicht aus, Fräulein Lotti, — wenn auch noch so viel Grund dazu vorhanden ist . . . die Liebe ist einmal partieller Wahnsinn und der meine scheint mir unheilbar, denn er verschlimmert sich von Tag zu Tag.“

„Um so besser, lieber Freund! . . . Sie haben mir da eine Menge Dinge gesagt, die mir wunderbare Beruhigung schaffen. Bisher konnt' ich eine leise Sorge nicht unterdrücken, daß Ihre Frau, noch so jung, so außerordentlich schön und gefeiert, wo immer sie erscheint, sich vielleicht doch auf die Dauer mit einem ganz stillen und einförmigen Leben nicht begnügen würde.“

„Die Sorge war unbegründet!“ rief er zuversichtlich aus. „Besuchen Sie uns, kommen Sie, und bleiben Sie lange bei uns. Ueberzeugen Sie sich, ob ich recht habe zu sagen: auf dem Lande ist Agathe in ihrem wahren Element. Etwas viel Sport werden Sie finden — sich vielleicht wundern, daß eine junge Dame so leidenschaftliches Interesse an Dingen nimmt, die freilich nicht eben von idealer Natur . . . allein, Beste — das werden Sie zugehen, die Freuden, die ihr die höchsten sind, sind sehr unschuldiger Natur. Man spielt dabei manchmal um sein Leben, aber nie um mehr . . . Ich wollt', ich hätte keine andere Begabung jemals in mir verspürt, als diejenige, die man braucht, um ein tüchtiger Reiter oder Jäger zu werden. Bei Gott, das wollt' ich . . .“

Er biß die Zähne zusammen und starrte vor sich hin in die Luft. „So ist es“ — murmelte er, erhob sich und trat auf Lotti zu.

„Leben Sie wohl. Kommen Sie bald zu uns.“

Sie ergriff die Hand, die er ihr reichte: „Leben Sie wohl, Halwig, und werden Sie gesund.“

„Gesund?“

„Ja wol. Jetzt sind Sie's nicht.“

Sie blickte mit der besorgten Theilnahme einer Mutter in sein Gesicht. „Eines sagen Sie mir noch: wie gedenken Sie Ihr Leben einzurichten?“

„Sehr einfach. Ich will bei meinem Pächter Landwirthschaft studieren. Ich

will mit Aufmerksamkeit die Fortschritte der Dorfsjugend in der Schule verfolgen. Ich will den Straßenbau überwachen. Ich will mit einem Worte allerlei nützliche Dinge betreiben. Da ich nie mehr etwas Schönes hervorbringen werde, will ich wenigstens versuchen, etwas Vernünftiges zu thun."

"Und warum sollen Sie nichts Schönes mehr hervorbringen?"

"Weil ich das Gefühl dafür verloren habe, dünkt mich . . . das läßt sich nicht wieder gewinnen."

Er riß sich gewaltsam aus den trüben Gedanken, die ihn von Neuem zu umweben begannen: „Auf Wiedersehen! . . .“

„Auf Wiedersehen, lieber Halwig . . . Noch etwas muß ich Ihnen sagen . . . Denken Sie sich, es wären Monate vergangen — Sie haben ausgeruht, haben einmal wieder tief und gewaltig empfunden, daß die Welt schön und das Leben etwas werth ist. — Und plötzlich beginnt es in Ihrer Seele zu tönen wie einst. Sie lauschen den Klängen, Sie wollen nichts, als sich umspinnen lassen von den lieblichen Harmonien, und festhalten, was die Ihnen vorgesungen. Und ohne Ihr Zutun, fast ohne Ihr Bewußtsein, strömt ein harmloses Lied von Ihren Rippen. Eines von denen, wie die Nachtigallen und die Dichter sie singen, und die Welt nicht mehr anhören mag, und die Verleger nicht mehr veröffentlichen wollen. Ein solches, ein so ganz unpraktisches, muß es sein. Die Stunde, Freund, in welcher dieses Lied Ihnen gelingt, ist die Stunde Ihrer Wiedergeburt. Sie wird kommen. Ich will einmal Rassandra sein und prophezeien, aber lauter Gutes . . . Und jetzt gehen Sie. Auch ich bin erstaunlich müde und ruhebedürftig.“

Er beugte sich über ihre Hände und küßte sie. —

„Sie haben doch nicht ganz vergessen,“ sagte er leise und innig, „daß Sie einst die Braut eines Poeten gewesen sind. Sie wissen noch gut, wie es zugeht in solch' einem glückseligen Thoren.“

Er ging und Lotti rief bald darauf die alte Agnes herein und wünschte ihr mit besonderer Freundlichkeit eine gute Nacht. Der Wunsch blieb von der zürnenden Dienerin unerwidert, und dennoch schlief Lotti bis zum Morgen in Einem Zuge. Sie hatte von ihren Uhren geträumt, sich wieder im Besitz derselben gesehen, und ihr wurde nichts weniger als froh zu Muth, als sie am folgenden Tage beim Frühstück saß, dem leeren Schranke gegenüber.

Gottfried kam, sah verlegen aus, machte im Gespräche noch längere Pausen als gewöhnlich, hatte eine Welt auf dem Herzen und war nicht im Stande, ein befreiendes Wort zu sprechen.

„Was fehlt Dir?“ fragte Lotti.

„Brave Gesellen,“ antwortete er mit verstörten Blicken. „Es ist nichts an den Leuten. Kein Ernst, kein Geschick, keine Liebe zum Handwerk. Sie können nichts und wollen nichts lernen. Wenn das der Nachwuchs ist, wohin gelangen wir? . . . In fünfzehn Jahren gibt es in der ganzen Stadt keinen tüchtigen Uhrmacher mehr.“

Das war nun freilich sehr traurig, aber daß ihm die Sache so völlig seine Seelenruhe raubte, wie es nach und nach immer mehr den Anschein gewann, nahm Lotti doch Wunder. Sie hatte noch sehr oft Gelegenheit zu fragen:

„Was fehlt Dir?“ erhielt aber nie einen ordentlichen Bescheid. Seit dem Tage, an dem sie ihre Uhren verkauft hatte, war Gottfried's gleichmäßig heitere Laune dahin. Wie von jeher widmete er Sotti seine ganze Sorgfalt, suchte ihr alles Unangenehme fern zu halten, blieb immer der getreueste und aufmerksamste Freund, aber bei alledem äußerte sich doch manchmal, und gewiß ganz gegen seinen Willen, etwas wie ein stiller Vorwurf in seinem Wesen. Sotti hatte ihn wohl schon in früheren Zeiten so gesehen und bei solcher Gelegenheit eine gewisse Ungeduld niemals unterdrücken können. Jetzt empfand sie nur Rührung und Mitgefühl und meinte: Das kommt vom Alter, man wird milder mit den Jahren.

## XIV.

Die Tage vergingen einformig. Sotti führte ihr stillen Leben fort. Die einzige Veränderung darin brachten die Besuche des Advocaten Schweizer hervor. Er kam sehr oft, zu Gottfried's großer Befriedigung. Dieser hatte für ihn eine Liebe gefaßt, kaum minder plötzlich wie die Romeo's zu Julien, und äußerte dieselbe in seiner berebten Weise:

„Der ja! — ja Der — das ist Einer!“

Der Doctor brachte Nachrichten von Halwig's. Das junge Paar befand sich auf dem Gute; die Schwiegereltern waren nach England abgefegelt. Schweizer beschäftigte sich mit dem Ordnen ihrer Angelegenheiten. Sobald er damit fertig geworden, wollte er eine Reise nach dem Norden unternehmen, die heißen Sommermonate in Norwegen oder gar in Island zubringen. Er sagte, seine Nerven bedürften der Stärkung.

„Ich bin nervenkrank wie alle Leute: Sie allein ausgenommen und Gottfried, und vielleicht Ihre alte Agnes.“

„Nun ich weiß nicht,“ meinte Sotti, und ließ ihre Augen von ihm auf Gottfried hinübergleiten.

Mit dessen Nerven, dachte sie, stände es auch nicht zum Besten. Er war so eigen, schien oft selbst nicht zu wissen, was er wollte. Mehrmals schon hatte ihm Sotti Briefe von Halwig und Agathe vorgelegt, in welchen Fräulein Fexler beschworen wurde, zu ihnen zu kommen und einige Tage bei ihnen zuzubringen.

Gottfried hatte nie etwas Anderes dazu gesagt, als:

„Ja, sie sind sehr höflich,“ und: „Wann gehst Du?“ aber dies geschah in so gepreßtem Tone, daß Sotti immer wieder, statt: „Morgen“, wie sie gewollt: „Ich weiß es noch nicht,“ antwortete.

Endlich jedoch kam ein so herzliches und warmes Einladungsschreiben, von den beiden Gatten unterzeichnet, daß Sotti, entschlossen, sich nicht länger umsonst bitten zu lassen, noch am selben Abend zu ihrer Dienerin sprach:

„Agnes, morgen fahre ich um acht Uhr mit dem Frühzuge fort. Wenn Gottfried vormittags nach mir fragt, sagst Du ihm, ich sei bei Halwig's, und käme um sechs Uhr abends zurück. Wenn er mich auf dem Bahnhofe erwarten will, so wird mich das sehr freuen.“

Agnes war überaus zufrieden mit diesem Auftrage. In ihrer Einbildung schwelgte sie schon im Genuß des Erstaunens, mit dem Gottfried ihre Botschaft vernehmen, und der Fragen, die er an sie stellen werde. Sie bereitete sich sogleich



auf die Künfte vor, mit denen sie dasselbe noch erhöhen wollte, und schloß mit dem heißen Wunsche ein, daß ihr nur das Wetter keinen Strich durch die Rechnung machen möge.

Dieser Wunsch erfüllte sich vollständig. Der schönste Tag, welchen der junge Sommer dieses Jahres noch gesendet, brach am nächsten, einem Sonntagmorgen, an. Die herrlichste Junisonne glänzte, der reinste Himmel blaute über dem schraubenden, dampfenden Eisenbahnzuge, der Lotti aus der Stadt entführte.

Nach zweiflündiger Fahrt war sie an der kleinen Station angelangt, in deren Nähe das Gut Halwig's sich befand. Dahin, wie Lotti durch Schweitzer wußte, führte ein bequemer Feldweg, und sie hatte sich vorgenommen, die kurze Strecke zu Fuße zurückzulegen. Irre zu gehen, war unmöglich. Die Villa lag in dem grünen Wiesenland weithin sichtbar, wie eine Perle im offenen Schrein.

Munter begab sich Lotti auf die Wanderung. Sie fühlte sich erquickt durch die rasche Bewegung, und auch ein wenig berauscht durch die ungewohnte kräftige Luft. Sie war allmählig in die gehobene Stimmung hineingerathen, die beinahe jedes Stadtkind erfährt, wenn es plötzlich aus seiner ummauerten in die unbegrenzte Welt versetzt wird. Die athmet Frische und Freudigkeit, und theilt einem empfänglichen Gemüth schon Etwas davon mit. Alles so freundlich und üppig bewachsen oder bewaldet, die Weiden, die Auen, und der Gürtel von wellenförmigen Hügeln, der die liebliche Gegend umschloß. Das Schönste aber, das war die gewaltige Bergkette im fernen Hintergrund. Raum zu unterscheiden von den Wolkengebilden am Horizont lag sie in silberner Dämmerung wie ein Wunder da, und wie ein Wunder schien von ihr ein Sehnsucht weckender Zauber auszugehen. Lotti näherte sich der Villa. Zwei Fahnen wehten von ihren schlanken Thürmchen und verkündeten, daß Herr und Frau vom Hause anwesend seien. Der Weg führte an der Umzäunung des Gartens, einem feinen Drahtgitter auf niederem Mauersockel, vorbei. Lotti schritt denselben entlang, und kam bei dem geöffneten Thor zugleich mit einem Reiter an, der sich vom Hause her genähert hatte. Dieser, ein kleines dürres Männchen, hielt seinen langhalsigen Braunen, welcher schnob, als ob er Feuer geschluckt hätte, ein wenig an, um Lotti eintreten zu lassen. Ohne die Kappe zu rücken, aber mit gutmüthiger Herablassung beantwortete er die Fragen der Fremden. Die „Herrschaften“ waren in's nächste Dorf zur Kirche gegangen und dürften in einer Stunde zurückkehren. Länger bleiben sie schwerlich fort, denn um zwölf Uhr wird gefrühstückt.

Eine Stunde warten also! das war schlimm. Je nun, vielleicht doch so schlimm nicht. Man kann die Zeit benützen um den Garten anzusehen, und nebenbei um ein wenig auszuruhen.

Von dem breiten Kieswege der Avenue lenkte Lotti in einen schmaleren ein. Kein Mensch war sichtbar so weit sie blickte, rings umher herrschte die echte, ländliche Sonntagseinsamkeit. Lotti kam an einem herrlichen Tulpenbaum vorüber und betrat einen Fichtenhain, dessen kühler Schatten sie lockte. Unter den Bäumen stand eine eiserne Bank, auf diese ließ sie sich nieder.

Es ist doch ein gutes Ding, das Land! dachte sie, und athmete tief und sah sich mit Entzücken in ihrer stillen Kaskade um. Die Fichten waren der unteren Aeste schon beraubt, aber junger Nachwuchs bildete von Außen einen Halbkreis um den Hain. Die kahlen Stellen zwischen den Stämmen der alten Bäume waren mit exotischen Topfpflanzen ausgefüllt. Pflanz, südländische Palmen, Ficus, Daphnen, Begonien ließen sich wohl sein im Schutze der nordischen Niesen. Die Königin der Araucarien, die Excelsia, breitete ihre farrenähnlichen Zweige in majestätischer Anmuth aus. Harzgeruch erfüllte die Luft, die Vögel sangen, im Grase schwirrte und summete es. Mit reichgefülltem Gurt lehrten emsige Bienen vom Besuche der blühenden Sommerlinden heim. Alles eifrig, Alles beschäftigt, Alles, was da schwebte, flog und kroch, sich selber so wichtig, und so lähn in seiner Schwäche, so unverdrossen in der Ausübung seiner kleinen Kräfte.

Sotti schaute und lauschte und gab sich völlig dem Gefühl der süßesten Ruhe hin. Nur still genoß sie die köstliche Stunde, dieses bewegte, rastlose und doch so friedvolle Weben und Leben um sie her . . . halb unbewußt, gedankenlos . . . da plötzlich erklang aus der Ferne das Geläute eines Mittagglöckleins.

Zwölf Uhr. — In zwei Stunden muß sie fort, Gottfried erwartet sie, und das darf nicht umsonst geschehen. Er hat eine herbe Enttäuschung gehabt, als er kam und sie nicht zu Hause traf. Er wird die Zeit sehr lang finden und sich gewiß mit der Vorstellung quälen, daß sie nicht Wort hält, daß sie nicht kommt. Aber sie wird kommen! und wenn sie scheiden müßte, ohne Diejenigen gesehen zu haben, denen zu Liebe sie eine Art von Flucht unternommen hat. Diese sind übrigens vielleicht schon längst von ihrem Kirchgang zurück, warum bildet Sotti sich denn ein, daß sie gerade hier vorüber kommen müssen? Sie erhob sich, um den Hain zu verlassen, und im selben Augenblick vernahm sie das Gleiten langsamer Schritte über den Kies, und sah ein weißes Kleid durch die Zweige der kleinen Bäume schimmern.

Hilwig und Agathe näherten sich, schon waren ihre Stimmen deutlich zu unterscheiden. Sotti eilte ihnen entgegen, war aber noch nicht auf dem Wege angelangt, als sie zögernd stehen blieb.

Die beiden Menschen, die da einher wandelten, boten den seltensten Anblick, der auf Erden zu finden ist: den des vollkommenen Glückes. Sie hielten sich umschlungen. Sein Kopf war leicht geneigt, der ihre leicht erhoben, sie sahen einander in die Augen und flüsterten sich lächelnd und leise einzelne Worte zu. Sie schienen sich in Ausdrücken der Zärtlichkeit überbieten zu wollen, allein ihr Wettstreit hatte nichts Unruhiges, nichts Stürmisches. In diesem Kampfe zu siegen oder zu unterliegen mußte gleich süß sein. Da war kein Ringen, kein Sehnen, kein banger Zweifel, da war Erfüllung mit ihrem himmlischen Frieden.

Sie kamen näher, ganz nah . . . Sotti meinte von ihnen bemerkt worden zu sein . . . doch irrte sie. Hermann und Agathe gingen vorbei, jedes blind für Alles, was nicht das andere war, jedes dem andern eine ganze Welt. Nun waren sie am Ende des Weges angelangt, schritten über den Vorplan — verschwanden im Hause.

Sotti folgte ihnen nicht.

Was soll ich bei Euch, dachte sie, Ihr braucht keinen Dritten.

Einige Zeit verweilte sie noch, sinnend und träumend in dem Haine, der ihr zuerst eine traute Gastfreundschaft und später, ohne daß sie es gewollt und gesucht, ein sicheres Versteck geboten hatte, dann trat sie ruhig den Stückweg an.

Die Hitze war drückend geworden. Lotti schlich mehr, als sie ging, sie hatte ja keine Eile; kam immer noch zu dem ausblühenden Vergnügen zurecht, ein paar Stunden lang vor einem Stationshäuschen auf und ab zu wandeln. Weit und breit kein Schatten, nur Wiesen und Felder. Nichts, als schon in ziemlicher Nähe der Station, neben dem Grenzpfahl des Halwig'schen Besitzes, ein steinernes Kreuz von vier jungen Pappeln umgeben. Dort ließ sich's allenfalls ein wenig rasten, aber nicht im Schatten; davon war nicht die Rede, die Sonne stand ja noch im Scheitel. Gleichviel. Eine Landstreicherin, wie Lotti nachgerade geworden, dankt Gott auch für die Wohlthat, auf steinerne Stufen gelagert, die Zeit, deren sie zu viel hat, an sich vorüber streichen zu lassen.

Sie trat an das Kreuz heran und bemerkte bald, daß sie keinen besseren Punkt hätte finden können, um Villa Halwig noch einmal recht nach Herzenslust zu betrachten. Das that sie lange, und das innigste Gebet für die Erhaltung fremden Glüdes, das einer Menschenbrust entsteigen kann, wurde zu Füßen des steinernen Kreuzes gesprochen.

Sodann setzte Lotti ihren Weg fort.

Sie begann ihre ganze Ausfahrt nachgerade höchst erheiternd zu finden. Die Einladungen Halwig's und Agathens hatten sie mit dem Gefühl einer Verpflichtung belastet, dem sie gemeint, durchaus genug thun zu müssen. So hatte sie sich denn aufgemacht, war gekommen, und hatte statt der sehnsüchtig ihrer wartenden Freunde ein Liebespärtchen gefunden, das verspätete Sonntagwochen beging, und dem man keinen größeren Gefallen erzeigen konnte, als es allein zu lassen. . .

Sie kam sich ein wenig lächerlich vor, die gute Lotti, aber was schadete das einer so anspruchslosen Persönlichkeit wie sie? — Nicht das Geringste, und sie lachte im Stillen und fühlte sich seelenvergnügt, obwol von einem gewissen Unbehagen ergriffen, das — ein klägliches Ende ihrer poetischen Pilgerfahrt, — durch ganz prosaischen Hunger hervorgerufen wurde.

Sie beschleunigte ihre Schritte. Ihre Absicht war, an der Thür des Stationshäuschens zu pochen und von seinen Einwohnern für Geld und gute Worte eine kleine Stärkung zu erlangen.

Das Pochen wurde ihr erspart. Die Frau des Bahnwächters, ein stämmiges dunkeläugiges Weib, stand am Zaune ihres kleinen Gartens und nahm hier das Ersuchen Lotti's entgegen. Sie verhielt sich anfangs ziemlich abweisend, wurde aber bald so zutraulich, daß jene sich fragte, ob dieses leutselige Wesen der Freimaurerei, die nach Schweizer's Meinung zwischen ehrlichen Leuten besteht, zuzuschreiben sei.

Eine Stunde später saß Lotti so gemüthlich, als ob sie zur Familie gehörte, in der Bahnwächterstube. Der Mann rauchte ihr gegenüber schlechten Tabak aus einer hölzernen Pfeife, die Frau saß, an einer groben Jacke flickend, neben ihr, und der pausbäckige Sprößling des Ehepaares hatte sich's auf ihrem Schoße bequem gemacht. Sie fand, er hatte Aehnlichkeit mit einem ihrer Horatier, und das hatte ihm sofort ihre Sympathie gewonnen.

Die Frau war bereits mit der Erzählung ihrer ganzen Lebensgeschichte fertig geworden und schien nicht übel Lust zu haben, wieder von vorne anzufangen. Einleitende Betrachtungen wurden schon vorausgeschickt.

Ja, sie stand in ihrem zweiundvierzigsten Jahre und ihr 'Bub' hatte kürzlich erst sein drittes erreicht.

„Arme Deut' kommen halt spät zum Heirathen.“ Auch darin, „auch in so einer Sach' haben's die Reichen besser.“

Da erhob sich der Mann — der Schnellzug mußte bald auf die Strecke kommen, in einigen Minuten wurde es Zeit, den Signalkügel aufzuziehen.

Nachdem er die Stube verlassen hatte — er war ein alter Mensch und sah recht mürrisch aus — begann seine Gattin, ihn zu loben. „Er“ war brav. „Er“ war allgemein geachtet. Wunder wie viele Unglücksfälle hatte „Er“ durch seine Wachsamkeit verhütet. Sein Bub' geräth ihm nach, ist wirklich schon jetzt der ganze Vater. Sie zog den Jungen an sich, gab ihm einen schallenden Kuß und fuhr mit allen fünf Fingern durch seinen zerzausten Schopf. Ein rührender Ausdruck von Zärtlichkeit milderte und verschönerte die harten Züge ihres sonnenverbrannten Gesichts, während sie ihrem Kinde diese derben Lieblosungen ertheilte.

„Heute ist ein rechter Sonntag,“ sagte Lotti zu ihr, „heute habe ich zwei glückliche Ehepaare gesehen.“

Die Frau blickte sie befremdet an.

„Und Sie? . . . Sind doch auch glücklich?“

„Ich bin auch glücklich.“

„So? . . . und . . .“ sie neigte den Kopf mit neugieriger Vertraulichkeit, „und was ist denn Ihr Herr?“

„Ich habe keinen; ich bin eine alte Jungfer.“

„So? . . . eine alte Jungfer?“ wiederholte die Frau, sichtlich erkaltet und enttäuscht. Und als der Mann nun an's Fenster klopfte, um der Reisenden zu bedeuten, daß es Zeit war aufzubrechen, stach der gleichgültige Abschied, den die Wirthin von ihrem Gaste nahm, von deren früherer Freundlichkeit merklich ab. Sie hätte sich nicht anders benehmen können, wenn sie mit einem Male von Neue ergriffen worden wäre über ein übel angebrachtes Vertrauen.

Unzufrieden mit dem Mißcredit, in welchen sie plötzlich bei der Bahnwächtersfrau gerathen, stieg Lotti in den Waggon.

Nur noch Ein Platz war in demselben frei und sie nahm ihn, zum offenkundigen Verdruß einer geschlossenen Gesellschaft, die das Coupé besetzt hatte, ein. Diese, ein übermüthiges Böllchen, ließ sich, nachdem ihr erster Untwille über den Eindringling verbraucht war, in ihrer Unterhaltung nicht stören. Lotti verbrachte zwei unangenehme Stunden in dem lauten und lustigen Kreise. Ein Gefühl der Vereinsamung ergriff sie, das wegzuspotten sie sich vergeblich bemühte.

Endlich fuhr der Zug in den Bahnhof ein, und das Erste, was Lotti erblickte, war Gottfried's lange Gestalt. Er stand an die Mauer gelehnt — ein Bild der Hoffnungslosigkeit. Er starrte die Leute an, die den Waggonen entflohen, und: Sie kommt nicht! Sie kommt nicht! klagte es in seinem Herzen.

Aber nun fuhr er zusammen . . . Sie war da — ihre Hand lag auf seinem Arme.

„Das hätt' ich nicht gedacht . . . daß sie Dich weglassen . . .“ Wie ein Verzückter blickte er sie an. „Ich hab' einen Wagen . . .“

Nein, für den dankte sie; sie war froh, dem Waggon entronnen zu sein, wollte zu Fuß mit Gottfried nach Hause gehen und ihm unterwegs ihre Erlebnisse erzählen.

Also geschah es. Er hörte ihr theilnehmend zu, ohne sie zu unterbrechen. Erst als sie von der Empfindung der Ueberflüssigkeit sprach, die sie beim Anblick Salwig's und seiner Frau überkommen, nahm er ihren Arm und drückte ihn fest an sich.

„Hier bedarf man Deiner,“ sagte er. „Du warst Dir dort zu viel, ich — war mir hier zu wenig.“

Diese Worte sollten in scherzhaftem Tone gesprochen sein, kamen aber sehr wehmüthig heraus. Gottfried räusperte sich, versuchte auch Etwas zu erzählen — wußte nichts und beschränkte sich zuletzt auf den leisen Ausruf: „Siehe Lotti! . . .“

Er ergriff nun auch ihre Hand und diese wurde ihm nicht entzogen; darüber gerieth er in eine Begeisterung, die zu schildern keine noch so hinreißende Beredsamkeit im Stande gewesen wäre. Es gab denn nichts Besseres zu thun, als noch ein Mal zu sagen: „Siehe Lotti!“

Der Druck seiner Hand wurde erwidert, und „Guter Gottfried!“ sprach sie, die er im Herzen trug von ihrer und seiner Kindheit an.

Ein Schauer der Wonne durchrieselte ihn. Wär's denkbar? Wär's möglich? . . . Sollte er am Ende doch noch das Ziel und den Inbegriff aller seiner Wünsche erreichen? . . .

Ja, ja, antworteten die milden Augen, in die er fragend blickte, und der Mund, den er liebte, sprach:

„Guter Gottfried, nicht erst seit heute weiß ich, daß Du mir das Liebste auf der Welt bist.“

Da hätte er beinahe laut aufgejauchzt. Es war ein Glück, daß sie vor Lotti's Hause angelangt waren. — Getreulich und jahrelang hatte er das Geheimniß seiner tiefsten Sehnsucht in sich verschlossen, der Jubel wollte ihm die Brust zersprengen! Ein seliger Mann faßte er seine Braut in seine Arme, und sie mußte abwehren, sonst hätte er sie wahrhaftig die Treppe hinaufgetragen. Oben angelangt, stürmte er derart an der Glocke, daß Agnes in voller Empörung herbei eilte:

„Wie kann man so anreißen?“ rief die Alte.

„Ihretwegen, Agnes!“ antwortete er, „ich kann es nicht erwarten, Ihnen zu sagen — Sie sind die Erste, die's erfährt . . . Sehen Sie uns an! Wir sind Brautleute!“

# Die Entwicklung des preußischen Staates

nach den Analogien der alten Geschichte betrachtet.

~~~~~  
Von  
Prof. E. Curtius.<sup>1)</sup>  
~~~~~

Wie die Saledämonier mit dem Bilbe des Polydoros siegelten, des großen und glücklichen Königs, in dessen Sinne sie ihre Gemeinwesen weiter zu führen wünschten, so ist König Friedrichs Bild das Wahrzeichen unsers Staats, um das sich Jahr aus Jahr ein diejenigen sammeln, welche mit den Waffen in der Hand wie mit dem Rüstzeug des Geistes die preußische Ehre zu vertreten haben. Verlangt doch jedes bewußte Leben einen zwielfachen Punkt, nach dem das Auge sich richtet. Denn nur aus dem Verständniß des Geschehenen ergibt sich die Sicherheit der ferneren Ziele. Aber nicht Alles kann in gleicher Weise gegenwärtig bleiben. Inhaltreichere Bilder drängen das Frühere zurück, und ist nicht fast Alles, was wir an geistigen Gütern unser nennen, wenn wir uns mit freudigem Stolz als Deutsche fühlen, in dem Jahrhundert gewonnen, das uns von Friedrich II. trennt? Die Zeit, in welche er hineintrat, ist keine Augenweide für uns. Das verwüsthete Vaterland war in Bildung und Wissenschaft hinter den Nachbarländern zurückgeblieben, die Besten des Volkes sahen mit Sehnsucht nach dem wälschen Athen hinüber und ausländische Schönegeisterei war die Würze der auserwählten Kreise. Das bürgerliche Leben der Reichsstädte war gesunken; die Reformation hatte ihre Segenskraft eingebüßt; denn der Protestantismus erschien wie ein Tummelplatz der Schulgezänke und gegenseitiger Verdächtigung. Selbst die frischen Lebensquellen echter Frömmigkeit, wie sie in Spener's Liebeswerken strömten, wurden verkehrt, während mit der spöttelnden Freigeisterei sich eine Aufklärung verbreitete, in deren dürster und frostigen Atmosphäre eine gesunde Menschenbrust keine reellen Athemzüge thun konnte. Es war eine arme, dürre Zeit, und das Culturbild Deutschlands um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verhält sich zu dem, was wir jetzt unser nennen, wie der Kern des Brandenburgischen Staates zu dem heutigen Besitz der Krone Preußen. Und doch soll die Vergangenheit nicht abgethan sein und vergessen. Denn nur Angesichts derselben versteht man, was Friedrich that,

---

<sup>1)</sup> Festrede zur Gedächtnißfeier Friedrich's II. in der öffentl. Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 29. Januar 1880.

indem er in unserm Volk und Vaterland, das staatlos zu verkommen drohte, die Idee des Staats wieder lebendig machte und darum hat auf ihn das Wort des Aristoteles seine volle Anwendung: „Von Natur lebt in allen Menschen der Zug nach staatlicher Gemeinschaft. Wer sie aber zuerst in's Werk setzt, dem werden die höchsten Güter verdankt.“

Aber wie? Klingt es nicht paradox, im achtzehnten Jahrhundert die Staatsidee wie eine neue Erfindung, den Staat wie die Entdeckung eines klugen Kopfes dargestellt zu sehen? Ist nicht der Staat so alt wie die Menschheit und hat nicht derselbe Philosoph treffender, als es allen noch so fein ausgelegelten Definitionen moderner Theoretiker gelungen ist, das Wesen des Staats charakterisirt, wenn er sagt: der Staat ist ein von Natur Gegebenes; ja er ist früher als der einzelne Mensch, der nur in ihm seine Bestimmung erfüllen kann?

Der Theil der Menschengeschichte, aus dem Aristoteles seine Lehre vom Wesen des Staats geschöpft hat, gibt uns noch heute die reichste Anschauung von den Formen der Staatsbildung; ihm entlehnen wir noch heute die Terminologie, deren sich die politische Wissenschaft bedient. Um so mehr wird es dem Philologen gestattet sein, auch am Gedächtnistage König Friedrich's an die Staatslehre und Staatengeschichte des Alterthums anzuknüpfen, nicht um durch schillernde Streiflichter den Blick des Betrachtenden zu unterhalten, sondern um durch Analogien auf die Normen hinzuweisen, nach welchen sich in alten und neuen Zeiten die Staatsidee verwirklicht hat.

In gewissem Sinne ist allerdings der Staat mit dem Menschen geboren, wie eine unbewußt empfangene Mitgift, und diese Urform staatlicher Bildungen tritt uns dort am deutlichsten entgegen, wo innerhalb scharf gezogener Naturgrenzen zusammenwohnende Gemeinden sich vereinigen. Diese Gauverbände sind die ursprünglichsten und zugleich dauerhaftesten aller politischen Genossenschaften. Jahrtausende hindurch haben in den Gebirgslandschaften Griechenlands, Italiens, der Schweiz solche Cantonalstaaten bestanden; sie sind aber überall nur zu einem ländlichen Stillleben befähigt gewesen, in gleichförmigen Zuständen looserer Gemeinschaft verharrend. Staatliches Leben setzt Machtbildung voraus, und diese ist nur dort eingetreten, wo die autochthonen Zustände durch Zuwanderung unterbrochen und von auswärtigen Geschlechtern Herrschaften gegründet wurden.

So sind die Perseiden und dann die Pelopiden über See nach Argos gekommen, die Kadmeer nach Theben, die Temeniden nach Macedonien, die Tarquinier nach Rom. Das ist der Ursprung der Fürstenthümer, mit denen aller Orten das geschichtliche Bewußtsein, das politische Leben erwacht. An Stelle von Häuptlingen traten Könige, welche eine mit Waffengewalt gegründete Herrschaft friedlich ausbauen. Wo kein unbedingt hervorragender Herrscherstamm vorhanden war, wie z. B. auf Ithaca, da sehen wir ein wüthes und selbstsüchtiges Kämpfen unter den Edeln des Landes, welche sich unter einander wie dem Könige ebenbürtig fühlen. Sie betrachten die Macht wie einen Besitz, dessen Vortheile sie ausbeuten und genießen wollen, die Könige dagegen wie ein Amt, dessen sie zu warten haben. Auf diesem Amtsbegriff beruht auch das Fürstenthum der Hohenzollern und er ist durch König Friedrich nur in voller Schärfe zum Ausdruck gekommen. Nur ein zuwanderndes Geschlecht war im Stande, im Herrschen eine

verantwortliche Pflicht zu erkennen und die Idee des Staates frei von allen persönlichen Interessen aufzufassen. Nur so konnte in den Marken die Zucht des Gesetzes durchgeführt werden, die erste Bedingung für die Entwicklung eines selbständigen Staats.

Aristoteles betrachtet die Autarkie als das Kennzeichen des wahren Staats d. h. diejenige Fülle von Mitteln und Kräften, welche nöthig ist, um sich nach allen Seiten zu behaupten, ohne von fremder Hilfe abhängig zu sein. Das ist das naturgemäße Ziel, nach welchem alle Gemeinschaften streben.

Für die Gaugenosenschaften gibt es dazu keinen anderen Weg als den der föderativen Vereinigung, indem die Nachbarstämme, die sich durch Sprache, Sitte und Gottesdienst als ein Ganzes fühlen, sich zur Sicherung der Grenzen und zur Wahrung des gemeinen Friedens mit einander verbinden. Das ist die Amphiktyonie, wie sie besonders von den Griechen ausgebildet worden ist. Sie ist culturgeschichtlich von durchgreifender Bedeutung gewesen; denn in ihr ist das Volk vom Tempepasse bis Cap Malea zu einer Einheit zusammengewachsen; sie bildete Jahrhunderte hindurch das Reich griechischer Nation. Zum politischen Handeln war sie aber vollkommen ungeeignet; denn sie war ein Kreis ohne Centrum, und nur durch einen Vorort von überwiegender Macht konnte sie zu politischer Wirksamkeit gelangen. Sparta war der geborene Vorort durch seine Verbindung mit Delphi, durch seine Heeresmacht und den Umfang seines Landbesitzes. Als aber zum ersten Male der Zeitpunkt da war, daß Hellas seine Grenzen gegen Barbaren zu vertheidigen hatte, versagten Bund und Vorort ihre Dienste, und es wäre mit der Geschichte von Hellas zu Ende gewesen, wenn nicht ein anderer Staat die Führung übernommen, ein zweiter Vorort, der wie ein jüngerer Zweig am Stamme des Volksthumus sich entwickelt hatte. So wurde Hellas vom Untergange gerettet, aber die alte Amphiktyonie war gesprengt.

Dem griechischen Stammbunde entsprach in unserm Vaterlande als die einzige zu Recht bestehende Gesamtheit das Reich deutscher Nation. Das Fürstenthum, das in den engen Verhältnissen der Cantone früh untergehen mußte, hatte sich bei uns erhalten; aber die Loderheit, der Mangel an Centralisation, die Machtlosigkeit waren dieselben, und dadurch erwuchs dem nachgeborenen Hohenzollernstaate ein Beruf, welcher über die Grenzen der Mark weit hinausging, ein Beruf, der nicht amtlich übertragen, sondern geschichtlich geworden ist, und welcher mit dem der Athener in Griechenland eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Athen war verhältnißmäßig arm an natürlichen Hilfsmitteln. Der wahre Reichthum beruht aber, wie Aristoteles sagt, nicht in der unbegrenzten Fülle, sondern im Borrath dessen, was zur staatlichen Gemeinschaft unentbehrlich ist. Ein dürftiger Boden ist der sicherste Schutz gegen träge Behaglichkeit, die Schule der Mäßigkeit und haushälterischen Kunst, der Sporn zu rastloser Thätigkeit, um das Gegebene auszunutzen und sich mit frischen Elementen zu ergänzen. Athens Größe beruhte wesentlich auf der Tugend der Philogenie, indem es während der Jahrhunderte, in denen der alte Vorort hellenischer Nation sich ängstlich absperrte, mit hochherziger Gastlichkeit Alles aufnahm, das einen Zuwachs geistiger Kraft in Aussicht stellte, und so ist auch für die Erhebung Preußens nichts segensreicher gewesen, als die in seinem Herrscherhause erbliche Politik der Gastfreundschaft, die unbefangene Anerkennung jedes Talents und



das Bestreben, keinen Strom geistigen Lebens an den Grenzen vorüberbrausen zu lassen.

Die Staaten des Alterthums sind auf dem Boden der Volksstämme erwachsen; darum waren sie denselben Naturgesetzen anheim gegeben, welchen Geschlechter und Stämme unterliegen, wenn sie ein Sonderleben führen. Sie entziehen sich diesem Naturgesetze nur durch eine frühe und glückliche Mischung verschiedener Elemente. Roms Größe beruht darauf, daß es von Anfang an keine rein latinische und keine rein sabinische Gemeinde war. Athen ist immer eine ionische Stadt geblieben, aber seine jüngeren Adelsgeschlechter, denen sein ruhmreiches Königsgelecht angehörte, aus deren Mitte Solon, die Pisistratiden, Kleisthenes, Perikles, Alkibiades stammten, diese Geschlechter, die Träger der bewegenden Gedanken sind aus dem Süden eingewandert und haben über die Enge des städtischen Horizonts den Blick hinausgeführt. Darum vermochte Athen, was den ionischen Städten sonst so fern lag, sich aus eigenem Antriebe zur Uebernahme nationaler Pflichten zu entschließen und hat, ohne auf die lahme Macht des Volksbundes zu warten, aus eigener Kraft die gefährdeten Grenzen vertheidigt. Solche Erhebung eines Bundesgliedes kann nicht ohne heftige Reibung erfolgen; denn sein selbständiges Vorgehen dringt wie ein Keil in das Gefüge des Staatenvereins, an dessen Bestand das Volk seit Menschengedenken gewöhnt ist. So sehr also auch Sparta das Recht verwirkt und die Kraft verloren hatte, unter wachsenden Schwierigkeiten der Hellenen Führer zu sein, sah man doch von allen Seiten mißgünstig auf die emporstrebende Stadt; man haßte den Emporkömmling, man wollte den Seitenast, der sich vordrängte, beschränkt und beschnitten wissen, damit er nicht den ganzen Baum entstelle; alle Kleinstaaten fühlten sich unter einem unthätigen Vorort behaglicher, ja in Athen selbst erhielt sich eine mächtige Partei, welcher die Unterordnung unter den alten legitimen Vorort ein politischer Glaubensartikel war.

Unter ähnlichen Verhältnissen wie Athen ist unser Staat dem Kleinstaatlichen Dasein entworfen. Auch hier war eine Mischung von Volkselementen, welche die Schranken des Stammbewußtseins durchbrach. Auch hier übernahm der kleine Staat die Aufgabe, zu welcher das Reich berufen, aber unfähig war, die Grenz-  
hut des gemeinsamen Vaterlandes; auch hier hatten die freiwilligen Vorkämpfer im eignen Vaterlande unfähliche Schwierigkeiten zu überwinden. Denn es ist leichter und dankbarer, ein rohes Volk zum ersten Male in die Geschichte einzuführen als in einer durch Uneinigkeit verkommenen Nation einen neuen Mittelpunkt zu schaffen, um sie wieder zu sammeln und zu thatkräftigem Dasein aufzurichten. Dazu bedarf es heroischer Kräfte und außerordentlicher Männer. Wie Themistokles einst die Winkelstadt am saronischen Golf mit seiner unüberstehlichen Willenskraft auf einmal zu einem Großstaate gemacht hat, so ist durch den Tag von Fehrbellin das Haus Brandenburg zu einer europäischen Macht geworden. Wol hielt man es für ein Keil, das, über Nacht aufgeschossen, bei dem ersten Sonnenbrande sein kertes Haupt wieder senken werde. Aber dem Starcken folgte der Stärkere, der seines Willens ganze Kraft daran setzte, der jungen Pflanzung die Selbständigkeit zu geben, welche nach dem alten Philosophen das Kennzeichen eines wahren Staates ist; ein Mann, in dem die verschollene Staatsidee wie durch eine innere Offenbarung wieder aufleuchtete,

der sie wie ein Prophet durch Wort und That zum Ausdruck brachte; sie war in seiner Person verkörpert. Zwar urtheilen auch wir wie Sophokles:

Ein Staat ist das nicht, was in Eines Händen ruht.

Aber diese Identität von Fürst und Staat war nicht die, wie sie von den Selbstherrschern Frankreichs aufgestellt wurde, sondern das Gegentheil davon; denn er vernichtete den falschen Glorienschein der Krone; er verurtheilte den frevelhaften Egoismus der Regenten und wollte nur in der Hingabe an das Ganze der Erde seines Volkes sein.

So mächtig war seit den Tagen des Alterthums, wo das Gemeinwesen den ganzen Bürger in Anspruch nahm, der Staatsgedanke nicht wieder in das Leben getreten. Darum ging die Wirkung über das nächste Ziel weit hinaus und die längst vergessene Weisheit des Aristoteles, dem Ethik und Politik ein untheilbares Ganze waren, wurde wieder zur Wahrheit. Denn der Staat ist ja nicht wie ein Haus, in das man einzieht, nicht wie ein Kapital, von dessen Renten man lebt, sondern er ist ein Bau, der aus lebendigen Bausteinen stets neu sich fügt, und eine Harmonie, welche den Einklang einer Fülle von selbständigen Stimmen voraussetzt; er muß, wie jedes ideale Gut, immer neu gewonnen werden und darum ist er eine Schule der Selbstverleugnung, der Treue und des opferwilligen Diensteifers.

Freilich können die Tugenden, welche dem Menschenleben Werth verleihen, auch in häuslicher Stille und engen Kreisen gedeihen; auch die warme Anhänglichkeit an Land und Volk ist unter den Deutschen in den traurigsten Zeiten ihrer Geschichte nie erloschen. Aber weil der Mensch von Natur ein politisches Wesen ist, so kann er nicht ganz und voll gedeihen, wenn er sich vorzugsweise in Privatverhältnissen bewegt, wenn das individuelle Leben vorherrscht, das bald zu einem falschen Idealismus hinneigt, bald in ein gedankenloses Genußleben ausartet. Durch Friedrich's Staatsgedanken neu erweckt, athmete man wieder die stärkende Luft des öffentlichen Lebens; aus der Heimathsliebe erwuchs ein Gemein Sinn; die Herzen schlugen wieder für König und Vaterland und das Volk erhob sich zu männlichem Selbstgefühl, nachdem so lange Zeit auch die Fürsten sich vor den Großen des Auslandes schmählich erniedrigt hatten. Durch das Bewußtsein neuer Pflichten gestählt, gewann der deutsche Geist überall eine selbständige Entfaltung. Man entwöhnte sich die Klassiker mit dem Auge der Romanen anzusehen, welchen Italien heimischer war als Griechenland, die unter dem Texte der Aeneide ihr 'Virgilius superet Homorum' zu wiederholen liebten; es bildete sich allmählich jenes nahe Verhältniß zum hellenischen Alterthum, das ein nationaler Zug der Deutschen geworden ist, und so wenig König Friedrich selbst solche Erfolge erwartet oder beabsichtigt hat, ist doch in freier Anerkennung seiner Heldengröße auch die deutsche Dichtkunst zu neuem Leben erwacht.

Die Staatsmänner von Athen haben ebenso wie unsere großen Fürsten dahin gearbeitet, so lange kein gemeinsames Vaterland staatlich vorhanden war, den eignen Staat so zu organisiren, daß die besten Kräfte der Nation in ihm zur Entfaltung kamen, damit er als Vorbild und Centrum dienen könne. Das gemeinsam Vaterländische ist in der Stadt des Perikles zum vollendeten Ausdruck gekommen. Aber dies Werk ist nur in culturgeschichtlichem Sinne gelungen;

Athen ist doch zu sehr Stadtgemeinde und ionische Stadt geblieben, als daß es auch unter günstigeren Verhältnissen Hellas in sich hätte aufnehmen können, und die Politik der größten Athener ist an dieser Klippe gescheitert.

Auch bei uns zeigte es sich als die schwerste aller politischen Aufgaben, durch energische Verwirklichung der höchsten Staatsideen, deren die Kraft eines Volkes fähig ist, ein aus den Fugen gegangenes Reich aufzubauen und das Vaterland zu erneuern. Auch bei uns traten schwere Störungen und Unterbrechungen der großen Arbeit ein. Der Staat des großen Königs, in Mechanismus erstarrt, verlor die Siegestraft, welcher er seine Erhebung verdankt hatte, und das Vaterland wurde mehr als je gespalten, gerieth tiefer als je unter fremde Obmacht. Aber die Kraft des Staats war nicht erloschen. Er wurde der Kern einer neuen Erhebung, wie Athen seiner Zeit der Mittelpunkt der Treugefiniten war, der Patrioten, der Bevölkerung des engeren Vaterlandes, welche es verschmährt hatte, dem Landesfeinde Feuer und Wasser zu geben.

Zum zweiten Male knüpfte sich an preussische Siege eine Wiedergeburt des Vaterlandes, welche das ganze Geistesleben des Volks durchdrang. Denn die menschliche Natur scheint nach einem Gesetze des Gleichgewichts zu verlangen, daß großen Erfolgen der äußeren Geschichte geistige Fortschritte und Erwerbungen entsprechen. So war es in Athen nach den Tagen von Marathon und Salamis, daß ein unersättlicher Wissensdurst erwachte; so folgte auch unsern Freiheitskriegen der neue Aufschwung aller Zweige der Erkenntniß, die glänzende Entfaltung von Naturkunde und Mathematik, die Erforschung der Rechtsgeschichte und Verfassungen der Staaten des Alterthums, die Eröffnung der Quellen vaterländischer Geschichte, das Verständniß der Religion in ihrem Verhältniß zur allgemeinen Bildung. Das waren die Früchte, deren Keime der neue Geistesfrühling weckte und die für das entschädigen mußten, was noch nicht gelungen war.

Wir haben gesehen, wie in alten und neuen Zeiten durch zuwandernde Geschlechter und Mischung der Volksstämme eine höhere Staatsidee verwirklicht worden ist. Wir haben den Durchbruch einer neuen Volksgeschichte aus veralteten Bundesformen in analogen Vorgängen betrachtet. Es waren in Griechenland wie bei uns kleine Anfänge, deren Bedeutung auf sittlichen Kräften ruhte. Hier wie dort hatte der neue Vorort mit Mächten zu ringen, welche nur zum Widerstand fähig waren; hier wie dort war jeder Fortschritt des nationalen Gedankens und der politischen Wiedergeburt ein Aufschwung des geistigen Lebens.

Athen ist auf geistige Erfolge beschränkt geblieben und hat den Untergang des Vaterlandes nicht aufhalten können. Uns ist ein besseres Loos gefallen.

Ein halbes Jahrhundert nach der zweiten Erhebung hat Kaiser Wilhelm die Siege erfochten, durch welche unser Vaterland vor dem Schicksal Griechenlands bewahrt worden ist. Nun ist der Baum erwachsen, zu dem die großen Ahnen unseres Kaisers den Keim gelegt haben, und der Staatsgedanke König Friedrich's hat nicht nur die alte Amphikthonie gesprengt, sondern es ist aus ihm durch wunderbare Führung ein neues Reich erwachsen, welches bestehen und blühen wird, so lange das Banner des großen Königs hochgehalten wird, das Banner, unter welchem Jeder an seiner Stelle entschlossen ist, mit dem, was er vermag, für König und Vaterland einzutreten.

# Ueber die Farbenempfindungen.

~~~~~  
Von  
Prof. Adolf Fick in Würzburg.  
~~~~~

In seiner trefflichen Charakteristik der philosophischen Bestrebungen der Gegenwart hat B. Erdmann<sup>1)</sup> anerkannt, daß zur Vertiefung der philosophischen Anschauung die neueren Forschungen der Sinnesphysiologie wesentlich beigetragen haben, insbesondere die weitere Ausbildung der von J. Müller begründeten Lehre von den specifischen Energien der Empfindungsnerven. Es dürfte daher für die Leser dieser Zeitschrift von einigem Interesse sein, das Wesen dieser Lehre in ihrer Anwendung auf ein besonderes Sinnesgebiet genauer kennen zu lernen. Kein anderes eignet sich zu diesem Zwecke so gut, als das des Gesichtsinnes, wo das System der möglichen Empfindungsqualitäten reichhaltig und doch übersichtlich ist. Es ist daher gerade auf diesem Gebiete möglich gewesen, mit Hilfe einer ursprünglich von Th. Young ausgesprochenen Hypothese, die Unterscheidung der Empfindungsqualitäten in überraschend einfacher Weise theoretisch zu erklären. Die Grundzüge dieser Theorie, die in neuerer Zeit durch Helmholtz und Maxwell eine erstaunliche Ausbildung erlangt hat, sollen daher der Gegenstand der nachfolgenden Zeilen sein. Obwol dabei keinerlei Vorkenntnisse vorausgesetzt zu werden brauchen und nur von Thatsachen der Anschauung ausgegangen wird, die Jedem geläufig sind, so wird es doch nicht möglich sein, in dem engen Raume, welcher in dieser Zeitschrift naturwissenschaftlichen Abhandlungen zusteht, diesen schwierigen Gegenstand so leichtfaßlich darzustellen, daß ein flüchtiges Lesen zum vollen Verständniß genügt. Ich muß vielmehr einen Leser voraussetzen, der ein hinlänglich intensives Interesse an dem Gegenstande mitbringt, um mit gespannter Aufmerksamkeit auch ihm vielleicht sonst ungewohnten Abstractionen zu folgen.

## I.

Wenn wir die Augen aufschlagen, so sehen wir, wie man sich auszudrücken pflegt, Gegenstände von verschiedener Gestalt und Farbe. Die letztere gilt dem

<sup>1)</sup> Deutsche Rundschau, Juli 1879.

unbefangenen Menschen als eine dem Gegenstande an sich zugehörige Eigenschaft. So sagt man: der Baum ist „grün“. Daß nun aber das Grüne nicht eine dem Baum an sich zukommende Eigenschaft ist, wird man schon gewahr, wenn man ihn durch ein rothes Glas, oder in der Nacht bei Beleuchtung einer Strontianflamme betrachtet, wo bekanntlich der Baum roth aussieht. Es zeigt sich also, daß der Baum an sich nur gewisse Eigenschaften hat, vermöge deren er allerdings häufig den Eindruck des Grünen, unter besonderen Umständen aber auch den Eindruck des Rothens machen kann. Beachtet man ferner die bekannten Erscheinungen, welche man bei Stoß oder Druck auf das Auge oder bei elektrischer Reizung desselben, oder endlich bei geschlossenen Augen ohne alle äußere Ursache wahrnimmt, so überzeugt man sich, daß Grüne, Röthe, Weiße, überhaupt Alles, was mit den Farbennamen eigentlich bezeichnet wird, Etwas ist, das man vernünftiger Weise überhaupt gar nicht als Eigenschaft eines äußeren Gegenstandes an sich denken kann. Roth, weiß, grün u. bezeichnen vielmehr offenbar Zustände unseres Bewußtseins, in welche dasselbe durch sehr verschiedenartige äußere Ursachen versetzt werden kann. So kann ein gelbröthlicher Schimmer entstehen, ebensowohl wenn ein elektrischer Strom in gewisser Richtung den Sehnerven durchfließt, als wenn uns die Sonne auf die geschlossenen Augenlider scheint. Die Erscheinung eines bläulichen Ringes zwingt sich unserer Vorstellung ebenso sicher auf, wenn wir mit dem Finger auf den Augapfel drücken, als wenn ein aus einer gewissen Papierforte geschnittener Ring vor einem dunklen Hintergrunde betrachtet wird; endlich tauchen bei geschlossenem Auge oft ohne alle äußere Ursache der einen oder anderen Art die mannigfaltigsten Farbenercheinungen im dunklen Gesichtsfelde auf. Kurz, die Sichtempfindung mit allen ihren, durch die verschiedenen Farbennamen bezeichneten Modificationen ist nichts Aeußeres, sondern nur der Inbegriff derjenigen Zustände, in welche unser Bewußtsein versetzt wird, wenn irgend ein Theil unseres Sehnervenapparates auf irgend eine Art gereizt wird. Mit technischem Ausdruck sagt man: Die Sichtempfindung mit ihren verschiedenen Modificationen der Farben ist die specifische Energie des Sehnervenapparates, in welcher er auf jede Reizung reagirt, geschehe dieselbe durch Strahlen, oder auf andere Art.

Diese physiologische Lehre dürfte wol heutzutage ziemlich allgemein bekannt sein; aber es ist gleichwol schwer, sich dieselbe immer gegenwärtig zu halten. Die Gewohnheit, durch die Farbennamen auch die Natur gewisser Strahlenarten, oder gar die physikalische Beschaffenheit von Körperoberflächen zu bezeichnen, welche sie geschieht macht, bestimmte Strahlenarten besonders leicht zurückzuwerfen, die eben einen bestimmten Empfindungszustand im Auge besonders häufig hervorbringen — diese Gewohnheit verwirrt oft genug auch heute noch physiologische Forscher in ihrem Gedankengange. Ich muß daher den Leser besonders ersuchen, im Folgenden die Namen der Farben immer in ihrer eigentlichen Bedeutung zu nehmen, wo sie die Beschaffenheit eines gewissen Empfindungszustandes bezeichnen, der möglicherweise auf sehr verschiedene Art hervorgerufen werden kann.

Vergleichen wir zwei Sichtempfindungen miteinander, so leuchtet ohne Weiteres ein, daß dies unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten geschehen kann. Erstens nämlich kann man sie nach ihrem Intensitätsgrade vergleichen, den man auf

diesem Sinnesgebiete auch als den Helligkeitsgrad bezeichnet. Man versteht unter dem Intensitätsgrade einer Empfindung die Energie, mit welcher sie die Aufmerksamkeit auf sich zieht, oder andern sich aufdrängenden Empfindungen gegenüber an sich fesselt. Diese Intensität ist für jede bestimmte Empfindung eine bestimmte, wenigstens principiell numerisch angebbare Größe, die indessen keineswegs von der willkürlichen Richtung der Aufmerksamkeit unabhängig ist. Ich behaupte — vielleicht nicht in Uebereinstimmung mit allen Physiologen und Psychologen — daß sogar die Empfindungen ganz verschiedener Sinnesgebiete bezüglich ihrer Intensität vergleichbar sind. Zur Begründung möchte ich fragen, ob nicht jeder unbefangene Mensch sagen wird, daß die Gefühlsempfindung durch einen Nadelstich in den Finger eine stärkere ist, als die Schallempfindung, die durch das Murmeln eines entfernten Baches hervorgebracht wird; daß aber die Empfindung des Nadelstiches durch das Rollen eines heftigen Donners überwogen wird. Sowie aber die Berechtigung solcher Aussagen zugegeben ist, so ist die principielle Möglichkeit gesichert, alle Empfindungen aller Sinnesgebiete in eine Intensitätsscala einzuordnen. Wer indessen auch Bedenken trägt, dieser weitgehenden Consequenz zu folgen, wird wenigstens zugeben müssen, daß innerhalb des Bereiches der Lichtempfindungen Intensitätsvergleiche sonst noch so verschiedenartiger Empfindungen statthaft sind. Steht man doch im gemeinen Leben nicht an, solche Vergleiche sogar mit Zahlenangaben zu machen. Wer hätte nicht schon Aussprüche gehört, wie etwa: diese Abendröthe ist zehnmal so hell, als die Himmelsbläue im Zenith oder dergleichen. Legt man neben ein beschattetes weißes Papierblatt ein rothes in Sonnenschein, so wird Niemand anstehen, die Röthe intensiver oder „heller“ zu finden, als die Weiße. Liegen beide Papierblätter in gleicher Beleuchtung, so wird die Weiße heller erscheinen. Da nun aber die Intensität der Röthe vom niedrigeren Grade zum höheren stetig übergeht, so wird es nothwendig einen Intensitätsgrad des Roth geben, welcher diesem oder jenem Intensitätsgrad des Weiß genau gleich ist, wenn es auch noch so schwer ist, diese Gleichheit factisch herzustellen. Und allgemein wird zu jeder Farbenempfindung eine von jeder anderen Art gegeben werden können, so daß beider Intensität genau gleich ist, worauf es uns im Folgenden wesentlich ankommt.

Um die ganze Mannigfaltigkeit der möglichen Farbenempfindungen zu übersehen, muß man sich alle auf denselben Intensitätsgrad reducirt denken und sie dann vergleichen, wozu die Berechtigung soeben nachgewiesen wurde. Es ist aber einigermaßen schwer, diese Abstraction zu vollziehen, weil wir uns absichtlich dazu erzogen haben, aus den Lichtempfindungen sofort auf die Oberflächenbeschaffenheit der Körper zu schließen. Nun macht das von zwei verschiedenen Oberflächen in gleicher Beleuchtung zurückstrahlende Licht oft einen qualitativ gleichen, aber quantitativ sehr verschiedenen Eindruck; und dann dient uns die quantitative Verschiedenheit als Merkmal der Unterscheidung. Das verführt zu dem Irrthum, quantitative Unterschiede der Empfindungen für qualitative zu halten. So halten wol die Meisten den Unterschied von Weiß und Grau für einen Farbenunterschied, oder was dasselbe heißt: für einen qualitativen. Man kann sich aber leicht überzeugen, daß z. B. ein graues Leinwandstück (es

darf weder gelblich noch bläulich sein) im Sonnenschein viel „weißer“ ausfieht, als ein sogenanntes weißes im Schatten. Freilich wird jeder erfahrene Mensch ein graues Seintwandstück auch im Sonnenschein als ein solches erkennen und von einem weißen unterscheiden, welches er vielleicht ausschließlich im Schatten gesehen hat. Dies kommt aber nur daher, daß der Erfahrene sogleich auf die Wirkung der helleren Beleuchtung rechnet und in der Erinnerung hat, daß ein weißes Seintwandstück im Sonnenschein einen noch viel intensiveren Eindruck machen würde. Ganz anders nimmt sich die Sache aus, wenn einem Beobachter eine sogenannte graue Fläche in sehr starker (z. B. Sonnen-) Beleuchtung neben einer weißen Fläche in schwacher Beleuchtung vorgeführt wird, so aber, daß dem Beobachter die Quelle der helleren Beleuchtung verborgen bleibt, was durch ganz einfache Kunstgriffe mit Hilfe von Spiegeln geschehen kann. In diesem Falle wird Jeder, auch der Erfahrenste, die graue Fläche für heller weiß erklären, als die weiße.

Auch bei einigen andern Farbenempfindungen ist die Versuchung groß, bloß quantitative Unterschiede für qualitative zu nehmen. Es sind die, welche man als die verschiedenen Arten des „braun“ bezeichnet. Man kann sich durch Versuche, ähnlich den soeben erwähnten, leicht überzeugen, daß der Ausdruck „braun“ eigentlich nichts Anderes bedeutet, als einen niedrigen Intensitäts- oder Helligkeitsgrad einer Empfindung, welche bei höherem Helligkeitsgrade mit Roth, Orange oder Gelb bezeichnet wird. Als „schwarz“ wird eine Stelle des Gesichtsfeldes bezeichnet, wenn die dahin verlegte Lichtempfindung von so geringem Grade ist, daß sie im Verhältniß zu andern gleichzeitig vorhandenen verschwindet.

Man kann es durch sehr verschiedene Veranstellungen dahin bringen, daß eine bestimmte Stelle des Gesichtsfeldes zuerst weiß, dann grau in allen möglichen Abstufungen und zuletzt schwarz erscheint; oder daß sie zuerst blaßgelb, dann allmählig rehbraun, immer dunkler braun und ebenfalls zuletzt schwarz erscheint. Ein solcher Vorgang ist kein Wechsel der Empfindungsqualität, sondern lediglich eine Abnahme der Intensität einer und derselben Empfindungsart, so etwa, wie wenn ein Ton von immer gleich bleibender Höhe von einer bestimmten Intensität an allmählig bis zu vollständiger Stille verklingt.

Die vorstehenden Sätze sind von Alters her in der Wissenschaft anerkannt gewesen und sind wol auch so einleuchtend, daß sie eigentlich nur ausgesprochen zu werden brauchen. Gleichwol habe ich geglaubt, sie etwas eingehender zu erörtern und begründen zu sollen, da merkwürdigerweise in der jüngsten Zeit von anerkannten Forschern auf dem Gebiete der physiologischen Optik und Augenheilkunde Zweifel dagegen rege gemacht sind.

Denkt man sich nun alle jemals gehalten und in der Erinnerung wieder erzeugbaren Farbenempfindungen auf gleiche Intensitätsstufe gebracht, so wird man sich leicht bewußt, daß ihre qualitative Mannigfaltigkeit zwar immer noch eine unendliche ist, daß sich dieselbe aber doch sehr einfach systematisch vorstellen läßt. Man findet nämlich sofort eine, die als „Weiß“ bezeichnete, heraus, welcher eine ganz besondere, einzige Stellung in dem System gebührt. Vergleicht man nämlich mit ihr irgend eine andere bestimmte Farbenempfindung, z. B. ein blaßes Gelb, so läßt sich von jeder anders bezeichneten Farbe eine

Modification herstellen, deren Aehnlichkeit mit Weiß nicht größer und nicht kleiner ist, als die der erstgedachten Farbe. Es wird z. B. ein Blau, ein Blaugrün, ein Blauviolett u. dergl. geben, das dem Weiß ebenso ähnlich ist, wie das erstgedachte Blau. Denn es wird unzweifelhaft erstens ein Blau denkbar sein, das dem Weiß mehr gleicht und zweitens wird es ein Blau geben, das dem Weiß weniger gleicht, dazwischen muß also ein Blau liegen, das dem Weiß genau ebenso ähnlich ist, wie jenes Blau. Dasselbe gilt für jede Farbe von beliebiger Benennung.

Wir können somit dem Weiß eine, so zu sagen, centrale Stellung antweisen, um welche herum sich die anderen Farben gruppieren lassen. Wir können an Weiß in stetiger Folge anreihen: rötlichweiß, blauroth, und so fort bis zum gesättigtesten Roth. Ganz ebenso können wir aber an Weiß anreihen die Eindrücke bläulichweiß, blaublau, bis zum gesättigtesten Blau in stetiger Reihenfolge. Offenbar können solcher von weiß ausgehenden Reihen unendlich viele gebildet werden; denn die gesättigten Farbentöne roth, blau u. dergl. bilden selbst eine stetige Reihe von unendlich vielen Eindrücken und zu jedem derselben kann eine stetige Reihe vom Weiß aus gebildet werden.

Es ist nun eine höchst merkwürdige Thatsache der inneren Anschauung, daß die Reihe der gesättigten Farbenempfindungen oder Farbentöne eine in sich selbst zurückkehrende ist. Gehen wir stetig über von Roth durch die Modificationen des Orange zu Gelb, von da zu Grün, durch Meergrün zu Blau, und weiter zu Violett, zu Purpurroth, so kommen wir zu Roth zurück. Oder wir können von einem gesättigten Farbentone zu irgend einem andern den stetigen Uebergang durch lauter gesättigte Farbentöne auf zwei Arten machen; wir können z. B. von Orange zu Blau übergehen durch Gelb, Grün und Meergrün oder aber durch Roth, Purpur und Violett.

Hiernach haben wir von den Beziehungen der Farbenempfindungen zu einander, insbesondere von den möglichen stetigen Uebergängen von einer zur andern, ein ganz zutreffendes Bild in den räumlichen Beziehungen der Punkte eines ebenen Flächenstückes. In der That stellen wir uns ein solches durch eine ringförmig in sich zurücklaufende Linie begrenzt vor, deren Gestalt einstweilen unbestimmt gelassen werden mag; so kann jeder Punkt darin als der Repräsentant einer Farbenempfindung gelten. Weiß wäre in die Mitte zu setzen und die gesättigten Farbentöne in die Punkte des Randes. Stellt nun ein bestimmter Punkt desselben beispielsweise gesättigtes Blaugrün dar, so sind auf der geraden Verbindungslinie dieses Punktes mit dem Weißpunkt alle Eindrücke zu repräsentieren, welche den Uebergang von gesättigtem Blaugrün zu Weiß bilden: also blaumeergrün, weißlichblaugrün, und blaugrünlich-weiß mit allen Zwischenstufen. Dasselbe gilt von den Uebergängen der anderen gesättigten Farbentöne zu Weiß. Die Bedeutung dieser symbolischen Darstellung ist zunächst diese: 1. Wie man von einem Punkte des Flächenstückes zu irgend einem andern auf unzähligen Wegen stetig gelangen kann, auf ebenso unzählige Arten kann man einen stetigen Uebergang machen von irgend einem bestimmten Farbeindruck zu irgend einem andern. 2. Wie das Flächenstück durch zwei verschiedene Wege von einem Punkte desselben zu einem andern in zwei Stücke derart zerschnitten wird (nämlich



das von den zwei Wegen umschlossene und das von ihnen aus geschlossene), so daß man von einem Punkte des einen zu einem Punkte des andern keinen stetigen Weg machen kann, der nicht einen der beiden ersten Wege schneidet: ebenso zerfällt die ganze Mannigfaltigkeit der Farbenempfindungen durch zwei verschiedene Uebergänge von einer zu einer andern in zwei Gruppen derart, daß von einer Empfindung der einen Gruppe zu einer der andern kein stetiger Uebergang gemacht werden kann, in welchem nicht mindestens eine Farbenempfindung enthalten ist, die einem der beiden erstgedachten Uebergänge angehört.

Wir wollen diese nicht ganz leicht allgemein vorzustellenden Sätze durch ein Beispiel erläutern. Denken wir uns die Empfindung eines nahezu aber nicht ganz gesättigten Roth. Von hier zu einem sehr blassen Grün können wir sehr verschiedene stetige Uebergänge machen; z. B. erstens einen durch ein noch ziemlich gesättigtes Orange, ein schon blasserer Gelb und blasses Grünlichgelb, zweitens einen andern durch ziemlich gesättigtes Purpurroth, weniger gesättigtes Violett, noch blasserer Blau und Blaugrün. In der symbolischen Darstellung auf dem Flächenstück würden die beiden gedachten Uebergänge zwei krumme Linien sein, die im selben Punkte (fast gesättigtes Roth) anfangen und im selben Punkte (sehr blasses Grün) endigen, die also zusammen die vollständige ringförmige Umgrenzung eines Theiles des Flächenstückes bilden, in welchem beispielsweise die Punkte liegen, welche die ganz blassen Schattirungen des Roth repräsentiren, sowie auch unter andern der Punkt, welcher das Weiß darstellt. Außerhalb der Umgrenzung liegen z. B. die Punkte, welche ganz gesättigtes Orange, Gelb, Grün u. s. w. darstellen. Die Anschauung lehrt nun ohne Weiteres, daß in der That von einer Farbenempfindung der einen Gruppe, z. B. von Blazroth zu einer der andern, z. B. gesättigt Orange kein stetiger Uebergang gemacht werden kann, ohne daß darin wenigstens eine Empfindung jener erstgedachten Uebergänge vorkommt, nämlich: fast gesättigt Roth — ziemlich gesättigt Orange — blasser Gelb — sehr blaß Grünlichgelb — äußerst blaß Grün, und: fast gesättigt Roth — weniger gesättigt Purpur — noch blasser Violett — Blazblau — sehr blaß Blaugrün — äußerst Blazgrün.

Man mache z. B. den unmittelbarsten Uebergang von Blazroth zu gesättigt Orange, so wird er das ziemlich gesättigte Orange enthalten, das auf dem erstgedachten Wege zu finden ist.

Durch die beiden soeben erläuterten Sätze ist die Mannigfaltigkeit der auf gleiche Intensität reducirten Farbenempfindungen charakterisirt als eine zweifach unendliche Mannigfaltigkeit oder als eine unendliche Mannigfaltigkeit von zwei Dimensionen. Es ist noch einmal hervorzuheben, daß hiermit auch die sogenannte qualitative Mannigfaltigkeit auf dem Gebiete der Sichtempfindung vollständig erschöpft ist. Eine größere Mannigfaltigkeit von Sichtempfindungen ist nur möglich, wenn wir die Verschiedenheit der Intensität und der Localität berücksichtigen.

Es verdient ferner noch eine Thatsache ausdrücklich hervorgehoben zu werden, deren Anerkennung aus verschiedenen Quellen geflossene Vorurtheile widerstreben: Jede Farbenempfindung kündigt sich im unbefangenen Bewußtsein als etwas durchaus Einheitliches an, und bei keiner einzigen gelingt es, sich etwa neben

einander bestehender Einzelpfindungen bewußt zu werden, aus denen sich die Gesammtempfindung als aus Bestandtheilen zusammengesetzt, wie dies bei manchen andern Empfindungen der Fall ist. So kann man sich z. B. durch Schärfung der Aufmerksamkeit wol bewußt werden, daß der Geschmack eines Weines, der zunächst einfach erscheint, aus süß und sauer zusammengesetzt ist. Etwas der Art ist bei einer Farbenempfindung selbst bei der aufmerksamsten Prüfung unmöglich. Natürlich kann dieser Satz nicht logisch oder experimentell erwiesen werden, da es sich um eine Thatfache der inneren Anschauung handelt, auf die nur aufmerksam gemacht werden kann. Wol aber lassen sich die Umstände aufdecken, durch welche man zur Selbsttäuschung über die Thatfachen der inneren Anschauung verführt wird. Dahin gehört namentlich der Sprachgebrauch, welcher manche Farbenempfindungen durch zusammengesetzte Worte bezeichnet. So ist die Bezeichnung „blaugrün“ leicht Veranlassung in dieser Farbenempfindung blau und grün als Elemente zu suchen. In Wahrheit drückt die Bezeichnung aber nur aus, daß die bezeichnete Empfindung sowol mit blau als mit grün Ähnlichkeit hat. Wer daran noch zweifeln sollte, der mag sich nur die Frage vorlegen, welches Blau denn nun die wahrhaft einfache Empfindung sein sollte? ob ultramarinblau? oder kornblumenblau? oder noch ein anderer blauer Farbenton? Es ist bemerkenswerth, daß zur Bezeichnung von den Uebergangstönen zwischen roth und grün zwei einfache Worte der Sprache zu Gebote stehen, nämlich orange und gelb, und daß wol die Mehrzahl der Menschen mehr geneigt sein dürfte, die Empfindung gelb für eine einfache zu nehmen, als die Uebergangstöne zwischen grün und blau. Den Grund hierfür möchte ich lediglich suchen in Nebenumständen, welche auf den hier erörterten Gesichtspunkt gar keinen Bezug haben. Die Strahlenarten nämlich, welche den Eindruck gelb machen, reizen ganz besonders häufig in großer Stärke das Auge und daher macht sich gerade diese Farbenempfindung im Bewußtsein besonders häufig in großer Intensität geltend und dies hat wol die meisten Völker veranlaßt, sie schon frühzeitig mit einem besonderen Worte zu bezeichnen. Ich finde wenigstens in meiner inneren Anschauung keinen Anhalt für eine andere Erklärung; mir erscheint der Unterschied zwischen zinnoberroth und grasgrün nicht größer als der zwischen grasgrün und ultramarinblau, und würde mir daher für die Empfindung gelb das Wort grünlichroth eine ebenso passende Bezeichnung scheinen, wie grünlichblau für die durch die Farbe des Meerwassers hervorgebrachte Empfindung. Wie leicht das Urtheil über die Grundthatfachen des Empfindens irre geführt wird, kann man noch daraus sehen, daß gewiß viele Menschen, die häufig mit Pigmenten zu thun haben und gewohnt sind, ein grünes aus einem gelben und einem blauen zu mischen, diese beiden Componenten in dem Grün auch zu sehen glauben, das doch ganz unzweifelhaft eine nicht weniger einfache Empfindung ist, wie irgend eine andere. Daß aber ein mit einem Gemenge von Gummigutt und Berlinerblau angestrichenes Papierblatt in Tagesbeleuchtung Strahlen aussendet, welche den Eindruck Grün machen, hat einen sehr bekannten rein physikalischen Grund, der hier nicht zu erörtern ist.

## II.

Die ganzen bisher entwickelten Sätze über das System der Farbenempfindungen sind lediglich aus Thatfachen der inneren Anschauung geschöpft und sagen lediglich etwas aus über die Beziehungen gewisser Bewußtseinszustände zu einander, ohne daß wir im mindesten Rücksicht zu nehmen brauchen auf die äußeren oder inneren Reize, unter deren Einwirkung diese Zustände in der Regel oder ausnahmsweise entstehen. Die Farbenempfindungen mögen verursacht sein durch Strahlungen in's Auge, durch elektrische oder mechanische Reize oder durch Störungen des Blutlaufes in der Netzhaut: immer gehören sie dem im Vorigen entwickelten Systeme an.

Die merkwürdige Ueberfülllichkeit der ganzen Mannigfaltigkeit der möglichen Farbenempfindungen fordert zum Versuche auf, dieselbe aus wenigen einfachen Grundsätzen zu erklären. Dies ist nun in der That ausführbar mit Hilfe gewisser Hypothesen, welche in dem Boden des Princips der „specifischen Energien“ wurzeln. Um jene Hypothesen vollständig zu verstehen, muß man sich dies Princip zunächst ganz klar machen, wozu die eingangs darüber gemachten Bemerkungen nicht ausreichen.

Was eine Empfindung ist, kann nicht durch Worte deutlicher gemacht werden, als es an sich schon ist. Es kann als ausgemacht gelten, daß unser Bewußtsein in den als „Empfinden“ bezeichneten Zustand dann kommt, wenn in gewissen Theilen des Nervensystems ein molekularer Bewegungszustand stattfindet, welchen man in der Physiologie als den Erregungsproceß bezeichnet. Es ist zwar dieser Wissenschaft noch nicht gelungen, das Wesen dieses Proceßes zu durchschauen; doch haben wir guten Grund anzunehmen, daß es ein chemischer Proceß ist, der sich in der Continuität der Nervenelemente fortpflanzen kann, etwa in ähnlicher Weise, wie sich der Verbrennungsproceß längs einer Zündschnur fortpflanzt. Nie aber kann der Erregungsproceß von einem Nervenelemente auf ein anderes, nicht damit stetig zusammenhängendes überspringen. Es ist ferner so gut wie sicher, daß der Erregungsproceß in allen nervösen Elementen wesentlich derselbe ist.

Wie allgemein bekannt, ist die Ursache eines Empfindung bedingenden Erregungsprocesses im Nervensystem in der Regel ein äußerer Anstoß, der ein peripherisches Nervenende trifft — ein sogenannter „Reiz“. Der hier in Gang gebrachte Erregungsproceß pflanzt sich dann längs einer Nervenfasern zum Centralorgan fort. Jene Nervenenden haben an verschiedenen Stellen sehr verschiedene Beschaffenheit, und es werden die einen durch diese, die anderen durch jene Art von äußeren Reizen besonders häufig erregt. So werden z. B. die Nervenenden der Haut regelmäßig durch mechanische Anstöße oder Temperaturänderungen gereizt; die in der Netzhaut der Augen ausgebreiteten Enden der Sehnerven durch wellenartig sich fortpflanzende Schwingungen eines überall verbreiteten hypothetischen Mediums, des sogenannten Aethers; die Enden der Hörnerven durch Luftschwingungen, die Enden der Geruchs- und der Geschmacksnerven durch chemische Einwirkungen.

Beobachten wir irgend eine Empfindung, so ist zunächst klar, daß wir im

Stande sind, ihr eine gewisse Intensität zuzuschreiben und sie hiernach mit anderen Empfindungen zu vergleichen, worauf schon weiter oben hingewiesen wurde. Der Intensitätsgrad einer Empfindung ist somit eine mathematische Größe; ja sie ist geradezu das Urbild derselben, denn alle Größenschätzung, mit einziger Ausnahme des Zählens, beruht auf der Vergleichung verschiedener Empfindungsintensitäten.

Wie ebenfalls schon früher bemerkt wurde, können sich aber zwei Empfindungen, wenn sie auch gleiche Intensität haben, doch noch im Bewußtsein unterscheiden, und hierauf müssen wir jetzt näher eingehen. Offenbar kann diese Unterscheidung nicht zurückgeführt werden auf eine Verschiedenheit des nervösen Processes, welcher der einen oder der anderen Empfindung zu Grunde liegt. Es ist nämlich dieser Proceß, wie schon ausgesprochen wurde, höchst wahrscheinlich überall und immer wesentlich derselbe. Wenn das aber auch nicht der Fall wäre, wenn z. B. in den Gefühlsnerven der Haut ein Reductionsproceß statt hätte, in den Sehnervfasern ein Oxydationsproceß, so würde dieser Unterschied zur Erklärung der Unterscheidung zwischen Druckempfindung und Sichtempfindung gar nichts beitragen können, da der Unterschied zweier Bewußtseinszustände und der Unterschied zweier vorgestellter molekularer Bewegungszustände gar keinen Vergleichspunkt bietet. Ueberhaupt ist leicht einzusehen, daß von einer Erklärung der Unterscheidbarkeit quantitativ gleicher Empfindungen eigentlich gar nicht die Rede sein kann, daß wir hier vielmehr vor einer ganz ursprünglichen Thatsache des Bewußtseins stehen. Aber es ist wichtig, daß wir uns diese Thatsache in ihrem eigentlichen Wesen vollständig klar machen und abgeleitete Erscheinungen von der ursprünglichen unterscheiden.

Die Thatsache, um die es sich hier handelt, ist diese: Zwei Empfindungen zeigen einen Unterschied nicht quantitativer, sagen wir also „qualitativer“ Art, wenn ihnen Erregungen verschiedener Theile des Nervensystemes zu Grunde liegen. Dieser qualitative Charakter, welcher der Empfindung dadurch aufgeprägt wird, daß sie an die Erregung eines bestimmten nervösen Apparates geknüpft ist, heißt dessen specifische Energie. Oder man sagt: ein bestimmter Theil des Nervensystems reagirt auf jeden Reiz in seiner specifischen Energie, d. h. immer mit derselben Empfindungsqualität, z. B. das Auge mit Sichtempfindung, die Zunge mit Geschmackempfindung u. s. w. Wenn man den hier zu Grunde liegenden Gedanken folgerichtig weiter denkt, so kann man nur stehen bleiben bei dem einfachen Nervenelemente. Man wird sagen müssen: jedem individuellen Nervenelemente kommt seine besondere specifische Energie zu, in der dasselbe auf jeden es in den Erregungszustand versetzenden Reiz reagirt. Mit andern Worten, wenn zwei Nervenelemente in gleichem Grade erregt sind, so kommen zwei Empfindungen von gleicher Stärke, aber von verschiedenem Gepräge zu Stande.

Wir haben schon den Gedanken zurückgewiesen, daß diese Verschiedenheit einer verschiedenen Natur der Nervenelemente oder der in ihnen verlaufenden Prozesse entspreche; er entspricht eben einfach der numerischen Verschiedenheit derselben. Damit man die eigentliche Bedeutung dieses nicht weiter erklärlichen Satzes einsehe, will ich ihn durch eine Analogie zu er-

läutern suchen, die allerdings von noch viel vertwickelteren Objecten hergenommen ist, wo aber die entsprechende Behauptung doch unmittelbar einleuchtet. Man stelle sich zwei lebende menschliche Körper vor, die in einem gewissen Augenblick Atom für Atom übereinstimmen, in denen auch alle einzelnen Atome des Nervensystems insbesondere gleichen Bewegungszustand haben. Dennoch werden dies ohne Zweifel zwei numerisch verschiedene Personen sein, deren jede ihr von dem andern verschiedenes Bewußtsein für sich hat.

Dies Gleichniß trifft übrigens vielleicht das Wesen der Sache mehr noch, als es auf den ersten Blick scheint. Man hat nämlich guten Grund, in gewissem Sinne jedem individuellen Elemente des Nervensystems ein individuelles Bewußtsein zuzuschreiben, welches dann eben die besondere Art des Empfindens wäre, mit welcher es auf jede Reizung reagirt, d. h. seine „specifische Energie“.

Den Lesern der „Deutschen Rundschau“ ist dieser Gedanke nicht neu, da im Julihefte des Jahrganges 1878 Haedel dargelegt hat, wie man einen höheren thierischen Organismus betrachten müsse als eine Individualität höherer Ordnung, die sich aus Individualitäten niederer Ordnung, den Zellen, zusammensetzt, deren jeder eine gewisse selbständige Beseelung zukomme. Ich selbst habe diesem Gedanken schon vor fünfzehn Jahren — wahrscheinlich aber wol auch nicht zum ersten Male — Ausdruck gegeben. Besonderen Nachdruck habe ich damals auf einen von Haedel nicht betonten Umstand gelegt. Die Elemente des Nervensystems nämlich stehen alle untereinander in stetigem Zusammenhange, so daß sich der Erregungsproceß von einem zum andern fortpflanzen kann; und es ist anzunehmen, daß diesem Vorgange eine Mittheilung der Bewußtseins- oder Empfindungszustände entspricht, welche die Steigerung derselben zu dem Gesamtbewußtsein der höheren thierischen Individualität zur Folge hat. In das Vorhandensein eines solchen Systemes von stetig miteinander zusammenhängenden Individuen (Zellen) habe ich damals das Wesen der thierischen Organisation gesetzt im Gegensatz zur pflanzlichen, bei der die einzelnen Individuen erster Ordnung vollständig von einander getrennt bleiben, bei der es daher auch nicht zu einer höheren Steigerung des Bewußtseins kommen kann.

Ich kann mir nicht versagen, eine höchst merkwürdige Stelle der „Kritik der reinen Vernunft“, auf die ich damals aufmerksam machte, hier wiederholt zu citiren; es geht aus derselben hervor, daß Kant, obwohl ihm der Bau des Nervensystems unbekannt war, schon ähnliche Gedanken gehabt hat.

„Eine elastische Kugel,“ heißt es daselbst, „die auf eine gleiche in gerader Richtung stößt, theilt dieser ihre ganze Bewegung, mithin ihren ganzen Zustand (wenn man bloß auf die Stellen im Raume sieht) mit. Nehmt nun, nach Analogie mit dergleichen Körpern, Substanzen an, deren die eine der andern Vorstellungen, sammt deren Bewußtsein einflößte, so wird sich eine ganze Reihe derselben denken lassen, deren die erste ihren Zustand sammt dessen Bewußtsein, der zweiten, diese ihren eigenen Zustand sammt dem der vorigen Substanz, der dritten und diese ebenso die Zustände aller vorigen, sammt ihrem eigenen und deren Bewußtsein, mittheilte. Die letzte Substanz würde also aller Zustände der vor ihr veränderten Substanzen sich als ihrer eigenen bewußt sein, weil jene sammt dem Bewußtsein in sie übertragen worden, und dessenungeachtet würde sie doch nicht eben dieselbe Person in allen diesen Zuständen gewesen sein.“

Im klaren Gesamtbewußtsein des Menschen treten nun allerdings die der Erregung einzelner Nerven-elemente entsprechenden Empfindungszustände, die

eigentlichen Empfindungselemente niemals gesondert auf, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil wegen der Anordnung der Nervenenden bei jeder äußeren Einwirkung stets zahlreiche Nerven-elemente gleichzeitig erregt werden. Es würde deshalb auch wol ein vergebliches Bemühen sein, in der inneren Anschauung den qualitativen Charakter jedes einzelnen Empfindungselementes für sich auffassen, oder, mit andern Worten, die spezifische Energie jedes Nerven-elementes kennen lernen zu wollen. Im hellen Gesamtbewußtsein treten gemeiniglich nicht einmal die Gruppen zahlreicher Empfindungselemente, welche durch äußere Eindrücke angeregt werden, als solche auf, sondern vorzugsweise „Vorstellungen“ von äußeren Objecten, welche auf Grund des unmittelbar gegebenen Empfindungsmateriales construirt werden. Es bedarf schon einer besonders geschulten Selbstbeobachtung, um sich bewußt zu werden, daß nicht ein harter ediger Körper oder ein rothes Blatt mit schwarzen Buchstaben das unmittelbar Gegebene ist, sondern daß dies Vorstellungen sind, die aus einer Gruppe von Gefühls- oder Sichteempfindungen erschlossen werden. Das Bewußtwerden der ursprünglichen Empfindungen wird erleichtert durch ungewohnte Umstände, unter denen sie auftreten, besonders aber durch hohen Intensitätsgrad, der die Empfindung lästig oder schmerzhaft macht.

Wenn nun auch der ursprüngliche qualitative Charakter des einzelnen Empfindungselementes oder die spezifische Energie des einzelnen Nerven-elementes gar nicht Gegenstand der Anschauung werden kann, so läßt sich doch Manches darüber begrifflich erschließen aus dem Charakter und den gegenseitigen Bezeichnungen der Empfindungscomplexe, welche als scheinbar einfache Empfindungen im Bewußtsein auftreten, und die man „Sinnesempfindungen“ schlechthin nennt, obwol sie eigentlich schon abgeleitete und verwickeltere Erscheinungen sind.

Zwischen den verschiedenen Sinnesempfindungen in der letzteren gewöhnlichen Bedeutung des Wortes bestehen, wie man gemeiniglich annimmt, qualitative Unterschiede ganz verschiedener Ordnung. Gehören die beiden Empfindungen demselben Sinnesgebiete an, so kann von der einen zur andern meist ein stetiger Uebergang gemacht werden, z. B. von süß zu sauer auf dem Gebiete des Geschmacksinnes, oder auf dem Gebiete des Gesichtsinnes von einer Farbe zur andern, wie schon früher ausführlich auseinander gesetzt wurde. Der Unterschied von zwei Empfindungen verschiedener Sinnesgebiete ist dagegen, wie man annimmt, so eingreifend, daß er jeden Uebergang vom einen zum andern, jedes Verhältniß größerer oder kleinerer Aehnlichkeit ausschließt. Obwol diese Ansicht die Autorität von Helmholtz, dessen Worte ich soeben citirt habe, für sich hat, kann ich ihr doch nicht unbedingten Beifall geben. Mir scheint nämlich die Verwandtschaft der Empfindungen desselben Sinnesgebietes und die jeden Vergleich ausschließende Verschiedenheit der Empfindungen verschiedener Sinnesgebiete keineswegs eine ursprüngliche Thatsache des Bewußtseins, sondern etwas, so zu sagen, durch Erfahrung Erworbenes. Die soeben in der Formulirung von Helmholtz angeführte Behauptung trifft nämlich keineswegs allgemein zu. Man kann sie allerdings gelten lassen, wenn man den Gesichtssinn mit dem Geschmacksinne oder dem Gehörsinn, nicht aber wenn man z. B. den Geschmacksinne mit dem Gefühlsinne zusammenstellt. Hier kann ganz wohl von einem

stetigen Uebergang und von größerer oder geringerer Aehnlichkeit die Rede sein. Von der brennenden Empfindung z. B., welche Pfeffer auf der Zunge erzeugt, und welche nachgewiesenermaßen lediglich dem Tastsinne angehört, kann man entschieden einen stetigen Uebergang machen zu der sicher ebenso ausschließlich dem Gebiete des Geschmacksinnes angehörenden Empfindung, welche durch verdünnte Essigsäure hervorgebracht wird. Man braucht nur Gemenge von Pfefferextract und Essig in allen möglichen Verhältnissen nacheinander mit der Zunge in Berührung zu bringen. Ich kann hier keine andersartige Verschiedenheit der Empfindungsqualität finden, als die zwischen einer Wärmeempfindung und einer Druckempfindung, die doch beide dem Gebiete des Tastsinnes angehören und deren Unterschied, wie ich vor Jahren nachzuweisen versucht habe, nur auf der verschiedenen Gruppierung derselben Empfindungselemente beruhen.

Ganz so wie zwischen dem saueren Geschmack und dem brennenden Gefühl auf der Zunge ein stetiger Uebergang unzweifelhaft gemacht wird, so würde ein solcher auch gemacht werden können zwischen der Sichteempfindung blau und der Geschmacksempfindung sauer, wenn es im Leben regelmäßig und häufig wiederholt wirkende Reize gäbe, welche allemal die beiden Empfindungen in verschiedenem Intensitätsverhältnisse anregten. Es würde dann ohne Zweifel die Empfindung „blau“ mit der Empfindung „sauer“ im Bewußtsein in eine gewisse Beziehung treten.

Durch Verallgemeinerung dieser Bemerkung kann man, scheint mir, einigermaßen Rechenhaft geben von der Bildung der „Qualitätentreise“ und anderer Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den auf Gruppen von Empfindungselementen beruhenden sinnlichen Anschauungen. Wir können nämlich wol annehmen, daß ursprünglich zwischen irgend zwei individuell verschiedenen Empfindungselementen keine engere verwandtschaftliche Beziehung besteht, als zwischen irgend zwei andern. Wenn aber mehrere Empfindungselemente besonders häufig und regelmäßig zusammen im Bewußtsein auftreten, so wird sich eine solche Beziehung allmählig herstellen und im Bewußtsein immer mehr festsetzen. Welche Empfindungselemente nun aber regelmäßig zusammen auftreten und verschwinden, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Erstens von der Art, wie die Enden der betreffenden individuellen Nervenlemente äußeren Reizen ausgesetzt sind. So sind z. B. die Enden der sämtlichen Sehnervenfasern im Verlaufe des normalen Lebens regelmäßig nur der Reizung durch Aetherooscillationen ausgesetzt und es werden daher diese Nervenenden, wenn solche Oscillationen stark einwirken, alle oder größtentheils erregt werden. So wird man dazu kommen, die Empfindungen, welche der Erregung von Sehnervenlementen entsprechen, in engere Beziehung zueinander zu setzen als zu den Schallempfindungen, die nicht regelmäßig mit ihnen zusammen entstehen.

Auf diese Art bilden sich, glaube ich, die Qualitätentreise der fünf Sinne secundär gleichsam durch Erfahrung. Es würde indessen ein großes Mißverständnis dieser Betrachtung sein, wollte man darin die Wiedererneuerung der naiven Auffassung sehen, wonach die spezifische Energie eines Sinnes mit der Natur des diesem Sinne angemessenen Reizes unmittelbar irgend Etwas zu thun oder gar eine Aehnlichkeit habe. Der Charakter der Sichteempfindung hat nichts

gemein mit den Aetheroscillationen, wodurch sie veranlaßt ist, so wenig wie der mit dem Worte Bitterkeit bezeichnete Zustand des Empfindens irgendwie vergleichbar ist mit der chemischen Zusammensetzung der verschiedenen Körper, welche bei Berührung mit der Zungenoberfläche den bitteren Geschmack hervorbringen. Was ich hier behaupten und begründen will, ist etwas ganz Anderes, als die Ähnlichkeit oder nur eine ursprüngliche Beziehung zwischen gewissen Arten des äußeren Reizes und gewissen qualitativen Charakteren von Empfindungen. Es läuft vielmehr darauf hinaus, daß die Anerkennung gewisser Systeme von Empfindungen als zusammengehöriger eine durch Erfahrung erworbene ist.

Unter den Empfindungen eines bestimmten Qualitätenkreises oder -Sinnes treten nun selbst wieder Beziehungen näherer und entfernterer Zusammengehörigkeit hervor, und zwar unter zwei Gesichtspunkten: nämlich dem „localen“ und dem „qualitativen“ im engeren Sinne des Wortes, d. h. je nachdem diese oder jene Nervenlemente gereizt sind, wird die Ursache der Empfindung einerseits hier oder dort im Raume vorgestellt, und andererseits ihr dieser oder jener qualitative Charakter, Geruch, Geschmack, Klanghöhe zc. beigelegt.

Ich halte für wahrscheinlich, daß in dem ursprünglichen Empfindungselemente, das freilich — wie schon mehrfach hervorgehoben wurde — als solches in unserem Gesamtbewußtsein gar nie mehr in seiner Reinheit auftritt, die Fähigkeit, einen localen und einen „qualitativen“ Charakter anzunehmen, ungetrennt oder besser gesagt ein und dasselbe ist: eben die bloße individuelle Besonderheit, welche jedes Empfindungselement von jedem andern unterscheidet, die aber in ihrem ursprünglichen Wesen nicht anschaulich ist. Gleichwohl ist denkbar, daß in der Gesamttanschauung Empfindungselemente als zusammengehörig oder verwandt unter einem nicht räumlichen Gesichtspunkte erscheinen, wenn die peripherischen Enden der ihnen entsprechenden Nervenlemente so beschaffen sind, daß sie durch dieselbe besondere Art des Reizes erregt werden, so daß innerhalb des schon im Allgemeinen abgegrenzten Sinnesgebietes gerade diese Nervenlemente regelmäßig gleichzeitig erregt werden. Andererseits werden Empfindungselemente unter dem räumlichen Gesichtspunkte in nähere oder entferntere Beziehung treten, je nachdem die Enden der entsprechenden Nervenlemente einander räumlich näher oder entfernter liegen. Diese letztere Art der Verwandtschaft von Empfindungen kann sich aber keineswegs auf allen Sinnesgebieten ausbilden. Auf dem Gebiete des Gehörsinnes und des Geruchsinnens z. B. kann die räumliche Lage eines Nervenendes gar nie maßgebend dafür werden, ob es von einem bestimmten Reize getroffen wird. Ein wirksames Gas, welches zur Geruchsregion der Nasenschleimhaut überhaupt vordringt, kommt nothwendig mit allen Geruchsnervenenden in gleicher Weise in Berührung und ebenso erschüttert eine Luftschwingung allemal das ganze Schneckenwasser. Ob einzelne Nervenenden dabei unerregt bleiben, kann nur von ihrer Beschaffenheit abhängen, welche sie unfähig macht auf die besondere chemische Einwirkung oder die besondere Art von Auferscheinungen zu reagiren. Hier kann es also auch nur zur Entwicklung „qualitativer“ Beziehungen zwischen den Empfindungen kommen. In locale Beziehung treten die Empfindungs-



elemente auf den Sinnesgebieten, wo häufig derselbe Reiz nacheinander eine Reihe von Nervenenden erregt, wenn das Organ eine Bewegung ausführt, wie z. B. wenn ich mit dem Finger über eine Nagelspitze hinstreife, ganz gesetzmäßig nacheinander die Nerven-elemente eines gewissen Hautstreifes durch Druck gereizt werden.

Ich muß mich ausdrücklich verwahren vor einem Mißverständniß der vorstehenden Betrachtung, als stünde ich auf dem naiv-materialistischen Standpunkte, für welchen die Qualitäten von realen in einem realen Raume geordneten Dingen durch die Sinne in unser Bewußtsein hineinspazieren. Ich stehe vielmehr principiell entschieden auf dem Standpunkte von Berkeley und Kant, zwischen denen ich trotz der wiederholten Polemik des letzteren keinen wesentlichen Unterschied anerkennen kann, nach welchen die Empfindungen Etwas auf unerforschliche Weise ursprünglich Gegebenes sind, auf Grund dessen die Vorstellungen von äußeren Dingen und von unserem eigenen Körper im Raume erst construirt werden. Diese philosophische Grundansicht verbietet uns aber keineswegs, den Ablauf unserer Empfindungen im Einzelnen zu betrachten, im Zusammenhange mit den schon construirten Vorstellungen äußerer Objecte und unseres Körpers, wo dann eben dieser Zusammenhang erscheint als Causalnexuz zwischen vorgestellten Veränderungen in Elementen unseres Körpers.

Es sei gestattet, nach dieser kleinen Abschweifung noch einmal das Ergebnis der letzten Betrachtung kurz zusammen zu fassen. Zwischen den Empfindungen desselben Sinnesgebietes können sich verwandtschaftliche Beziehungen von zweierlei Art ausbilden. Die einen gestalten sich unter dem Einflusse gesetzmäßiger Verknüpfung ihrer Aufeinanderfolge mit anderen Bewußtseinszuständen, welche im Lichte unseres entwickelten Vorstellungslebens als „Bewegungsantriebe“ erscheinen. Diese nennen wir die räumlichen Beziehungen. Den Charakter, welchen ein einzelnes Empfindungselement durch seine Stellung in diesem Systeme allmählig gewinnt, hat man wol das mit dem Empfindungselemente im Bewußtsein verknüpfte „Vocalzeichen“ genannt. Andererseits treten Empfindungselemente desselben Sinnesgebietes in engere Beziehung zu einander dadurch, daß sie oft gleichzeitig oder regelmäßig mit einander in's Bewußtsein treten unter Bedingungen, die von unserer Willkür, d. h. von Bewegungsantrieben unabhängig sind. Solche Empfindungselemente wird man betrachten lernen als Zeichen für gleichartige Qualität der als ihre Ursachen vorgestellten Objecte. Wir denken uns also die Beziehungen der näheren oder entfernteren „qualitativen“ Verwandtschaft zwischen den Empfindungselementen desselben Sinnesgebietes auf dieselbe Art entstanden, wie die Abgrenzung der Sinnesgebiete im Großen selbst, oder wie die „specifischen Energieen“ der Sinne. Man bezeichnet demgemäß auch sehr passend die besonderen Qualitäten des Empfindens im Bereiche eines Sinnes als „Modificationen der specifischen Energie“ desselben, z. B. das Bittere als eine besondere Modification des Geschmacks.

### III.

Von den nunmehr gewonnenen Gesichtspunkten aus können wir mit Leichtigkeit von dem im ersten Abschnitte geschilderten Systeme der möglichen Farben-

empfindungen Rechenchaft geben, wenn wir nur eine hypothetische Annahme über die Structur der reizbaren Schicht der Netzhaut im Auge machen, die unseren anatomischen Kenntnissen davon wenigstens in keiner Weise widerspricht.

Nehmen wir in der That an, es lägen in jedem kleinen Flächenstückchen der Netzhaut drei individuell getrennte Nervenenden so dicht beisammen, daß niemals eines allein von einem Strahlenbündel getroffen werden kann, und es sei die Beschaffenheit derselben derart verschieden, daß das eine am meisten reizbar ist durch die Strahlen geringster Brechbarkeit, das zweite durch Strahlen mittlerer Brechbarkeit und das dritte durch Strahlen größter Brechbarkeit. Demgemäß werden sich die sämtlichen Empfindungselemente, welche von Nervenenden der ersten Art geliefert werden, sich bis auf das verschiedene Localzeichen im Bewußtsein als ähnlich oder qualitativ gleichartig geltend machen, ebenso die von den sämtlichen Nervenenden der zweiten und die von sämtlichen Nervenenden der dritten Art gelieferten Empfindungselemente. Die spezifische Energie des Gesichtsinnes oder die Lichtempfindung wird demnach in drei Modificationen auftreten.

Es ist nach dem Vorgetragenen klar, daß uns diese drei hypothetischen Lichtempfindungsqualitäten oder die drei Grundfarben in ihrer vollen Reinheit gar nicht zum Bewußtsein kommen können. Wir haben ja angenommen, daß in einem überaus kleinen Flächenstückchen der Netzhaut jede der drei Arten von Nervenenden vertreten ist und daß es keine noch so einfache Strahlenart gibt, welche nicht in einigem Maße alle drei erregte, wenn auch die eine stärker, die andere schwächer. Wenn wir also auch ein Bündel einfacher sogenannter „homogener“ Strahlen von nur einer einzigen Brechbarkeitsstufe noch so sehr auf einen Punkt der Netzhaut concentriren, so werden doch immer Elemente von jeder Art erregt und folglich ein Gemisch der drei Empfindungsqualitäten erzeugt, worin nur eine mehr oder weniger über die andere vorherrscht. In diesem Satz liegt die Lösung der Aufgabe, welche wir uns gestellt haben. In der That, wenn jede wirkliche Farbenempfindung aus drei Elementen von verschiedener Qualität besteht, so ist der qualitative Charakter der Gesamtempfindung, von ihrer Gesamtkraft und ihrem Localzeichen abgesehen, nur abhängig von den beiden Verhältnissen, in welcher die Intensitäten zweier Elemente zu der des dritten stehen. Diese beiden Verhältnisse aber können vom Werthe 0 bis zum Werthe 1 stetig variiren. Es kann jeder der unendlich vielen Werthe des einen Verhältnisses sich mit jedem der ebenso unendlich vielen Werthe des anderen Verhältnisses combiniren, um eine bestimmte Gesamtfarbenempfindung zu geben. Die Mannigfaltigkeit dieser letzteren ist also eine „zweifach unendliche Mannigfaltigkeit“, als welche wir sie im ersten Abschnitte wirklich kennen gelernt haben. Es erübrigt nur noch, durch einige Erinnerungen an allgemein bekannte Thatfachen die gewonnenen Ergebnisse der Anschauung näher zu bringen, und einige Bedenken gegen die Theorie zu zerstreuen.

Es ist erstens klar, daß unter den gemachten Annahmen in der großen Mehrzahl der Fälle des alltäglichen Lebens die drei Arten von Nervenenden ziemlich gleichmäßig erregt werden, da ja die von den meisten Körperoberflächen

ausgesandten Strahlungen aus Strahlen von geringer, mittlerer und großer Brechbarkeit gemischt sind. Die so entstehenden Farbenempfindungen, in denen keine der Grundqualitäten sehr auffallend vorherrscht, sind die blassen, wenig gesättigten Farbenempfindungen, die wir, wenn sie hell sind, „weißlich“, wenn sie wenig hell sind „graulich“ nennen. Die als „weiß“ schlechtthin bezeichnete Lichtempfindung entspricht der ganz gleichen Erregung der drei Arten von Nerven-elementen und kann mithin durch sehr verschiedene Gemische von Strahlen zu Stande gebracht werden. Wenn z. B. eine homogene Strahlenart von geringer Brechbarkeit die erste Art von Nerven-elementen vorwiegend und die beiden anderen schwach erregt, so braucht nur noch eine hinzu zu kommen, welche die beiden anderen Arten von Nerven-elementen stark und die erste schwach erregt. Ein solches Paar von Strahlenarten wird dann den Eindruck „weiß“ hervorbringen. Man nennt ein solches Paar „complementär“. Ebenso werden aber die drei Nervenendarten gleich stark erregt und der Eindruck „weiß“ wird entstehen, wenn mehr als zwei einfache Strahlenarten, in geeignetem Verhältnis gemischt, ein Netzhautstück treffen.

Herrschen unter den auf eine Netzhautstelle fallenden Strahlen die wenig brechbaren vor, so haben wir bekanntlich den Eindruck der „rothen“ Farbe und zwar ist sie um so gesättigter, um so weniger weißlich, je mehr diese Strahlenart vorherrscht. Dies wäre im Sinne der Hypothese so zu deuten: die Empfindung des gesättigtesten „Roth“ ist der Empfindungsqualität am ähnlichsten, welche wir haben würden, wenn die erste Gattung von Nerven-elementen allein erregt würde. Herrschen Strahlen von mittlerer Brechbarkeit im reizenden Lichte vor, so haben wir die Empfindung des „Grün“, welchem also die hypothetische Grundempfindung am ähnlichsten sein muß, welche bei Mindererregung der zweiten Art von Nerven-elementen stattfinden würde. Wenn die sehr stark brechbaren Strahlen sehr vorwiegen, so hat die Empfindung den mit „blau“ und „violett“ bezeichneten Charakter. Einer davon muß also der Grundempfindung entsprechen, welche wir haben würden, wenn die dritte Art von Nervenenden ausschließlich gereizt würde. Young, der erste Begründer dieser Theorie, und Helmholtz entscheiden sich für „violett“, Maxwell für „blau“. Ich für meinen Theil neige mich mehr der letzteren Ansicht zu; aus dem einfachen Grunde, weil in dem Cyclus der gesättigten Farbeindrücke von Roth durch Gelb, Grün, Meergrün, Blau, Violett, Purpur, Roth zurück, die drei Punkte Roth, Grün, Blau besser als Roth, Grün und Violett der an die Grundfarben zu stellenden Anforderung zu genügen scheinen, daß die Unterschiede zwischen je zweien derselben gleich sind. Die Frage übrigens, welchen Nuancen des Roth, des Grün und des Blau resp. Violett die Grundempfindungen am ähnlichsten sind, läßt sich schwerlich entscheiden und hat auch für die Begründung oder Widerlegung der Theorie selbst kaum eine wesentliche Bedeutung.

Dem, welcher sich noch nicht eingehend mit den Sinnesempfindungen beschäftigt hat, wird ohne Zweifel die Behauptung besonders anstößig sein, daß jede Farbenempfindung, namentlich auch die des „reinen Weiß“, etwas ursprünglich Zusammengesetztes sein soll, während sie doch im entwickelten Bewußtsein als etwas durchaus Homogenes, Einfaches auftritt, wie weiter oben

ausdrücklich hervorgehoben wurde. Nichts ist aber leichter, als gerade dieses Bedenken zu zerstreuen. In der That erziehen wir ja unsere Sinne recht eigentlich dahin, daß der Empfindungsinhalt zurücktritt gegen die Vorstellungen, für welche die Empfindungen Zeichen sein sollen. So faßt man Empfindungen selbst aus verschiedenen Sinnesgebieten zu einer Einheit zusammen, wenn sie dasselbe Object bedeuten. Gewiß werden z. B. die meisten Menschen das, was man den Geschmack eines Weines nennt, für etwas ebenso Einfaches nehmen, wie eine bestimmte Farbe, und doch läßt sich hier ganz leicht durch abwechselndes Zuhalten der Nase und andere Hilfen der Aufmerksamkeit zum Bewußtsein bringen, daß man es dabei mit einem Complex verschiedener Geschmacksempfindungen (süß und sauer) zu thun hat, welchen sich auch noch Geruchsempfindungen beigesellen. Die analoge Zerlegung einer Farbenempfindung in ihre Componenten kann aber nie erlernt werden, weil die drei hypothetischen Componenten einer jeden nie getrennt auftreten, sondern stets vereint, nur in verschiedenem Verhältniß der Stärke. Diese Intensitätsverhältnisse sind es also, welche als Charaktere der Empfindungen auftreten.

Indem ich diesen Versuch, die Young'sche Theorie der Farbenempfindung gemeinfaßlich darzustellen, beschließe, kann ich mir nicht verhehlen, daß er ein etwas gewagter ist; denn zum vollen Verständniß dürfte es unerläßlich sein, die dargestellten Begriffe gleichsam einzuüben in ihrer Anwendung auf die zahlreichen einzelnen Erscheinungen.

---

# Prosper Mérimée.

~~~~~  
Ein Essay

von

Georg Brandes.

~~~~~

## IV.

Es hatte den Männern der ersterbenden classischen Literatur in Frankreich an Blick für das Fremde und die Vorzeit gefehlt; als Classiker hatte man keinen ethnographischen und keinen geschichtlichen Sinn. Man war zuletzt in Abstraction und Convenienz so weit gekommen, daß die Personen eines Dramas wie die eines Schachspiels ihre bestimmte Rolle und in vorgeschriebener Weise sich zu bewegen hatten. Es gab einen König, einen Tyrannen, eine Prinzessin, einen Verschworenen oder Vertrauten im Allgemeinen. Ob die Königin, die ihren Gemahl getödtet hatte, Semiramis, Clytämnestra, Johanna von Neapel oder Maria Stuart hieß, ob der Gesetzgeber Minos oder Peter der Große oder Cromwell genannt wurde, ihre Worte und Handlungen, Gedanken und Gefühle waren immer dieselben. Ein junger Dichter, der aus der spanischen Geschichte einen Stoff entlehnt hatte und dem die Censur Schwierigkeiten bereitere, fand den Ausweg, mit einem Federstrich die Handlung aus Barcelona nach Babylon, und aus dem sechzehnten Jahrhundert in die Zeit der Sündfluth zu verlegen, da „Babylone“ auf dieselben Worte reimte und dieselbe Silbenzahl hatte, wie „Barcelone“, so daß in den schönsten Tiraden fast Nichts zu ändern war<sup>1)</sup>. Das, worauf es allein ankam, war, daß die Handlung in einer und derselben Säulenhalle und innerhalb vierundzwanzig Stunden vor sich ging.

Die französische Romantik war nun ein Kampf gegen die thörichte classische Betrachtung einer gewissen Anzahl großer Schriftsteller als bleibender „Muster“, gegen das unechte Antikliffen, die steife Behandlung der Alexandriner, das Joch der Tradition, das ganze chinesische Formelwesen, aus welchem der französische Geschmack während des Kaiserreichs zusammengesetzt war. Gegen die Hoftrauer der regulären Tragödie stellte sie die tragische Wildheit Shakespeare's.

---

<sup>1)</sup> Guizot: Shakespeare et son temps. S. 294.

Nach dem Beispiel Lessing's und Schlegel's in Deutschland, Coleridge's und Keats' in England sucht man gegen die drei Einheiten und gegen das langweilige und einförmige Modernisiren und Gallisirten aller Zeitalter und Völker. Man fühlte, daß man in einem Vorurtheil befangen gewesen, nach welchem ein Mensch ohne Weiteres ein Mensch, und der Mensch im Allgemeinen mehr oder weniger ein Franzose war. Man sah das Irrthümliche dieser Ansicht ein, und damit war der Anstoß zu der ganzen Kunst und Kritik Frankreichs in diesem Jahrhundert gegeben.

Zu der Zeit, wo das scharfe Bronceprofil Mérimée's aus der Gruppe der Romantiker hervortraucht, wurde eben die Losung: Localfarbe! ausgesprochen, und unter der Localfarbe verstand man all' das den fremden Völkerschaften, den fernem Zeiten, den unbekanntem Klimaten Eigenthümliche, das bis jetzt noch nicht, oder doch nur bei den Vorläufern der Romantiker, wie Saint-Pierre und Chateaubriand, in französischer Poesie zu Worte gekommen war. Rhetoriker, wie wir sind, hieß es, haben wir nie die Fremde und nie das Mittelalter verstanden, nie den Unentwickelten und Unlogischen: den Barbaren, das Weib, das Kind, den Dichter zu schildern vermocht. Man fing an, die fremden naiveren Literaturen zu bewundern und das barbarischste Volkslied über die den Regeln entsprechendste Tragödie zu setzen.

An die Stelle des früheren Stolzes des französischen Schriftstellers, ein Franzose zu sein, trat nun durch eine natürliche Reaction eine gewaltthätige Geringschätzung der nationalen Dichtung und ihrer Classiker. Die nicht immer eben verständigen Sturmflüsse der romantischen Schule gegen Racine sind allbekannt. Man definirte die classische Literatur als Literatur für die Schulclassen. Victor Hugo, dem es doch sonst nicht an Nationalstolz fehlte, rief in der Vorrede seiner „Orientalen“ aus: „Die anderen Völker sagen: Homer, Dante, Shakespeare. Wir sagen: Boileau.“ In Beyle's Mund war das Wort „französisch“ fast ein Schimpfwort; er wollte nicht französisch sein, liebte und verherrlichte nur Italien und forderte, daß man auf seinem Grabstein, wiewol durch eine Unwahrheit, zu seinem Namen das Wort „Milanese“ fügen solle. Italien und Spanien waren überhaupt für die angehenden Romantiker die gelobten Länder. Das erste Auftreten Victor Hugo's war dasjenige eines spanischen Hidalgo's. Er hatte seine Kindheit in Spanien verlebt und er wählte für seine ersten Dramen (Inez de Castro, Hernani) spanische Gegenstände und behielt die spanische Eintheilung in Tacte, statt in Acte. Die ersten Gedichte Alfred de Musset's hießen: „Contes d'Espagne et d'Italie“. Auch Mérimée, der in die spanischen Sitten ungefähr so verliebt war, wie Beyle in die italienischen, hat jene ursprünglich romantische Neigung zum Fremden, zum Exotischen; Beyle hatte die Franzosen spöttisch „les vainvifs“ genannt, Mérimée sah ganz wie er einen Hauptzug des französischen Charakters in der stetigen Sorge um das Urtheil des Nächsten (le qu'on dira-t-on), die jede Originalität vernichtet, das Leben freudenlos macht und den besten Boden für die gesellschaftliche Heuchelei abgibt. Er schätzte seine lieben Landsleute in mehreren Hinsichten überhaupt ziemlich gering und war nicht bestrebt, es ihnen zu verhehlen. Er verabscheute wie die Pest alle patriotischen Lebensarten, und man sollte nach einem weniger Chau-

vinistischen Franzosen suchen. Es wurde nichts Geringeres als die völlige Niederschmetterung Frankreichs erfordert, um ein Wort der Vaterlandsliebe aus seinem Munde zu pressen; und selbst jene Zeile eines Briefes vom 13. September 1870, an welche ich denke, trägt das Gepräge des Kampfes, den sie ihm kostet: „Ich habe mein ganzes Leben hindurch gestrebt, mich von Vorurtheilen frei zu halten und Weltbürger mehr als Franzose zu sein; aber alle diese philosophischen Mäntel nützen Nichts. Ich blute heute aus den Wunden dieser dummen Franzosen, ich weine über ihre Demüthigungen, und wie undankbar und absurd sie auch sind, ich liebe sie trotz alledem.“

Es kann denn nicht Wunder nehmen, daß Mérimée in spanischer Verkleidung (Clara Gazul) als Dichter debütirt. Und er begnügt sich nicht damit, sich als Spanierin zu verummnen. Er setzt als echter Romantiker die Hauptaufgabe der Poesie darein, die Temperamente und Gefühle, den intellectuellen und sittlichen Zustand der verschiedenen Völker, Culturstufen und Zeitalter ohne Uebertünchung und Firniß an's Licht treten zu lassen, solcherweise, daß „die Localfarbe“ rein und kräftig erscheint. Er macht sich deswegen zum Bewohner der verschiedensten Länder und zum Zeitgenossen der verschiedensten Zeiten. Er fühlt als Maure, Neger, Südameritaner, Ägypter, Zigeuner, Kosak u. s. w. Er sucht jedoch nicht all' das Ferne mit gleicher Vorliebe, denn er scheut die Civilisation und die Politur. Wie Théophile Gautier auf seinen Reisen jedes Land zu der Jahreszeit besuchte, in welcher sein Klima am Eigenthümlichsten ist, Afrika im Sommer, Rußland im Herzen des Winters, so unternimmt Mérimée geistige Ausflüge zu den Gegenden und Stämmen, in welchen die Geringschätzung eines Menschenlebens die kälteste, Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit am heißesten sind, oder wo die Charaktere besonders wild, die primitiven Vorurtheile besonders mächtig auftreten. Er schränkt sich auch nicht auf die Gegenwart. Er vertieft sich in die Gräuel der mittelalterlichen Bauernkriege; er ruft die Zeit Karl's IX. hervor und ordnet mit energischer Kunst seine Erzählung und die Bartholomäusnacht als Katastrophe. Er ist mit dem Spanien des vierzehnten und dem Rußland des siebzehnten Jahrhunderts, wie mit dem alten Frankreich und dem alten Rom vertraut. Als Archäologe und Geschichtsschreiber hat er Inschriften und Denkmäler, Gebäude, Schmuckstücken und Waffen studirt, Documente und Manuscripte in den verschiedensten und gewöhnlichen Literatoren unzugänglichsten Sprachen und Dialekten durchforscht. So erreicht er eine für seine Zeit außerordentliche Treue seiner Gemälde.

Es ist die Leidenschaft für das ursprünglich Kräftige in seiner nackten Wahrheit, die ihn zur Geschichte führt und ihm den historischen Sinn gibt. Selbst als Helden für seine wissenschaftlichen Geschichtswerke suchte er sich überall die gewaltsamsten und vertwegensten Charaktere auf: Sulla, Catilina, Don Pedro den Grausamen von Castilien, den ersten falschen Demetrius u. s. w. Seine peinliche Gewissenhaftigkeit als Gelehrter, eine Furcht, dem Dichter Spielraum zu geben, ein Mißtrauen gegen die Rolle der Einbildungskraft in der Wissenschaft haben jedoch seine historischen Werke trotz aller Gründlichkeit trocken, bisweilen fast leblos gemacht. (Am lebhaftesten unter ihnen sind noch „Don Pedro I“ und „Épisode de l'histoire de Russie“.) Wirkliches Leben bekommt die Geschichte

unter seinen Händen nur in dichterischer Gestaltung. Nachdem Vitet mit seinen meisterhaften „Scènes historiques“ es gezeigt hatte, wie man in freien dramatischen Scenen die Geschichte wahrheitsgetreu darstellen könnte, gab Mérimée in „La Jacquerie“ Frankreich das Bild eines viel früheren und wilderen Zeitalters als das, welches dieser sein Vorgänger und Lehrmeister poetisch verwerthet hatte. Den Geist des Werks bezeichnet er vorzüglich durch die als Motto ironisch angebrachte Replik Mascarille's bei Molière: „Ich arbeite gegenwärtig daran, die ganze römische Geschichte in Madrigalen zu reimen.“ Bewundernswerth hat Mérimée es verstanden, sich in die Anschauungsweisen und Vorurtheile einzuleben, aus welchen das Bewußtsein der Menschen jener fernen Zeit bestand. Ich hebe beispielsweise einen Charakter hervor. Isabella, die Tochter des Barons von Apremont, ist der Typus einer edlen, liebenswürdigen jungen Dame der Feudalzeit. Sie ist herzreiu und sittenstreng; sie hat Barmherzigkeit gegen die Leidenden und Ueberwundenen. Sie ist gut gegen den kühnen und treuen Knappen, der für sie durch Feuer und Wasser geht, sie bittet ihren Vater, ihr diesen Leibeigenen zu schenken und zum Dank dafür, daß er ihr das Leben gerettet hat, ihn zu ihrem Stallmeister zu machen; sie sticht ihm sogar einen Beutel. Aber er wagt sie zu lieben — da ist Alles aus. Sie überwältigt ihn mit Verachtung und Hohn, jagt ihn entrüstet fort, betrachtet sich als durch seine Anbetung, die Anbetung eines unabligen, unfrei gebornen Mannes, fast entehrt. Man denke sich nun als Gegensatz, wie ein gewöhnlicher moderner Romanschriftsteller uns eine solche edle mittelalterliche Jungfrau schildern würde, wie vorurtheilsfrei sie auf die Befangenheit ihres Zeitalters herabsehen und das ablige Herz hinter dem schlichten Waffenrock schätzen würde, und man wird den Abstand zwischen einer spiritua- listisch-abstracten und einer unerschrocken historischen Darstellung einer barbarischen Epoche fühlen. Einen Fehler hat jedoch das Werk, den, daß der Dichter hier in seiner Furcht vor der Sentimentalität so viele grausame und scheußliche Handlungen auf einander häuft, daß die durchgehende Wildheit seiner Charaktere die socialen und individuellen Unterschiede übertönt. Ganz anders heben in seiner „Chronique du règne de Charles neuf“ alle Gestalten sich aus dem Hintergrund hervor. In diesem den Walter Scott'schen Mustern nachgebildeten, sie aber stilistisch weit übertreffenden Roman ist jeder Charakter eigenthümlich, ohne modern zu sein; ja die Aufmerksamkeit des Dichters ist hier den Einzelheiten so sehr gewidmet gewesen, daß jedes Capitel durch seine plastische Composition ein kleines Ganzes ausmacht, und das Totalbild nur als Mosaik der ausgeprägten Charaktere und Situationen hervortritt. In der letzten seiner geschichtlichen Dichtungen „Les débuts d'un Aventurier“ fesselt ihn die primitive Gewandtheit, die edlige und frische Rosaleneigenthümlichkeit seines falschen Demetrius, wenig dagegen die geistigen aus dem Betrug hervorgehenden Collisionen, die Schiller augenblicklich entdeckte. Das Stück Mérimée's endigt ungefähr da, wo dasjenige Schiller's beginnt; denn die Sitten einer bestimmten Menschengruppe zu einer bestimmten Zeit interessieren ihn mehr als das abstract und gemeinsam Menschliche, und hier wie überall in seiner historischen Poesie begegnen wir deshalb nicht der Intelligenz- oder Gefühlsseite, sondern der Willensseite des Lebens.

Geht die Handlung seiner Bücher nicht in der Vorzeit, sondern in dem mo-



bernen Zeitalter vor, so schildert er Zigeuner- und Räuberleben wie in „Carmen“, Blutrache wie in „Colomba“, eine geheimnißvolle Ermordung während der Brautnacht wie in „La Vénus d'Ille“ und „Lokis“. Spielt die Handlung aber noch dazu innerhalb der modernen Gesellschaft, dann stellt er entweder Eigenthümlichkeit der Klassen dar, die sich auf gespanntem Fuß mit der Gesellschaft befinden, wie die kühne Sprache und unregelmäßige Anschauungsweise einer jungen Tänzerin oder jungen Grisette, die erotischen Anfechtungen katholischer Priester, oder er begnügt sich mit dem, was innerhalb des Lebens der privilegierten Stände noch ein wenig Gepräge hat, einem innigen Liebesverhältniß, das durch ein Duell vernichtet wird, einem Ehebruch, der zum Selbstmord führt, irgend einem tückischen Skandal, den unter der Nase einer schlaffen und heuchlerischen Gesellschaft abzubrennen ihm ein reines Vergnügen macht. Seine Muse fühlt sich zu Hause überall, wo sie dem kalten Schicksal, dem starken Zufall oder den heftigen Leidenschaften begegnet, die bald die gesellschaftlichen Verhältnisse siegreich durchbrechen, bald von den gesellschaftlichen Verhältnissen als verbrecherisch gestempelt werden. Deswegen war ihm auch die neuere russische Literatur so lieb; denn eben Gegenstände, die mit seinen Sujets verwandt sind, werden in Puschtin's von ihm übersehten Dichtungen „Pique-Dame“ und „Die Zigeuner“ behandelt.

Es finden sich bei Mérimée zwei Eigenthümlichkeiten, die ihn abgeneigt machen, die scharfen Katastrophen des Menschenlebens als tragische Katastrophen aufzufassen; die eine ist eine gewisse Furcht, daß jene Schärfe, die er liebt, durch ein versöhnendes Element ihren Stachel verlore, die andere sein Unglaube an ein größeres, zusammenfassendes Ganzes, das den einzelnen Fall in sich aufnehme. Wenn er dennoch wahrhaft tragisch wirkt, so geschieht es fast gegen seine Absicht, durch das reifere und tiefere Studium der Charaktere und durch das mit der größeren Lebenserfahrung steigende Interesse für die Fälle, in welchen Charakter und Schicksal in nothwendigem Zusammenhang stehen. Wenn in seinem Roman „Chronique du règne de Charles IX“ der Bruder von der Hand des Bruders fällt, sammelt der die Symbole mit seinem Spott verfolgende Dichter das ganze Entsetzen des Religions- und Bürgerkriegs in einem großen tragischen Symbol. Wenn in seiner Novelle „La partie de trictrac“ der unglückliche Officier, der ein einziges Mal in seinem Leben falsch gespielt hat, durch das Bewußtsein seiner Schande so zu Grunde gerichtet wird, daß er in dem Tode die einzige Erlösung sieht, dann gestaltet sich die Erzählung unwillkürlich zu einer Tragödie jenes Ehrgefühls, das in dem sittlichen Leben der Franzosen dieselbe Rolle spielt, wie das Pflichtgefühl in demjenigen der Engländer und Deutschen.

Er versucht in einem anderen kleinen Meisterwerk „La double méprise“ das Gewebe von Zufälligkeiten, von einander sich kreuzenden und mißverstehenden Instincten zu schildern, die das Leben sinnlos und selbst das Traurigste ebenso vernunftwidrig wie traurig und häßlich macht; aber indem er die innere Geschichte der peinlichen Begebenheit erzählt und indem man begreift, daß das Vernunftwidrige geschehen mußte, hört es auf absurd zu sein. Der Inhalt der Erzählung ist mit zwei Worten der, daß eine junge Frau, Julie de Chaverny, die in ihrer Ehe unzufrieden ist und diese Unzufriedenheit als ein Unglück zu fühlen beginnt, durch eine Kette überraschender, aber wie eiserne Ringe zusammenhängender

Gemüthszustände dazu bewegt wird, einem Manne, den sie in Wirklichkeit gar nicht liebt, sich hinzugeben und an der Verzweiflung darüber stirbt. Die Kunst Mérimée's besteht hier in der Sicherheit, mit welcher er den Leser durch das Labyrinth aller jener Gemüthsbewegungen zu einem ebenso nothwendigen wie der Vernunft widersprechenden Resultate führt. Ich hebe diesen classischen Satz, den alles Vorhergegangene vorbereitet, hervor: „Die arme Frau glaubte in diesem Augenblick mit völliger Aufrichtigkeit, daß sie immer Darcy geliebt hätte, und in all' den sechs Jahren, in welchen sie ihn nicht gesehen hatte, mit der ganzen Liebe, die sie jetzt zu ihm fühlte.“ Mérimée hat es verstanden, welche Allmacht im menschlichen Leben die unvermeidliche Illusion ist, und versteht, sie zur Erklärung des anscheinend Zufälligen zu verwenden. Aus der nothwendigen, der unvermeidlichen Illusion läßt sich ja nicht nur die Hälfte alles menschlichen Glücks, sondern auch eine beträchtliche Summe der menschlichen Qual erklären.

Noch näher kommt Mérimée dem eigentlich Tragischen, wo das Verhängnißvolle in den Charakter herabsinkt und sich mit ihm wie ein Gift mit dem Blute vermischt. So in der Novelle „Carmen“. Von dem Tage ab, da José das Zigeunermädchen Carmen zum ersten Male sieht, geht sein Leben aus der früheren Spur heraus, und mit strenger Nothwendigkeit wird er, so gut und brav von Gemüth er auch ursprünglich ist, um ihretwillen zum Räuber und Mörder. Ja Mérimée, der sich als Jüngling von den antikisirenden Tragikern so weit wie möglich entfernen wollte, kam in „Colomba“ mit seiner modernen, corficanischen Heldin der griechischen Tragödie näher, als irgend einer von den ehrentwerthen Dichtern, die „Agamemnon's nie aussterbende Familie“ verherrlichten. Man hat nicht mit Unrecht Colomba mit Elektra verglichen. Wie Elektra geht sie in dem Gedanken an den ungerächten Tod ihres Vaters völlig auf, wie Elektra entflammt sie den Bruder zur Blutrache, und noch weniger als das sophokleische Mädchen ist sie eine abstracte Tragödienheldin; denn sie bewegt sich in dem Panzer ihrer fürchterlichen Vorurtheile liebenswürdig und naiv. Sie ist zugleich blutdürstig und kindlich, hartherzig und mädchenhaft; eine herbe Grazie ist ein Grundzug ihres Wesens. Wer ist heutzutage so blind, daß er nicht sieht, wie viel näher diese naturwüchsige Tochter eines kleinen südlichen Inselvolks den altgriechischen Frauengestalten steht, als alle jene auf Rothurnen einherreitenden Theaterprinzessinnen, die sich auf der französischen Bühne so lange Elektra, Antigone oder Iphigenie genannt hatten. Die nächste Verwandtschaft hat sie jedoch vielleicht mit den heidnischen Töchtern einer entlegenen nordischen Insel, mit den Frauengestalten der isländischen Sagen, die mit einer so leidenschaftlichen Hartnäckigkeit über den Familienhaß brüten und regelmäßig die sich oft sträubenden Männer in die Blutrache hineintreiben.

In dieser „Colomba“, der berühmtesten Schöpfung Mérimée's, feiert die romantische „Localfarbe“ ihren entschiedensten Triumph. Die Erzählung hat das unverfälschte Aroma der Geburtsinsel Bonaparte's und ist von einem Hauch corficanischen Geistes durchweht. Als ein Beweis für die Treue der Sittenschilderung nicht weniger als für den Erfolg des Buchs verdient es angeführt zu werden, daß, als Mérimée wegen der Libri-Affaire in dem Gerichtssaal auf sein Urtheil wartete, ein Corficauer unter den Zuschauern, seines Zeichens vormaliger Bandit,

sich ihm näherte und ihm für den Fall seiner Verurtheilung Wendetta gegen den Präsidenten des Gerichtshofs anbot. Es läßt sich kaum eine entscheidendere Probe für die Echtheit der Farbe „Colomba's“ denken. Mérimée wäre jedoch nicht Mérimée gewesen, wenn er nicht (gerade zu der Zeit, wo er „Colomba“ veröffentlichte) seinen Ruf als Theorienfeind dadurch gezettet hätte, daß er sich nach Vermögen über die Vorliebe für jene famose Localfarbe lustig machte. In der 1840 geschriebenen Vorrede zu der zweiten Ausgabe von „La Guzla“, seiner fingirten Sammlung illyrischer Volkslieder, erzählte er, daß er „um das Jahr der Gnade 1827“ Romantiker gewesen sei, für die „Localfarbe“ geschwärmt und der Ansicht gehuldigt habe, daß außerhalb der „Localfarbe“ kein Heil sei. Unter Localfarbe habe er wie seine damaligen Genossen das verstanden, was man im siebzehnten Jahrhundert „die Sitten“ nannte; sie seien aber sehr stolz auf ihr Wort gewesen und bildeten sich ein, das Wort und die Sache erfunden zu haben. Die Begeisterung für die „Localfarbe“ habe ihm u. A. den lebhaften Wunsch, Illyrien zu besuchen, eingegeben; er habe ihn jedoch wegen Mangel an Reisegehl aufgeben müssen und sei darauf gefallen, seine Reise im Voraus zu beschreiben, um sie dann für das Schriftstellerhonorar zu machen; da auch dieser kühne Plan aufgegeben worden sei, habe er mit Hilfe eines Reisewerks (und der Kenntniß von „fünf bis sechs slavischen Worten“ seine „aus dem Illyrischen übersehten“ Balladen-Sammlung fabricirt. Alle Welt habe an seine Mystification geglaubt.<sup>1)</sup> Ein deutscher Doctor, Namens Gerhart, habe sogar seine „Guzla“ mit zwei andern Bänden slavischer Poesien in's Deutsche, und zwar in dem von ihm durch die Prosa Mérimée's entdeckten Versmaß der Originale, übersetzt. Nachdem er aber solchertweise die Erfahrung gemacht habe, mit wie großer Leichtgläubigkeit „Localfarbe“ herzustellen sei, habe er Racine und den Classikern ihren Mangel an dieser Substanz vergeben.

Man fühlt durch den Scherz und den Witz recht wohl den Aerger des spröden und geistreichen Mannes darüber, wenn auch nur in literarischen Sachen, wenn auch nur als Jüngling, eine Fahne gehabt und einer Partei angehört zu haben. Keine Wahrheit sagt dieses lustige Vorwort nicht; denn wenn Mérimée's illyrische Prosa-Balladen sonst auch nicht sehr glänzende Vorzüge haben, so sind sie doch Erzeugnisse eines feinen und sorgfältigen Studiums und genau in dem Stil slavischer Volkslieder gehalten. Ohne etwas Kleintuerei kann Mérimée nun einmal nicht von sich selbst sprechen. Seine Vorreden sind, wenn er ein seltenes Mal sich herabläßt, durch eine Vorrede sich in ein directes Verhältniß zum Publicum zu setzen, von einer nachlässigen, gleichgültigen Bescheidenheit, die noch weit mehr als das am weitesten getriebene Selbstgefühl den, der sie als Form anwendet, von jeder Berührung mit der Menge isolirt.

<sup>1)</sup> Nur der greise Goethe gab öffentlich Mérimée als Verfasser der illyrischen Poesien an. Mérimée spricht sich aber in einem Brief nicht mit Unrecht ein wenig bitter über die Motivirung aus, die der große Dichter seiner Enthüllung des Pseudonym Jacynth Naglanovich gegeben: „Wir wurden aufmerksam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt u. s. w.“; denn Mérimée, der wie alle die jungen französischen Romantiker um Goethe's Beifall warb, hatte ihm mit dem Buch einen Brief überschiedt, in welchem er ihm seine Autorschaft vertraute.

## V.

Die Form seines Wesens ist die strenge oder spöttische Zurückhaltung. Sie offenbart sich schon in der wissenschaftlichen Trockenheit des officiellen Theils seiner Schriftstellerwirksamkeit, in seinen knappen, in Fachwörtern sich bewegenden Monumentbeschreibungen („Notes sur le Midi de la France“ u. s. w.). Kein Wort über ihn selbst, kein Ausbruch! Nicht ein einziger Reiseeindruck und nicht eine auf den Laien berechnete Wendung. Welch ein Spaß, so gründlich alle diejenigen zu foppen, die in dem Aufseher der Denkmäler Frankreichs den Dilettanten und Novellisten zu ertappen hoffen möchten!

Die Zurückhaltung tritt ferner in der charakteristischen Neigung zum Mystificiren hervor, die sich bei dem Dichter des spanischen Theaters und der myrischen Balladen findet. Seine Pseudonymität war nicht, was die Pseudonymität gewöhnlich ist, eine leichte Maske. Es amüfirte ihn im höchsten Grade, die Welt in den April zu schicken und selbst außerhalb des Spiels zu bleiben. Er versäumt kein Mittel, um die Existenz seiner Pseudonymen glaubwürdig zu machen, nicht allein ihre Biographie, sondern selbst ihr Porträt wird ihren Werken mitgegeben, und um den Spaß vollständig zu machen, ließ er für das Theater Clara Gazul's sich selbst als Spanierin im ausgeschnittenen Kleid und mit der Mantille über den Kopf abzeichnen und in Kupfer stechen.

Wer durch Schweigen täuscht, muß doch einmal reden, und wer durch Mystificiren die Welt zum Besten hat, muß sich doch, wenn das Geheimniß verrathen wird, preisgeben. Es gibt aber einen besseren Panzer als die Unpersönlichkeit und die Pseudonymität, und dieser Panzer ist bei Mérimée die Ironie gewesen.

Er hatte von Anfang an eine satirische Ader; denn seine leidenschaftliche Vorliebe für die ursprüngliche Energie des Charakters gab von selbst die spöttische Haltung der Untüchtigkeit und dem Phrasenheldenthum gegenüber. Ein Schauspiel wie „Les mécontents“ enthält z. B. die höhnischste Satire, die wol jemals über Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln geschrieben worden ist; legitimistische Landadlige, Mumien und Dummköpfe, die nur eine Leidenschaft haben, sich selbst reden zu hören, stiften eine Boudoir-Verchwörung gegen das erste Kaiserreich, beschließen Schriften unter das Landvöll zu vertheilen, geben einander geheime Signale, entwerfen Pläne und streiten sich um die Präsidentschaft ihrer Sitzungen, aber fahren aus einander bei dem Anblick eines Gensdarmen. Das weit spätere Schauspiel „Les deux héritages ou Don Quichotte“, das wahrscheinlich Emile Augier zum Vorbild für einige seiner Dramen gedient hat, enthält die analoge Satire über die gesellschaftliche und kirchliche Heuchelei, den politischen Humbug, die Unritterlichkeit und das marklose Berechnen einer Jugend, in Vergleich mit welcher Mérimée sich selbst fast als einen Schwärmer und Idealisten anzusehen versucht fand.

In diesen dramatischen Werken, die schon als Lesedramen eine Unvollkommenheit der Formgebung aufzeigen, kommt jedoch die Mérimée eigenthümlichste Form der Ironie nicht zum Vorschein. Er ist hier geneigt, die Farben ein bißchen stark aufzutragen; seine eigentliche Stärke hat er als Novellist. Weit

feiner als in den Dramen ist die Ironie in der liebenswürdigen Miniatur-Novelle „L'abbé Aubain“, die einen großen Beweis für die Vielseitigkeit von Mérimée's Talent abgibt, indem er hier so zu sagen dem Talent Edmond About's, den er noch dazu in Eleganz weit übertrifft, ein Vorbild liefert. „L'abbé Aubain“ ist eine kleine Sammlung von Briefen, geschrieben theils von einer Dame, die sich von einem jungen Abbe geliebt glaubt, theils von dem Abbe, der einem Collegen gegenüber mit der Liebe der Dame zu ihm gezwungenen Scherz treibt. Wir lernen zwei schwache, aber feinconstruirte Wesen kennen, die vor einander, vor sich selbst und vor andern lügen, und über deren naschhaften aber furchtsamen Neigungen und erheuchelten Selbstbeherrschung die stumme Satire des Dichters schwebt.

In einer Novелlette dieser Art gibt es keinen Erzähler; man sieht also hier so wenig wie in den Schauspielen den Autor sich selbst zurückziehen. Am deutlichsten tritt jedoch die Mérimée absolut eigenthümliche Form der Ironie hervor, wo wir einen Erzähler haben, ihn aber nur darin spüren, daß er sich außerhalb der Gemüthsbewegung, die er schildert, stellt. Die charakteristische Vortragsmethode Mérimée's wird durch die tiefbegründete Zurückhaltung seines Wesens die, durch eine in kleinen Zügen sich verrathende Ironie die Wirkung des Erzählten zu verstärken, und zwar entweder so, daß er die rührenden Stellen durch ein feines Halbälcheln für sich selbst reden läßt, oder so, daß er das Schmerzliche, Empörende, oder Leidenschaftliche in die Interessenlosigkeit und Kälte der Umgebung einrahmt. Ich werde einige Beispiele geben.

Mérimée hat in dem kleinen Meisterwerke „Le vase étrusque“, fast der einzigen seiner Novellen, wo er ein Sujet aus der modernen Zeit mit Sympathie behandelt, die Liebesgeschichte zweier jungen Wesen erzählt, die einander heimlich lieben. Nach einem nächtlichen Stellbuchein ist der junge Mann nach Hause gekommen, und wir hören seinen Monolog:

„Wie glücklich bin ich!“ sagte er sich jeden Augenblick. „Endlich bin ich dem Herzen begegnet, das das meinige versteht! . . . Ja, es ist mein Ideal, das ich gefunden habe . . . Ich habe zugleich einen Freund und eine Geliebte. — Welch ein Charakter! . . . welche leidenschaftliche Seele. Nein, sie hat nie einen Andern, als mich geliebt . . .“ Und da die Eitelkeit sich in Alles auf dieser Erde mischt, dachte er noch: „Es ist die schönste Frau in ganz Paris“ und seine Einbildungskraft malte sich ihre ganze Anmuth aus.

So fährt die Darstellung noch eine Zeit lang fort; dann unterbricht Mérimée sich selbst mit der kleinen Bemerkung: „Ein glücklicher Liebender ist fast so langweilig wie ein unglücklicher.“ Als endlich das Verhältniß zwischen den beiden seine vollste und schönste Blüthe erreicht hat, als die flüchtige aber so verhängnißvolle Eiferucht Saint-Clair's auf die Vorzeit der Geliebten sich in ein Mißverständnis, ein Nichts aufgelöst hat, und wir die Zeugen einer Liebes-scene gewesen sind, die der weichste oder einschmeichelndste Dichter nicht inniger hätte malen können, einer Scene, in welcher die Thränen der Reue sich mit Sädeln und Küffen mischen, wie erfahren wir dann, sechs Zeilen weiter unten, daß Alles im selben Nu vorbei ist und Saint-Clair am Morgen darauf im Duell gefallen? Wir erfahren es, wie man solches im Leben erfährt.

„Nun,“ sagte Roquantin zum Obersten Beaujeu, den er Abends bei Tortoni traf, „ist die Neuigkeit wahr?“

„Allzu wahr, lieber Freund,“ antwortete der Oberst mit einer düsteren Miene.

„Erzählen Sie mir, wie es zugeht.“

„Oh, ganz einfach. Saint-Clair fing damit an zu sagen, daß er Unrecht habe, jedoch vor dem Schuß Thémines' stehen würde, bevor er ihm Entschuldigungen machte. Thémines wollte es durch das Loos entschieden haben, wer zuerst schießen solle. Saint-Clair forderte, daß es Thémines sein sollte; Thémines schuß; ich sah Saint-Clair sich ein Mal ganz herum drehen, und dann fiel er todt um. Ich habe oft dieses sonderbare Umbrehen, das dem Tode vorhergeht, bei Soldaten gesehen, die von einer Kugel getroffen wurden.“

„Das ist jedenfalls sonderbar,“ sagte Roquantin. „Und was that Thémines?“

„Er that, was sich bei solchen Gelegenheiten ziemt. Er warf seine Pistole gegen die Erde mit einer beklagenden Miene. Er warf sie so hart, daß der Hahn zerbrach. Es ist eine englische Pistole von Manton. Ich glaube nicht, daß er in ganz Paris einen Wüchsenmacher findet, der ihm einen solchen Hahn daran machen kann.“

Indem Mérimée uns das Mitgefühl von wohlthollenden Bekannten schildert, nicht wie sentimentale Schriftsteller pflegen, sondern wie es ist, tritt das gefühlvolle Verhältniß zwischen den Liebenden um so leidenschaftlicher hervor aus dem harten Rahmen, in welchen es eingefügt ist. Wäre nicht zu Mérimée's Zeiten die Kunst schon bekannt gewesen, Champagner in Eis anzurichten, er hätte sie erfunden.

Noch ein paar Beispiele der Fähigkeit des Dichters, sich außerhalb der Gemüthsbewegungen zu halten, die er in Scene setzt und die er bei dem Leser hervorrufft. Man lese in der berühmten Schilderung „L'enlèvement de la Redoute“ die Stelle, wo der Hauptangriff erzählt wird: „Wir kamen schnell bis zum Fuß der Schanze; die Palisaden waren gebrochen und die Erde von unsern Kugeln durchpflügt. Die Soldaten warfen sich über diese Ruinen mit dem Ruf „Es lebe der Kaiser“, und der Ruf war stärker, als man es von Leuten, die schon so lange geschrien hatten, erwarten sollte.“ Der Erzähler ist hier nicht Mérimée selbst, er läßt einen Officier seine ersten kriegerischen Erlebnisse mittheilen; aber der Erzähler ist nicht desto weniger seiner Art; denn er theilt nicht die Begeisterung der stürmenden Soldaten. Weit davon, ihren Enthusiasmus für Napoleon als Muth einflößend oder als patriotisch zu preisen, kritisiert er kaltblütig die Stärke ihrer Lungen.

Man darf sich nicht allzu sehr wundern, daß dieser Stil, dieser Ton, der die Objectivität des Dargestellten so überraschend sichert, immer wieder als Symptom der Herzenskälte aufgefaßt wird. Er ist es aber in Wirklichkeit so wenig, wie die Wahl der schaurigen Stoffe bei Mérimée ein Symptom der Grausamkeit ist. Wie oft ist jene Ironie des Vortrags umgekehrt nur der Schleier der Sympathie und der Entrüstung! Man studire diese Ironie z. B. in der kleinen Novelle „Tamango“, wo schon die Stoffwahl dem oberflächlichen Leser den Beweis eines Hanges zum Empörenden geben könnte; denn was erregt mehr Abscheu wie der Sklavenhandel und die Sklavenquälereien oder wie Schiffbruch, Hungersnoth und Todtschlag? und alles dieses nun gar mit einem ironischen Rächeln vorgetragen. Man fühlt aber, was diese Ironie bedeutet, wenn man einen Satz wie den folgenden liest:

Der Capitän gab dem halbbetrunkenen Negerkönig den Handschlag, und sogleich wurden die Sklaven den französischen Matrosen übergeben, die sich beeilten, die langen Holzgabeln, in welchen die Neger sie geführt hatten, von ihren Hälsen wegzunehmen und ihnen eiserne Hals-

ringe und Armschellen anzulegen, eine Veränderung, welche die Ueberlegenheit der europäischen Civilisation beweist.

Man fühlt es noch stärker, wenn man zu der Stelle kommt, wo der Capitän durch gewaltige Schläge mit dem Lauende das schöne Negermädchen fügsam zu machen sucht:

Der Capitän ging in die Cajüte hinunter, ließ Nyche kommen und strebte sie zu trösten, aber weder Lieblosungen noch Schläge (denn man verliert zuletzt die Geduld) vermochten die schöne Negerin seinen Wünschen willfährig zu machen.

Man muß stumpf sein, um nicht zu fühlen, wie hier gerade die ruhige Kälte, die sich damit begnügt die Thatsache zu constatiren, daß die Menschen so sind und es im Leben so zugeht, den stechenden Eindruck der Gewaltthat vermehrt. Man liest nicht ohne tiefe Rührung die Erzählung zu Ende. In dem, was zuerst kalt erschien, sieht man dann nur den erstarrten Ausbruch von dem inneren Feuer der Künstlerseele, man begreift, daß eine Gemüthsbewegung hinter den so nüchternen und so energisch ausgeprägten Formen dieser Arbeiten steckt und daß eben diese Gemüthsbewegung sie so medaillenscharf geprägt hat. In keiner Novelle Mérimée's dürfte die ironische Anlage der Erzählung und das tiefe Gefühl, das sich aus den Windeln aller Vorurtheile befreit hat, vollendeter zusammenschmelzen als in „Arsène Guillot“. Die Tugendetiquette der vornehmen und christlichen Dame bildet hier den Gegensatz zu der Unkenntniß, in welcher das arme, schon von der Mutter verkaufte Mädchen über den ganzen moralischen und christlichen Gesellschaftsgebrauch schwebt. In einem Augenblick der Verzweiflung springt sie aus dem Fenster, bricht ein Bein und einige Rippen, und die Novelle geht an ihrem Krankenlager vor. In dem Lauf der Erzählung sorgt wie gewöhnlich die Ironie dafür, daß Mitleid und Rührung nicht das künstlerische Maß überschreiten; gegen den Schluß, wo der Tod Arsène's geschildert wird, wird es jedoch dem Herzen erlaubt, ungestört zu reden, und die einfache Sprache verleiht der sterbenden Grisette einen Zauber, wie er nicht größer Alfred de Musset's Vernerette verklärt. Dann aber zu allerlezt tritt die künstlerische Ironie durch eine einzige Zeile in ihre Rechte wieder ein. Denn diese Zeile, „Arme Arsène, sie bittet für uns“, mit Bleistift von einer weiblichen Hand auf Arsène's Grabstein fein geschrieben, lehrt uns in ihrer Kürze, daß die strenge Dame derselben Versuchung wie das ungebildete Kind unterlag und daß, als Arsène heldenmüthig starb, ihre Beschützerin ihren Geliebten erbte. Und doch ist das Wort Ironie für den Sinn dieser Bleistiftzeile fast zu grob; sie enthält in ihren sechs Worten eine Mérimée'sche, das heißt lakonische Tolozanzpredigt.

Eine von d'Haussonville mitgetheilte Aeußerung Mérimée's an Emile Augier über seine kleine 1869 für die Kaiserin geschriebene Novelle „La chambre bleue“ gibt darüber Aufschluß, wie diese anfangs aus seinem Naturell unbewußt hervorgegangene Erzählmethode zuletzt bewußte Manier wurde. Er sagte: „Die Geschichte hat einen großen Fehler, der darauf beruht, daß ich anfangs einen tragischen Schluß geplant hatte und also natürlicherweise im scherzenden Ton zu erzählen anfieng. Dann änderte ich meine Idee und schloß mit einer scherzhaften Auflösung. Ich hätte dann von vorn anfangen und die Geschichte

im tragischen Ton erzählen müssen, aber das langweilte mich und ich ließ sie so.“ Die Ausdrucksweise, welche ursprünglich der stilistische Ausschlag einer sehr sensiblen und sehr stolzen Seele war, wurde am Ende seines Lebens eine raffinierte und übertriebene Benutzung der Contrastwirkung als künstlerischen Mittels.

## VI.

In einem Briefe vom 22. November 1821 schrieb der Maler Mérimée: „Ich habe einen großen Sohn von achtzehn Jahren, aus dem ich einen Advocaten machen möchte. Er hat solche Anlagen für die Malerkunst, daß er ohne jemals etwas copirt zu haben, Skizzen wie ein junger Schüler macht.“ Wie so viele der hervorragendsten französischen Romantiker (Hugo, Gautier, Petrus Borel u. s. w.) gab Prosper Mérimée die Beschäftigung mit der bildenden Kunst nie völlig auf; er malte Aquarelle, war aber vor Allem ein unermüdblicher und begabter Zeichner. Das Talent des Zeichnens scheint mit seiner sprachlich stilistischen Fähigkeit eng verwandt.

In der Generation von 1830 ergänzen in stilistischer Hinsicht Prosper Mérimée und Théophile Gautier einander. Der Umriss, die strenge Linie ist die Stärke Mérimée's, eine glänzende Farbe dagegen der Vorzug Gautier's, der nicht mit einer Feder, sondern (wie die Chinesen) mit einem Pinsel zu schreiben scheint. Was Gautier liebt, sind die Draperien und die Beleuchtung; sein üppiger Stil ist venetianisch; mit seiner Freude an schönen und glänzenden Stoffen erinnert er an Veronese. Die einfache, aber im höchsten Grade sorgfältige Darstellung Mérimée's ist einfarbig und düster; er gräbt und äht wie mit einer Radirnadel; aber sein Stil hat eine Eigenschaft, die kein noch so glänzendes sprachliches Gemebe übertreffen kann, er ist durchsichtig: Gestalten und Charaktere werden durch ihn in ihrer frischen Wildheit wie lebendig gesehen. Alle Umrisse stehen in trotziger Schärfe wie auf einem Gemälde oder einer Radirung von Jacques Callot, an dessen Manier die feinige erinnert. Eine junge männliche Figur von Callot, die den aufgeträumten Federhut led auf das Ohr gedrückt, mit dem enganschließenden Waffenrock um den Leib, mit dem langen Degen an der Seite, mit weiten Stiefeln, die sich hübsch um die kräftigen Waden falten, in stolzer und herausfordernder Haltung der Zeuge irgend einer Gewaltthat ist, würde z. B. eine ausgezeichnete Illustration für die „Chronique du règne de Charles IX“ abgeben.

Die Zurückhaltung und Discretion Mérimée's gibt sich das letzte Zeugniß in der classisch-eleganten Strenge seines Stils. Sein Vortrag ist leicht und glatt wie blank gepulvtes Eisen; kein Zierrath, keine Blume, nie ein einziges loses Ornament, aber jede Gestalt aus getriebenem Metall, aus einem Guß, durchgeformt und wahr, ebenso kostümgetreu wie lebendig. Keiner unter den zeitgenössischen Dichtern hat in sprachlicher Hinsicht den aristokratischen Conservatismus wie Mérimée erwiesen. Er hat die Sprache gebraucht, wie sie ihm in die Hände gegeben wurde, und er hat sein Gepräge auf jeden Satz, den er schrieb, gedrückt, ohne ein einziges sonderbares Wort oder ein einziges gewöhnliches Wort auf sonderbare Weise zu gebrauchen. Er hat vor Allem die allgemeinen Ausdrücke



und die abstracten Worte, die einen Schleier über den Gedanken werfen, hinter dem er sich größer und bedeutender ausnimmt, gescheut. Was ihn vor Allen auszeichnet, ist die Sicherheit des Ausdrucks; die Gabe, mit dem ungeschmückten Wort, das abgeschliffen schien, genau die Vorstellung hervorzurufen, die er will. Die Zeitgenossen Mérimée's aus der Schule Hugo's schrieben einen schwungvollen, bilderstrotzenden Stil und suchten durch Wortarchitektur zu wirken. Ihre Versuche erinnern aber nur zu oft an jene prachtvollen Aquäducte der Alten, die, weil man nicht wußte, daß das Wasser durch eigene Kraft aus dem Thal emporsteigen könne, mit großen Kosten von einem Höhepunkt zu einem andern ausgespannt wurden. Wir bewundern diese Denkmäler; aber unsere Bewunderung würde zehnfach größer sein, wenn wir anstatt ihrer einfache Röhren, die sich an der Erde hielten, gefunden hätten. Denn die Röhren wären Zeugnisse gewesen, daß man die Gesetze der Natur kannte, während die Aquäducte Zeugnisse des Entgegengesetzten sind. Der künstliche und schwungvolle Ausdruck ist wie der Aquäduct, das einfache Wort, das gerade auf das Ziel los geht, ist wie das unansehnliche Rohr, und eben der Stil Mérimée's hält sich wie das Rohr an der Erde, hat keine unnütze Pracht, verliert keine Kraft daran, sich zu spreizen. Es ist nicht deswegen ein Stil ohne Anmuth, aber er hat keine andere Grazie als die der vollkommenen Kraft. Da ist kein Wort zu viel, und jeder Satz steht in dem Dienste des Ganzen. Das alte Motto: „Ne quid nimis“ scheint die Losung dieser Erzählerkunst gewesen zu sein.

Der Zweck, den Mérimée so verfolgt, war augenscheinlich der, durch Restigiren auf alles Beiwerk seine kleinen Kunstwerke so unangreifbar wie möglich für den Zahn der Zeit zu machen. Sein Bestreben erinnert an das, was Donatello zugeschrieben wird. Man hat die eigenthümlich gebrungene Haltung seines herrlichen St. Georg — die enganliegenden Arme und Hände — dadurch erklärt, daß er bei den Bildhauern des Alterthums sorgfältig beobachtet hatte, welche Körperteile gelitten hatten und warum. Auf analoge Weise hat Mérimée, um die Veränderungen des Zeitgeschmacks seinen Werken gegenüber ohnmächtig zu machen, sie von allem Außenwerk, allen Abschweifungen von dem Wesen der Sache frei gehalten.

Seine Schreibweise ist nicht die unserer Tage, und ich gehöre nicht zu denen, die beklagen, daß ein reicherer und sinnlicherer Stil den seinen verdrängt hat, oder daß die neueren französischen Dichter den Satz nicht nur correct und klar schreiben wollen, sondern ihm wenn möglich eine Melodie, eine Farbe, ja fast einen Geruch geben. Obwol es heutzutage fast unerhört ist, über irgend etwas Französisches zu schreiben, ohne der neuen Schule oder wenigstens dem Bannerträger derselben einen Hieb zu versetzen, ist es also durchaus nicht meine Absicht, die Schreibweise Mérimée's auf Kosten derjenigen der Gebrüder Goncourt oder Flaubert's oder Zola's zu verherrlichen. Der letztere ist mit all' seinen Geschmacksverirrungen selbst der einsichtsvollste und schärfste Kritiker der jetzt vor sich gehenden stilistischen Bewegung. Lieber als ihn zu Gunsten Mérimée's herabzusetzen, werde ich ihn selbst die Bedenken vortragen lassen, die sich gegen den descriptiven Stil geltend machen und die für die Mérimée'schen Principien sprechen. Ich finde in einem der Zola'schen Feuilletons in „Voltaire“ die folgende Betrachtung:

Das Schlimmste ist, daß meine Ueberzeugung am Ende die geworden ist, daß der Jargon unseres Zeitalters, der Theil des Stils, der völlig der Mode angehört und veralten muß, für eine der ungeheuerlichsten Stilarten der französischen Sprache gelten wird. Das läßt sich mit fast mathematischer Sicherheit voraussagen. Was besonders leicht veraltet, ist das Bild. In seiner Neuheit verführt und begeistert es; wenn es dann zwei oder drei Geschlechter hindurch angewandt worden, wird es ein Gemeinplatz, zuletzt ein Lump, ein Schandfleck. Man sehe Voltaire mit seiner trockenen Sprache, seinem nervösen Satz ohne Adjectiva, der erzählt und nicht malt: er bleibt ewig jung. Man sehe Rousseau, der unser Stammvater ist, mit seinen Bildern, seiner leidenschaftlichen Rhetorik: er hat unleidliche Seiten geschrieben . . . Wir haben also ein hübsches Loos vor uns, wir, die wir Rousseau noch überboten haben und die Literatur mit all' den andern Künsten füttern, unsere Sätze malen, singen, als Marmorblöcke zu hauen, und von den Worten den Duft der Dinge fordern. All' das ergreift unsere Nerven, wir finden es ausgefucht; gut genug. Nur ist die Frage die, was unsere Großenkel dazu sagen werden. Ihre Empfindungsweise wird sicherlich sich geändert haben, und ich bin überzeugt, daß sie gegenüber manchen unserer Werke erstaunt dastehen werden. Fast Alles daran wird veraltet sein.

Die, welche in Emile Zola einen in Selbstüberhebung schwelgenden Schriftsteller sehen, werden dieses Stück mit Bewunderung gelesen haben. Ich glaube, daß er in seiner wehmüthigen Selbstverdammung hier viel zu weit geht; jedenfalls sind aber seine Worte als ein Zeugniß des Naturalisten für die Rationalisten des Stils merkwürdig, unter welchen in unserem Jahrhundert Mérimée wol einer der Ersten ist. Die besten seiner Werke sind Denkmäler. Selten sind in der Weltliteratur kleine Prosaarbeiten in so großem Stil ausgeführt worden. Es ist die Sache selbst, die im schärfsten Sonnenlicht dasteht, ohne irgend einen Rebel von Sentiment um sich zu haben. Ich schätze nicht den bilderreichen Prosaisten weniger hoch, weil seine Bilder durch die Wiederholung schnell veralten; man könnte es eben so gut einem Componisten zur Last legen, daß seine Melodien durch die Drehorgel uns unerträglich werden. Aber das läßt sich nicht leugnen, daß ein strenger, bildloser, eiserner Stil wie der Mérimée's, der nichts Vegetabilisches an sich hat, die Erzeugnisse der beschreibenden Stilart, wie eine Bronzestatue einen blühenden Baum, überlebt.

## VII.

Ursprünglich galt Mérimée für einen reinen Naturalisten. Alfred de Musset hat in seiner Jugend einige Verse über Mérimée, den er naiv mit Calderon zusammenstellt, geschrieben, die uns auf eine sehr interessante Weise den Eindruck vergegenwärtigen, den die damaligen Zeitgenossen Prosper Mérimée's von seinem Talent empfinden; es kam ihnen vor, daß er pure Abgüsse von der Wirklichkeit machte:

L'un, comme Calderon et comme Mérimée,  
 Incruste un plomb brûlant sur la réalité,  
 Découpe à son flambeau la silhouette humaine,  
 En emporte le moule, et jette sur la scène  
 Le plâtre de la vie avec sa nudité.  
 Pas un coup de ciseau sur la sombre effigie,  
 Rien qu'un masque d'airain, tel que Dieu la fondu.

„Pas un coup de ciseau“ ist ein drolliges Wort von dem energischsten Stilisten der Epoche, aber so viel ist klar, daß Mérimée Alfred de Musset als ein vollblütiger Naturalist erschien; der Dichter würde heutzutage dasselbe Wort

für Wort, von Flaubert oder den Gebrüdern Goncourt sagen können. Dies beruht darauf, daß sich in der Romantik vom Anfang an ein naturalistisches Element fand. Schon in der Vorrede zu „Cromwell“, wo Victor Hugo doch die Romantik auf das orthodoxe Christenthum begründet, hatte er sich „einen einsamen Schüler der Natur und Wahrheit“ genannt, für die poetische Verwendung der historischen wenn auch plumpen Worte, für die Beibehaltung der historischen Localitäten, für das Wirklichkeitsstudium als Grundlage der Kunst gefochten. Man fühlte damals in dem romantischen Lager gar keinen Zwiespalt zwischen Naturalismus und Romanticismus. Gewiß war die Poesie der Federbüsche und Toledoßlingen Einem lieber als das Leben der realen Wirklichkeit; aber auch die Wirklichkeit ließ sich poetisch vorführen, wenn sie Farbe und Charakter, Flamme und Leidenschaft und erotischen Duft hatte, und das hatte sie bei Mérimée. Die Reime des späteren Naturalismus finden sich sowol bei Böhle, wie bei Mérimée und bei Gautier, nur daß bei ihnen die Liebe zur Kunst die Naturnachahmung beherrschte. Indessen ist Mérimée mit seiner Vorliebe für brutale Stoffe, mit seiner gemachten Kälte ganz deutlich ein Vorläufer der Geschmacksrichtung, welche die folgende literarische Generation beherrscht. In Taine's „Vie et opinions de M. Graindorge“ (1867) findet sich eine Zeile, die über das gesellige Leben geschrieben ist, aber eine größere Tragweite hat: „Depuis dix ans une nuance de brutalité complète l'élégance.“ Man fühlt das bei fast allen den größten Schriftstellern des zweiten Kaiserreichs, bei dem jüngeren Dumas, bei Flaubert, den man, obwohl er es mit seiner Kunst so viel ernster nimmt, den Mérimée unserer Lage nennen möchte, denn Niemand außer ihm besitzt die gelehrte Gründlichkeit in den Vorarbeiten und die kalte Wahrheitsliebe in der Ausführung, die Mérimée auszeichneten, endlich bei Taine selbst, der sich ganz im Mérimée'schen Geiste freut, wenn er „einen schönen Mord“ zu schildern hat, und seinen Graindorge dem Leser eine genaue Anweisung geben läßt, welche Methode die praktischste ist, um sich mit einem Rasirmesser die Kehle durchzuschneiden<sup>1)</sup>.

Heutzutage gilt Mérimée für einen Classiker. Seine klare und durchsichtige Form, seine Scheu vor lyrischen Extravaganzen und metaphorischer Rhetorik scheinen ihm einen Platz außerhalb der romantischen Gruppe zu sichern. Es ist etwas Wahres, und etwas Unrichtiges hierin. Es gilt vor Allem festzustellen, was man mit den Worten „romantisch“ und „classisch“ meint. Der Gebrauch der Worte wechselt sonderbar. Als das Wort „romantisch“ in Deutschland aufkam, hatte es ursprünglich einen ähnlichen Sinn wie „romanisch“; die Romantiker schwärmten für romanischen Katholicismus, romanische Schmökel und Concetti, Sonette und Canzonen und für den spanischen Dichtergenius, Calderon, den sie entdeckten. Als die Romantik ein Menschenalter später Frankreich erreichte, bedeutete das Wort „romantisch“ fast das Entgegengesetzte, den deutsch-

<sup>1)</sup> „Quand Cromwell passe en Irlande, il marque le nombre et la qualité des gens massacrés, et puis c'est tout. Et cependant quels beaux massacres! Quelle occasion pour pénétrer le lecteur de la froide fureur qui poussait les épées des fanatiques!“

englischen Geist im Gegensatz zum griechisch-lateinisch-romanischen, das germanisch-angelsächsische Gepräge. Dies beruht einfach darauf, daß das Fremde überhaupt romantisch wirkt. Ein Volk mit einheitlicher Cultur wie die alten Hellenen erhält eine classische Kunst und Poesie; sobald aber ein Volk von seiner Cultur aus eine andere entdeckt, die ihm fremd und abenteuerlich vorkommt, dann wird diese Cultur ihm romantisch, d. h. sie wirkt wie eine durch ein farbiges Glas aufgefaßte Gegend. Die Romantiker in Frankreich schätzten ihre nationalen Vorzüge, die Klarheit, die Verstandesdurchsichtigkeit ihrer Literatur gering und priesen Goethe und Shakespeare, weil sie nicht (wie Corneille und Racine) das Menschenleben in seine abstracten Elemente sonderten, nicht isolirte und simplificirte Gefühle darstellten, die dramatische Antithesen bildeten, sondern das Leben en bloc, in seinem ganzen Complex auf die Bühne warfen. Sie wollten diesem großen Beispiel folgen. Aber was geschah? Die Wirklichkeit des Lebens wurde unter ihren Händen auf's Neue analysirt, wie bei Lamartine, de Vigny, George Sand, Sainte-Beuve u. s. w., die Extreme bildeten bei Victor Hugo ganz so ausgeprägt wie bei Corneille symmetrische Contraste; Ordnung, Maß, aristokratische Feinheit, eine durchsichtige und bildlose Sprache bestimmten bei Rodier und Mérimée wie bei den Classikern des achtzehnten Jahrhunderts die poetische Form. Ob Charles Rodier z. B. auch die Gespenstergeschichten Walter Scott's oder die Phantasien Hoffmann's nachahmte, so war die Vorführung und Darstellung dieser romantischen Stoffe doch classisch, nicht nordisch-phantastisch, hatte keine Schleier weder von den Nebeln Edinburgs noch von den Weinkellerdünsten Berlins. Sie waren Lateiner, sie fühlten wie Lateiner, sie dichteten wie Lateiner. Wenn man also durch Romantik, wie man pflegt, einen Ueberschuß des Inhalts über die Form, einen von regelmäßigen Formen unbeherrschten Inhalt (wie bei Shakespeare und Jean Paul, wie in dem „Sommerachtsstraum“ und in „Faust“) versteht, dann sind alle die französischen Romantiker Classiker. Hugo, George Sand, Lamartine, Rodier, Gautier, sie alle sind in diesem Sinne classisch, und das nur deutlichere classische Gepräge Mérimée's sondert ihn also durchaus nicht von der großen literarischen Gruppe der französischen Romantiker aus.

Wenn man aber noch bedenkt, daß er so gut wie Hugo und de Vigny dem Einfluß Walter Scott's unterworfen gewesen, daß er eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem Byron'schen Satanismus hat, daß er, der nüchterne Zweifler, sogar in Hoffmann'scher Art Sachen wie „La vision de Charles XI“ schrieb, echt romantisch fast immer das Fremde und Unmoderne darstellte, dann wird man so viele den französischen Romantikern gemeinsame Züge bei ihm finden, daß man in ihm das echte Kind seines Zeitalters erkennt.

Er hebt sich, auch ohne daß man ihm eine künstliche Originalität zuertheilt, aus der genialen Generation von 1830 durch seine seltene künstlerische Eigenthümlichkeit hinlänglich hervor. Die andern eilten in bunten Waffenröden, mit vergoldeten Helmen und wehenden Fahnen auf die Arena. Er ist der schwarze Ritter in dem großen romantischen Turnier.

# Wallenstein und der Besitz von Mecklenburg.

Von  
Prof. Ottokar Lorenz.

Der einheitliche Staatsgedanke war in der Geschichte des deutschen Volkes zu allen Zeiten lebendig, wenn er auch nicht in jener stetigen Entwicklung, wie bei anderen, insbesondere den westlichen Nationen Europa's hervortrat. Unregelmäßig und in krummen Linien muß man den leitenden Faden der deutschen Einheit im Laufe der Jahrhunderte verfolgen und nur in wenigen Zeiträumen liegen die Knotenpunkte des nationalen Gedankens auf der Oberfläche der Entwicklung frei und deutlich zu Tage. Die hervorragendsten Machthaber unserer Vergangenheit wurden meistens nicht durch Ideen dieser Richtung groß gezogen, und um die rechten Vertreter des einheitlichen Staatsgedankens zu finden, muß man nicht selten bis in die Zeiten des grauen Alterthums zurückgreifen. Dennoch aber fehlt keinem Jahrhundert das lebendige Bewußtsein eines starken Bandes, welches die deutschen Stämme politisch, literarisch und geographisch vereint. Nur muß man die Einheitsgedanken nicht, etwa wie in der französischen Geschichte, stets an ein und derselben Stelle suchen. Wer vom Standpunkt des deutschen König- und Kaiserthums dem Einheitsgedanken nachforscht, kommt leicht in Gefahr, denselben durch lange Zeiträume hindurch gänzlich zu verlieren. Aber der Einheitsgedanke war immer vorhanden. Er lebte in verschiedenen Ständen, er nahm die mannigfaltigsten Formen an, er bewegte sich in den verschiedensten Kreisen des Lebens und erfaßte bald da, bald dort in wechselnder Gestalt die verschiedensten Personen und Gewalten oftmals in innigem Anschluß, oft aber auch in schroffem Gegensatz gegen die kaiserliche Macht und Politik. Der geschichtlich officielle Ausdruck des Einheitsgedankens blieb seit Karl dem Großen das Kaiserthum, aber die thatsächlichen Verhältnisse verschoben nicht selten den Schwerpunkt des Reiches nach der Peripherie. Die deutsche Geschichte darf nicht als ein königliches Sonnensystem gleich der französischen aufgefaßt werden, in welchem die Planeten in vorgezeichneten Bahnen zu kreisen bestimmt sind; der deutsche Einheitsgedanke liebt es, sein Centrum zu wechseln und immer wieder neue Kreise zu ziehen.

In den neueren Jahrhunderten schwankte das Urtheil der Menschen über den Schwerpunkt des Reiches mehr, als in den alten Zeiten. Der dreißigjährige Krieg schien den Einheitsgedanken vollständig verlöschen zu müssen und endlich begraben zu haben. Aber daß mitten im Auflösungsproceß eine kaiserliche Armee entstehen konnte, dergleichen nie ein früheres Jahrhundert gekannt, war ohne Zweifel ein klarer Beweis für den Fortbestand des Einheitsgedankens im deutschen Reich, wenn man auch gerne zugestehen wird, daß die Sache, welcher die neugeschaffene Kaiser Gewalt diente, die Nation nicht entfernt zu gewinnen und zu vereinen geeignet war. Allein das Organ für die Einheitsidee war da, so gewaltig und praktisch wie niemals vorher: Eine Armee des Kaisers so unabhängig von allen ständischen, religiösen und particularen Einflüssen, als es nur denkbar schien, ein Feldherr, der Niemandem gehorchte, als dem höchsten gewählten Herrn des Reichs und diesem in ganz persönlicher Weise verpflichtet, Officiere des Kaisers ohne jede Rücksicht, als die des Dienstes und Nutzens ihres Herrn; in der That, alle Umstände vereinigten sich, um der Centralgewalt des Reiches ein unerwartetes Ansehen und ein in sich beruhendes Dasein zu sichern. Wenn der große Feldhauptmann, welcher diese Armee aus dem Nichts erschaffen, eines populären Rufes in deutschen Landen sich rühmte, so konnte auch er mit gutem Rechte sich sagen, daß er Vertreter einer Idee sei, welche historisch begründet und in lebendigstem Bewußtsein stand. Und wirklich dürfte es nicht zu viel behauptet sein, wenn man das Interesse, welches den Mann bis heute begleitet, vorwiegend darauf zurückführt, daß er als der gewaltigste, eingreifendste, allerdings auch gewaltthätigste Vertreter der kaiserlichen Macht galt und gelten wollte, und als solcher gefürchtet, gehaßt und gepriesen ward. Das war und blieb der dämonische Zauber seines Daseins, daß er eine Sache, welche im Absterben begriffen schien, in wenigen Jahren mit dem größten Heere des damaligen Europa zu vertheidigen unternahm.

Von Wallenstein's geflügelten Worten sind jene am bekanntesten geworden, welche sich auf die nothwendige Herstellung der kaiserlichen Gewalt im deutschen Reiche beziehen — und vielleicht niemals wirklich gesprochen worden sind. Denn wenn es in seinen zahlreichen Briefen auch nicht an Aeußerungen fehlt, daß er die Absicht habe, den Kaiser wieder zum wahren Herrn zu machen, so liegt doch nichts Beglaubigtes für die Anschulldigung vor, er habe die Kurfürsten ihrer Rechte berauben wollen. Fürsten zu deposcibiren nahm er freilich keinen Anstand, und vielleicht liegt in seinem Vorgange gegen die mecklenburgischen Herzoge der Knotenpunkt seines späteren Falles. Aber wie verfehlt und undurchführbar auch der letzte Versuch des Kaiserthums gewesen sein mochte, durch Beseitigung der ständischen Rechte und durch Ausrottung des protestantischen Fürstenthums zu einer einheitlichen Gewalt in Deutschland zu gelangen, immerhin repräsentirt der Herzog von Friedland einen großartigen Versuch der Wiederherstellung des Kaiserthums auf der gesunden Grundlage einer selbständigen Armee. Und in diesem Sinne gipfelt das Interesse des deutschen Volkes eine Zeitlang in Wallenstein's Person und seinen Erfolgen. Wie er durch eine Reihe von Jahren die gesammten Fäden der europäischen Politik in seinem kaiserlichen Feldlager in seiner Hand hielt, so vereinigten sich in seinem Geiste die Strömungen und

Gegensätze der Zeit, die er beherrschen zu können meinte. Von der kaiserlichen Macht ausgesendet, das Reich zu beruhigen, sah er die Welt doch mit ganz anderen Augen an, als sein kaiserlicher Herr, und indem er das Kaiserthum in seiner historischen und staatsrechtlichen Idee wiederherstellen und erheben wollte, scheiterte er selbst an den Machinationen des wirklichen Kaisers und seiner ererbten Verbündeten. Er diente einer großen Sache und zugleich einer unmöglichen Politik. Wenn überhaupt der Einheitsgedanke des deutschen Volkes mit den katholischen Tendenzen der Welt vereinbar gewesen wäre, so schien der Herzog von Friedland ohne Zweifel der Mann gewesen zu sein, denselben zu verwirklichen, aber seine Täuschung lag darin, daß er die katholischen Mächte der Welt und das bestehende Kaiserthum von einander trennen zu können vermeinte. Wallenstein war ein Gegner des Restitutionsedicts, aber er machte es möglich; er widerrieth den italienischen Krieg, aber seine Truppen kämpften für die Spanier; und während er gegen die Spanier seinem Eifer die Zügel schießen ließ, rissen diese die besten Stücke von Deutschland an sich. Hierin liegt der Widerspruch seiner Stellung, seines ganzen Daseins.

Seitdem Ranke die verschlungenen Fäden von Wallenstein's tragischem Schicksal zu entwirren unternahm, wird Niemand mehr in dem Sinne die Frage von seiner Schuld und Unschuld aufzuwerfen wünschen, wie dies ehemals zu geschehen pflegte. Alle Welt wollte damals eine bündige Antwort darüber vernehmen, ob der Herzog von Friedland mit Recht oder Unrecht vom Leben zum Tode gebracht oder, wie der Ausdruck Kaiser Ferdinand's II. lautete, „niedergemacht“ worden sei. Alle Welt wünschte zu erfahren, ob er ein Verräther gewesen, ob er die Armee zum Feinde führen wollte; daß die Geschichtsforschung auf diese Fragen nicht ein einfaches Ja oder Nein zu sprechen vermochte, schwächte die Theilnahme für diesen Gegenstand in größeren Kreisen beinahe gänzlich ab. Allein der heutige deutsche Leser, welcher den besseren Theil von Wallenstein's Ideen erfüllt sieht, ohne daß die Principien aufgegeben worden wären, gegen die der Friedländer seine kaiserlichen Truppen in's Feld geführt, geht mit ruhigerer Ueberlegung an die Betrachtung einer psychologischen Erscheinung, welche in der neueren deutschen Geschichte kaum ihres Gleichen findet, und die schon um des Dichters willen, der sie verherrlichte, stets von Interesse bleiben wird.



Während Wallenstein die kaiserliche Fahne zu selbständiger Bedeutung erhob und der Reichsregierung ein Heer zur Verfügung stellte, fehlte es vom Anfang seiner Laufbahn an nicht an Gegensätzen im eigenen Lager. In politischer und militärischer Beziehung machte sich die eigenartige Auffassung und Stellung des Feldherrn gegenüber den Tendenzen der Regierung geltend. Maßgebend waren in Wien Factoren, welchen Wallenstein nur widerwillig diente. Das System der katholischen Liga in Deutschland beherrschte seit dem Beginne des böhmischen Krieges die kaiserlichen Entschlüsse. Spanien hoffte den Preis der Anerkennung und Unterstützung Ferdinand's II. in den westlichen Reichsländern durch die Erwerbung des Elsass, neuerlich auch der Pfalz zu erlangen. Die Römlinge am österreichischen Hofe, welche keinerlei Bedenken darin sahen, deutsche

Reichsländer den Spaniern einzuräumen, traten den Absichten Wallenstein's auch in militärischer Beziehung nicht selten entgegen. Der Hofkriegsrath wünschte eine Vervollständigung der österreichischen Armee als Bundesgenossin des ligistischen Heeres unter Anführung Lilly's; Wallenstein's Bestreben war vom ersten Beginn auf die Herstellung eines vollkommen in sich beruhenden militärischen Körpers gerichtet. Hierin liegt der Grund seiner ersten Differenzen mit dem Hofkriegsrath, welcher die Werbepatente nur spärlich und nicht in jener Höhe, wie sie Wallenstein begehrte, erteilte. Als dann die Action gegen die Dänen ihren Anfang nahm, so war es wieder das Bestreben Wallenstein's, das kaiserliche Heer in selbständiger Weise zu beschäftigen und nach allen Seiten unabhängig zu erhalten, während eine geschäftige Partei am Wiener Hofe die volle Vereinigung der kaiserlichen und ligistischen Truppen anstrebte.

Der bairische Gesandte in Wien, Dr. Leuter, sprach schon im Jahre 1626 die Ansicht aus, daß man am besten thäte, alles Wallensteinische Volk mit dem Heere der Liga zu vereinigen und unter Lilly's Befehle zu stellen, noch aber erfreute sich die Reichspartei in Wien unter Führung des Fürsten Eggenberg eines hinreichenden Einflusses auf den Kaiser, und die nächsten Jahre brachten die kaiserliche Macht zu jener Stellung in Norddeutschland, durch welche die kühnsten Träume der alten Ottonen verwirklicht zu werden schienen. Die südlichen und nördlichen Meere sollten die kaiserlichen Flaggen tragen. Die Frage der Herrschaft über die Ostsee trat in ihrer ganzen Schwere hervor. Das besiegte Dänemark sollte seine Herrlichkeit im baltischen Meere dem General der kaiserlichen Land- und See-Armada abtreten. Die Ostseeländer selbst waren in den Besitz des kaiserlichen Feldhauptmanns gekommen, der sie als Landesherr mit starker Hand regierte und zu einem Bollwerke der kaiserlichen Macht im Norden zu gestalten dachte. Es war wie ein kurzer, aber sehr merkwürdiger Traum, in welchem ein noch vor zwei Decennien wenig bemittelter böhmischer Edelmann die Herrschaft über alte legitime Herzogthümer erlangte, und vielleicht eben durch diesen Umstand zu den märchenhaftesten Vorstellungen über die mögliche Wiederherstellung der katholischen Kirche im nördlichen Europa Anlaß gab.

Die Erwerbung Mecklenburgs bildet einen der wichtigsten Wendepunkte im Leben des Herzogs von Friedland. Von welcher Seite man auch dieses Ereigniß betrachten mag, es bietet überall die eingreifendsten Beziehungen dar. Mit der Erwerbung dieser Herzogthümer erreichte Wallenstein den Gipfel seines Ehrgeizes, seines Reichthums, seiner Stellung. Er war unter die höchsten Stände des Reiches emporgestiegen und konnte sich den größten Fürsten ebenbürtig achten. Selbst von seinem Kaiser durfte Wallenstein als Herzog von Mecklenburg größere Rücksichten erwarten als bisher; nun ward ihm die Befriedigung zu Theil, daß ihn der Kaiser aufforderte, in seiner Gegenwart sich zu bedecken, denn dies war das Vorrecht deutscher Fürsten. Um wie viel mehr glaubte Wallenstein darauf rechnen zu können, daß seine Feinde bei Hofe und im Reich vor ihm nunmehr sich beugen würden. Und obwol er im Verfahren gegen die alten Herzoge das kaiserliche Recht bis zur Anwendung der schlimmsten Gewalt gewahrt hatte, so wachte er doch sehr entschieden darüber, daß in der Belehnung, die ihm selbst zu Theil ward, auch nicht ein Titel der Rechte und Würden fehle,



welche der Fürstenstand in Anspruch nahm. Nichts von den Privilegien sollte ihm entzogen sein, die Andern im Reich genossen, er wollte ein ganzer Landesherr werden, wie die Kurfürsten im benachbarten Sachsen und Brandenburg.

Aber auch vom Standpunkt der allgemeinen Lage und politischen Entwicklung erscheint die Erwerbung Mecklenburgs von größter Bedeutung. In dieser Frage entzweiten sich die bisherigen Verbündeten im katholischen Lager mit der kaiserlichen Regierung zumeist und gründlich. Der Besitz von Mecklenburg verwandelte den deutschen Krieg in einen schwedischen und allgemeinen. Ja selbst in jenen letzten entscheidenden Friedensverhandlungen, die Wallenstein vor seinem Tode führte, war es die Frage der Entschädigung für Mecklenburg, welche den tiefen unausgelöschten Keim des Mißtrauens zwischen die contrahirenden Mächte sowol, wie zwischen den Kaiser und seinen Feldherrn warf.

Als gegen Ende des Jahres 1627 die kaiserlichen Waffen bis nach Jütland vorgebracht waren, schwirrten die abenteuerlichsten Pläne durch die Kreise der spanisch-habsburgischen Mächte. Dänemark hoffte man vollständig zu erobern, die Unterdrückung von Holland schien nur eine Frage der Zeit, England sollte handelspolitisch durch die Verträge Spaniens mit den Hansestädten gedemüthigt werden, Polen sollte gegen Schweden erhoben, das gesammte System des protestantischen Europa gewissermaßen ausgelöscht werden. Auch die Eroberung von Constantinopel wurde in's Auge gefaßt und man dachte ein Heer von 100000 Mann mit einem Kostenaufwand von sieben Millionen, welche Wallenstein leicht aufbringen wollte, in's Feld zu stellen. Indessen vergaß des Kaisers Feldherr mitten in den abenteuerlichen Entwürfen der Politik sein unmittelbares praktisches Interesse keineswegs. Mit dem Ende des Jahres mußte an die finanzielle Abrechnung gedacht werden, durch welche der kaiserliche Kriegsunternehmer die Regierung in seiner Hand hatte. Denn das Vorschußgeschäft, welches der Feldherr mit der kaiserlichen Kammer betrieb, war selbstverständlich nicht sehr geeignet, trotz aller militärischen Erfolge die österreichischen Finanzen zu verbessern. Unter diesen Umständen dachte man in Wien an nichts Oeringeres, als die Ansprüche Wallenstein's durch die Krone von Dänemark zu entschädigen. Natürlich wäre die Verleihung des dänischen Königreichs zunächst nichts als eine Anweisung auf die Zukunft geblieben, so lange die Inseln durch eine kaiserliche Flotte nicht zu erreichen waren. Wallenstein selbst aber hatte seine Gedanken bereits auf den Besitz von Mecklenburg geworfen. Den beiden Herzogen von Mecklenburg, Adolf Friedrich zu Schwerin und Hans Albrecht zu Güstrow, wurde zum Verbrechen gemacht, daß sie zu König Christian von Dänemark gehalten; die Confiscirung ihres Landes nach dem Vorbilde der Confiscationen in Böhmen und des Processes gegen den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz war bereits wiederholt in Erwägung gezogen worden, als Wallenstein in der Sache die verhängnißvolle Entscheidung herbeiführte.

Wir sind im Besitze eines Briefes des kaiserlichen Feldherrn, welcher die bisherige Auffassung dieses Ereignisses einigermassen verändert <sup>1)</sup> und zugleich

<sup>1)</sup> Die in dem Folgenden mitgetheilten und benutzten eigenhändigen Briefe Wallenstein's sind Eigenthum Sr. Königl. Hoheit des Herrn Herzogs Ernst von Coburg-Gotha und wurden

ein seltsames Licht auf die Zustände wirft, welche bei der Regierung in Wien in dem Augenblicke des höchsten Waffenglanzes herrschten. Am 29. October 1627 schrieb Wallenstein an den Oberflieutenant Sant Julian, der ebendamals in sehr vertraulichen Geschäften in Wien weilte, er habe den Gedanken, für seine Forderungen in den Erbländern des Kaisers entschädigt zu werden, definitiv fallen gelassen, allein mit der offenen Forderung des Besizes von Mecklenburg wagt er nicht hervortreten, er wünschte daher, daß sein Geschäftsträger die Wege für diesen Zweck zunächst ebnen solle.

„Wegen Sagan,“ heißt es in dem Schreiben, „habe ich meine Meinung bereits geändert und begehre Nichts mehr in Ihrer Majestät Ländern, denn ich sehe, daß große Stücke schwer zu bekommen und unsicher zu halten seien; proponire nochmals Meckelburg, denn sie (die Herzoge) haben gute Worte gegeben (Versprechungen gemacht), aber sich nicht laut ihren Worten verhalten. Will mir der Kaiser das Land ganz und gar verkaufen, desto lieber wird es mir sein; wo aber nicht ganz und gar, so vermeine ich den Theil des ältern (Herzogs) und ein Stück von des jüngern, denn dieser ist auch um ein Stück besser, als der ältere gewesen. In Summa ich will machen, daß der Jüngere solches für eine Gnade halten wird, den ältern aber werden wir mit etlichen Aemtern contentieren, daß er zu leben haben wird. Bei meiner Ankunft will ich zu allem Mittel bringen. Es ist zudem ein fürstliches Gut von 6000 Reichsthalern Einkommens im Lande, dies will ich den Kaiser bitten, er wolle, wie auch der Pabst seine Einwilligung dazu geben, daß ich es könnte den Jesuiten schenken und damit zwei Collegia, eines zu Koftok, das andere zu Wismar fundiren und dadurch die katholische Religion einführen. Der Herr muß aber sehen, daß diese Tractation wegen Meckelburg nicht weiter gehe, als zwischen dem Fürsten von Sgonberg, Herrn Zerda und dem Herrn allein, daß der Fürst dertweil praeparatoria mache, auf daß bei meiner Ankunft die Rätthe selbst dies proponiren; alsdann will ich mich im Anfang ein wenig spreizen und auf die Leht acceptieren. Wegen Sagan halte der Herr derzeit zurück, denn eins ist besser als das andere.“

Man sieht, daß Wallenstein's Ehrgeiz kaum jemals ernstlich auf die dänische Krone gerichtet war, daß er aber größere Stücke Landes in österrichischen Ländern ursprünglich in's Auge gefaßt hatte. Wahrscheinlich dachte er an eine Ausdehnung und Vergrößerung des kleinen piastischen Herzogthums Sagan durch andere schlesische Gebiete. Welche Gründe der kluge Fürst hatte, ein so entferntes Land dem kleineren Gebiet in Schlesien vorzuziehen, ist nicht mehr zu errathen, denn unbefonnene Habsucht, wie sie sich im Briefe trocken ausdrückt, wird kaum sein einziger Beweggrund gewesen sein. Immerhin bedurfte man dem Kaiser gegenüber besondere Reizungsmittel, damit er sich entschließe, den kühnen Antrag zu gewähren. Deshalb mußten den Jesuiten freigebige Spenden in Aussicht gestellt werden. Denn eben dieses war der Weg, auf welchem man dem Throne Ferdinand's II. stets mit Erfolg sich nähern konnte. Selbst solche, welche ihre Söhnchen bei den Patres der Gesellschaft Jesu studiren ließen, versäumten nicht, dem Kaiser bei passender Gelegenheit dies als Verdienst vorzustellen. Um wie viel mehr that Wallenstein, da er die Wiedereinführung der

---

durch Herrn Staatsrath Samwer im Jahre 1873 auf den ehemals Sant Julianischen, jezt Coburgischen Gütern in Oesterreich gefunden. Indem mir diese werthvollen Actenstücke gütigst zur Publicierung überlassen wurden, glaubte ich schon im Jahre 1875 in dieser Zeitschrift auf dieselben durch vorliegenden Aufsatz aufmerksam machen zu sollen. Später ließ ich einen Abdruck des vollen Wortlautes derselben im 40. Bande der Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte folgen.

katholischen Religion und 6000 Thaler jährlichen Einkommens den allmächtigen Jesuiten am Hofe Ferdinand's II. als Aebder hinwerfen ließ. Indeß war es nicht leicht, mit der Hofkammer über den Preis des Landes in's Klare zu kommen. Die Verhandlungen darüber fanden erst am 8. Dezember 1629 ihren Abschluß. An diesem Tage wurde dem Obersten Sant Julian der Vertragsentwurf vorgelegt, der noch erhalten ist. Die Einnahmen der Regalien im Lande Mecklenburg wurden bei der Berechnung der Einkünfte des Landes ausgeschieden. Diese sollten dem Herzog als Gnade und Geschenk des Kaisers für seine Verdienste verliehen werden, der reine Werth des Landes wurde auf 700 000 rheinische Gulden beziffert, welche Wallenstein an die kaiserliche Kammer bezahlte.

Inzwischen war jedoch die Verwaltung Mecklenburgs längst in die starke Hand des neuen Herzogs übergegangen. Man kann den Mann, der über Fürstentronen verfügte, nicht leicht besser kennen lernen, als wenn man ihn in seinem Haushalt aufsucht und sein geschäftiges Treiben da beobachtet, wo er für den eigenen Herd zu sorgen hat. Dem neuen Besitz im Norden widmete er die größte Aufmerksamkeit. Neben aller Sorge für Armee und Politik bleibt ihm stets Zeit, die einzelnsten Fragen der Verwaltung des neuen Besitzes zu erörtern. Mit bewundernswerther Schnelligkeit machte er sich mit den Zuständen und Verhältnissen in Mecklenburg vertraut. Eben jener Oberst Sant Julian, dem er seine geheimsten Gedanken über die Erwerbung Mecklenburgs, wie wir gesehen, vertraute, wurde zum ersten Statthalter des Landes auserkoren, während Wallenstein im Winter 1627—28 in Böhmen weilte. Merkwürdig ist in den Anordnungen, die Wallenstein aus der Ferne traf, die oft scharfsinnige Combination, mit welcher die Interessen des allgemeinen Dienstes in der Armee mit denjenigen der neuen Verwaltung vereinigt wurden. Wallenstein's Schreiben in diesen Angelegenheiten tragen den unvergleichlichen Charakter einer fast naiven Verbindung der allgemeinen und persönlichen Vortheile, die ihm oft zum Vorwurfe gemacht wurde und in der sich dennoch sein Talent und seine eigenthümliche Größe zeigt.

„Was ich dem Obersten Zieman schreiben thue,“ heißt es in einem Briefe an Sant Julian vom 8. Februar 1628, „wird der Herr aus Beilage vernehmen können; Bitte und verlasse mich auf den Herrn, daß diesem wirklich nachgelebt und daß das Land (Mecklenburg) in continenti aller Molestien enthebt wird. Das Volk, so im Land bleiben wird, muß von Aenderwärts seine Unterhaltung haben. Den Port zu Rostod muß man mit fort alsbalben schließen und stark besetzen, darauf starke Presidia (Besatzungen) in beide Städte einführen und in continenti anfangen die Citabellen zu bauen. Was die Städte und die Stände contributein, solches muß man zur Erbauung der Citabellen und zu sonstn, was im Land zu fortificiren vonndthen sein wird, anwenden.“ So wichtig scheinen dem Herzog diese Maßregeln, daß er nicht müde wird, sie im selben Briefe zwei- und dreimal zu wiederholen. Dann heißt es in einer Nachschrift, daß des Tilly Volk sogleich von Boizenburg abziehen und Wallenstein's Regiment dahin verlegt werden solle, und weiter: „Was das potitisch guberno im Land, wie auch die Cameralia betrifft, bitt ich der Herr wolle aufs beste und nützlichste anordnen, wie ichs mit ihm besprochen habe. Die Fürsten muß man fortschicken, denn zween Hanen auf einem Riß taugen nicht zusammen.“

Schon aus früher bekannt gewordenen Acten hat sich über Wallenstein's Regierung in Mecklenburg ein sehr günstiges Urtheil gewinnen lassen und es ist in der That erstaunlich, wie rasch und gründlich manche Uebelstände beseitigt

wurden, welche Wallenstein's Vorgänger, Adolph Friedrich, bereits zehn Jahre vorher richtig erkannt und bezeichnet hatte, aber nicht abzustellen vermochte. Wenn in dem oben angeführten Schreiben sich der Herzog auf seine mündlichen Anordnungen beruft, so darf man darunter verstehen, daß er in der politischen und Finanzverwaltung eine Reihe von Reformen mit sicherem Blicke beabsichtigte, die nachher zum großen Theil verwirklicht wurden. Indes bedurfte es doch erst der persönlichen Ankunft und des persönlichen Eingreifens des Herzogs, um zum Ziele zu gelangen. So lange Wallenstein in Böhmen blieb, war es ihm schwer, seinen Willen in dem entfernten Herzogthum durchzusetzen. Zunächst kostete es dem in Gitschin residirenden Herzog keine geringe Mühe, auch nur die Befestigungen der Städte und die Schließung der Häfen zu erreichen. Er hatte überdies Kunde erhalten, daß die Stimmung in den Städten eine sehr feindselige sei. Bevor er das Land als Herr betreten und die Huldigung entgegennehmen wollte, mußte die Ordnung unbedingt hergestellt werden. Er zeigte sich jedoch auch bei diesen Anordnungen väterlich für seine künftigen Landeskinder besorgt: „Der Herr muß auf die von Rostock und Wismar,“ schreibt er am 27. Februar, „ein wachsameres Auge haben, denn es sind böse Buben unter ihnen. Ich vermeine, der Herr sollte in eine jede von bemeldeten Städten 3000 Mann zu Fuß und zwei Compagnien Reiter legen und die Bürger desarmiren; doch sehen, daß von den Soldaten daselbst keine Redereien oder Geldsprätensionen geschehen, auch scharfe Disciplin gehalten werde.“ Vorläufig überläßt er die politischen und militärischen Angelegenheiten dem Obersten, ermahnt aber immer von Neuem, daß die Citadellen in den Städten rasch erbaut und die Häfen geschlossen werden. Von den Fürsten aber heißt es, sie müßten wegen der bevorstehenden Huldigung auf alle Fälle aus dem Lande gebracht werden, „per amor o per forza“, denn da muß man alle Courtoisie auf die Seite setzen, „quia salus suadet“. In späteren Schreiben will er auch, daß die Mutter des Herzogs Adolph, die sich ebenfalls noch im Lande aufhält, bestimmt werde, dasselbe zu verlassen. Denn schon am 15. März hatte Sant Julian die Meldung gethan, daß in Rostock Unruhen ausgebrochen seien, „und was der Pöbel in der Stadt vor die Hand zu nehmen sich unterstehen will, wie der König (von Dänemark) nicht unterläßt, sie durch seine Gesandten zum Ungehorsam zu sollicitiren, auch was der Adel sich für Impertinenzen anzufangen verlauten läßt.“ Einen Herrn von Plessen, der als Gesandter der Mißvergünstigten nach Gitschin gekommen war, gab Wallenstein Auftrag gefänglich einzuziehen und auf der Festung Domitz zu verwahren. Immer wieder empfahl er seinem Obersten, die Festungen zu bauen, damit die Ruhe hergestellt werde, die Landesregierung aber sollte ihren Sitz schon nach einer Anordnung vom 3. April in Güstrow aufschlagen, woselbst sie auch später verblieb.

Nachdem Wallenstein im Laufe des April 1628 noch wiederholt die Versicherung gab, daß er die früheren Herzoge von Mecklenburg im Lande durchaus nicht leiden wolle, gab er von Prag aus Befehl, daß man seiner Ankunft in Mecklenburg zu Ende des Monats Mai entgegensehen möge. Indessen befand er sich noch Ende Mai zu Gitschin und der Gang der Dinge im Norden von Deutschland entsprach keineswegs den Wünschen des Herzogs genug. In einem

Briefe vom 24. Mai verschiebt er die Abreise um einen Monat und hat noch immer wegen der Anwesenheit der Herzoge seine Sorgen:

„Was die beiden Herzogen anbelangt, da ist keine andere Möglichkeit, sie müssen aus dem Lande auf alle Weise. Was aber die alte Herzogin betrifft, so remittire ich alles in des Herrn Discretion. Viel lieber wollte ich schon, daß sie auch wegziehen thäte, vermeint aber der Herr daß es nicht sein kann, so mögen doch auf alle Weise die andern zwo fort und alsbald ziehen, denn ich vermeine innerhalb eines Monats Frist im Lande anzulangen. Daß die Stände 100000 Reichsthaler bewilligen wollen, sehe ich gerne, bitte aber der Herr versorge unterdessen das Volk mit Proviant, denn ich werde selbst viel Geldes bedürfen.“

Noch unter demselben Datum finden sich eine Anzahl von Weisungen, die sich auf die Verwaltung Mecklenburgs beziehen: „Ich vermeine innerhalb drei Wochen zu Frankfurt an der Oder anzukommen. Bitte der Herr halte sich in Bereitschaft, auf daß wenn ich ihm schreiben werde, er alsbald per posta zu mir kommen kann; denn ich wollte in den politicis und militaribus alles mit dem Herrn apunctieren; und nachher wollte ich gerne, daß der Kanzler oder Vicelanzler aus Mecklenburg mit zween andern Rätthen bei mir assistiren thäte, deren Parere ich bei allen Resolutionen anhören könnte. Ich bin sonst willens, in den Rätthen sowol als auch in andern Diensten im Lande und bei mir des-selbigen Abels mich mehr zu gebrauchen, als die vorigen Herzoge gethan haben. Bitte auch den Herrn ganz fleißig, er sehe vor meiner Ankunft die Sache in Wichtigkeit zu bringen, auf daß Ihre Majestät einen legitimen Proceß beiden Herzogen machen können, warum sie dieselben des Landes privirt haben. Der Herr wird mich obligiren, denn alsdann wird die Publication der Investitur folgen.“ — Am 10. Juni war Wallenstein endlich von Gitschin nach Sagan aufgebrochen, kam am 17. in Frankfurt an der Oder an, begab sich zunächst in das Feldlager vor Stralsund und zog am 17. Juli 1628 in Güstrow ein, wo er ein volles Jahr zubrachte. Kurz vor seiner Ankunft berichtete der Oberst Sant Julian, daß die Stände dem Herzog bis an die Grenze entgegenziehen wollten. Wallenstein antwortete in seiner lakonischen Weise:

„Der Herr thät auch Meldung in seinem Schreiben, daß die Stände aus Meckelburg mich auf der Gränze empfangen wollen; nun ist es zwar wahr, daß mir mit Ceremonien wenig gebient ist, nichts destoweniger auf daß sie es nicht vor eine Osefa (Beleidigung) ansehen, so will ichs geschehen lassen, doch in allewege sehe der Herr, daß zuvor die Herzoge und ihre Gemalin aus dem Lande weg seien, und nach Empfangung dieses sehe der Herr in drei oder vier Tagen, daß sie alle fortziehen und auch die alte Herzogin.“

Die Ideen Wallenstein's über die Verwaltung des Landes, welche nach seiner Ankunft in Güstrow mit größerem Ernste ausgeführt werden sollten, finden sich in einem undatirten Schreiben angedeutet, welches ohne Zweifel in die Frühlingsmonate des Jahres 1628 fällt:

„Was anbelangt das Guberno, im Lande zu Meckelburg zu bestellen, so vermeine ich, daß es auf diese Weise soll angestellt werden: Das Hofgericht nehme der Herr in continenti von Sternberg und transferire solches nach Küstrau. In bemeldetem Hofgericht vernehme ich, daß sich Landrichter und Landunterrichter und sechs Doctores, zu denen abjungire der Herr noch andere sechs vom Abel. Bei der Kanzelung zu Küstrau wollte ich gerne neben den Kanzler und den Doctoren auch etliche vom Abel halten. In den Cameralibus nehme der Herr Leute, so darzu taugen und formiere von ihnen ein Consilium, doch werden vier oder fünf Personen in allem genug sein. Ueber das wollte ich gern wegen der Meckelburgischen Expeditionen bei mir den Kanzler oder Vicelanzler haben neben ein Paar Doctoren und ein Paar vom Abel, auf

daß, wenn etwas aus dem Lande kommt ich mit ihnen die Sachen conferiren und Resolutionen nehmen könnte, wie auch jemanden wegen der Cameralfachen. Ueber das werden etliche vom Adel nicht als Rätthe, sondern also bei mir in Diensten sein wollen, so will ich mich lieber von ihnen, als von andern bedienen lassen. Diesem, bitte ich, der Herr denke fleißig nach und disponiere auf solche Weise. Der Herr ziehe alsbald das Stift Schwerin ein und ziehe die Justizsachen zu meiner Justiz, die Cameralia zu meinen Cameralibus und lasse keinen Schein des vorigen Gubernio dafelbst aus hochbedenklichen Ursachen und solches, daß es auch in continenti geschieht!“

Wegen des Stiftes Schwerin war von Wallenstein schon früher Befehl gegeben worden: „Der Herr wolle alle die Expeditionen von Schwerin und Sternberg auf Rüsttau bringen, der Herr schlage sie zu des Landes von Mecklenburg Expeditionen, denn ich habe meine großen Bedenken darin: et erit unum ovile et dux et non episcopus pastor“.

Die Stellung, welche die neue Landesregierung den Ständen gegenüber einzunehmen gedachte, geht auf eine entschiedene Begünstigung des Adels hinaus, ohne daß jedoch die landesherrlichen Prerogative, wie sie damals in Deutschland aufgefaßt wurden, irgendwie geschmälert werden sollten. Deshalb kam es bei den Verhandlungen Wallenstein's über den Umfang der ihm vom Kaiser zu ertheilenden Privilegien vorzugsweise darauf an, die Inappellabilität von seinen Gerichten, mithin die volle Landeshoheit zu erlangen. Den Privilegien des Landadels in dieser Beziehung trat Wallenstein auf das Bestimmteste entgegen und es ist eine sehr merkwürdige Stelle in den Briefen an Sant Julian vorhanden, wo es heißt:

„Was anbelangt des Adels Privilegia, weiß der Herr selbst wol, daß ich des Adels Freund bin, und wollte sie auf keinerlei Weise destruiren; aber wenn ich nur das Privilegium erhalten werde, daß sie nicht appellieren, so will ich gewiß sie lassen wie Edelleute und nicht wie Bauern leben.“

In der That, nicht treffender kann die Stimmung des hochemporgestiegenen Landadelmannes bezeichnet werden, als mit diesen Worten, zu denen als Gegenstück der latonische Ausspruch in einem Briefe vom 28. Mai 1628 hier Platz finden mag:

„Die von Rostock und Wismar sind bei mir angelangt und haben ihre Beschwerden angebracht, mir auch des Herrn Schreiben praelentirt. Ich sehe, daß es nicht anders sein kann, als daß in beiden Städten die Citadellen zu bauen angefangen werden, denn die Städte thun kein gut, wenn sie nicht einen Zaum im Maul haben.“

Keine geringere Mühe als die Feststellung der rechtlichen Verhältnisse kostete indeß die Erhebung der Einkünfte des Landes und Wallenstein klagt über die Unordnung, die in diesen Dingen herrsche. Mit dem richtigen Blicke des Finanzmannes wies er die Voranschläge, welche aus alten Registern gemacht waren, zurück:

„Der Herr von Walmerode schreibt mir, daß er sich wegen alles Einkommens im Lande erkundigt; nun kann ers nicht anders erkundigen, als aus den alten Registern, dahero denn große Confusiones entspringen müssen, dieweil in langer Zeit die Güter nicht das tragen werden, was sie zuvor getragen haben; deswegen sage ihm der Herr, er solle bis zu meiner Ankunft warten, sonst wolle ich dem Herrn jemanden, der in Cameralibus die Geschäfte führte, gern hin abordnen, aber ich habe ja keinen. Bitte der Herr nehme Subjecta von dorten und sehe, wie das Land wiederum angebauet wird.“

Alle Vorsorge Wallenstein's für sein Fürstenthum gipfelte nun in der

während des Sommers persönlich von ihm eingerichteten Regierung zu Güstrow. Man findet dieselbe in neueren Darstellungen als eine Cabinetsregierung bezeichnet, ohne daß jedoch behauptet werden könnte, das Wesen derselben unterscheide sich von dem, was in allen Territorien des Reiches damals üblich wurde. Allein es kam ein frischer Zug durch Wallenstein's persönliches Eingreifen in die Dinge. Auch waren die meisten Stellen mit neuen Persönlichkeiten besetzt worden, welche ihre Tüchtigkeit erst zu erweisen hatten und wohl wußten, daß der neue Landesherr Thätigkeit liebte und forderte. Hans Heinrich von der Böhe auf Thelkow war von Wallenstein zum Kammerpräsidenten erhoben worden, und empfing schon am 19. Juni 1629 eine reiche Belohnung „zu Recompens seines angenehmen Fleißes.“ Der Bruder Hans Heinrich's war Präsident des Hof- und Landgerichts und Wolrad von der Böhe auf Schulenburg war geheimer Rath; die Familie mußte aber später ihre Dienstwilligkeit und Thätigkeit für Wallenstein's Regierung schwer genug büßen und verlor alle diese Ämter nach der Restauration der legitimen Herzoge. Auch der im Gerichtswesen durch Wallenstein eingeführte Instanzenzug und die volle Trennung der Justiz und Verwaltung, durch welche für Mecklenburg diese kurzdauernde Epoche immer denkwürdig bleiben wird, wurden nach dem Sturze Wallenstein's wieder beseitigt. Aber merkwürdig genug bleibt es, daß die legitimen Herzoge, obwohl sie im Juli 1631 bereits in ihre Länder zurückgekehrt waren, doch erst den Tod des gewaltigen Nebenbuhlers abgewartet hatten, ehe sie das Friedländische Appellationsverfahren gänzlich abzuschaffen sich entschlossen. Unter den Einrichtungen, die Wallenstein während seiner persönlichen Anwesenheit in Mecklenburg traf, wird die Ordnung für Armenversorgung vom 13. Mai 1629 hervorgehoben, wonach jedes Kirchspiel verpflichtet wird, seine Armen selbst zu unterhalten und ein Armenhaus zu errichten. Als Wallenstein Montag den 13. Juli 1629 seine neue Landeshauptstadt verließ, um nie wieder nach Mecklenburg zurückzukehren, war die Opposition, die sich erst gegen sein Regiment gezeigt hatte, wesentlich gemildert und verändert, und obwohl die Ritterschaft die Entziehung ihres Appellationsrechtes ungern trug, so war doch der vornehmste Theil der Stände für das neue Regiment gewonnen. Als Statthalter blieb der Oberst Wingiersky in Mecklenburg zurück, der sich in seiner Stellung noch eine geraume Zeit behauptete, nachdem die Schweden bereits in Pommern gelandet und ihren Siegeszug nach Deutschland begonnen hatten. Ende December 1630 beläuft sich der Stat der Verwaltung, welche in bester Ordnung ihren Fortgang nahm, auf 14 362 Reichsthaler, aber Wallenstein hatte zu dieser Zeit bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß sein nördlicher Besitz gefährdet und die ligistisch kaiserliche Armee unfähig sei, dem Feinde zu widerstehen. Er ließ daher durch den Obersten Wingiersky alles bewegliche Gut, vorzugsweise die Getreidevorräthe zu Geld machen, was ihm zwar den Vorwurf seiner Feinde bei Hofe und unter den katholischen Fürsten zuzog, aber durch den Verlauf der Ereignisse nur zu sehr gerechtfertigt war. Denn offenbar wollte er nicht für die Restauration der depossedirten Fürsten auch die Waffen und Getreidevorräthe in seinem Lande aufgestapelt zurücklassen.

Es liegt in der Natur der von uns hier vorzugsweise benutzten Corre-

spondenz Wallenstein's mit dem Obersten Sant Julian, daß aus derselben über den spätern Gang der Ereignisse in Mecklenburg nichts wesentliches zu gewinnen ist, denn schon seit dem Ende des Jahres 1628 weilte Sant Julian als des Herzogs Geschäftsträger in Wien selbst; als solcher hatte er dann noch die Verträge wegen des Verkaufs von Mecklenburg endgültig zum Abschluß zu bringen und die Ausfertigungen der betreffenden Urkunden durch die Kanzleien in's Werk zu setzen. Das Letztere war bei der Wiener Regierung keine allzu leichte Aufgabe. Schon am 15. Januar 1629 wurde Wallenstein ungeduldig, weil die Sachen in den Kanzleien in Wien eben nicht in Fluß kommen wollten. Er ist genöthigt, seinen Vetter Max von Waldstein, geheimen Kriegs Rath und Kämmerer in Wien, wiederholt um die Abschriften der Verträge zu mahnen. Aber auch des Veters Einfluß reichte nicht immer weit genug. „Der Herr schicke dem Maxen beiliegendes Schreiben zu und sehe, daß er den Lehnbrief halb bekommt. Dem Herrn von Stralendorf und Herrn von Rostiz kann der Herr ein Honorarium versprechen, wie viel es dem Herrn gefallen wird.“ Auch Queftenberg's staatsmännische Tugenden muß der Feldherr manchmal durch besondere Galanterien aneifern: „Der Herr hat sehr recht daran gethan,“ heißt es in einem Schreiben vom 25. Mai 1629, „daß er dem Herrn von Queftenberg an meiner Statt zu Gebatter gestanden. Der Herr kaufe ein Galanterie für 5 oder 600 Reichsthaler und verehere sie der Kindbetterin.“

Ueberhaupt lassen doch auch diese Briefe einen tiefen Blick in das ganze Treiben am Hofe Ferdinand's II. machen. Schon aus der Correspondenz Wallenstein's mit Colalto dem Hofkriegsraths-Präsidenten war man unterrichtet, wie große Mißstimmungen insbesondere wegen des Krieges in Italien, wegen des Restitutionsedicts in Deutschland und wegen der Verzögerung der Friedensunterhandlungen mit Dänemark zwischen dem Herzog und einem Theil der Regierung ausgebrochen waren. Manche dieser Nachrichten werden durch die Briefe Wallenstein's an Sant Julian in willkommenster Weise bestätigt. Unrichtig wäre aber die Vorstellung, welche häufig von diesen Meinungsdivergenzen gehegt wird, als hätte es sich dabei irgend um bestimmte klare Parteiprogramme oder Richtungen gehandelt, deren eine in einer consequenten Festhaltung der jesuitisch-römischen, die andere in einer bewußten Opposition gegen die spanischen Interessen zu suchen wäre.

In Wahrheit gab es am Hofe Ferdinand's II. gar keine ausgeprägte Richtung. Eine Reihe von persönlichen und pecuniären Interessen, eine gewisse Gefühlspolitik und endlich eine ausgesprochene Vorliebe des Kaisers für die religiösen Fragen kreuzten sich mannigfaltig halt- und führerlos durcheinander, und bewirkten, daß die meisten Dinge vielmehr eine persönliche als sachliche Lösung erfuhren. Seit Wallenstein's Siegen und dem Vordringen der kaiserlichen Armee in Schleswig war nun dieser gefühlseligen Gesellschaft in Wien der Ramm in der Art gewachsen, daß man meinte, alles Schöne und Gute, was jeder dieser mitregierenden Herren von der Welt sich vorstellte, lasse sich nunmehr ausführen. Der Kaiser selbst erblickte Deutschland in den Schoß der Kirche zurückgeführt, die welschen Räte und Officiere sahen sich mit italienischen Gütern und Titeln im Geiste geschmückt, die Freunde Spaniens glaubten sich



des Besitzes der Rheinlande sicher. Im ganzen war es eine Periode eines patriotischen Uebermuthes, welcher die Regierungskreise beherrschte, als Wallenstein den Warnungsruf erhob und mit nie genug zu rühmender Freimüthigkeit den nahen Fall vorher sagte. Der erste, gegen dessen Lieblingspolitik sich Wallenstein wendete, war Komboald Graf Collalto, mit dem er sonst und im Uebrigen in besten Beziehungen stand. Den mantuanischen Erbfolgekrieg gegen die Franzosen sah Wallenstein als ein Unglück an, dem er sich auf das Bestimmteste entgegenstellte. Darüber war dann in Wien große Aufregung entstanden und selbst der Fürst Eggenberg erzürnte sich über die Briefe Wallenstein's so sehr, daß der letztere ernstlich an seine Resignation dachte. Einige Schreiben, welche diese Verhältnisse beleuchteten, mögen hier Raum finden, da sie zugleich für Wallenstein's ganze Denkungs- und Geschäftsweise höchst bezeichnend sind.

„Ich bekomme gleich icht ein Schreiben von dem Commissari Siebholdt, daß der Wigleben mit seinem Regiment nach der Wetterau marschirt ist. Solches soll nicht halb complet sein. Der Graf von Collalto hat deswegen die Ordinance gegeben, daß er das andere Volk nach Italien nehmen könnte. Kommt der Franzos, so ist Elsaß verloren, denn ich kann keinen Menschen dahin schicken, und bedarf selbst eines starken Succurs. Bitte daß man ihm (Collalto) am Hofe befehlet, er solle auf Elsaß Achtung geben und einen guten Theil des Volkes, so er in Italien genommen, zurück schicken. Die Schweizer wollen auch die in Bünden angreifen. Der Graf Collalto, wird er sich in Italien imponieren, so ist er verloren und des Kaisers Reputation auf ewig dahin; denn wir stehen auf dem Fall, wo nicht die Sachen bald accomodirt werden. In Summa man muß mehr das Publicum und Ihrer Majestät Dienst, als etwa künftiges *privatum commodum* in Acht nehmen. Bitt der Herr nehme sich dessen mit Eifer an, auf daß sie nicht den Frieden (mit Dänemark) verzögern und dem Collalto befehlen sich nicht zu imponieren, aber weiß nicht, wessen er sich resolvieren wird. Der Spinola wird auch lieber den Krieg in Italien sehen, weil es in den Niederlanden so übel zugeht, daß er nicht solle hineinziehen dürfen. Bitte der Herr führe diese Sache wol, denn es dependirt Ihrer Majestät ganze Wolfahrt daraus.“

Wallenstein scheint indeß mit diesem Briefe vom 28. September sich noch nicht genug gethan zu haben, ein zweiter Brief, noch eingehender und mit Darlegung der gesammten politischen Gefahren, welche durch die italienische Politik des Kaisers drohten, wurde an den Hofkriegsraths-Präsidenten selbst gerichtet, ja es scheint, daß schon früher die Ansicht und der Widerwille Wallenstein's gegen den mantuanischen Krieg am Hofe bekannt war, denn Wallenstein hatte bereits am 12. October in Halberstadt Nachricht, daß seine nüchternen Anschauungen in Wien sehr böses Blut gemacht hätten:

„Aus Beilage wird der Herr sehen, was mir vor ein Dank gegeben wird wegen meines treuherzigen Discurs den Italienischen Krieg anlangend. Darauf ich nicht hab unterlassen wollen, dem Herrn auf diese Punkte meine Meinung zu eröffnen. Was anbelangt, daß ich im Reiche verhaßt bin, das geschieht aus der Ursache, daß ich dem Kaiser gar zu wol gebient habe wieder ihrer Vieler Willen. — Daß ich mit großer Macht Frieden machen thue, das ist Racion (Raison), denn *si vis pacem, para bellum*. Daß ich weiche, wenn ich etwas angreife, wie es mit Stralsund und Magdeburg geschehen sei — da denn gar also wäre, so wäre es nicht böß; denn *non est inconstantis sed prudentis mutare consilium in melius*. Solches auch die vornehmsten Generale gethan haben, als Prinz Moriz vor Selbern und Brill, Spinola vor Bergen op Zoom, Graf Tilly vor Nirzburg. Von Stralsund bin ich nicht gewichen, sondern hab ein solchen reputirlichen Accord mit ihnen gemacht, als vielleicht je ein General mit einer Stadt gethan hat. Mit Magdeburg hab ich nicht angefangen gehabt zu tractiren, wie der von Questenberg das Schreiben datirt hat, in welchem ich ihnen geschrieben habe, daß ich zu *præcavieren* hätte,

auf daß die Hansestädte nicht in die äußerste Desperation gerathen, sich mit Schweden und Holländern völlig conjungieren, dann andern Malcontenten im Reiche Aviso geben, sich zu ihnen zu schlagen und zu rebellieren, ich mit ihnen werde Frieden machen müssen, was denn vor fünf Tagen geschehen ist. Weil ich nun aber in dieser Opinion bin beim Wolfstand, wessen hätte ich mich zu getrösten, wenn unser Herr etwas verhängen thäte. Damit man aber nicht vermeine, daß ich meine Resolution im Zorn nehme, so will ich damit bis zur nächsten Ordinari (Post) warten. Dies habe ich allein dem Herrn communicieren wollen, wie man mich tractieren thut."

Hiezu ist in einer Nachschrift die Bemerkung gemacht:

„Der Herr darf sich zu Wien keiner Sache mehr so stark annehmen, wie meine Meinung zuvor gewesen ist, über drei Tage werde ich ihm meine Resolution zuschreiben.“

Und am 14. October folgte in der That das folgende Schreiben nach:

„Der Herr hat aus meinem jüngsten Schreiben vernommen, daß ich wegen des von Oueftenberg Schreiben mit meiner Resolution bis zu diesem Ordinari innhalten werde. Nun weiß der Herr, in was für Labyrinth jetzt alle unsere Sachen gerathen, denn wenn wir ansehen, wer unser Feind ist, und vom Hof aus habe ich in nichts kein Assistentz, sondern vielmehr Impedimenta beim Wolfstand, wie man meine Actiones explicirt, was geschehe nicht, wenn etwas unglückseliges, wie es im Krieg zu geschehen pflegt, sollte erfolgen, und was mehr ist, wenn der Fürst (Eggenberg) mit Lob abgehen sollte. Alle Ehre und Fürsten ja meniglich muß ich mir wegen des Kaisers zu Feinden machen und was der Considerationen mehr sind. Also habe ich vermeint, doch con bell modo mein Carico als Capitän General de terra ferma zu resigniren und den Generalat auf der See zu behalten, auch das Volk so in Pommern und des Churfürsten von Brandenburg Landen, Anhalt und in den Stiftern losirt, um die See und den Secordon zu defendiren, unter mir zu behalten.“

Wie man sieht, hatte die Meinungsverschiedenheit zwischen Wallenstein und der Regierung über den italienischen Krieg einen weit schärferen Charakter, als man bis jetzt gewußt hat. Es steht danach fest, daß die erste Abdankung Wallenstein's schon im October 1629 nahe bevorstand und daß sich das Ungewitter damals nur verzog, um im darauffolgenden Sommer auf dem Kurfürstentag von Regensburg desto sicherer zu zünden. Was die Sache besonders schlimm machte, war der Umstand, daß Wallenstein in der italienischen Frage auch den Fürsten Eggenberg gegen sich hatte und wie es scheint durch seinen „treuherzigen Discurs“ tief beleidigte. Der Fürst Eggenberg war ein Mann von vollster Unbescholtenheit des Charakters, sehr thätig und gewissenhaft, aber von etwas schwerfälliger Art und Weise der Geschäftsführung. Er war der hervorragendste Freund Wallenstein's, und nahm ihn meistens gegen die Anklagen seiner Widersacher eifrig in Schutz. Als Reichsvicekanzler hatte er eine gewisse große Vorstellung von der kaiserlichen Herrlichkeit, welche er gegenüber den Reichsfürsten aller Parteilichattirungen aufrecht hielt. An Niemandem fand Wallenstein einen energischeren Vertheidiger seiner Kriegsmaßregeln in Deutschland gegenüber den Nergelien von Bayern und den rheinischen Kurfürsten, als an dem Fürsten; allein in Bezug auf die großen Fragen der Politik hielt Eggenberg mit Zähigkeit an dem System der Allianzen und Traditionen fest. Niemand durfte ihm an diese Kreise rühren, welche ihm ehern feststanden, und auf denen das Glück und die Sicherheit Oesterreichs zu beruhen schienen. Das alte Uebergewicht der Habsburger in Italien, wo sich die österreichische und spanische Linie die Hand reichte, wurde von Eggenberg als das unzweifelhafte Geheimniß der Macht angesehen, worauf das ganze Staatssystem Europa's beruhte. Es mochte dem Reichskanzler als etwas Dilettantisches erscheinen sein, an diesen Grund-

wahrheiten des altüberlieferten Calculs rütteln zu wollen. Wallenstein selbst aber war völlig überrascht, daß seine Erörterung auch auf den Fürsten einen so süßlen Eindruck gemacht hatte, und der letztere Umstand bestimmte ihn wol, von seiner Opposition endlich abzustehen und sich den am Wiener Hofe herrschenden Ansichten zu unterwerfen; bereits in einer Nachschrift des Schreibens vom 14. October heißt es:

„Ich bitte, da noch der Fürst ein Verdruß wegen des Schreibens hat, der Herr sehe ihm solches zu benehmen, denn mich betrübt's bis in den Tod; denn dieweil ich dem Fürsten so viel obliegt bin, bezeug's mir Gott, daß ich lieber will sterben, als daß er wegen meiner soll disgustirt werden.“

Auch sonst zeigt sich in Wallenstein's Briefen eine seltene Verehrung für den Fürsten Eggenberg, wie für Niemand anderen am Hofe. Als der Fürst im November 1629 erkrankte, schreibt der Herzog sehr bekümmert an seinen Geschäftsträger, daß es ihn „in der Seele betrübt habe“ und daß er fürchten müßte, „seinen besten Freund dadurch zu verlieren“, aber „zu Gott verhoffe, daß er ihn noch weiter zu der Christenheit Wolfarth erhalten wird“. Und wie sehr es Wallenstein Ernst war mit seiner Hingebung an die Person Eggenberg's, und wie sehr der letztere den Herzog in seiner Gewalt hatte, erfieht man aus Wallenstein's Nachgibigkeit dem Fürsten gegenüber selbst in solchen Dingen, die seine fast eifersüchtig gewahrte militärische Selbständigkeit betrafen.

Der Obrist Savelli hatte den Zorn Wallenstein's aus mancherlei Gründen auf sich gezogen; seit einer Reihe von Monaten hatte er sich unter dem Vorwande eines „Flusses“ in der Schulter von seinem Regimente entfernt, welches darüber „in malhora gieng“. Wallenstein klagte wiederholt über die „welschen Praktiken“ des Obersten Savelli und seine „Romanischen Competenzen“, mit welchen dem Kaiser wenig gebient wäre, er wollte, daß Savelli sein Regiment quittiren, widrigen Falles der Feldhauptmann entschlossen schien, dasselbe zu reformiren und einem andern Officier zu verleihen. Von Seite der Regierung suchte man die Absicht Wallenstein's auf alle Weise zu vereiteln; Collalto ernannte den unfähigen Sandsmann zum Hofkriegsrath, aber Wallenstein ließ sich hierdurch nicht irre machen, und verlangte mit Consequenz die freiwillige Abdankung seines Officiers. Wie nun Wallenstein diese Angelegenheit im besten Zuge meinte, trifft ihn die Nachricht, daß der Obrist Savelli Eingang und Unterstützung auch bei dem Fürsten Eggenberg gefunden, der sich für denselben verwendete. Das war ein harter Schlag für die militärischen Grundsätze des Generals, da ihm so unmittelbar in die Disciplin gegriffen wurde; aber für das Verhältniß Wallenstein's zum Fürsten Eggenberg ist nichts bezeichnender, als der Brief, der über diese Angelegenheit handelt:

„Aus des Herrn Schreiben vernehme ich, daß der Fürst gern sehen thäte, daß ich das Regiment dem Savelli lassen sollte. Nun obzwar der Savelli besser taugt mit Cardinalen zu Rom Complimente zu machen, als im Krieg sich zu gebrauchen, dazu das Regiment so schwach und schlecht ist, daß sie nicht tausend Mann, krank und gesund in der Lüste eingeben, so wollte ich doch ungeachtet dieses alles nach des Fürsten Befehl gethan haben, dieweil ich Seiner Liebden großes Obligo trage; berichte aber dem Herrn, daß ich das Regiment allbereit vor zehn Tagen zu reformiren anbefohlen und solches allbereit ohne allen Zweifel wird erfolgt sein, daher denn, wenn ich schon wollte, so kann ich's nicht mehr remediren. Da aber Seiner Liebden befohlen

und in Welschland von denen Regimentern eins vacant wäre, so könnte man ihm nicht wegen seiner, aber auf des Fürsten Befehl, accomodiren . . . denn gewis wegen der großen Obligi, so ich dem Fürsten habe, will ich das äußerste thun und meiner Natur Gewalt anthun, auf daß dero Befehl vollzogen wird.“

Man sieht, es ist eine ganz andere Sprache, die Wallenstein redete, wenn Fürst Eggenberg seine Meinung abgab, als wenn es sich darum handelte, mit den andern Rätthen des Kaisers oder mit den Kurfürsten eine Angelegenheit in's Reine zu bringen. „Man schicke den Kurfürsten endlich expresse Ordre in's Reich, damit die Truppen die Quartiere beziehen können,“ heißt es einmal in einer zornigen Eingabe an die Kriegsbehörde, „auf daß die Kurfürsten nicht sagen, daß ich solches wieder Ihrer Majestät Willen thue und der Herr sehe, daß er mir die Ordre mit der ersten Ordinari schickt, denn wollen sie statt Krieg zu führen, menagieren, dem Reich Gusto und nicht Disgusto durch die Einquartierungen geben, so suchen sie ihnen unsern Herr Gott zum General und nicht mich.“

Eben die Einquartierungsfrage war es, welche den Klagen der Fürsten gegen Wallenstein in Wien eine gewisse berechnete Grundlage gab. Seit dem Jahre 1627 häuften sich die Versuche, die selbständige kaiserliche Armee zu beseitigen, und es liegen uns in den neuern Publicationen zahllose Schriften vor, welche größtentheils von Bayern ausgingen und Wallenstein's Verfahren, sowie das Verhalten seiner Truppen in den schlimmsten Farben schildern. Es wäre aber eine große Täuschung, wenn man die Ereignisse des Kurfürstentags von Regensburg lediglich auf diese Streitigkeiten zurückführen wollte. Der Sturz Wallenstein's gelang zu Regensburg, weil der Kaiser ihn als Preis für die erwartete Erhebung seines Sohnes zum römischen König darbot. Die Auflösung der kaiserlichen Armee als solcher, ihre Vereinigung mit den Tilly'schen Truppen hatte man zwar am kaiserlichen Hofe immerhin als ein außerordentliches Opfer angesehen, aber man brachte es, weil man die Lage der Dinge in täuschender Selbstzufriedenheit verkannte und von den Gefahren keine Ahnung hatte, welche von allen Seiten drohten. Das Schlimmste war jedoch, daß die kaiserliche Regierung ihre Armee zerstörte und die Wahl Ferdinand's III. zu Regensburg schließlich doch nicht erreichte. Unsere Forschungen über den Regensburger Tag haben das Ergebnis geliefert, daß es durchaus nicht Wallenstein gewesen ist, den der Schlag der kurfürstlichen Opposition traf, sondern lediglich Ferdinand II. selbst, dessen Politik von den eigenen Bundesgenossen niemals schwerer und tiefer getroffen worden ist, als im September 1630, wenige Tage bevor Schwedens König in denkwürdigen Worten den Krieg erklärte.

In den zahlreichen Schreiben Wallenstein's findet man eine ansehnliche Menge von Stellen, in welchen der schwedische Krieg mit aller Bestimmtheit vorhergesagt wird. In der uns vorliegenden Correspondenz wird der Besorgniß von dem zu erwartenden schwedischen Angriff schon am 21. Mai 1678 Ausdruck gegeben, ein Beweis für den weithin blickenden Scharfsinn Wallenstein's in der Beurtheilung politischer Dinge. Wallenstein wurde hierin durch genaueste Kundtschaft und fleißige Correspondenz unterstützt. Was in der Welt vorging, konnte man gewöhnlich in seinem Feldlager besser, als bei den Diplomaten zu Wien

erfahren. So beobachtete Wallenstein die polnisch-schwedischen Verhältnisse seit lange auf das Genaueste. Was der Ausgleich zwischen den beiden Mächten für Deutschland zu bedeuten habe, sagte er sogleich auf das Bestimmteste vorher. Er hatte Kenntniß von der Besetzung fester Plätze in Preußen durch die Schweden. Schon im Juni war er durch preussische Correspondenten auf das Vorgehen schwedischer Truppen aufmerksam gemacht worden. Er kannte die Zahl der alten und neuen schwedischen Regimenter, welche man eben auf 36 gehoben hatte. Er ließ dem Kurfürsten von Brandenburg schon im Frühjahr 1630 Details der schwedischen Operationspläne mittheilen, und daß Gustav Adolf noch diesen Sommer die Unternehmung beginnen, die Ober aufwärts ziehen und zunächst des Kurfürsten Gebiet angreifen werde, weshalb die Festungen in guten Stand zu bringen und mit Garnisonen zu besetzen wären.

Wallenstein's geschärfter Blick für die Vorgänge im Norden des Reichs hing enge mit seiner Sorge für das neue große Besitztum zusammen, das ihn zu einem selbständigen Gliede des Reiches machte. Sollte er das Fürstenthum wieder verlieren, das er mit erheblichen Opfern gewonnen und mit Kraft und Klugheit organisiert hatte? Zu Regensburg mußte es sich entscheiden, ob der Kaiser Recht behalten werde, sein Wort und seine Verleihung zu dem Verkaufsvertrag aufrecht zu halten. Nun wurde aber dem Kurfürsten zum Nachtheil Wallenstein's versprochen, daß der Kaiser sein Confiscationsrecht, welches er Mecklenburg gegenüber geltend gemacht hatte, wieder fallen lassen wolle. Da nun die kaiserliche Armee aufgelöst, Wallenstein gleichzeitig entlassen wurde, wo blieb da der Schutz des Herzogthums Mecklenburg? — Die kaiserliche Regierung anerkannte freilich den Anspruch Wallenstein's auf vollkommene Entschädigung, und in dieser Weise verhandelten auch die kaiserlichen Räte mit Wallenstein über die Beschlüsse des Regensburger Tages, so daß Ranke die Bemerkung machen konnte, „freier von persönlicher Ungnade war wol nie eine Dimission, als diese Entlassung Wallenstein's aus dem Dienst“.

Aber wie stand es mit der Satisfaction? Wallenstein bezweifelte die Möglichkeit und erklärte, er wolle gegen die Schweden sein Herzogthum vorerst zu vertheidigen versuchen. So war denn sein Besitz von dem Kurfürsten bestritten, von den Schweden bedroht und vom Kaiser preisgegeben. Wallenstein war in ein unheilvolles Dilemma gerathen, welches den Verdruß des großen Rechenmeisters über den Gang der Dinge hinlänglich und besser erklärt, als die verletzete Eitelkeit, welcher in Wallenstein's Charakter vielleicht eine zu große Bedeutung beigelegt wird. Er war ein Politiker von einem unbarmherzigen Realismus sich selbst und andern gegenüber. Die Entwicklung der Dinge in Deutschland führte für den Herzog von Mecklenburg und Friedland eine großartige Besitz- und Territorialfrage herbei. Die Besitzungen in den kaiserlichen Erblanden banden ihn mit unwiderstehlicher Kraft an die Interessen des kaiserlichen Hofes, sein norddeutsches Fürstenthum dagegen hätte ihm eine freiere und selbständigere Bewegung wünschenswerth gemacht. Wenn er den Ausspruch that, er sei entschlossen, dem Kaiser nicht mehr zu dienen, so läßt sich das nicht anders deuten, als daß er den Schwerpunkt seiner eigenen Macht in das norddeutsche Fürstenthum zu legen gedachte. Wenn er aber den Stand der Dinge in Oesterreich

beachtete, so konnte ihm nicht entgehen, daß er der freien Hand entbehre, um unabhängig zu verhandeln. Nichtsdestoweniger brach er die zahlreichen Fäden, die ihm zu Gebote standen, nach der Niederlegung seines ersten Generalats nach keiner Seite ab. Man findet Spuren einer geheimen Correspondenz, die er mit den protestantischen Fürsten führte, und welche durch seinen Freund Arnim auf's Trefflichste vermittelt wurde. Indessen ging bei schwankenden Entschlüssen das norddeutsche Herzogthum bereits im Sommer gänzlich verloren und die alten Herzoge zogen in ihre Herrschaft ein, wie wir schon bemerken konnten. Die mecklenburgische Entschädigungsfrage blieb aber der rothe Faden, der auch ferner die Unternehmungen des Friedländers begleitete und bei seinem tragischen Ausgang eine viel größere Wichtigkeit in Anspruch nimmt, als gewöhnlich erkannt zu werden pflegt.

Es mag gestattet sein, im Anschlusse an unsere Correspondenz diesen Dingen noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, obwohl uns dieselbe für die letzten Jahre Wallenstein's leider im Stiche läßt.

Die Uebernahme des zweiten Generalats und die Schöpfung der kaiserlichen Armee vom Jahre 1632 war bekanntlich an Umstände und Bedingungen geknüpft, welche viel Streit erregten, und die man damals und bis auf den heutigen Tag sehr verschieden beurtheilte. Darin dürfte aber wol keine Verschiedenheit der Meinung herrschen, daß Wallenstein eine Friedensmission übernahm, zu deren Ausführung unzweifelhaft ein imponirendes Heer nöthig war. So wurde denn durch die äußersten finanziellen Anstrengungen ein Mittel geschaffen, um den Frieden herzustellen, dessen Unterhandlung recht eigentlich für Wallenstein's Charakter den größten Reiz gewährte. Hier war das Element, welches seinem rührigen Geiste mehr zuzusagen schien, als große Schlachten zu schlagen. Ein großes Netz von diplomatischen Verhandlungen ward angesponnen, an welchem alle Mächte theilnahmen, und die uns dem größten Theile nach nicht unbekannt geblieben sind.

Worin lag es, daß es zu einem Conflict zwischen Wallenstein und seiner Regierung kommen mußte? Formulirt man die Antwort hierauf nach Ranke's unvergleichlichen Aufklärungen kurz und bestimmt, so wird man sagen dürfen, daß es die Unvereinbarkeit der spanischen und deutschen Interessen war, was zum Bruche führte. Seither wurden nun aber die Acten dieser Friedensunterhandlungen mit einer Genauigkeit verfolgt und in ihrem Zusammenhange der gelehrten Welt in einer Weise vorgelegt, daß der Verdacht, als habe Wallenstein bei denselben hochverrätherische Pläne verfolgt, für immer beseitigt erscheint. Es ist ein Verdienst des Herrn Dr. Hallwich, der in verschiedenen Publicationen über das Jahr 1633 mehr als anderthalbtausend Actenstücke mitgetheilt hat, gezeigt zu haben, daß die kaiserliche Regierung fortlaufend von jedem kleinsten Umstand der Friedensmission Kenntniß erhielt und alle Schritte Wallenstein's bis in's Einzelne gebilligt hatte. Daß aber die Richtung, welche Wallenstein verfolgte, in dessen sowol von dem spanischen, wie von dem bayrischen Gesandten in Wien bekämpft wurde, versteht sich von selbst. Es war der alte Gegensatz, der sich von Anfang zwischen Wallenstein und den spanischen Verbündeten zeigte, es war die Ablehnung der streng katholischen Tendenzen, die Hinneigung des Feldherrn zu den Principien

der Religionsfriedensgesetze, die Anerkennung des protestantischen Rechtes in der Reichsverfassung, die Richtung auf den Ausgleich mit dem evangelisch-deutschen Fürstenthum. Noch ward ein Friede ohne die gewünschten Vortheile für den spanischen Verbündeten und ohne die Anerkennung des katholischen Systems als solchem in Wien nicht blos als eine Uebereilung, sondern auch als ein Verbrechen angesehen. Hier lagen die politischen Beweggründe des hereinbrechenden Conflicts mit aller Deutlichkeit und in ganzer Schwere vor. Nun begann das bekannte Spiel des spanischen Botschafters in Wien; die Aengstlichkeit des Kaisers, das Mißtrauen der Råthe war erwacht. Man wollte selber steuern und sah das Steuer in des gewaltigen Mannes Hand; man begann erst heimlich von Verrath zu flüstern, hielt ihn für möglich und glaubte schließlich als an eine geschene That daran. Niemand konnte sagen, wer der Treibende und wer der Getriebene wäre, und die Verwirrung war für Alle gleich ersichtlich. Wenn Ferdinand II. die Uebersicht der Verhandlungen und Verhältnisse, die man ihm zuweilen, doch unerwiesen, nachrühmt, je besaß, so hatte er sie in der künstlich aufgestauten Flut von Nachrichten und Gerüchten jedenfalls verloren.

Was weiter geschah, wollte Rante vornehmlich aus der Analogie mit andern Generalen deutlich machen, in deren ähnlichen Schicksalen eine Verschiebung der Gewalten des Staates zu erblicken wäre. Wie bei Essex oder Biron, so läge auch in Wallenstein's Vorgang der unmögliche Versuch, die militärische Macht zur alleinmaßgebenden Potenz im Staat zu erheben. Ganz objectiv betrachtet, wird man aus diesem hervorragenden Gesichtspunkte unseres historischen Meisters die historische Wahrheit sicher tief genug erfassen. Die Frage erhebt sich nur, ob nicht noch außerdem eine Reihe von subjectiven Momenten in Betracht zu ziehen wäre, durch welche die Katastrophe noch weiter erklärt werden müßte.

War es überhaupt denkbar, daß Wallenstein einen Frieden schloß, bei welchem er die ihm zu Regensburg versprochene Satisfaction wegen Medlenburg fallen ließ? Und gab es einen Friedensschluß, welchen die österreicheische Regierung ratificiren konnte, wenn den persönlichen Ansprüchen Wallenstein's darin genug gethan werden sollte? Sind diese Fragen nicht unberechtigt, so ist der Beweis geliefert, daß in Wallenstein's Katastrophe allerdings auch subjective Anlässe verborgen sind, die nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Wir erinnern uns an dieser Stelle einiger Worte aus einem der ersten Briefe Wallenstein's, wo er die medlenburgische Erwerbung in's Auge faßte. Indem er sich des Gedankens entschlägt, in Oesterreich Erwerbungen zu machen, fügt er in jenem merkwürdigen Schreiben hinzu: „Große Stücke sind schwer zu heben“. Das war im Jahre 1627. Seitdem hatte Wallenstein ein großes Herzogthum erworben und dasselbe, von den ihm verliehenen Hoheitsrechten abgesehen, dem Kaiser baar bezahlt. Für den Verlust desselben haftete die kaiserliche Regierung nicht etwa blos moralisch und politisch, sondern auch rechtlich, indem der Kaiser in Regensburg auf sein Confiscationsrecht den Reichsfürsten gegenüber förmlich verzichtet hatte. Doch noch weitere Verpflichtungen traten hinzu. Seit jenem Jahre, wo Wallenstein bemerkte, daß in Oesterreich große Stücke für ihn nun einmal nicht zu haben wären, stellte er dem Kaiser eine neue Armee in's Feld und diese ward fast ausschließlich von ihm erhalten.

Den Zahlungsverpflichtungen der kaiserlichen Kammer wurde seit dem Jahre 1631 so ungenügend nachgekommen, daß man die Schuld des Kaisers im Augenblicke der Abrechnung — zu Eger — geradezu als unermesslich bezeichnen darf. Eine genaue Kenntniß der Abrechnungen mit Wallenstein in den letzten Jahren gibt es nicht und kann es nicht mehr geben, da man das Schuldbuch nicht bloß bildlich, sondern auch ohne Zweifel thatsächlich vernichtete. Die Geschichte aber darf sich nicht die Frage entgehen lassen, wie denn wol die Entschädigung Wallenstein's ausfallen mußte, wenn der Friede, den er so eifrig suchte, wirklich abgeschlossen worden wäre. Daß es ein Fürstenthum sein mußte, auf welches Wallenstein für seine Person bestimmten Anspruch erhob, darüber bestand kein Zweifel. Wenn der Besitz von Mecklenburg im Jahre 1627 mit 700000 rheinischen Gulden in Rechnung gestellt wurde, so konnte man entnehmen, daß das Land, welches bei einem Frieden vom Jahre 1634 Wallenstein begehren konnte, erheblich größer sein mußte, und doch waren „große Stücke“ in Oesterreich gewiß auch 1634 vom Kaiser nicht zu haben.

In diesem Punkte lag nun eine persönliche Schwierigkeit, die für die Katastrophe Wallenstein's von allergrößter Wichtigkeit war. Das 17. Jahrhundert und der dreißigjährige Krieg waren sehr fern von feineren Rücksichten der Staatskunst und des Patriotismus, die Dinge wurden geschäftsmäßig, und wenn man will, kaufmännisch behandelt. Sollte man sich am Wiener Hofe niemals die Frage vorgelegt haben, wie denn mit Wallenstein ein Vergleich zu finden sein würde, wenn der Friede abgeschlossen würde, ohne daß Deutschlands Besitzverhältnisse gänzlich umgewandelt werden konnten? Da wäre der Moment gekommen, wo man dennoch sich entschließen mußte, in den Erbländern die „großen Stücke“ preiszugeben, die Wallenstein schon 1627 gewünscht hatte. Hier kam es nicht etwa auf eine politische Frage, auf eine große, auch für das Gleichgewicht der übrigen Mächte bedeutsame Combination an, sondern der Gegenstand, um den es sich Wallenstein gegenüber handelte, war beim Abschlusse des Friedens, mochte derselbe wie immer beschaffen sein, der Rechtshandel eines Gläubigers gegen den Schuldner.

Die historische Untersuchung befindet sich an diesem Punkte in der Lage, eingestehen zu müssen, daß sie von den Acten verlassen sei und ohne Zweifel immer verlassen bleiben wird. Jeder weitere Schritt in der Erörterung würde zu unsichern Hypothesen führen, welche werthlos wären. Ganz glaubwürdig ist indessen der Bericht des Grafen Trautmannsdorf, wonach Wallenstein als das Mindeste, was er fordern konnte, neben der Ausscheidung des Herzogthums Friedland aus dem Lehnsvergnus der Krone Böhmens auch noch den größten Theil von Schlesien, die beiden Lausitz und ein Theil der Neumark bezeichnet hatte. Das Königreich Böhmen würde mit Ausschluß von Friedland jedenfalls ein kleineres Gebiet gewesen sein. Doch ist und wird alles Forschen nach den Compensationsobjecten für Mecklenburg immer unsicher und vergeblich bleiben, weil die Dinge bis an diesen Punkt überhaupt nie gebiehen und die Präliminarien der Friedensunterhandlung nirgends überschritten waren. Allein in Erwägung zu ziehen sind diese Verhältnisse von dem Historiker gar wohl, und es scheint sogar die Forderung zu bestehen, dieselben in aller Schärfe bloßzulegen. Denn für das



Verständniß der Katastrophe selbst ist es gewiß nöthig, alle bestehenden Beziehungen des Mannes aufzuklären, der wie durch einen Spruch der geheimen Behme um's Leben gebracht wurde. Denn auch dem Scharffinn des größten Historikers ist es nicht gelungen, alle Irrgänge aufzufinden, welche der Mordgedanke seit seinem Ursprung bis zu seiner Ausführung durchwandert hatte. Aber auch in diesem Falle dürfte niemals unterlassen werden, die allgemeinen Merkmale der Zeit, sowie den Charakter und die Anschauungen der Mächthaber in's Auge zu fassen, welche bei der Angelegenheit verwickelt sind.

Im 16. Jahrhundert kam in den südlichen Staaten Europa's eine Staatslehre in Aufnahme, welche der monarchischen Gewalt unter der Leitung kirchlicher Gewissensräthe und unter dem Scheine religiöser Pflichten eine Macht über das Leben der Einzelnen in unbefränkter Weise einräumte. Diese furchtbare Ueberzeugung mag sich aus mancherlei Elementen zusammengesetzt haben. Das Treiben der italienischen Fürsten der Renaissance, die Theoreme politischer Schriftsteller, der weite Ruf des Behmgerichts auf der rothen Erde Deutschlands, die spißfindige Consequenz der jesuitischen Moral, die Härte und Hartnäckigkeit im Charakter der Menschen dieser Zeit — alle diese Dinge mögen wol gleichmäßig mitgewirkt haben zu glauben, daß die höchste Pflicht der Könige zuweilen ein unmittelbares Strafgericht gestatte, bei dem sie Niemandem als Gott verantwortlich wären. Es ist bekannt, daß Philipp II. von dieser Ueberzeugung einen sehr ausgebreiteten Gebrauch machte. Wer die geheime Instruction dieses Königs liest, in welcher Montigny's Hinrichtung befohlen wird, überzeugt sich leicht, daß es einen Herrscherwahn gab, nach welchem auch der Mord im Staatsinteresse als erlaubt gegolten. Und diese Grundsätze, welche Philipp II. mit staunenswerther Kälte und Offenheit aussprach und übte, blieben um so maßgebender, je größer der Einfluß und das Ansehen dieses Fürsten in seinem Hause war. Auch manche Vorgänge in Oesterreich im 16. Jahrhundert lassen sich schwerlich ohne Zuhilfenahme jener abenteuerlichen Lehre von einem sogenannten Rechte des Mordmordes aus Staatsgründen erklären. Die Geschichte des Obersten Hans Raxianer bietet in dieser Beziehung eine treffendere Analogie zur Katastrophe Wallenstein's, als der Sturz und die Ermordung Martinuzzi's durch Castalbo. Raxianer's Verrath war vor dem Kriegsgericht noch nicht erwiesen, als es ihm gelang aus dem Gefängnisse zu Wien zu entfliehen. Seine Mordthat war ein Act geheimer Cabinetsjustiz und seine Ermordung bei einem Gastmahle auf Niclas Briny's Veranstaltung wurde ganz ähnlich wie Buttler's That in Eger nachträglich gutgeheißen. Ob der Befehl zu diesem Mord schon früher in irgend einer Weise gegeben war, oder ob Briny aus eigenem Antriebe gehandelt, sind Fragen, die sich so wenig sicher beantworten lassen, als ähnliche in dem Falle Wallenstein's.

Beachtenswerth auf alle Fälle ist es zu erforschen, wie die Zeitgenossen Wallenstein's über Dinge dieser Art gedacht und welchen Grundsätzen sie gehuldigt haben. Man kennt gegenwärtig einige Aeußerungen, welche über die Sinnesart der höchsten Kreise jener Zeit keinem Zweifel Raum geben. Als sich in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Matthias der Minister Rhlesl den Bestrebungen der österreichischen Erzherzöge in Betreff der Nachfolgefrage

nicht ganz willig zeigte, war es der Erzherzog Maximilian, der einmal die Frage aufwarf, ob es nicht am besten wäre, den allmächtigen Minister auf heimliche Weise ermorden zu lassen. Das letztere Mittel sollte angewendet werden, wenn einige Theologen — wol als Gewissensrätthe — ein Gutachten hierüber abgegeben und zugestimmt hätten. Selbstverständlich mußte Erzherzog Ferdinand, um dessen Zukunft und Regierung es sich hierbei am meisten handelte, von den Absichten Maximilian's unterrichtet werden. Erzherzog Ferdinand verwarf das vorgeschlagene Mittel des Mordmordes nicht etwa weil es nach den damaligen Ueberzeugungen überhaupt unzulässig wäre, sondern weil es im österreichischen Hause nicht üblich und in dem Falle Ahlesl's sehr zweifelhaft sein würde, ob ein Theologe sich fände, der die Verantwortung einer solchen That gegenüber einem Manne, der zugleich ein Cardinal der Kirche war, übernommen hätte.

Achtzehn Jahre später war Ferdinand II. in seinen unlöslichen Conflict mit Wallenstein gekommen. Er dachte über Gewissensfälle allem Anscheine nach noch ebenso, wie damals, als sein Vetter fragte, ob es nicht am besten wäre, den gefährlichen Minister des Kaisers Matthias zu vergiften. Wallenstein war kein Cardinal und die Gewissensrätthe Ferdinand's waren Jesuiten und des Friedland's Feinde. Nach dem Stande der heutigen Forschung läßt sich nun thatsächlich nicht mehr zweifeln, daß Ferdinand II. den Befehl zur Hinrichtung des Verräthers wirklich gegeben habe, und daß Buttler im Auftrage seines Kaisers ein Cabinetsurtheil vollzog. Noch Ranke glaubte dem Berichte Buttler's über die That mehr, als der officiellen Relation, die auf besonderen Befehl des Kaisers publicirt worden ist, und beantwortete die Frage, wie manche frühere Geschichtschreiber schon gethan, indem er annahm, daß die Officiere auf eigene Faust gehandelt hätten und daß der Kaiser nachträglich die Sache auf sich genommen hätte. Nach einer Anzahl unzweideutiger Beweise muß diese Ansicht aufgegeben werden<sup>1)</sup>. Die Correspondenzen der Officiere Wallenstein's untereinander und mit dem Hofkriegsrath lassen das Ereigniß überhaupt im Lichte einer großen Verschwörung gegen den General erscheinen, nach dessen Gütern und Reichthümern die „treuen“ Officiere des Kaisers eine erschreckende Begehrlichkeit an den Tag gelegt hatten. Dennoch geschah Nichts ohne ausdrückliche

<sup>1)</sup> Außer den umfangreichen Correspondenzen in dem zweibändigen Werke „Wallenstein's Ende“ von Dr. Hermann Hallwich (Leipzig, Dunder u. Humblot. 1879) ist von demselben auch ein Aufsatz zu beachten, in welchem weitere Mittheilungen von Briefen versprochen werden, wo es unter Anderm in einem Schreiben Piccolomini's an Albringen heißt: „Die Person ist von Wien gekommen und bringt vom Grafen Onoto die Resolution des Kaisers sich Friedland's zu bemächtigen durch Gefangennahme oder Tod.“ Dann versichert Piccolomini „daß er ausführen werde was der Dienst des Kaisers verlangt ohne dabei Friedland's Leben zu schonen“. Endlich schreibt Albringen, als er von einem Aufschub der Hinrichtung hörte: „Wolle Gott, daß dieser Aufschub nicht das Unglück bringe, das man eben fürchtet . . . Die Ordre des Kaisers lautet ausdrücklich und ohne Bedingung und die Relation der bewußten Person aus Wien ist so klar, daß ich nicht weiß, wie man die Execution aufschieben und dabei noch der Ordre des Kaisers gehorchen kann.“ Auch Gallas erwartet den Vollzug der Sache von einem Tage zum andern und ist, bevor er noch die sichere Nachricht von dem, was in Eger geschehe, erhalten, bereits unterrichtet, daß Buttler den Schlag führen werde. Vgl. Hallwich in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen XVII. 1.

Aufträge des Kaisers. Sehr bezeichnend ist daher auch jenes Gutachten des geheimen Rathes, welcher nach dem Tode Wallenstein's darüber zu verhandeln hatte, ob eine gerichtliche Sentenz post mortem im Falle Wallenstein's erwünscht und nothwendig sei. Obwol dieses Actenstück auch Ranke schon bekannt war, so wurde doch nicht jenes Gewicht demselben beigemessen, welches jetzt durch die von Dr. Hallwich aufgedeckten Correspondenzen der Generale auf dasselbe fällt. Das Gutachten über die Ueberflüssigkeit eines nachträglichen Gerichtsurtheils geht von der Voraussetzung aus, daß der Kaiser das unzweifelhafte Recht besaß, durch einen Act der Cabinetsjustiz jeden Rechtspruch zu ersetzen. Der kaiserliche Fiscus hätte auch nicht die Confiscation des Wallenstein'schen Vermögens verhängen können, wenn nicht auf diese Weise die That Buttler's ausdrücklich als eine gesetzlich gerechtfertigte genehmigt worden wäre. Durch dieses Urtheil war die Regierung des Kaisers über die Schwierigkeit hinweggekommen, in welche sie durch die Regensburger Versprechungen in Betreff des Besitzes von Mecklenburg gerathen war. Denn indem einerseits den deutschen Fürsten zugestanden wurde, daß die Verleihung Mecklenburgs an Wallenstein der rechtlichen Basis entbehre, andererseits dem belehnten Herzog die volle Satisfaction in Aussicht gestellt war, hätte in der That die Entschädigung des letztern nur noch auf Kosten der österreichischen Erbländer stattfinden können. War es da nicht wie ein prophetisches Wort, das wir in unserer neuen kleinen Correspondenz des Herzogs fanden, wenn er doch wußte: „Große Stücke sind nicht zu haben.“

Der Sorge um dieselben hat ihn der Tod enthoben.

# Wilhelmine von Hillern.

Eine literarische Studie.

~~~~~  
Von

Wilhelm Goldbaum.  
~~~~~

Wer sich mit dem Capitel von der Frauenschriftstellerei auseinandersetzen will, thut am besten diplomatisch, das heißt von „Fall zu Fall“ zu verfahren. Er entgeht dadurch der doppelten Unzulässlichkeit, unfruchtbare und gehässige Arbeit zu verrichten. Unfruchtbare, weil trotz aller guten und berechtigten Einwände die Frauen, die sich berufen fühlen, doch nicht vom Schreiben ablassen werden; gehässige, weil der beste Wille und die zarteste Bemühung, einer weiblichen Hand die Feder zu entwinden, von den Betroffenen auf den Gegensatz des Geschlechtes zurückgeführt werden und ihnen als mala fides erscheinen wird. Man kann getrost George Sand so hoch stellen, wie sie es verdient, ohne daß etwa Fanny Lewald sich dadurch verletzt fühlt, und Louise Mühlbach so tief stellen, wie sie es verdient, ohne daß Betty Paoli sich darüber freut. Die literarischen Frauen besitzen keinen esprit de corps. Aber man darf nur, wie es geschieht, George Sand einen „großen Dichter“ nennen und sofort kommt der Hochmuth des „starken Geschlechtes“ in Frage, das die Concurrenz einer großen Dichterin nicht aufkommen lasse. Gegen solche Empfindlichkeiten ist mit Gründen nicht anzukämpfen und die bloße Thatsache, daß sie vorhanden sind, könnte vielleicht als das schlagendste Argument gegen die allgemeine Berechtigung der Frauenschriftstellerei geltend gemacht werden.

Indessen nicht polemische Zwecke sind es, denen diese flüchtigen Bemerkungen dienen sollen; vielmehr soll mit denselben gesagt sein, daß es überhaupt eine falsche Voraussetzung ist, auf welche zumeist die Discussion über Werth und Berechtigung der Frauenschriftstellerei basirt wird. So lange Jenen, welche sich im Allgemeinen ablehnend verhalten, während sie in jedem einzelnen Falle gerecht und unbefangen urtheilen, mit Emphase eingewendet wird, sie verträgen literarische Großthaten, von Frauenhand verrichtet, nur deshalb nicht, weil der Frau schlechthin der literarische Ruhm mißgönnt werde; so lange andererseits nicht eine Umwälzung in den physiologischen Bedingungen und in denen der Erziehung, welche das Schaffen der Frau bestimmen, vollbracht ist, wird es

schon dabei bleiben müssen, daß die weibliche Production nicht anders als die männliche, will sagen nach ihrem inneren Werthe und von Fall zu Fall, abgesehen von allgemeinen Controversen beurtheilt werde. Und dabei wird sich noch immer ein Facit herausstellen, mit welchem der weibliche Ehrgeiz sich zufrieden geben kann, nur muß eben nicht gleich auf schönen Wangen die Flamme der Entrüstung aufsteigen, wenn etwa die Wahrnehmung gemacht werden sollte, daß es ein männlicher Zug sei, der an den Charakterbildern hervorragender Dichterinnen besonders hervorstecht, so wenig als es Emanuel Geibel, Theodor Storm, Oscar von Redwitz wie eine Beeinträchtigung empfinden werden, daß an ihres literarischen Phsygnomie bisweilen ein weiblicher Zug bemerkt wird. Es ist ja damit weder gesagt, daß der männliche Zug die Frauen, noch daß der weibliche die Männer entstelle, und am allerwenigsten soll etwa der männliche Zug an den Frauen als eine Art Defraudation, der weibliche Zug an den Männern als ein weibischer affichirt werden. Im Gegentheil, jener bedeutet ein Heraustreten aus den Bedingungen der Schwäche, welche nun einmal — gerechter- oder ungerechtermaßen — von der Natur der Frau gesetzt sind, dieser eine Aneignung der duftigen Zartheit, der Sensibilität, welche die Frau vor dem Manne voraus hat. Die Geschlechter geben einander, empfangen von einander, was gebens- und empfangenswerth ist, auf dem Gebiete des literarischen Schaffens so gut wie auf jedem anderen, und darin liegt weder für das eine, noch für das andere eine Herabsetzung. Roswitha, die Sandersheimer Ronne, welche als die erste auf deutschem Boden erwachsene Schriftstellerin gelten darf, hat in dieser Beziehung ein treffliches Beispiel richtiger Erkenntniß gegeben, indem sie den Gönnern ihrer Muse schrieb: „Ihr, gesättigt und getränkt auf dem reichen Grunde philosophischer Forschung, in jeglichem Gebiete der Welt- und Menschenkunde ausgezeichnet, habt doch dem Werkchen, das ein schwaches Weib euch bot, Bewunderung geschenkt und euch an demselben brüderlich erfreut.“

Eine flüchtige Umschau in der Geschichte des Schriftthums bestätigt überdies, daß jener männliche Zug, eine gewisse Härte und Folgerichtigkeit, fast allen Schriftstellerinnen eigen war, deren Schöpfungen sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, so zwar, daß kein abstracter Maßstab, sondern der auch für Männer giltige, der allgemeingiltige an sie angelegt werden konnte. Von Sappho bis Annette v. Droste-Hülshoff zeigt sich die nämliche Erscheinung. Man verstehe recht: nicht darin, daß George Sand in Männerkleidern umherging und Cigaretten rauchte, erblicken wir das Männliche an ihr, so wenig als wir an der Gattin des Sokrates in der Art, wie sie den Philosophen einst für verspätete Heimkehr bestrafte, etwas Weibliches finden. Das sind weibliche Verirrungen, die mit der Literatur so wenig zu schaffen haben wie mit der wahren Emancipation. Aber die geistige und sittliche Ueberlegenheit über ihren Geliebten, welche Sappho zum Bewußtsein bringt, daß sie sich weniger eigne, von einem Manne geliebt zu werden als Melitta, und den Gedanken des Selbstmordes ihr eingibt, hat eine unweibliche Geistesbeschaffenheit zur Voraussetzung; die Ehescheu der Droste, welche hart und ablehnend in ihrem Verließ auf der „rothen Erde“ bis zum Tode jungfräulicher Einsamkeit genießt, gehört einer ähnlichen Kategorie an; der feste Troß, den Frau v. Staël selbst dem gewaltigen Usurpator Bonaparte gegenüber bekundet; die kühne Weise George Sand's, ihr dichterisches Vermögen an

den schwersten socialen Problemen zu bewähren; der streng philosophische Geist der George Eliot, der vor keiner Consequenz zurückschreckt; der aristokratisch-polemische Hochmuth der jüngst verstorbenen Gräfin Hahn-Hahn, welche die erste „unverstandene Frau“ unserer Literatur war; das stark ausgebildete historische Gefühl bei Louise von François, einzig in dieser Art bei einer Frau; der Reformeifer Fanny Lewald's endlich und die düstere Resignation Betty Paoli's — es ist allüberall etwas Männliches, etwas von dem geläufigen Begriffe der Weiblichkeit Gesondertes, was uns entgegentritt. Jede dieser Frauen denkt man sich schwer als Mutter; an jeder von ihnen fesselt mehr ihr Können als ihr Sein; die meisten sind stürmischer Liebe fähig, aber nicht jener, welche wie Frühlingshauch erquickt, sondern der anderen, welche wie Sonnenguth versengt. Davon wußten Alfred de Musset und Friedrich Chopin zu erzählen.

Und in der That stammt die Schaffenskraft der Frauen aus jenem dunkeln Zwischengebiete, das zwischen den beiden Geschlechtern liegt, gleichsam als neutrale Zone, doch mehr den Männern als den Frauen unterthan. Nicht umsonst ist auch in der Natur die Fähigkeit, zu erzeugen, dem Manne vorbehalten, und nicht umsonst bildet auch sie etwas Dämonisches, Unerforschtes, Elementares wie die poetische Production. Man braucht darum just nicht am Worte zu kleben und die literarischen Frauen zu reizen, indem man sie der Unweiblichkeit zeihet; man braucht auch nicht den Wortwurf der Selbstvergötterung auf sich zu laden, indem man ihren Genius einen männlichen nennt. Das Wort thut nichts zur Sache. Aber sicher ist, daß alle belangreichen dichterischen Frauenschöpfungen sozusagen eine militärende Weiblichkeit zum Merkmal haben, eine Weiblichkeit, die mit sich selbst ringt, um sich von sich selbst zu befreien.

## I.

Die vortreffliche Schriftstellerin, deren Namen über diesen Zeilen steht, ist ein classisches Muster jener militärenden Weiblichkeit. Eine beneidenswerthe Gestaltungskraft ist ihr gegeben, der das Dramatische wie das Epische, das Descriptive wie das Didactische sich gehorsam fügt; ihre Alpenbilder sind ebenso meisterhaft wie ihre Sittenschilderungen, ihre Conflict nicht weniger ergreifend als die Handlungen ihrer Erfindung imposant und folgerichtig. Aber das Dyrische ist ihr versagt; die beschauliche Selbstbefriedigung des naiven weiblichen Empfindens, die Freude am Kleinen, Unscheinbaren hat in ihrer Seele keinen Raum. Es muß Kampf, Größe, Leidenschaft sein, in der Natur, in den Entwickelungen ihrer Menschenschicksale, damit ihr Talent sich wohlfühle; die Unterjochung des einen Geschlechtes durch das andere, der weiblichen Kraftentfaltung durch die männliche, ist ihr Problem. Ja soweit geht diese Freude an dem Walten der Kraft, daß nicht selten die reine physische Entwickelung derselben entscheidend wird und der Leser an den Armen der Geyer-Wally und des Bären-Joseph die Muskeln förmlich glaubt anschwellen zu sehen während ihres herculischen Ringens. Hier tritt Wilhelmine v. Hillern aus dem Bereiche des Weiblichen entschieden heraus, welches sie dennoch in anderer Richtung sichtlich in seinem Banne gefangen hält. Als sie noch nicht zu jener phänomenalen Sicherheit in der Gestaltung, welche sich in den beiden Erzählungen „Und sie kommt doch“ und „Die Geyer-Wally“ manifestirt, vorgebrungen war, da äußerte sich der militärende Charakter ihrer Begabung in den dialectischen Kämpfen

ihrer Figuren; es wurde mit Worten gestritten, bis die weibliche Ueberhebung durch die männliche Ueberlegenheit besiegt war. Aber die Dialektik, das scharfe Wenden und Einwenden logischer Argumente, die Ausdauer der Beweisführung sind nicht Frauenfache und sie sind auch nicht die Sache der Frau v. Hillern. Hier unterliegt die Dichterin den Bedingungen ihres Geschlechtes, die sie vergebens zu überwinden sucht. Endlich zeigt sich noch in einem dritten Punkte bei Wilhelmine v. Hillern der Zwiespalt zwischen ihrem männlichen Können und ihrem weiblichen Sein, und zwar hier zum großen Vortheile ihres dichterischen Schaffens. Es ist eine Wahrnehmung, welche man einem Erfahrungssache gleichachten kann, daß die Frauen in ihrem literarischen Können von einer stufenreichen Entwicklung und Vervollkommnung ausgeschlossen sind; wie Minerva aus dem Haupte des Zeus, so treten sie fertig auf den literarischen Plan; es gibt kaum ein Rückwärts, nie ein Vorwärts. Selbst George Sand blieb in alle Zukunft auf derselben Stufe, auf der sie war, als sie mit Jules Sandeau im Vereine ihre ersten Erzählungen schrieb. Wilhelmine v. Hillern aber ist gewachsen; man sah es an ihren Werken, wie sie sich reckte und dehnte und wie jeder neue Schritt sie von der dialektischen Unreife ihrer ersten zur plastischen Sicherheit ihrer letzten Erzählungen, von dem bloß reflectirenden zum gestaltenden Vermögen förderte. Ihre erste Erzählung „Doppelleben“ (1865) war ein Sensationsstück, mit erschütterlicher Unbeholfenheit und jener Effecthascherei aufgebaut, welche sich bei phantasievollen Pensionatsmädchen aus aufregender Lectüre zu ergeben pflegt; die zweite „Ein Arzt der Seele“ (1868) zeigte bereits ein sehr bewußtes Compositionstalent und Anläufe zu scharfer Charakterisirung, wenn auch noch allerhand überschüssige Reflexion den Eindruck trübte; in der dritten „Aus eigener Kraft“ (1870) waren die Vorzüge der zweiten potenzirt, die Schwächen gemindert; die vierte endlich, unter dem Titel „Die Geier-Wally“, zuerst in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht, erwies sich als Meisterstück, dem die wunderbar erzählte Anekdote „Höher als die Kirche“ sich ebenbürtig angeschlossen, und wenn auch in der fünften „Und sie kommt doch“ heroische Fehler die Gesamtwirkung beeinträchtigen, so ist andererseits die gestaltende Begabung der Dichterin darin zu einer erstaunlichen Höhe entwickelt. Es gibt kaum eine schriftstellerische Erscheinung, bei welcher die ansteigende Kraft sich so deutlich wie bei Wilhelmine v. Hillern von Stufe zu Stufe beobachten und verfolgen läßt. Sie ist sich dieser Wandlung auch völlig bewußt und hat dieselbe drastisch genug gekennzeichnet, indem sie, einem späteren Freunde ihren Erstlingsroman „Doppelleben“ zusendend, ihn mit den zueignenden Worten begleitete: „Dies Erstlingswerk mit der Bitte um möglichste Discretion, da diese Jugendsünde besser verschwiegen bliebe.“

Heutzutage, da es Mode geworden, auch in der literarischen Kritik mit Schlagworten zu hantiren, drängt sich an jede literarische Leistung die Frage heran, inwiefern sie realistisch Anschauung zum Ausdruck diene. Es herrscht eine wahre Jagd nach dem Realismus und Iwan Turgenjew ist es sogar widerfahren, daß man ihn den „Romantiker des Realismus“ nannte. Das Begründete an der Sache ist, daß das Wort Realismus in solcher Verbindung nur das Wort Naturwahrheit zu ersetzen hat, und stellt man in Bezug auf Wilhelmine v. Hillern die Frage richtig so, inwiefern ihre Menschen, ihre Landschaften und

die von ihr gezeichneten Leidenschaften der vollen Naturwahrheit sich nähern, dann muß man sagen, es gebe überhaupt keine deutsche Schriftstellerin, die auch nur in annäherndem Maße wie sie das Vermögen besäße, realistisch zu empfinden, zu schauen, zu beobachten, zu gestalten. Indessen der Realismus hat in Kunst und Dichtung seine Grenze; auch er ist ein Vasall der Schönheit. Kehrt er sich an diese Grenze nicht, so wirkt er abstoßend, grausam, unsystematisch. In der „Geier-Wally“ ist eine Stelle, welche der Naturwahrheit die Schönheit zum Opfer bringt, die Stelle nämlich, da Wally den Bären-Joseph zum erstenmal gesehen und nach dem unseligen Zweikampfe zwischen ihm und ihrem Vater dem letzteren erklärt hat, daß sie den Joseph lieb gewonnen habe, „so lieb wie keinen Menschen auf der Welt“. Da plötzlich, heißt es weiter, schrie Stromminger auf: „Jetzt hab' I's g'nug!“ Es fauste über ihr durch die Luft und ein Streich schmetterte von des Vaters Stod auf sie nieder, daß sie meinte, das Rückgrat sei ihr abgebrochen, und sie erbleichend das Haupt neigte. Es war Hagel, der auf die kaum erschlossene Blüthe der Seele fiel. Einen Augenblick war ihr so übel, daß sie sich nicht regen konnte. Schwere Tropfen quollen aus den geschwellenen Adern hervor wie der Saft aus dem gebrochenen Zweig, sonst war Alles todt und stumm in ihr. Stromminger stand leise fluchend neben ihr und wartete, wie der Treiber bei einem Stück Vieh wartet, das unter seinen Schlägen zusammengesunken ist und nicht weiter kann.“ Wer wird leugnen, daß hier der Realismus einen wahren Triumph feiert? Aber dieser Triumph ist verkehrend, ist eine Sünde vor dem Richterstuhle der Schönheit. Und noch greller ist in der Erzählung „Und sie kommt doch“ die vielgetadelte Scene von der Selbstblendung des Mönches Donatus. So unerbittlich realistisch kann die Wissenschaft, die Kritik sein, bis zu einem gewissen Grade auch die Malerei, aber die Dichtung bedarf keines Mikroskopes, verträgt kein Mikroskop. Sainte-Beuve, der feinste französische Kritiker, hat in seiner bekannten Vorrede zu Flaubert's Roman „Madame Bovary“, welcher unter ähnlichen Mängeln leidet, die treffende Bemerkung gemacht: „Dieses Buch liest sich am besten, wenn man eben einen scharfen Dialog aus einer Comddie des jüngeren Dumas gehört hat, zwischen zwei Artikeln von Taine. Denn unter den verschiedenen Formen glaube ich die neuen literarischen Zeichen zu erkennen: Wissen, Beobachtungskunst, Reife, Kraft, ein wenig Härte.“ Ja wol, ein wenig Härte oder, wie man es bei uns nennt, Realismus. Wir sind später auf diesen „neuen“ Weg gelangt als die Franzosen; wir haben ihn aber auf unsere Weise schließlich auch betreten, nachdem wir der „Gräfin Faustine“ und ein wenig auch der Schwarzwälder Dorfgeschichte, des vielbändigen Zeitromans, des Tendenzromans und des Memoirenromans satt geworden waren, und jedes Wort Sainte-Beuve's paßt auf Wilhelmine v. Hillern: „Wissen, Beobachtungskunst, Reife, Kraft, ein wenig Härte.“

Brauche ich mich erst gegen den Verdacht zu erwehren, als ob ich diese partielle Vergleichung mit dem jüngeren Dumas, mit Flaubert und Taine auf die gesammte literarische Thätigkeit Wilhelmine v. Hillern's auszudehnen trachte? Hoffentlich nicht. Wilhelmine v. Hillern ist deutsch durch und durch; ja sie hat als Deutsche die Fehler ihrer Tugenden. Sie ist ehedem breit und theoretisch im Dialog gewesen wie ein Professor und wissenschaftlich wie ein Student. Man erinnere sich jener wunderlichen Scene in „Ein Arzt der Seele“, wo die emanci-



pationslüchtige Ernestine eine ganze Anzahl von Professoren der naturwissenschaftlichen Facultät brüskirt, weil dieselben nichts von Dorothea Rodde, der Tochter Schlözers, wissen. Man suche in derselben Scene die Debatten über die Schwere des Gehirns, über die Nothwendigkeit, weibliche Leichen zu seciren, um physiologisch die geistige Entwicklungsfähigkeit der Frauen zu erforschen. Derartige theoretische Excursionen, die nicht durchaus mit dem Gange und der Entwicklung des Ganzen zusammenhängen, würden einem Franzosen überhaupt nicht und einem Flaubert oder Dumas am wenigsten die Bewegung hemmen. Wilhelmine v. Hillern ist auch in der Gestimmung und in der Sentenz durch und durch deutsch. Welcher neuere Franzose würde einen Roman mit einer Abstraction, einem Fabula docet, einer Moral abschließen, wie es bei Frau v. Hillern in der Erzählung „Aus eigener Kraft“ geschieht, wo der Held, Dr. Alfred v. Salten, pathetisch die glückliche Gestaltung seines Lebens mit den Worten preist: „Ich danke es mit gerührtem Herzen dem Fortschritt unseres denkenden Jahrhunderts! So seid getroßt, Ihr Alle, die, wie ich, geschmachtet hinter den Schranken, welche eine stiefmütterliche Laune der Natur oder das Vorurtheil der Menschen Euch gesteckt: die Arena des Geistes ist aufgethan, Jeder ist zum Kampfe zugelassen und Jeder kann siegen aus eigener Kraft“? Das denkende Jahrhundert! Die Arena des Geistes! Wie concret weiß der Franzose die „neuen literarischen Zeichen“ zu fixiren! Ein Dialog aus einer Comödie des Dumas fils, ein Roman Flaubert's, zwei Artikel von Taine — Wissen, Beobachtungskunst, Reise, Kraft, ein wenig Härte. Wie umständlich philosophirt dagegen die Deutsche! Denkendes Jahrhundert, Laune der Natur, Vorurtheil der Menschen, Arena des Geistes. Hier Begriffe, dort Gesichte. Und da wir nun schon einmal dabei sind, das Deutsche an Frau v. Hillern, das Nationale, auszuspiiren, so wollen wir auch nicht verschweigen, wie hintwiederum sympathisch, französischer Denkungsweise durchaus unerreichbar, sich dasselbe häufig bei ihr offenbart. Wir denken dabei unter Anderem an den Hymnus auf den Sieg der Mutterliebe über den leidenschaftlichen Emancipationsdrang in „Ein Arzt der Seele“, an Ernestine's jubelndes Bekenntniß: „Ich bin Mutter! O Johannes, was käme dieser stolzen Freude gleich? Ich beneide keinen Mann mehr und unser Mädchen soll es dereinst auch nicht thun. Es soll aufwachsen im Schoße der Liebe, und soll das jugendliche Haupt stolz erheben zu der geistigen Höhe, welche das Weib erreichen muß, um dem Mann eine würdige Gefährtin zu sein, aber mit jeder Faser soll es in dem Boden wurzeln, aus dem wir doch die besten Kräfte ziehen: in dem alten geheiligten Boden der Familie. Dann spricht es vielleicht zu einem theuren Mann, wie ich jetzt zu Dir: Wohl mir, daß ich ein Weib!“ Wir denken ferner an das Gespräch zwischen Alfred v. Salten und dem Könige in dem Roman „Aus eigener Kraft“, wo der adelige Sprecher, ein echt deutscher Individualist, den demokratischen Grundfäden das Wort redet. Der König fragt ihn scherzhaft, ob er ein Feind des Adels sei. „Mein Majestät, nicht des Adels,“ lautet die Antwort, „nur seiner Vorrechte, denn unter ihrem Schutze spreizt sich auch die Unfähigkeit und nimmt dem Verdienste den Platz weg.“ Endlich schwebt uns das wunderbar stimmungsvolle Bild von der Ruhe nach der Schlacht in demselben Roman vor der Erinnerung, ein Bild, das so, just so, kein Meissonier und kein Horace Vernet zu Stande bringt. „Vom fernen Kirchturm läutet es den

Abendsegen, und vor dem frommen Klang, der wehmüthig mahnend über die blutgetränkten Felder zieht, wie ein Klageruf des entweihten zerstörten Friedens, entfliehen die bösen Geister der Wuth und der Rache. Durch die müden Seelen der Soldaten zieht die Erinnerung an das heimische Dorf, wo unter dem Läuten der Abendglocke jetzt eben die Zurückgebliebenen ein Vaterunser für sie sprechen — und wie der perlende Schweiß der Stirn, so entquillt auch wol dem Auge ein frischer Tropfen, eine verborgene Thräne des Heimwehs und der Sehnsucht nach dem Frieden. Die Sonne ist unter. Das Heer bereitet sich zum Bivouac. Die Wachtfeuer lodern auf, erst gelb und matt abstechend von der röthlichen Dämmerung, mit der sinkenden Nacht aber immer heller leuchtend. Unzählige rührige Gestalten gleiten daran vorüber. Es ist ein Summen und Schwirren, ein Hin- und Wieder- und Durcheinanderrennen, eine Geschäftigkeit auf dem weiten Plan, als könnten diese Schwärmer nie zur Ruhe kommen. Endlich strecken sich die müden Soldaten auf der harten Erde aus. Die Feuer lodern leise knisternd zu dem gestirnten Firmament empor. Rieselder Thau kühlt die fieberheißen Stirnen der Schläfer. Eine Grille fängt in dem geknickten Korn das Klagehied um ihre zertretenen Gefährten. Wie Leuchtkäfer funkeln die ruhenden Waffen im Schimmer des Mondes und geheimnißvoll, wundersam flüstert es in den Lüften — die Götter steigen zu den Helden hernieder.“

## II.

Wenn aber weder die Verufung auf den alleinigmachenden Realismus, noch die Vergleichung mit verwandten Erscheinungen ausreicht, um der schriftstellerischen Physiognomie Wilhelmine v. Hillern's ihre Eigenthümlichkeit abzumerken; wenn der sonst für literarische Frauenleistungen übliche Maßstab versagt, um diese sinnliche Gluth, diese Energie und Unerlöschtheit im Erfinden und Durchführen abzuschätzen — wo steckt nun jenes Etwas, das die Originalität der Frau v. Hillern ausmacht, und woher stammt es? Es stammt von der Mutter und ist der ererbte und selbsterprobte dramatische Nerv, der Sinn für den Effect, für die Action, für die leidenschaftlich bewegte und folgerichtig entwickelte Handlung, das Interesse an allem Spannenden, mit Einem Worte: die Theateratmosphäre. Auf der Bühne gibt es kein psychologisches Grübeln, kein beschauliches Stillehalten und Retardiren, keine spiritualistischen Feinheiten. Da will Alles mit dem leibhaftigen Auge gesehen sein, Alles unmittelbar wirken. Und liest man in „Aus eigener Kraft“, wie der Neger Frank die kleine Anna rettet („Er macht ein Seil los, das er um den Arm gewickelt hat, an dessen Ende ist ein großer Stein. Niemand weiß, was er damit will. Er spricht mit Nennchen, aber man kann es bis hinunter nicht verstehen. Was will er nur mit dem Strick?“), dann, wie die „Geier-Wally“ den jungen Lämmergeier aus dem Felseneste herunterholt („Ohne langes Besinnen packte sie mit der Linken den jungen Vogel, der nun ein jämmerliches Geschrei anhob, und nahm ihn unter den Arm. Da rauschte es durch die Lüfte und in demselben Augenblicke ward es dunkel um sie her und wie ein Sturm und Hagelwetter schlug und brauste es ihr um den Kopf. Ihr einziger Gedanke war: „Die Augen, rette die Augen“ und das Gesicht drückt an die Felswand drückend, socht sie mit dem Messer in ihrer Rechten blindlings gegen das wüthende Thier, das mit dem scharfen Schnabel, mit Klauen und Fittigen auf sie niederdrang“), lauscht man endlich mit angehaltenem Athem dem

Rettungswerk, das die „Geier-Wally“ an dem Bären-Joseph vollbringt („Die Weiber beten laut, die Kinder schreien. Die Männer fangen an, langsam aufzuwickeln, aber nur ein paar Hände — da widersteht das Seil! Es ist nicht gerissen, es hält — Wally hat Fuß gefaßt! Und jetzt — horch! ein verhallender Ruf aus der Tiefe — und aus allen Kehlen bricht noch angstzitternd die Antwort. Wieder wird das Seil schlaff, sie wickeln nach, das wiederholt sich ein paarmal; es scheint, Wally klimmt an der Felswand empor. Mittlerweile ist es Tag geworden, aber ein schwerer kalter Regen rieselt herab und immer dichter wird das Nebelgemeng dort unten. Jetzt nimmt das Seil plötzlich eine schräge Richtung u. s. w.“) — urtheilt man, sagen wir, nach diesen und ähnlichen Proben, so ist das Geheimniß bald ergründet. Wilhelmine v. Hillern erzählt Alles, daß man es vor seinen eigenen Augen zu schauen meint; sie sieht es selbst, indem sie es schildert; es geht vor sich wie auf offener Bühne. Was ist gegen diese dramatische Unmittelbarkeit der sentimentale Eindruck der Novellen-Katastrophen einer andern vielgenannten Schriftstellerin? Und was versängt gegen dieselbe der graue theoretische Einwand, daß nach dem Maße des weiblichen Könnens auch bei Frau v. Hillern die Kenntniß und Darstellung der weiblichen Charaktere diejenige der männlichen bei weitem übersteige? Daß zuviel Kraftaufwand der weiblichen Malerin nicht anstehe? Hat Jemand schon, wenn er Charlotte Wolter auf offener Scene vor sich sah, ihr im Geiste vorgeworfen, daß sie der Orthographie nicht völlig Herr sei? Oder hätte er gewünscht, daß sie, um weiblicher zu erscheinen, den Heroismus ihrer Rolle und ihres Talentes verleugne? Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Novelle nicht in das Drama verpflanzt werden kann, ohne dasselbe in seiner Wirkung zu beeinträchtigen; aber welcher Gewinn der Novelle erwächst, wenn eine dramatisch geübte Hand sie führt, davon zeugen die Erzählungen der Frau v. Hillern, allen voran die „Geier-Wally,“ dann „Und sie kommt doch.“

Und Wilhelmine v. Hillern hat diese dramatisch geübte Hand von ihrer Mutter, von Charlotte Birch-Pfeiffer; sie hat sie auch von ihrer eigenen Bühnenvergangenheit her. Die gute Charlotte ist viel verlästert worden, beinahe soviel wie August v. Rozebue, und beinahe mit ebenso zweifelhaftem Rechte. Es ist wahr, sie nahm ihre Stoffe, wo sie dieselben fand. Am lebhaftesten hat sich ja Berthold Auerbach dagegen gewehrt, den die Töchter mit dem Andenken der Mutter ausöhnte, indem sie dem Dichter der „Frau Professorin“ die „Geier-Wally“ zueignete. Aber griff Charlotte einmal nach einem Stoffe, so war er auch im Handumdrehen scenisch hergerichtet und so geschickt für die Bühne appetirt, daß seine dramatische Wirkung nie versagte. Sie lebte ein doppeltes Leben, eines in der Wirklichkeit, das andere hinter der Coullisse, und das letztere war das maßgebende. Mit erstaunlicher Sicherheit ergriff sie den fremden Stoff, dehnte und rechte, schnitt und strich, bis er bühnensfertig war. Dabei kam die ursprüngliche Poesie desselben meist zu Schaden und eine robuste Hausbackenheit war ihm octroyirt. Aber seine dramatischen Eigenschaften blieben ihm erhalten, ja sie wurden erhöht, denn Frau Charlotte wußte besser wie alle Männer, was die Bühne erheischt; sie war ein geborenes Theatergenie, welches sich übrigens auch in ihren Originalstücken, in der „Marquise von Willette“, „Kind des Glücks“, „Goldbauer“ u. nicht verleugnet hat. Auf ihre Tochter Wilhelmine hat sich diese dramatische Intuition in eblerer Form und Art verpflanzt. Wilhelmine hat, soviel

wir wissen, drei kleine Theaterstücke, die Blüthe „Guten Abend“, das Charakterbild „Ein Autographensammler“ und das Lustspiel „Die Augen der Liebe“ geschrieben, aber es ist uns nicht bekannt, daß dieselben ein besonderes Glück auf der Bühne gehabt hätten. Wir begreifen dies. Sie ist eine prononcirt selbständige Natur und bedarf fremder Anregungen nicht, geht ihnen vielleicht sogar gerissentlich aus dem Wege. Das theatrale Talent der Mutter ist bei ihr zu einem dramatischen erhöht, das Drama mit der Erzählung vertauscht. Frau Charlotte war für die künstlerische Führung einer Novelle, eines Romans zu wenig gebildet; ihre Tochter Wilhelmine ist zuviel Künstlerin, um die handwerksmäßige Manipulation der Mutter zu übernehmen.

### III.

Wilhelmine v. Hillern ist in München geboren als das einzige Kind Charlottens und des durch eine „Geschichte Ludwig Philipp's“ bekannt gewordenen Schriftstellers Christian Birch. Sie erhielt im elterlichen Hause zu Berlin durch treffliche Lehrer eine sorgsame Erziehung, und durch den Verkehr mit bedeutenden Menschen schon im Kindesalter mannigfache Anregungen. Vom Theater ward sie lange ferngehalten, aber als sie Dativon und Rachel auf der Bühne gesehen hatte, erwachte in ihr eine unbezähmbare Neigung, Schauspielerin zu werden, und in Gotha betrat sie als „Julia“ die Bretter. Sodann gastirte sie in Braunschweig, Karlsruhe, Berlin, Frankfurt und Hamburg, bis sie ein festes Engagement an Mannheim fesselte. Als sie von der Bühne schied, ward sie die Gattin des Kammerherrn und Landgerichtspräsidenten v. Hillern in Freiburg.

Aus diesem knappen biographischen Abrisse ersieht man, wie der enge Zusammenhang mit der Bühne auch über die vorbildlichen Einflüsse der Mutter hinaus für die schriftstellerische Entwicklung der Frau v. Hillern zum maßgebenden werden mußte. Was sie selbst der Bühne gewesen ist, entzieht sich unserer Kenntniß; aber daß sie von derselben lebhafteste Impulse empfing, unterliegt keinem Zweifel. Eines der Geheimnisse ihrer Originalität stammt geraden Weges aus jener theatraleischen Vergangenheit. Es sind wenige unter den deutschen Schriftstellerinnen, welche sich in der sicheren Erfassung und Behandlung eines Problems mit ihr messen können; keine reicht in der Führung des Dialogs oder in dem Verständniß für drastische Wirkungen an sie heran. Das sind ihre Errungenschaften von der Bühne. Sie hat sicherlich auch ihre emancipatorische Uebergangskrankheit gehabt — welches gebildete Weib hätte dieselbe nicht gehabt, wenn es noch dazu der Freiheit des Theaterstandes genoß? Aber sie hat diese Krankheit rühmlichst überwunden. „Ich beneide keinen Mann mehr,“ sagt Ernestine in „Ein Arzt der Seele“. Vielleicht entnimmt mancher Widersacher der Frauenchriftstellerei aus diesem Bekenntnisse das verdrießliche Argument, daß es der „Neid auf die Männer“ ist, welcher oft dem weiblichen Emancipationsdrange zu Gebatte steht. Wilhelmine v. Hillern hat sich aus dem Ringen mit ihrer Weiblichkeit eine schöne Trophäe heimgetragen, einen Cult des Erhabenen, Gewaltigen, Grandiosen, der zugleich ihrem literarischen Ehrgeize als Wegweiser dient. Man kann diesen Cult kaum schöner charakterisiren, als sie selbst es thut in dem Epilog zur „Geier-Wally“:

„Von dem Kreuz (am Grabe Wally's und Joseph's) herab weht es ihn (den Wanderer) an wie eine Klage aus längst verklungenen Heldensagen, daß

auch das Gewaltige wie das Schwache dahinsinkt und vergehen muß — doch der Gedanke mag ihn trösten: -das Gewaltige kann sterben, aber nicht aussterben. Sei es im Strahlenpanzer Siegfried's und Brunhild's, oder im schlichten Bauernkittel eines Bären-Joseph und einer Geier-Wally — immer finden wir es wieder.“

So wäre denn im Ganzen und Großen das literarische Charakterbild Wilhelmine von Hillern's fertig. Vielleicht findet Mancher, daß es mehr einer Daguerreotypie, als einer Photographie, ein Anderer, daß es mehr einer aus Aphorismen zusammengesetzten Mosaik, als einem beharrlich durchgeführten psychologischen Gemälde gleiche. Wenn es indessen nur dem Originale ähnlich geworden, so ist sein Zweck erfüllt. Allerdings aber gehört zur vollen Treue noch Eines; es handelt sich darum, die Dichterin zu positiren, das heißt ihr die Stelle in dem geistigen Leben und Schaffen der Gegenwart anzuweisen, die ihr gebührt. Denn ob man auch noch so geistlich aller Classification aus dem Wege gehe, gewiß ist, daß alles dichterische Schaffen mindestens ebenso viele Impulse von Zeit und Zeitgenossen empfängt, als es der Originalität einen umfassenden Spielraum läßt. Diese Impulse wollen aufgespürt und gewürdigt sein.

Unter den zeitgenössischen Schriftstellerinnen ist es zunächst die Marlitt, welcher Wilhelmine v. Hillern in manchem Stücke gleicht. Namentlich in der Art, die Probleme zu stellen. Eine siegreiche Mannesnatur überwindet ein herbes Frauengemüth. Johannes Möllner und Johannes Hellwig sind Zwillingbrüder. Aber die sentimentale Eintönigkeit und die aufdringliche sociale Tendenz, welche der Marlitt eigenthümlich sind, fehlen bei Frau v. Hillern. Es muß nicht juft ein bürgerlicher Mann sein, der die Vorurtheile einer adeligen Frau bezwingt, oder mindestens ein adeliger Mann, der seine eigenen Vorurtheile überwindet. Das ist ein sehr wesentliches Unterscheidungsmerkmal, denn wo bei der Einen die Tendenz sich breit und selbstgefällig auslegt, ist bei der Anderen für die künstlerische Entwicklung der Raum frei. Im Uebrigen ähnelt Frau v. Hillern der Marlitt auch nur in der ersten Hälfte ihres Schaffens, nämlich in den beiden Romanen „Aus eigener Kraft“ und „Ein Arzt der Seele“. Dadurch, daß sie fortschreitend Schauplatz und Zeit ihrer Erzählungen verändert, stellt sie sich eben weit über die in einen festen Kreis gebannte Rivalin, der sie in der Gunst des deutschen Lesepublicums den Rang abließ. In jener ersten Periode ihrer Production erinnert sie aber auch nicht selten an Fanny Sewald, deren Dialog ihr damals vermuthlich zum Vorbilde diente. Aber der Doctrinarismus der Ostpreußin hat sie nicht angesteckt. Fanny Sewald strebte mit den Romanen, die ihren literarischen Charakter feststellten, durchwegs praktische, sociale und politische Zwecke an und sie mußte deshalb in das Gewühl des Tages hinabsteigen, der Debatten über herrschende Themata sich bemächtigen, mit den Bedürfnissen der öffentlichen Meinung sich auseinandersetzen. Emancipation der Juden, der Frauen, der Individualitäten — es ist der Ton, den die „Jungdeutschen“ angeschlagen hatten, der in Gukow's „Uriel Acosta“ zu seiner classischen Geltung gelangte, der Ton des Vormärz. Man hat, wenn man die ersten Romane der Sewald heute nachliest, bisweilen das Gefühl, als stehe man vor der parlamentarischen Tribüne späterer Tage, oder als habe man einen Leitartikel vor sich. Diese Tendenz ist, indem sie sich selbst persifirte, durch Freytag's

„Journalisten“ aus der Literatur verdrängt worden. Wilhelmine v. Hillern wurde von ihr nicht mehr berührt; sie konnte die Lebendigkeit ihres Naturells, ihr leidenschaftliches Temperament, das enorme sinnliche Anschauungsvermögen, das ihr innewohnt, anderen Stoffen zuwenden, die mehr zu plastischer Gestaltung drängten; konnte vor allen Dingen sich der Naturbetrachtung widmen, aus der jene gewaltigen Landschaftsbilder aus dem Inn- und Etzthale hervorgingen, denen die deutsche Literatur wenig Gleichwerthiges an die Seite zu stellen hat.

In der zweiten Hälfte ihres bisherigen dichterischen Schaffens („Die Geier-Wally“ — „Und sie kommt doch!“) hört aber überhaupt die Möglichkeit auf, Wilhelmine v. Hillern aus dem Gesichtspunkte der Frauenliteratur zu beurtheilen. Hier muß man schon nach den Männern ausschauen, um Analoges zu finden und zwar nach den Besten. Man denkt an Berthold Auerbach, und Frau von Hillern hat sich selbst in das Cortége des berühmten Dorfgeschichten-Erzählers eingereiht, indem sie ihm schrieb, sie habe in der „Geier-Wally“ auf dem Boden weiter gebaut, den Auerbach urbar machte. Aber ist die „Geier-Wally“ eine Dorfgeschichte? Dem Schaulpate nach allerdings. Aber dieser entscheidet nicht. In diesen Bergwilbnissen wächst das Schicksal der Menschen weit hinaus über die enge Sphäre ländlichen Selbstgenügens, so hoch wie etwa der Alpenferner über den Hohentwiel hinausz wächst. Darin liegt keineswegs eine Erhöhung Wilhelmine v. Hillern's über Berthold Auerbach; nur der innere Unterschied zwischen Weiden, zwischen der Muse des behutsamen, mit philosophischer Bedächtigkeit schaffenden Epikers des Schwarzwaldes und der impulsiven, in tragischer Kraft sich steigern den Alpenmuse der Frau v. Hillern soll damit angedeutet sein. Man denkt auch an Georg Ebers und dessen Roman „Homo sum“, wenn man die Erzählung „Und sie kommt doch!“ in's Auge faßt. Das Studium der Vergangenheit, des klösterlichen Anachoretenthums frappirt sogar bei der Frau, während es an dem Manne nicht besonders auffällt. Aber Georg Ebers ist geklärt, harmonischer; Frau v. Hillern dagegen phantastischer, gewaltiger und gerade in ihrer letzten Erzählung — excentrisch.

So bleibt Wilhelmine v. Hillern sie selbst, ein originelles Talent, dem nur zu wünschen wäre, daß es in die Grenzen maßvoller Einschränkung sich zurückfinde, die es jüngst in einem einzigen Falle übersprang. Es ist an imposanteren Erscheinungen in unserer zeitgenössischen Literatur kein Mangel; aber was Frau v. Hillern vor Allen voraus hat, ist ihr Temperament, ihr mächtiger Herzschlag, das, was man bei uns in Wien volkstümlich mit dem Worte „Racc“ bezeichnet. Die Musen waren ihr günstig; sie hat nie die Wahrheit des französischen Ausspruches empfunden, daß die Literatur eine liebenswürdige Gesellschafterin, aber eine schlechte Ernährerin (*compagne aimable, mauvaise nourrice*) ist. Möge die Gunst der Musen ihr erhalten bleiben!

## Aus dem norddeutschen Bauernleben.

Von  
Friedrich Oetker.

### Die Fahrt zum Freischützen.

Die Ruhe eines sonnigen Pfingstmorgens lag über dem Gehöft einer kleinen Mühle, das mühsam einer ausgedehnten Wüstung zwischen den Feldmarken mehrerer Dörfer abgewonnen war. Das Mühlenrad stand des Festes wegen still. Desto eifriger flogen ein paar gelbe Bachstelzen ab und zu, die dicht neben dem Wasserrade in einer kleinen Mauerhöhlung ihr Nest angebracht hatten und nun auf's eifrigste beschäftigt waren, die fleißig geöffneten Schnäbel ihrer Jungen zu füllen. Auch die zahlreichen Völkchen eines nahen Bienenstandes ließen sich durch das Fest nicht abhalten, mit fröhlichem Gesumme Honig und Blüthenstaub einzubringen.

Dem Bienengarten zugewandt, am offenen Fenster einer sorgsam gefehrten, mit schneeweißem Sand bestreuten und mit heiteren Maien geschmückten Stube, saß eine stattliche Frau von etwa dreißig Jahren und las ein Gesangbuchslid, das auf das heilige Pfingstfest Bezug hatte. Nachdem Haus und Küche besichtigt waren und die Uebrigen sich zur Kirche begeben hatten, die fast eine Stunde entfernt lag, hielt sie selbst ihre stille Hausandacht ab, indem sie von Zeit zu Zeit einen glücklichen Blick auf ein rosiges Kind warf, das von einem flächslöpfigen Knaben gewiegt wurde.

Der Kleine hielt ebenfalls ein Gesangbuch in der Hand, und merkte am leisen Geflüster der Mutter, daß sie gerade dasselbe Lied las, welches er als Ferienaufgabe auswendig zu lernen hatte. Er wollte eben darüber eine Bemerkung machen, als der Kettenhund anschlug und das Herannahen eines Fremden verkündigte.

Fritz, süh eis tau<sup>1)</sup>, wer da is! sagte die Frau und legte ihr Buch zur Seite.

Fritz sprang davon und kehrte bald mit einem Briefe zurück, den ein zwei Meilen entfernt wohnender Neffe des Hausherrn schickte. Der Bote kam hin-

<sup>1)</sup> Sieh' mal zu.

terher. Er war lediglich zur Ueberbringung dieses Schreibens abgefandt worden; denn ein Briefverkehr durch die Post fand zu jener Zeit unter Vandleuten in derartigen Verhältnissen fast gar nicht Statt. Das Porto und die Bestellgebühren waren meist so hoch, daß man auch einen besonderen Boten dafür bingen konnte, und dann war man doch wenigstens sicher, daß der Brief zeitig an's Ziel gelangte, während Postsendungen nicht selten eine volle Woche und länger unterwegs blieben.

Dabei gewährten die Boten auch noch sonstige Vortheile und Annehmlichkeiten: sie konnten namentlich den Briefinhalt mündlich ergänzen, was für die langsamen und schwerfälligen Schreiber oft von großer Bedeutung war.

Unser Bote wußte neben den vielen Grüßen und Aufträgen, welche er auszurichten hatte, noch wahre Wunderdinge von den Vorbereitungen zu erzählen, die zur Abhaltung eines großen Freischießens gemacht würden und woran die Gebattern und Gebettern von weit und breit Theil nehmen sollten.

I, dat is jo prächtig! rief die Frau; Fritz, make den Breif man up un klk eis tau, wat'r inne steit <sup>1)</sup>!

Fritz ließ sich das nicht zwei Mal sagen und las ungefähr wie folgt:

„Mein lieber Christian-Better! Ich wollte Euch zu wissen thun, daß wir noch alle munter sind und Ihr hoffentlich auch, und daß wir übermorgen Freischießen haben und ihr alle dabei sein müßt, aber unser Perdevieh den Berg nicht gewohnt ist und nicht aufhalten kann wegen Hintergeschirrs, daß ihr also selbstn das abmachen müßt, aber an der hiesigen Seite und dieser Halbe <sup>2)</sup> bei dem großen Schlagbaum sol unser kleiner Wagen halten, da könnt Ihr pfeiflich und kammobig weiterfahren, und nicht zu vergessen der Fritz mus parutumente auch dabei sein, sonst weren de Derens <sup>3)</sup> falsch . . .“

Zuchhe! rief Fritz und sprang singend umher, ek kome ök mè' . . .

Jubelire man nig tau freu! <sup>4)</sup> mahnte die Mutter, ek löwe <sup>5)</sup> nig, dat de Vatter dat taugift. Awer les man erst wter!

„Und nich zu vergessen, viele echte Lennenlepels und ein Mehrschapp <sup>6)</sup> und zwei Kälwer weren auch ausgeschosen und da müßt ihr auch dazu gehören und de neie Flinte mebringen, und von wegen des Branntweins, da wollt ich bitten . . .“

O et is gaud, Fritz, unterbrach hastig die Frau ihren Knaben, und warf einen vorsichtigen Blick auf den Boten, den Brief an sich nehmend, ek weit al, wat dar nog kumt; awer ek löwe nig, dat de Vatter darup ingeit <sup>7)</sup>. Wi könt ösch dat man ut'm Koppe slän <sup>8)</sup>.

Dabei stand sie auf, gab dem Boten unter allerlei Fragen über dies und das zu essen und zu trinken und überlegte dann, was zu thun sei, nicht um

<sup>1)</sup> Make den Brief nur auf und sieh' mal zu, was drin steht.

<sup>2)</sup> Der plattdeutsche Ausdruck für Seite.

<sup>3)</sup> Die Dienen, Mädchen, nämlich die Schwestern des Briefschreibers.

<sup>4)</sup> Nicht zu früh. <sup>5)</sup> Glaube.

<sup>6)</sup> Zinnerne Kessel und ein Kleiderschranz.

<sup>7)</sup> Darauf eingeht.

<sup>8)</sup> Wir können uns das nur aus dem Kopfe schlagen.



sich die Sache „aus dem Kopfe zu schlagen“, sondern um ihren gestrengen Ehemann zur Annahme der Einladung zu bewegen. Sie wollte doch gar gern ihrem lieben Fritz die Freude gönnen. Und dann auch fand sie selber noch große Lust an Spiel und Tanz.

Und ein ganz besonderer Reiz lag für sie noch in dem Umstande, daß der Brieffschreiber in einer vertraulichen Nachschrift die Fürsprache der „Frau Wase“ für einen Schatz in Anspruch nahm, von dem der Vater nichts wissen wolle. Das Mädchen sei aber brav und werde der „Frau Wase“ gewiß gefallen.

Das Hauptbedenken gegen die gemeinsame Wanderung bestand darin, daß die Mühle einsam gelegen war und daher mit Rücksicht auf eine Unzahl von Bettlern und Landstreichern, die damals umherschwärzten, leicht allerlei Unbilden zu besorgen standen. Man hatte nur einen einzigen Nachbar, einen Schuhmacher, und dieser arbeitete mit einem Gesellen und einem Stiefsohne meist auswärtig, gewöhnlich erst spät Abends heimkehrend. Dennoch gründete sich die Hoffnung der tanzlustigen Frau, an dem fernen Vergnügen Theil nehmen zu können, auf diese Nachbarnleute: am zweiten und dritten Festtage, meinte sie, bliebe wol der Schuhmacher auf alle Fälle zu Hause, und im Uebrigen werde sich eine genügende Verständigung auch schon erzielen lassen.

Sie begab sich daher ohne Aufschub in das kleine Nachbarhaus, um noch vor der Heimkehr der Kirchengänger zu versuchen, was zu erreichen sei. Indessen traf sie nur die Nachbarin zu Hause. Diese aber war in bester Laune: sie hatte einen großen Kuchen vor sich und aß tapfer darauf los.

Als die Müllersfrau eintrat, wurde sie ein wenig verlegen, rief dann aber auflachend: Ja, ek mak't binahe asse de ole Fokk'sche: Wenn ek't schmekke sau schmekk' ek't dögend<sup>1)</sup>.

Es ging nämlich die Sage von einer alten braven, aber wunderlichen Frau jenes Namens, die alle Jahre ein Mal herrlich und in Freuden lebte und hernach sich lange Zeit auf's dürttigste behelfen mußte. Wenn sie im Herbst ihr aufgefüttertes Schweinchen schlachtete, hing sie sämtliche Würste u. s. w. über ihrem Bette auf und aß dann Tag und Nacht darauf los, was das Zeug halten wollte. Als sie einst bei einem solchen Schmause betrossen und auf die spätere Noth hingewiesen wurde, sprach sie gelassen: Wenn ek't schmekke sau schmekk' ek't dögend! Mot ek denn ok en Tid lang krum liggen, sau weit ek dog, dat ek't ein Mal orrentlig schmekket hebbe.

Dat is eigentlich sau dum nig, meinte die Schustersfrau; allenhand<sup>2)</sup> mak' ek't en beten na; denn wat'n'in Liwe het, is am sekersten upbewahrt<sup>3)</sup>.

Wat ek seggen wolle, Nawersche<sup>4)</sup>, sagte die Müllerin nach einer Weile, schöll't wol<sup>5)</sup> angän, dat öhr Man oder de Geselle Hinnerk en par Nächte in usen Huse schleipe? ek woll gëren më' n'at Frischeiten, un da kön wi wol des Abends nig mër trügge komen.

<sup>1)</sup> Ja, ich mache es beinahe wie die alte Fokke: Wenn ich's schmede, so schmede ich's tüchtig!

<sup>2)</sup> Zuweilen.

<sup>3)</sup> Was man im Leibe hat, ist am sichersten aufbewahrt.

<sup>4)</sup> Was ich sagen wollte, Nachbarin.

<sup>5)</sup> Sollte es wol.

I, worüm schöll dat nig angän könen, antwortete die Schustersfrau mitten in besten Genusse und darum in rosigster Laune; morgen is niks te daun, un awermorgen weret de Kêrls ok wol nog blauen Mandag oder Dingsdag maken . . . Awer nu will ek man eis sau dum kören, plegt üse Vader<sup>1)</sup> te seggen, nu will 'k man eis sau dum taufragen, wo blift denn de lütje Kristel? Wêgen will' k'n jo wol, äwer 'n Titte kan ek'n dog nig gewen! . . .

Ne, erwiderte die Müllerin lachend, ne, dat schöll wol nig gaud gan; awer dat maket nig, den lütjen Jungen nehme ek mée.

Na, wenn dat is, denn man tau! Ek will glik mit den Kêrels kören, saudrae<sup>2)</sup> asse se van der Kerken trügge sind, un dann krige ji up'r Stêe' Naricht . . .

Als die Kirchengänger herannahen, nahm die Müllerin ihren kleinen Kristel auf den Arm und ging dem Gatten eine Strecke entgegen. Das Büblein lachte und jubelte vor Behagen, als es den Vater erblickte und dieser den „Schelm“ lieblosend auf die Arme nahm und ihn tänzeln lassend neben der glücklichen Mutter herschritt. Auch Fritz sprang herzu und erzählte, daß jetzt in dem Kerchenneste, das er jüngst in einer Ackerfurche entdeckt hatte, vier Junge seien.

Der Vater gab seine Freude darüber zu erkennen und ließ dann das Kind weiter tänzeln, indem er, wie er in besonders guter Stimmung wol zu thun pflegte, ein Lied dazu summt:

Wi wören in 'r Kerken, da örgel'<sup>3)</sup> de Köster;

Wi wören in 'n Holte, da blaus eis de Föster:

O, wo dat klung!

O, wo dat gung!

O, wo dat klung,

Min Jung, min Jung!

Un up 'r Kermis wurd danzet und sprungen,

Un up 'r Hochtîd van Olen un Jungen:

O, wo dat sprung!

O, wo dat gung!

O, wo dat sprung,

Min Jung, min Jung!

Bei jedem Schluß ward der Kleine hoch emporgeschneilt, was er mit freischendem Wohlgefallen aufnahm.

Ein besserer Augenblick, meinte die lebenslustige Frau, werde sich für die Anbringung ihres Wunsches nicht leicht finden. Sie erzählte daher lächelnd, was sich begeben und was sie bereits mit der Nachbarin verhandelt hatte, und Fritz unterließ nicht, nachdrücklich hervorzuheben, daß er ganz besonders dringend eingeladen worden sei.

Alein der Vater machte keineswegs ein so gewährungsfreundliches Gesicht, als Mutter und Sohn es wünschten. Das sei dumm, brummte er, daß man

<sup>1)</sup> Vater, die gewöhnliche plattdeutsche Form jener Zeit für „Vater“; Vår der ältere Ausdruck, bei alten Leuten noch gebräuchlich, in manchen Orten, auch auf Helgoland, allein üblich; Vatter, das neuere, gleichsam vornehmere Wort.

<sup>2)</sup> Sobald.

<sup>3)</sup> Orgelte.

das Ausschließen der Böffel und Kälber mit dem Freischießen verbunden habe; an diesem liege ihm gar Nichts; im Gegentheil, sei ihm der Arm zuwider; aber freilich einige Gewinne möchte er schon holen . . .

Seine liebe Frau fand umgekehrt die Verbindung der beiden Schießen äußerst zweckmäßig; sie hütete sich aber wohl, dies auszusprechen; sie ging vielmehr auf den Gedanken des Mannes ein und betonte wiederholt, wie willkommen ihr ein paar Kalbsviertel und die neuen Böffel im Haushalt sein würden und daß der Besitz derselben bei der Geschicklichkeit des Gatten ja schon so gut wie gewiß sei.

Der Mann schien davon ebenfalls überzeugt zu sein. Und daß die gute Frau seine Kunst so rühmend und so zuversichtlich anerkannte, das that seinen Ohren gerade auch nicht weh. Aber er meinte doch, daß man zuweilen auch sonderbares Mißgeschick haben könne; so habe er einstmals „zwei Mal Knopf geschossen“ und das dritte Mal die Scheibe gefehlt, und damit die beste Aussicht vernichtet. Awer ek löwe, de Schibenkiker was bestöken . . .

O dat passirt düt Mal gewis nig! versicherte die Gattin . . .

Nu ja, sagte endlich der Müller nach langem Bedenken, sau will wi't sau maken, dat ek etwas later <sup>1)</sup> gäe; ek kome denn tau't Utscheiten nog freu genau <sup>2)</sup> un hebbe mit den awrigen Larm niks te daun. Fritz mag minet halben mēlopen, da de Schaule jo dog erst later wēr angeit un hei sine Lexen ja wol al kan.

Ja, Vatter, dat kan ek, rief dieser; ek weit al den ganzen Pingstgesang van buten <sup>3)</sup> un ut dem Katechismus: „daß der alte Adam in uns durch lägliche Reue und Buße soll erlöset werden, und . . .“

Blöhllich stockte er und sah in das betäubte Gesicht der Mutter.

Ja, un ek nig, Vatter? fragte diese in schmerzlicher Ueberraschung . . .

Wo denkst du hen? Wischen <sup>4)</sup>! wi könt dog nig alle ut'n Huse gän! Un wo woste denn mit'n Kinne hen?

Na, Vatter, den leiwen Jungen nehm' ek up'n Arme mēe' . . . und dabei nahm sie das Kind wieder an sich und küßte und herzte es zärtlichst . . . un denn hebb'k jo al'e seggt, dat de Schauster oder sin Geselle in usen Huse schlapon schall.

Indessen dauerte es noch geraume Zeit und die gute Frau mußte noch allerlei kleine Künste anwenden, wobei ihr nicht selten die Thränen in den Augen standen, bevor der gestrenge Gatte ihrem Wunsche entsprach. Endlich gab er den festen Bescheid: Nu, minetwegen! awer wi gaet erst den Dingsdag-Morgen, un 't mot gaud Wēr stn; un ek kome vör de Nacht wēr trügge bet den annern Middag.

Da war denn Freude und Zurüstung überall. Das Wetter konnte ja unmöglich schlecht werden wollen . . . Fritz lernte seinen alten Adam zu Ende; die Mutter sorgte für allerlei Reisebedarf; der Vater sah die Scheibenflinte nach, goß Kugeln und strich Talgpfaster; denn zu jener Zeit wurden die Kugeln noch mit einer solchen Umhüllung in den Lauf gestoßen.

<sup>1)</sup> Später.

<sup>2)</sup> Früh genug.

<sup>3)</sup> Auswendig.

<sup>4)</sup> Wischen.

Dann kam der Nachbar und bot seine guten Dienste an. Zugleich war er bedacht, sofort einen Gegendienst zu erlangen; denn er hatte Streit mit dem Zunftamt der nächsten Stadt, und in solchen Fällen pflegte er nicht leicht ohne den Rath des Nachbarn Etwas zu unternehmen.

Wenn hei en betjen<sup>1)</sup> mê uppassen well, Nawer, sagte der Müller, sau is dat dankenswert; ek denke awer dog stüwst up de Nacht wêr da te wesen.

Das kam nun dem guten Schuhmacher etwas in die Quere. Indessen rückte er doch mit seinem Anliegen heraus.

Der Mann hatte schon zur westphälischen Zeit sein Handwerk frei und umfangreich betrieben, war Meister geworden, hatte Gesellen und Lehrlinge gehalten und war lange Jahre von der Zunft unbehellig geblieben. Auf ein Mal aber wurde er zur Rechenschaft gezogen, weil er nicht befugt sei, einen fremden Gesellen zu halten, sondern als Dorfmeister nur eigene Söhne anlehren und arbeiten lassen dürfe. Er hatte einen Handwerksgenossen, der eine halbe Stunde entfernt wohnte, in Verdacht, ihn angezeigt zu haben, und da der Müller mit demselben befreundet war, so schien dieser dem Nachbar doppelt geeignet zu sein, Rath und Beistand zu gewähren.

Der vermeintliche Gegner bestritt aber geringschätzig, daß er mit der Sache irgend etwas zu schaffen habe. „Was kümmert mir wol der Flickschuster!“ sagte er und warf sich in die Brust; „ich bin in Paris geweest!“

Das war richtig. Der Mann hatte lange Zeit in Paris gearbeitet, lieferte unbestritten das beste Schuhwerk weit und breit und sprach eben so gut französisch wie hochdeutsch, was freilich nicht viel heißen wollte. Sein Widersacher dagegen arbeitete zwar nicht schlecht, und war keineswegs ein bloßer Flickschuster, vielmehr ließen die Sandleute mit Vorliebe bei ihm arbeiten, weil er auch in die Häuser ging, und unter den Augen der Leute zuschnitt und nähte; allein französisch konnte er allerdings nicht und mit seinen Nebenarten wußte er auch nicht recht Bescheid. Er hatte jedoch von einem Mitgesellen vordem eine Anzahl ungarischer und italienischer Flüche gelernt, die er mitunter erfolgreich anzubringen wußte. Namentlich hatte er einst der Müllerin einen erheblichen Dienst geleistet, als diese mit einer französischen Einquartierung sich nicht verständigen konnte. Der fremde Schnauzbart wollte eines Tages etwas ganz besonderes essen und wußte das nicht anders zu erklären, als daß er mit der Hand Kreise beschrieb, dann auf seine Finger zeigte und einige deutsche Brocken hervorbrachte, die ungefähr so gelautet haben sollen: „bring' so lang Maschin! wenn transchir', maß pass, spazier' eraus fünf Personn!“

Als dies nicht ausreichte, ging er in den Garten und holte ein paar Erbsenschoten, was die Sache sofort klar machte.

Er wollte aber nicht bloß Erbsen, sondern auch noch etwas anderes haben, was er fortwährend mit Kreislinien zu bezeichnen suchte; jedoch vergebens.

Endlich rief die Müllerin den Nachbar Schuster zu Hilfe. Der kam denn auch, hörte den Franzosen, der ihn für einen Sprachkundigen halten mochte, ruhig an und sagte dann mit Würde: *teremtete! cospetto di Baccho!*

<sup>1)</sup> Ein wenig.

Rittik, rittik! rief da der Franzose vergnügt, bakko, Pantkut bakto!

Da es nun an jungen Erbsen, an Mehl und Eiern nicht fehlte, so wurden die Wünsche des Franzosen reichlich erfüllt und alle waren höchst befriedigt.

Am Dienstagmorgen war der Himmel — o Schrecken! — dicht umzogen. Et is niks, Wischen! rief der Müller seiner Frau zu, als er aus dem Fenster blickte. Diese seufzte schmerzlich auf, antwortete aber doch mit wohlgenutheter Freundlichkeit: O, et well sek nog wol upklaren, Vatter! Dat is jo nein Regen, et fisselt man'n betjen!

Aber nach einiger Zeit war ein rechtschaffener Regen nicht mehr zu bestreiten.

I, wat kehre wi ösch an den Regen! rief Fritz.

Et well nog wol bëter wëren, meinte die Mutter.

Der Vater sah wiederholt nach dem Wetterglafe . . . De Barmeter stigt, sagte er endlich, wi will 't wagen; vörwärts!

In wenigen Minuten waren Alle, nachdem der Magd noch Mahnungen und Weisungen wegen Feuergefährd. gegeben worden waren, unterwegs. Man schützte Kopf und Nacken mit Tüchern; denn Regenschirme waren damals auf dem Lande noch völlig unbekannt; am gesichertsten saß der kleine Kriftel, der unter dem Mantel der Mutter bald wieder eingeschlafen war.

So ging man rüstig über die Haide und dann zwischen wogenden Kornfeldern hin dem Berge entgegen.

Kinder und Hunde machen jeden Weg zwei oder drei Mal; so ging es auch Fritz; überall fand er etwas zu betrachten, eine Blume, ein Schneckenhaus, einen Stein . . . Dann kam man an den Berg; der Weg ward immer steiler und beschwerlicher, der Vater gebot Schweigen, weil Sprechen und Steigen die Brust zu sehr angreife und ging selber voran, alsbald einen langsamen, gemessenen, stetigen Bergschritt annehmend.

Nach einiger Zeit ließ der Regen nach, man konnte die nassen Kopftücher abnehmen und stand nach halbstündiger Anstrengung auf der Höhe des Berges.

Oben befanden sich große Sandsteinbrüche. Die Abfälle wurden nach der Seite des Berges abgeschüttet. Dadurch waren weit vorspringende, sogenannte „Klippen“ entstanden, von denen man eine entzückende Aussicht auf das ganze Thal genoß. Fritz war der Erste, der oben stand, und jubelte laut auf: da ligt use Hus, use Garen! da steit de grote Pöppel! <sup>1)</sup> Wo glad <sup>2)</sup> dat ütsüht! Un wter hen de velen Barge! gint ünner! <sup>3)</sup>

In der That gewährte die kleine Mühle, mit der baumreichen Umgebung inmitten der weiten Haidefläche einen freundlichen Anblick, und die Aussicht nach der fernen fliegengliedrigen Bergkette war wundervoll.

Die Wanderer standen geraume Zeit still und blickten schweigend auf ihr kleines Besitztum hinab, das sie mit jahrelangen Anstrengungen errungen hatten.

Gewe de leiwe Gott, dat Niks passirt! betete die Frau und drückte ihr Kind fester an die Brust.

Amen! rief der Mann, indem er den Hut küßte; un nu vörüt, Fritz!

<sup>1)</sup> Doppel.

<sup>2)</sup> Hübsch.

<sup>3)</sup> Dort unten.

rechts an den Steinkülen hen! Nig te nahe an't Euwer! De sind allenhand holle weiket <sup>1)</sup>.

So zog man weiter, zunächst unter hohen Buchen hin, die dann und wann noch ein paar Regentropfen auf die Wanderer herabschüttelten.

Dann ging's bergab, und es durfte nun wieder gesprochen werden.

O, wat bin ek döstig <sup>2)</sup>! rief Fritz.

Ja, ek ok, versicherte die Mutter.

Na, teuwet <sup>3)</sup> man, tröstete der Vater, dem weit und breit jeder Fleck des Waldes bekannt war, ek weit en prächtigen Borm; ek wolle, hei sprünge in usen Dike <sup>4)</sup> Dabie will wi ösch etwas rēsten <sup>5)</sup>.

Nach einiger Zeit lenkte er vom Wege ab und drang durch ein Lannendickicht in eine windgeschützte Vertiefung, wo zwischen Moos und Steinen eine köstliche Quelle hervormurmelte und als klares Bächlein in's Thal hinabrieselte.

Fritz wollte sich sogleich niederwerfen und trinken, aber der Vater gebot Halt!

Man mot nig sau in de Hitte henin drinken, sagte er vertweisend, darvan kan man den Dod hebben. Un denn mot man ut'r hollen Hand drinken, wil sūs allerlei Ungezifer mēe hendal gan kan. Seuk erst Mos un Löf <sup>6)</sup>, dat wi för de Mutter en Sitz maket!

Das geschah denn; ein alter Stubben bot eine bequeme Kücklehne, und bald saß die ermüdete Frau still und behaglich und legte den Kleinen, der schon wiederholt vor Hunger geweint hatte, an die Brust.

Dann zog der Mann, sich ebenfalls lagernd, aus seiner Jagdtasche, Brod und ein Fläschchen Branntwein hervor, und theilte Jedem davon Etwas mit. Sau, sagte er dann, nu kön wi ok Wäter drinken; Fritz, hale Jedem ein Glas vull!

Zugleich wurden die mitgenommenen Vorräthe ausgetheilt. Und so schmauseten sie und versicherten alle um die Wette, daß es ihnen vortrefflich schmecke. Auch der kleine Kriftel gab sein volles Behagen zu erkennen.

Man hätte bei der Gruppe an eine „Ruhe auf der Flucht nach Egypten“ denken können; nur würde Fritz den Esel haben vorstellen müssen, wozu er sich wol kaum verstanden hätte. Er war zuerst wieder auf den Beinen; er ging dem Gesange einer Drossel nach und rief bald jubelnd herüber, daß er ein Nest mit drei Eiern gefunden habe.

Most nig tau lange darbie stān bliwen, rief ihm mahnend der Vater zu, de Olen dthet'r sūs af <sup>7)</sup>.

Erquickt und gesättigt zog man dann weiter. Bald hörte der Wald auf; man kam an Rämpe und Gelände, und hier ging der Mann abermals vom Wege ab. Er hatte vor einem Jahre ein paar schöne Schwarzdornschöbflinge bemerkt und konnte es sich nicht versagen, jetzt nachzusehen, wie stark sie inzwischen

<sup>1)</sup> Zuweilen hohl geweicht, unterhöhl.

<sup>2)</sup> Durstig. <sup>3)</sup> Wartet nur.

<sup>4)</sup> Im Mühlteiche.

<sup>5)</sup> Erholen, ausruhen. <sup>6)</sup> Laub.

<sup>7)</sup> Die Alten geben das Geniste sonst auf.

geworden seien. Vergnügt kehrte er zu den Seinigen zurück und versicherte: taukumen Jår<sup>1)</sup>, mot ek se halen; en pår kapetale Gåestökke<sup>2)</sup>!

Als die Wanderer bei dem „großen Schlagbaume“ ankamen, stand der Wagen schon bereit, und der Knecht gab eben den Pferden das letzte Stück Brod. Es war freilich nur ein Ackerwagen; aber zwei Strohsitze und die Ermüdung, die eben noch durch die hervorbrechende Sonne vermehrt wurde, machten ihn einladend genug.

Fritz kletterte sofort auf den Fuhrmannssitz. Der Vater gab dem Knecht einen Schluck Brantwein und rief: Nu låt løpen!

Zwar waren die Wege nicht die besten; das Fürstenthum, welches man quer zu durchfahren hatte, war seit langen Jahren verüchtigt wegen seiner schlechten Straßen, die aus der fürstlichen Cassé zu bessern gewesen wären; aber unsere Wanderer ließen sich das nicht anfechten. Die Pferde waren stark, die frischen Felder entzündend, und dann die mächtigen Stämme eines herrlichen Eichwaldes, durchsäet mit zahlreichen Granitblöcken, so schattig und wohlthuend, daß Alle sich höchst behaglich fühlten.

Vatter, wo kúmt de velen Steine her? fragte Fritz.

Ja, min Junge, dat weit wol Nómst sau recht; awer de leiwe Gott het Alles maket . . .

Warum hed hei se denn sau einzeln úmmeherstret?

I dat 'n lichter daran kómen kan! antwortete schmunzelnd der Vater, sich damit nicht eben schlechter aus der Klemme ziehend, als damals manche Gelehrte gethan haben, die sich bis zu den Mondkratern verstiegen.

Später ist man wirklich an die Steine „herangekommen“ und hat sie zu Bau- und Wegesteinen verkleinert.

Nach anderthalbstündiger Fahrt langte das Gefährte in der Nähe des Festorts an, und die Reisenden vernahmen bald Musik und lebhaften Trommelwirbel. Der Müller ward davon sehr unangenehm berührt: er hatte gehofft, daß der Festzug schon ausgerückt sein werde; denn er liebte dergleichen Schaugepränge durchaus nicht. Allein da sein Bruder Kurt-Heinrich, oder Kórdhinnerk, wie die Bauern ihn hießen, zum Anführer gemacht worden war und die Geladenen jeden Augenblick eintreffen konnten, so hatte sich derselbe bereben lassen, dem Zuge gerade vor seinem Hofe Halt zu gebieten.

Man benutzte diese Frist, um auf Abschlag zu trinken und die Húte mit Kastanienblättern und Eichenzweigen, die von den Thor-Bäumen des Anführers abgeschlagen wurden, zu schmücken. Dieser, eine stämmige, handfeste Gestalt, saß hoch zu Roß, einen großen Dreimaster mit Federbusch auf dem Haupte, einen mächtigen Reitersäbel an der Seite, und überhaupt wie ein Marschall würdevoll anzuschauen.

Als das Gefährte seiner Gäste heranlam, commandirte er Achtung! und ein donnerndes Hurrah erfüllte die Luft.

Fritz und seine liebe Mutter waren von dem Empfange sehr erbaut; Vater

<sup>1)</sup> Künftiges Jahr.

<sup>2)</sup> Gehstädte, Wanderstädte.

Christian aber runzelte die Stirn und hatte Mühe, seinen Unwillen zu verbergen. Indessen konnte er doch ein Lächeln nicht verbergen, als er den Aufsprung seines Bruders gewahrte und rief ihm heiter zu: Gundag, Bräuerken<sup>1)</sup> Hauptmann!

Zur Theilnahme am Zuge aber war er schlechthin nicht zu bewegen. Er schützte Ermüdung und Hunger der Seinen vor, und versprach, baldigst nachzukommen; man möge nur mit dem Schießen beginnen, für ihn werde schon noch eine Stelle bleiben, wo er „hintreffen könne“. Die letzten Worte wurden mit einem gewissen lächelnden Selbstbewußtsein betont, und Bräuerken-Hauptmann lachte mit stolzem Einverständnis seine Zustimmung. Schade, sagte er, das sau'n Flügelmann fehlt! Und das konnte man wirklich sagen; denn der Müller maß seine sechs Fuß und hatte dabei eine entsprechende Breite und Stärke, so daß man kaum einen stattlicheren Mann sehen konnte.

Achtung! commandirte der Feldherr von Neuem; und so trat denn Alles in Reih' und Glied, und da eine Anzahl früherer Soldaten Theil nahm, so gewann auch der Zug ein geordneteres Ansehen, als man wohl hätte erwarten sollen, und die ganze Bewohnerschaft, namentlich die weibliche, sah ihm mit Wohlgefallen nach.

Einen besondern Jubel erregte stets ein ehemaliger Dragoner, der wie eine Art Adjutant neben dem Anführer ritt und bald hier bald dort in launigster Weise ordnend eingriff. Den Höhenpunkt des Beifalls aber erzielte er dadurch, daß er sich mit großer Gewandtheit terzengrade auf's Pferd stellte und voraus ritt.

Nicht minderen Beifall fand der Trommelschlag des „Lamburs Fine“. Er war ebenfalls lange Jahre beim Militär gewesen, und hatte sich eine solche Fertigkeit erworben, daß er die Trommelschläge einen um den andern in die Luft warf und wiederfang, ohne aus dem Tact zu kommen. Ja, de Fine is dog 'n wahren Düwelskêrl! hurrah Fine! riefen dann die Zuschauer.

Ab und zu ließ sich eine kleine Musikbande hören. Ohne Musik können solche Festlichkeiten nicht vor sich gehen. Und doch waren zu jener Zeit die Dorf- und selbst die Stadtkünstler gar wenig geachtet. Sie wurden gewissermaßen als bezahlte Spazmacher angesehen. Es gab sogar ein Sprüchwort, welches die Geringschätzung drastisch ausdrückt: Sta up, Musekante, dar kan jo nog 'n Minsche sitten<sup>2)</sup>!

So kam der Zug nebst einem Schwarm von Kindern und sonstigen Mitläufern auf dem Schießplatze an und das Schießen begann. Das Schießen, aber nicht das — Treffen! Duzende von Schüssen gingen vorbei; und doch hatte die Scheibe über drei Fuß im Durchmesser und die Entfernung betrug nur ungefähr sechzig Schritt.

Freilich waren die schlechtesten Schützen die hitzigsten und die meisten Gewehre hatten ein Aussehen, als könne der Schuß auch mal rück- oder seitwärts zum

<sup>1)</sup> Bräuerchen.

<sup>2)</sup> Da kann ja noch ein Mensch sitzen.



Vorschein kommen. Büchsen und halbgezogene Flinten, sowie Gewehre mit Bisfiren auf der Mitte des Laufs, waren nicht gestattet.

So oft ein Schuß vorbeiging, erhoben die Jungen ein schallendes Hohn-  
gelächter und riefen auch wol: Het er midden — um mēhen drapen<sup>1)</sup>.

Kurt-Heinrich hatte noch nicht geschossen. Er ließ sich die Lust erst abtühlen und wartete auf die Ankunft des Bruders. Wol aber hatte sein Sohn und Stammhalter Hinnerk schon einige Schuß gethan. Er galt für einen guten Schützen und stand namentlich in dem stillen Rufe, ein glücklicher Wilderer zu sein; aber jetzt hatte er noch keinen nennenswerthen Erfolg erzielt. Er war aufgereggt und zerstreut, und richtete meist den Blick nach dem Dorfe, von wo allmählig einzelne Gruppen von Mädchen und Frauen herankamen und in den aufgerichteten Zelten sich niederließen oder hinter dem Schießplatze lachend und schäkternd sich ergingen.

Endlich ließ sich ein Trupp erblicken, der Heinrich's besondere Aufmerksamkeit erregte. An der Spitze schritt ein großes stattliches Mädchen, mit hellblondem Haar und blauen Augen, die es längst dem reichen Anerben angethan hatten. Denker's Sophie oder Fite, wie man gewöhnlich sagte, galt im ganzen Dorfe für Heinrich's Geliebte. Auch sein Vater kannte das Verhältniß, hatte aber wiederholt mit einem schweren Fluche versichert, daß aus der Sache nichts werden könne und solle. Gegen das Mädchen selbst wußte er eigentlich nichts einzuwenden; aber sie war nur von einer „minnen“ Stätte, während sein Sohn auf das reichste Mädchen im Orte Anspruch machen konnte.

Heinrich suchte es so einzurichten, daß er mit einem Freunde „unversehens“, wie er dachte, dem Mädchen in den Weg kam; aber der Alte hatte das Manöver recht wohl bemerkt und durchschaut und murmelte wüthend in den Bart: De vermukte Junge! Kikt he nig alwēr na den Balg, de niks het, asse de Klatern up'n Liwe<sup>2)</sup>!

Das war nun eine arge Uebertreibung, eine Uebertreibung blindesten Wuth; denn das Mädchen hatte keineswegs eine unansehnliche Aussteuer zu erwarten; aber freilich konnte die Mitgift nicht so ausfallen, wie Kurt-Heinrich sie dem einzigen Sohne gewünscht hätte.

Endlich kam auch der Bruder mit seiner Frau an. Das stattliche Paar erregte allgemeines Aufsehen. War auch der Müller ein geborenes Dorfkind, so hatte er doch den Ort so früh verlassen und so selten und immer nur auf so kurze Zeit wieder betreten, daß er den Meisten, namentlich dem jüngern Geschlechte völlig fremd erschien und daher mit doppelter Aufmerksamkeit angestarrt wurde.

Er war eigentlich zum Landwirth erzogen worden, hatte aber auch ein paar Handwerke erlernt, war dann plötzlich fortgegangen — man sagte wegen eines Liebesverhältnisses — hatte Emden, Hamburg und andere Städte besucht, ein paar Fahrten zur See gemacht, überall sich fortzubilden gesucht, und schließlich „hinter dem Berge“, in einer halben Wüstenei sich angesiedelt und verheirathet.

<sup>1)</sup> Hat er mitten (nicht hinein, sondern) um hin getroffen.

<sup>2)</sup> Lumpen auf dem Leibe.

Dort gehörte er bald zu den angeseheneren Bewohnern der Gegend und stand auch mit den öffentlichen Würdenträgern, mit Förster, Pastor und Schullehrern, auf dem besten Fuße.

Heinrich hatte natürlich nicht verfehlt, von dem „Christian-Better“ und seiner vortrefflichen Flinte zu erzählen. Ja, pflegte er seine Schilderungen zu schließen, et is man 'n einfache Flinte, awer 'n ganz barbärsch Gewehr!

Natürlich drängte sich nun Alles heran, als der „Ausländer“, den man durch ausdrückliche Erklärung wegen seiner früheren Ortsangehörigkeit zum Mitschießen ermächtigt hatte, sich bereit machte, „sein Glück zu versuchen“. Und da zeigte sich denn eine auffallende Erscheinung: als Christian die Flinte zur Hand nahm und zu laden suchte, zitterte er so heftig, daß er kaum das Pulver und die Kugel in den Lauf bringen konnte. Verwundert sahen sich die Umstehenden an; einer der Vorwichtigsten rief laut: Na, wenn de drept, lät ek mi hängen!

Ja, denn bestelle man't Strik! sagte der Müller launig, schritt bebend auf den Pfahl zu, legte unter athemloser Erwartung der Umstehenden an, ward ruhig und fest, und in wenig Secunden saß die Kugel im Schwarzen oder im Knöpe, wie man dort sagte, der eigentlich weiß war.

Der Scheibenjunge warf die Mütze in die Höhe, sprang jubelnd auf und nieder und schrie: Knöp! Knöp!

Die Meisten vermutheten einen Irrthum. Alles lief daher nach der Scheibe, um mit eigenen Augen zu sehen; aber alle mußten bekennen, daß die Kugel wirklich den Knopf durchschlagen hatte und noch im eichenen Scheibenständer zu sehen war.

Nun wurde die Flinte besehen, ob sie nicht doch einen „gezogenen Lauf“ habe, und als auch das nicht der Fall war, fehlte wenig, daß man den „zitterigen“ Fremden für einen Hexenmeister gehalten hätte. Mehrere wünschten nun ebenfalls mit der Flinte schießen zu dürfen; worauf der Müller einsilbig erklärte, daß man zwar „Frauen und Flinten nicht verleihe“, daß er aber Zweien das Schießen gestatten wolle; denn mehr Kugeln könne er nicht wol entbehren. Indessen traf Keiner von Beiden auch nur die Scheibe, und nun hörten die Wünsche von selbst auf.

Niemand war mit dem Schusse unzufriedener, als der Schütze selbst. So gut hatte er eigentlich gar nicht treffen wollen; er trug kein Verlangen, Schützenkönig zu werden, denn das verursachte „Ärm“ und — Unkosten. Er sann daher nach, wie die Sache zu ändern sei, und das konnte nicht schwer fallen. Er erklärte, daß er sich zwar über den guten Schuß freue, daß er aber die Würde eines Schützenkönigs nicht annehmen könne. Es sei dankenswerth, daß man ihm überhaupt das Mitschießen gestattet habe und den besten Schuß werde er wol behalten; allein Schützenkönig dürfe nur ein Ortsangehöriger sein und als solcher könne er doch nicht mehr betrachtet werden.

Dies salomonische Urtheil fand allgemeinen Beifall; das Feld des Wett-eifers war nun wieder frei; man dankte dem Meisterschützen mit einem donnernden Hurrah und das Wettschießen begann wieder mit erneuter Kraft.

Ei, Christjan, meinte Kurt-Heinrich, dat häddest du dog nig daun

schölln! Et wöre dog ganz in'r Ornunge wesen, wenn wi de Schtwn an't Hus kregen hädde<sup>1)</sup>).

Wis man taufrée, Bräuerken, sagte Christian, de Schtwn schöll ji dog hebbn! Und so kam's auch. Christian sprach mit seinem Neffen Heinrich, ließ ihm die Flinte und gab ihm einige heimliche Winke, die bald zum Ziele führten: hól den Strich up'r Schwanzschruwe<sup>2)</sup> scharp im Oge un nim sin Kören!<sup>3)</sup> en bétjen links af! denn schal't wol gán!

Heinrich zielte scharf und lange, und brachte in der That eine der nächsten Augeln nahe an den Knopf. Der Scheibenjunge sprang und jubelte abermals, und Heinrich ward Schützenkönig, zur großen Freude des Vaters. Aber die Freude ward doch dadurch geschmälert, daß Denker's Arnd, der Bruder der Geliebten des Sohnes noch den nächstbesten Schuß that, also mit der Schwester den Anspruch hatte, zu allen weitem Festlichkeiten zugezogen zu werden.

Dat is insam, Krischan! sagte Kurt-Heinrich zu dem Bruder, kumt dat verdamte Wifsstük vernabend<sup>4)</sup> ok in't Hus!

Ja, Kórdhinnerk, erwiderte Christian, dategen well wol Niks te maken sin! Awer kum, lát ósch en beten alléne gan! et is Tid, dat wi de Branne-wns-Sake bespréket!

Kurt-Heinrich hatte eine Branntweinsbrennerei, betrieb sie aber nur wenig, weil die Steuerverhältnisse drückend waren und das Geschäft nach der Lage des Orts nicht sehr lohnend machten. Das Dorf lag hart an der Grenze, hatte einerseits eine bedeutende Steuer zu ertragen und andererseits den Wettbewerb der Geschäftsgenossen in dem steuerfreien Nachbarlande zu bestehen. Der Reiz zum Schmuggel war daher groß. Konnte in der Stille ein Fuder Branntwein über den Berg gebracht und nach und nach als einheimisches Erzeugniß wieder verkauft werden, so mußte das einen bedeutenden Gewinn abwerfen.

Dies Alles hatte Kórdhinnerk in's Auge gefaßt, und Bruder Christian sollte die Vermittlung übernehmen. Zwar war dieser nicht sehr geneigt, sich in dergleichen Dinge einzulassen; allein er mochte doch auch dem Bruder die Gefälligkeit nicht abschlagen. Dazu kam, daß der Verkäufer des Branntweins ebenfalls ein gutes Geschäft machte und in der Mühle Christian's schroten ließ, dieser also gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, ohne sich selbst einer erheblichen Gefahr auszusetzen. Und an „Unrecht“ dachte natürlich keiner von Allen; denn Schmuggel und Wildddieberei galten nach der allgemeynsten Volkssanschauung als völlig ehrenhafte Handlungen; nur mußte man dabei „nicht getriegt werden“!

Als die Weiden außer Gehörtweite der Andern waren, entwickelte Christian seinen Plan, wie folgt: Der Bruder solle ihm ein tüchtiges Pferd geben; damit wolle er noch heute Abend nach Hause zurückkehren, am andern Morgen mit dem Branntweinsbrenner verhandeln und abschließen und um Mittag wieder im brüderlichen Hause sein und am Ausschießen der Böffel und der Kälber Theil

<sup>1)</sup> Es wäre doch ganz in der Ordnung, wenn wir die Scheibe an's Haus bekommen hätten.

<sup>2)</sup> Schwanzschraube.

<sup>3)</sup> Fein Korn.

<sup>4)</sup> Diesen Abend.

nehmen. Auf den Abend solle der Bruder eine Solospielgesellschaft veranstalten und den Steuereinnehmer, sowie den Vogt dazu einladen. Dann, Bräuerken, schönst du dine besten Liköre nig! ümme ein Uhr is de Brannewin bi der Lanner<sup>1)</sup>, dar nimt 'n Hinnerk in Empfang, feuert lise achter den Höwen her un Klokke zwei is Alles sicher in diner Schöne!

Krischan, sagte der Bruder und spuckte zwei Klastern weit aus; Krischan, de Plan is kapetalig! Dat vergêt ek di nig! Min Pérd steit vörn in Dörpe bi Dreier's Kunrad, dar kanst du gltk upsitten gan; ek låte mi 'n annert halen oder gæ tefaute<sup>2)</sup>.

Christian machte sich halb auf den Weg. Der Lärm war ihm längst zuwider. Er sprach einige Worte mit der Frau, die sofort die Augen voll Thränen hatte, lieblosete sein Kind, ging mit Fritz zum Pferde und sprengte bald in einer Weise davon, die den geübten sattelfesten Reiter von ehedem nicht erkennen ließ.

Kristjan, hatte ihm der Bruder nachgerufen, Kristjan, grip mi dat Pérd nig tau starke an!! aber Christian dachte, eine kleine Bewegung könne dem feisten Thiere gar nicht schaden. Nach wenigen Stunden sah er sein Haus in heiterer Abenddämmerung liegen und fand Alles in bester Ordnung. Die Magd hatte Thüren und Fenster sorgsam verriegelt, und der Nachbar saß schon bereit sein Wächteramt zu üben, was nun bis zum nächsten Abend verschoben wurde. Bald herrschte die lautloseste Stille, bis am nächsten Morgen das Pferd wieder gefastelt wurde.

Desto lauter ging es im Hause des Bruders her. Es verstand sich von selbst, daß Anführer und Schützenkönig sich nicht lumpen lassen konnten. Nachdem man feierlich zurückmarschirt war, wobei aber gar Mancher schwankte und nicht recht Tritt zu halten vermochte, wurde die Scheibe vor dem Siebel des Festhauses, wo schon vier ältere hingen, angenagelt, und dann ging's an's Tanzen, und der Hausherr war stets mit der Branntweinsflasche in Bewegung.

Erst wurde ein „Langenglischer“ getanz; dann folgten Walzer und Hopper in endlosem Wechsel, wobei natürlich die schöne Schwägerin des Gastgeber nicht vergessen wurde und gründlich ihre Tanzlust stillte. Besonders aufmerksam zeigte sich Heinrich; auch wußte er's so einzurichten, daß er die Wäsche<sup>3)</sup> mit seiner Geliebten zusammenbrachte, und es gelang ihm leicht, nicht nur eine Vertraute, sondern auch eine Gönnerin des Liebesbundes in ihr zu gewinnen, was sich später sehr nützlich erwies. Vor allem gefiel der Müllerin die Entschiedenheit und Festigkeit, mit welcher Sophie an ihrem Erwählten festgehalten hatte. Als man sie bewegen wollte, den Geliebten freiwillig aufzugeben, weil doch nur Unglück und Streit für sie zu erwarten sei, hatte sie entschieden Nein geantwortet; wenn man ihr was Schlechtes vorwerfen könne, wollte sie weichen, sonst aber nicht! „Punktum!“

Als endlich der Tanz geschlossen wurde, war der junge Tag schon an-

<sup>1)</sup> Landwehr, Grenzwehr.

<sup>2)</sup> Zu Fuße.

<sup>3)</sup> Wäsche = Wase, Wase, Ruhe; auch Verwandte und selbst Ver schwägerete im Allgemeinen werden so genannt.

gebrochen. Viele suchten noch ihr Lager auf; der Hausherr aber war ein strenger Gebieter. Ek hebbe Niks tegen 'n orrentligen Danz, pfliegte er zu sagen; awer de Arbeit mot darünner nig llen! Hinnerk maket de Wagen t'rechte, wi willt de beiden Blökke ut 'n Holte halen. De Dérens schüllt erst Disteln un Keuk ut'n Hawer luken<sup>1)</sup> un dann könt se wühen<sup>2)</sup>. Ek gäe eis nar groten Wisch hendal un seihe tau, ob wi bolle meihen könt.

Das war ein harter Spruch; aber Niemand wagte eine Erwiderung, die auch vollkommen nutzlos gewesen wäre. Selbst die Schwägerin, der Kurt-Heinrich stets eine gewisse aufmerksame Artigkeit widmete, machte keinen ernstlichen Versuch, seinen Sinn zu ändern. Et is wol just neine hille Tid<sup>3)</sup> mine leiwe Fru Schwägerin, sagte er ihr, sich gleichsam entschuldigend, awer ek bin der Meinung, wat vandage<sup>4)</sup> schein kan mot'n nig bet morgen verschuwen.

So ging denn bald Alles an die gewiesene Arbeit. Sogar Friß, der sich der besten Ruhe hätte hingeben können, bestand darauf, mit nach der „groten Wisch“ zu gehen und erntete dafür den lauten Lobspruch des Oheims. Dat is en verdüwelten Jungen! rief dieser aus, ut den kan wat wëren! Schäe, dat he man sau knenlig<sup>5)</sup> is . . .

Die „große Wiese“ war übrigens auch werth, in Augenschein genommen zu werden. Vor dem ganzen Dorfe gab es keine Wiesenfläche von solcher Ausdehnung und dabei meist so éte<sup>6)</sup>. Sie nahm die ganze Breite des zu dem Hofe gehörigen Ackerlandes ein und war von bedeutender Länge. Vorn standen zwei mächtige, mehrhundertjährige Eichenbäume und bildeten eine gewölbte Einfahrt. In der Mitte lag ein vereinzelter Granitblock von bedeutendem Umfang. Er lag eigentlich störend und hätte leicht gesprengt und nützlich verwendet werden können; aber Niemand wagte, an so etwas nur zu denken. Er wurde gleichsam wie ein Heiligthum betrachtet, wie denn auch dunkle Nachtlänge in dieser Hinsicht nicht ganz fehlten. Mindestens wurde seit undenklichen Zeiten danach ausgespäht, ob das Gras schon die Höhe „des Steins“ erreicht habe oder ob dieser noch zu sehen sei. Gewahrte man seine graue Fläche nicht mehr, so war's ein guter Wuchs und eine reiche Ernte stand in Aussicht.

Rings um die Wiese lief eine hohe Hecke von Hasel- und Hainbuchen, untermischt mit geklappten Weiden und Eichen. Sie war in Jahreschläge getheilt und lieferte alljährlich die nöthigen Erbsenfiefeln, Bohnenstöcke u. dgl.

Friß ruhte nicht, bis er den Oheim bis an's Ende der Wiese fortgezogen hatte. Dann sah er ein weites Bruch mit Erlengebüschen bestanden und von zahlreichen Stibizen belebt, und wollte auch dort noch vordringen; allein nun wies der Oheim auf den nassen Moorboden hin und sagte einfach Nein!

Bald nach Mittag kehrte Christian zurück. Alles in Ordnung! raunte er dem Bruder zu und dieser machte ein so glückliches Gesicht, als hätte er den erhofften Gewinn schon sicher in der Tasche.

<sup>1)</sup> Disteln und Federich aus dem Hafer ziehen.

<sup>2)</sup> Säen.

<sup>3)</sup> Arbeitvolle Zeit.

<sup>4)</sup> Heute.

<sup>5)</sup> Zart, unansehnlich.

<sup>6)</sup> Naehrhaft, fein, gut.

Nachmittags ging's dann zum Ausschießen. Die Zahl der Teilnehmenden war natürlich geringer als beim gestrigen Schießen. Nur die besten Schützen fanden sich ein, und auch von diesen kamen Einige mehr aus Neugierde als in der Hoffnung eines Gewinns.

Es wurden zwölf Hauptgewinne festgesetzt. Man konnte mehrere Einsätze machen, bis die Kosten gedeckt waren. Jeder Einsatz gab das Recht zu drei Schüssen. Wer mit diesen die meisten Ringe erzielte, erhielt den ersten Gewinn.

Die Bestimmung des ersten Gewinnstücks führte aber noch zu einigen Weiterungen. Am meisten schienen die glänzenden Böffel sich dazu zu eignen. Zinnerne Böffel waren damals in echten Bauernhäusern noch eine große Seltenheit. Man aß nur mit hölten Lelpeln, die aber durch ihre Gestalt erkennen lassen konnten, ob ein gewisser höherer Sinn und Wohlstand im Hause herrschte.

Die gewöhnlichste Form war die kreisrunde, mit einfachem, dünnem, rundem Stiel. Etwas höher standen die länglich zugespitzten Böffel mit flachen Stielen. Noch höher konnte man diejenigen schätzen, die nicht in gerade Linie vor einem flachen, mitunter durch allerlei Schnitzerei gezierten Stiele saßen, sondern mittelst eines Schwanenhalses einen rechten Winkel mit der Stiellinie bildeten. Jede dieser Arten erforderte etne gewisse Übung, um gehörig gehandhabt zu werden.

Die gewöhnlichen Böffel und ebenso die großen in der Küche gebrauchten Schöpflöffel, Schleiwe geheißten, schnitzte sich jeder richtige Bauer zur Winterszeit selbst, wozu er sein besonderes Krummmesser behufs der Aushöhlung hatte. Auch das Teller- und Böffelbrett in der Küche, das zum Aufstecken der Böffel zc. diente, wußte ein sorgfamer Haushälter selbst anzufertigen.

Neben allen diesen Böffelarten war ein zinnernes Eckwerkzeug ein Prachtstück, das besonders aufbewahrt zu werden pflegte. Die „neuen, echten, zinnernen Böffel“ konnten daher recht wol als ein passender Gegenstand zu einem ersten Preise angesehen werden.

Aber auch der Kleiderschrank, aus bestem Eichenholze kunstvoll verfertigt, war nicht zu verachten. Solche Schränke fehlen in keinem Hause. Oft sind ein halbes Duzend und mehr vorhanden, die an den Seiten der Dels oder wo sonst Raum ist, der Reihe nach aufgestellt wurden und nach dem Grade, in welchem sie rauchgeschwärzt sind, die verschiedenen Zeit- und Menschenalter der Familie andeuten; denn jede einziehende Braut bringt sicher einen solchen Schrank mit.

Nach langem Hin- und Herreden machte Christian den Vorschlag, daß man jedes Stück zu Geld abschätzen und dem besten Treffer, unter Festsetzung von Ausgleichungsbeträgen, die Wahl geben solle zc.

Das fand Beifall und so konnte denn das Schießen beginnen.

Der Müller hatte zunächst diejenigen Gegenstände im Auge, welche er im Glücksfalle am leichtesten mitnehmen konnte, also vorzugsweise die Böffel. Er machte mehrere Einsätze, schoß aber Anfangs absichtlich schlechter, um Andere nicht abzuschrecken. Als jedoch die erforderliche Summe gesetzt war, suchte er sich eifrig den ersten Gewinn zu sichern und seine nächsten drei Kugeln saßen denn auch sämtlich so günstig, daß ihn Niemand „abschoß“. Er wählte nun die Böffel und trug auch im Uebrigen noch ein paar Kalbsviertel und -achtel davon.

Abends fand dann eine lustige Solopartie Statt. Außer dem Steuer-Ein-

nehmer und dem Vogt war auch der Küster geladen worden, und die Lockendsten Likörflaschen standen fortwährend auf der Fensterbank. Heinrich trat zuweilen für seinen Vater ein; dann entfernte er sich unvermerkt und der Vater warf etwas später die Bemerkung hin: „Na, de Junge, mag wol meue genau<sup>1)</sup> sin un is wol al im Bedde!“

Der Junge war aber durchaus nicht müde: er machte zunächst einen weiten Umweg, um seinen Schatz zu besuchen, und dann erst rannte er spornstreichs der Sandwehr zu.

Hier war die Fuhr schon eingetroffen. Man hatte vorsorglich gut geschmiert; überall, wo ein Knarren hörbar war oder zu besürchten stand, bestrich man das Holz mit Seife oder brachte Stroh und Lappen an; vor dem Dorfe bog man in die stillen Feldwege ein, wo es keine Steine gab, und kam so unbemerkt von hinten zu der Scheune, deren Thor sich nach dem Felde zu öffnete. Schon wollte man in dasselbe einbiegen, als in der Dunkelheit lautes Pfeifen erscholl und ein hochgewachsener Mann mit eiligen Schritten herannahte.

Heinrich stand erschrocken still; die Arme fielen ihm am Leibe herunter! Doch dauerte der Schreck nicht lange. Der Herannahende war Denter's Arnd, sein künftiger Schwager, der eben von einem Besuche der eigenen Geliebten heimkehrte. Er ward schnell in's Geheimniß gezogen und versprach lächelnd, zu schweigen. Das könne aber doch sein Gutes haben, meinte er launig; wenn Heinrich's Vater nun noch Schwierigkeiten mache, so wolle er ihm einmal „unter die Nase reiben“, was er wisse, das werde schon helfen. Ueberhaupt, versicherte er weiter, sei er gar nicht gesonnen, seine Schwester verschmähen oder schlecht behandeln zu lassen; er solle ja — und dabei erhob er einen Arm, der im ganzen Dorfe nicht seines Gleichen hatte; denn Arnd war weit und breit der stärkste Mann; er ließ sich mitunter den linken Arm auf den Rücken binden und ward doch selten von einem Einzelnen bewältigt.

Ja, ja, Hinnerk, sau rükt<sup>2)</sup> dat Spek! mahnte der Erzürnte und piff dann wohlgemuth weiter.

So war denn die nächste Gefahr überstanden; die Fässer wurden abgeladen und tief unter Strohbindeln versteckt.

Inzwischen hatte das Solospiel den besten Fortgang genommen. Kördhinnerk gewann in außerordentlichster Weise. Mit heiterem Sachse rief er ein über das andere Mal: Na, dar will wi'r ok wat upgan laten!<sup>3)</sup> Ne, darup möt wi nog einen knipen!<sup>4)</sup> und jedes Mal wurden die Likörgläser von Neuem gefüllt.

Auf ein Mal rief er wieder: Solo! Solo-Ekstein!

Was Teufel, dachte der Ginnehmer, der selber fünf Ecksteinblätter in der Hand hatte: Solo-Ekstein? . . . er? . . . Wohlweislich aber ließ er Nichts merken und hielt eben so zwei Affe sorgfältig verborgen.

Kördhinnerk hatte ebenfalls fünf Trümpe und zwar die „vier ersten Matakore“. Dabei saß er in der „Vorhand“ und hatte außerdem Pit-König und Pit-Bube, die unter Umständen auch einen Stich abgeben konnten.

<sup>1)</sup> Müde genug.

<sup>2)</sup> So riecht der Speck.

<sup>3)</sup> Was draufgehen lassen.

<sup>4)</sup> noch einen kneifen, d. h. trinten.

Ein solches Spiel ist schwer zu verlieren. Der Alte fühlte sich denn auch so sicher, daß er gar nicht einmal recht Acht gab, sondern mit seinen Gedanken bei der Branntweinsfuhr war.

„Spadille“ . . . „Spitze“ . . . „Basta“ . . . „As“ . . .

Kördhinnerk! lächelte Christian, der besser aufmerkte, Bräuerken, dat geit scheif! pass up!

Nun erkannte und beachtete dieser selbst die Gefahr, in der sein Spiel von Anfang an schwebte. Er suchte daher den Pit-König frei zu machen.

Schuppen! sagte er und warf den Buben auf den Tisch.

Ok Schuppen, rief der Ginnehmer, und schlug mit solcher Kraft das As darauf, daß die Gläser klirrend empor sprangen.

Nicht minder kräftig zog er dann den Trumpf-König.

Un nu zwei Forssen! . . . Alles vor mir! Ok vier Stiche! . . . So spielt man in Venedig! Hä? . . .

Der Solo war wirklich verloren und kostete viel Geld.

Na, wat tau dul is, dat is tau dul! schrie Kurt-Heinrich; Krischan, hest du sau wat al belowet?

Ne, Bräuerken! rief der lachend, min Dago nog nig! und Alle schwuren hoch und theuer, daß ihnen so etwas noch nicht vorgekommen sei. Und es kommt auch wol nur alle Jahrhunderte ein Mal vor.

Ne, wat tau dul is, dat is tau dul! . . . Vadder, fügte er hinzu, indem er den verlorenen Solo bezahlte, Vadder, dar möt wi nog'n duwwelten Pommeranzen darup setten!

Und der liebe Gevatter, der übrigens ein kruzbraver Mann war, ließ sich das in seiner Herzensfreude gern gefallen und dachte nicht entfernt daran, daß gerade ein Fuder Branntwein über die Grenze gekommen war und in die hundert Schritte entfernte Scheune gebracht wurde.

Herr Gevatter, lachte er, es is mich aber doch bolle zu viel; aberst — ein gutes — Spiel — war's! ja, da . . . das . . . war's! —

Endlich brach man auf. Da alle drei, Küster, Bogt und Ginnehmer, in einer und derselben Richtung zu gehen hatten, so mußte sie ein Knecht mit der Laterne nach Hause bringen.

Als er zurückkam, fragte Kurt-Heinrich: Sind se alle richtig in't Hus komen?

Ja, Here, in't Hus wol, ob awer ok in't Bedde, dat weit ek nig.

Et is gaud, Hans! Gif den Përen nog Etwas un denn ga wër liggen!

Bald darauf trat Heinrich herein und erzählte, daß Alles wohl gelungen sei. Nur Denker's Arnd wäre unvermuthet darauf zugekommen, aber der werde schon schweigen.

Allerwegen schnüffelt dat verdamte Pak! brummte der Alte verbrießlich vor sich hin, gab dem lieben Bruder die Hand und beide gingen zu Bett.

Heinrich aber fand noch lange keine Ruhe. Seine Fise hatte ihm wiederholt versichert, daß ihr Vater durchaus die Sache klar gestellt wissen wolle und daß er ohne Verzug mit dem seinigen reden müsse. Ihre ganze Familie sei empört über das Verhalten und die Aeußerungen seines Vaters; wenn man auch nicht so reich sei als dieser, so habe man doch ebenfalls seinen Stolz und wolle



nicht ehrenrührig in der Deute Mäuler sein; die Ibrigen verlangten gehörige Verlobung ober — Heinrich solle das Haus meiden.

Da lag dieser nun schlaflos und dachte und dachte. Endlich schien es ihm am Besten zu sein, sofort die Anwesenheit des Oheims und der Base zu benutzen und die Sache zum Austrag zu bringen. Ja, sagte er zu sich selber, sau is't am besten! und schlief ein.

Am andern Morgen zog er den Oheim in's Vertrauen und bat um dessen Beistand. Christian nahm dann das liebe „Bräuerken“ bei Seite und theilte ihm mit, was dieser längst wußte und befürchtet hatte.

Et gift neine besonnere Rikedage, dat is wahr, Kōrdhinnerk! awer wat is darbi te daun? Henneholen kanst du de Sake wol, awer ganz hinnern, wenn de Junge sinen Kop darup sēttet, nig. Dar is't bēter, du willigst glik in. Un sitten laten deit Hinnerk de Deren nig, un kan't ok wol nig. Un denn de Arnd! . . . 't schal'n vermukten Kērl sin! wenn de Bengel dullerhare<sup>1)</sup> werd un di in'r Dulheit anzeiget, sau kön dat dog en eklige Bredulje wēren!

Ja, ja, dat is wol wahr, awer . . .

Nun kam die liebe Schwägerin auch dazu, und das gab zuletzt den Ausschlag. Laten se dat man gaud sin, sagte die; ek hebbe dog von allen Kanten höret, dat et en gaud ronlig, nērig Meike<sup>2)</sup> is! . . . Wat helpet dat allens! Wenn Se dar en riffērig Wiwsstük<sup>3)</sup> in't Hus krēgen, sau wōr't dog niks Rechts, un wenn se ok nog sau vel Geld mē'bröchte!

Ja, min leiwe Kind, Se möget wol Recht hebben, awer . . .

Un' ne gaue Hūshöllersche, fuhr die Schwägerin fort, werd't Fikschen, darup könt Se sek verlaten! Et het sek sau ganz för sek sülwen en Dutzend Handdäuker un en holf Dutzend Dischdaken terechte maket, un dat könt Se man löwen, Schwager, en jung Frūsminsche, dat up Handdäuker süht un nig blot up Kledāsche, dat werd en Hūshöllersche!

Ja, min leiwe Wäsche, dat is ja wol wahr, awer . . .

Un denn hölt 't Meike ok wat van Sei! De Ole, sä't tau mi, is jo wol nig gaud up mi te sprēken; awer dat mot'n dog seggen, en Hūshēren van sau regelērer Orpunge gift't nig lichte!

Sau, het 't dat esegt? . . . ja, awer . . .

Nu, lāt et gaud sin, Bräuerken! des Minschen Wille is sin Himmelrik! Un Recht het min Frūe ok!

Ja, awer . . .

Un denn bliwst du jo Here in'n Huse! und behölst den Knōp up den Büdel! . . .

Na, dat versteit sek up alle Fälle! — Awer . . . Na, minethalben! Denn schall awer bolle de Hochtid sin un ji mötet alle wēr komen!

Dat schall en Wōrd sin!

Da war Freude in allen Eden. Beim Frühstück ward die Gesundheit des

<sup>1)</sup> Wörtlich: toller Haare, d. h. wüthend.

<sup>2)</sup> Mädchen.

<sup>3)</sup> Unachtsames, verschwenderisches Weibsstück.

Brautpaars ausgebracht, und als das kleine Fuhrwerk mit den Gästen nebst den echten Köffeln und den verschiedenen Kalbs-Bierteln und -Ächteln davon fuhr, hieß es allseitig: up't Wërsein! up de Hochtid!

Die Reisenden kamen zeitig und glücklich in der Heimath an und fanden Alles in guter Ordnung. Von den Vierteln und Ächteln erhielt auch die Nachbarin ein gutes Stück!

Awer étet et nig up ein Mal, Nawersche! man mot jümmer sau éten, dat'n den Geschmack lange het.

Ja, dat is wol wahr, Nawersche! awer . . . ek löwe, de ôle Fokk'sche het ok Recht: Wenn ek et schmekke, sau schmekk' ek't dögend!

Schon in den nächsten Tagen begannen die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste, das natürlich in würdigster Weise begangen werden sollte. Im Hause der Braut war es vornehmlich die Ausrüstung des Brautwagens, welche die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit in Anspruch nahm. Da indessen das freudige Ereigniß schon seit Jahren vorsorglich in's Auge gefaßt worden war, wie das in jedem ordentlichen Hauswesen mit herangewachsenen Töchtern zu geschehen pflegt, so handelte es sich mehr um Ergänzung und Regelung, als um Neubeschaffung, und in kurzen Wochen stand und lag Alles glanzvoll und sauber bereit.

Das Hauptstück der Aussteuer war natürlich das Bett, breit und fest und mit zahlreichen Kissen versehen, aufgestapelt. Welche Rolle ein großer eigener Kleiderschrank spielt, sahen wir schon oben. Fast eben so wichtig ist eine Lade oder ein Koffer, recht kunstreich bemalt und soweit als möglich mit Deinen und Drell und dergl. gefüllt. Tische, Stühle, Küchengeräth und ähnliche häusliche Gegenstände kommen hinzu. Die Spitze des Ganzen bildet ein geschmücktes Spinnrad mit vollem Roden, das von einem jungen Mädchen hoch auf dem von Burschen zu Pferde begleiteten Wagen gehalten wird.

Im Hause des Bräutigams wird vor allen Dingen für Essen und Trinken gesorgt. Da der eigene Herd meistens zum Kochen zc. nicht ausreicht, so werden mitunter ein paar Nachbarhäuser zu Hilfe genommen. Das gewöhnlichste Auskunftsmitglied aber besteht darin, daß hinter dem Wohnhause im Garten ein Gestell zum Aufhängen großer Kessel und Löpfe hergerichtet und solchergestalt das Kochen der Suppen zc. im Freien möglich gemacht wird.

Eine Hauptpersönlichkeit bei den Hochzeitsvorbereitungen ist de Hochtidsbidder, der sämtliche Einladungen zu besorgen und dann während der Lustbarkeiten darauf zu sehen hat, daß Alles nach Recht und üblichem Brauch vor sich geht. Er muß daher ein gewandter, erfahrener, umgänglicher Mann sein, der die Zunge wohl gelöst hat und namentlich die Eigenschaft besitzt, Scherz und Ernst, Gespäßigkeit und Würde an rechter Stelle, wie sich's ziemt und hergebracht ist, zu bethätigen. Mitunter ist die Bitterschaft gewissermaßen erblich; die zahlreichen Reimsprüche, welche aufzusagen und die Förmlichkeiten, welche zu beobachten sind, gehen von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn über. Indessen muß der Einzelne doch die Fertigkeit haben, nach den jeweiligen Umständen zu ändern und anzupassen und nöthigenfalls neue Reime hinzuzufügen. Man schöllt nig löwen, heißt es dann, wo de Kêrl de Wöre te grîpen weit!

In unserm Falle war der Mann besonders geschickt. Er hatte zwar keine Erbweisheit aufzuzeigen, allein er besaß natürliche Gaben, und was mehr war, er hatte geraume Zeit achterm Barge, wie man es nannte, d. h. hinter dem Berge, gelebt und von dorthier zahlreiche Verse und andere Dinge mitgebracht, die er nun klug und mit Erfolg zu verwenden wußte.

Das Amtszeichen des Hochzeitsbitters ist ein gerader, etwa acht Fuß langer, meist bräunlich gefärbter Stab, oben mit einer blanken Spitze und einer Art Krone aus Schleifen, Flittergold und Blumen geziert. Darunter befindet sich eine Vorrichtung zur Befestigung von Bändern und Tüchern, die von den Kranzjungfern und anderen jungen Mädchen, die sich besonders freundlich und freigebig bezeigen wollen, dargeboten werden.

Anfangs nimmt sich der Stab ziemlich — kahl aus; doch wird dies durch die lebhaftesten Farben ausgeglichen, und je weiter der Bitter auf seinem Kundgange kommt, desto größer wird die Fülle des Schmucks. In gleicher Weise verziert sich allmählig sein Hut und auch wol ein Stück von den Ärmeln zc.

Sobald der Bitter das Haus verläßt, sieht er sich gewöhnlich von einer Schar von Kindern umgeben. Er darf sie nicht barsch verjagen, was auch gar nicht durchzuführen sein würde; aber er darf sie auch nicht zu nahe herankommen lassen, muß sie vielmehr in gemessener Entfernung zu halten suchen und dabei selbst gemessen einherschreiten. Im Uebrigen ist er unterwegs ein einfacher Mensch, grüßt und wird gegrüßt, tauscht allerlei Scherzreden aus zc. Beim Einbiegen in einen Thorweg stürmen die Kinder voraus und schreien: de Hochtidsbidder! de Hochtidsbidder! Dieser schwingt seinen Stab und schreitet auf die Dole un de Dönze zu.

Auch hier ist er zunächst noch einfacher Mensch, der sich in ein freundliches Gespräch mit der Hausfrau einläßt. Sie weiß natürlich längst, daß sie eingeladen wird, aber sie sagt doch in einer Weise, als sei sie freudig überrascht:

I, süh eis, Hanshinnerk, wut du ösch ok nödigen?<sup>1)</sup>

Na, Flk-Wäsche, ahne jök<sup>2)</sup> ginge dat dog nig gaud! un wenn'r jüe Stünchen nig bië wöre, denn föle jo't Beste!

Nu hör eis Einer den ölen Flattêrer! ruft schnippisch die eintretende Tochter vom Hause, die eben im Garten gewesen ist, um zu sehen, ob sich auch Alles findet, was zu einem gehörigen Rukebusch<sup>3)</sup> erforderlich ist. Ji denkt wol, up sükke Art en gladden Dank<sup>4)</sup> te erwischen? jo pröst de maltid! ek gae gar nig up de Hochttd!

Na, wer dat nig löwet, krigt en Dank! ktk, hier is nog Platz!

Inzwischen hat sich die Hausgenossenschaft in der Stube versammelt. Die Scherzreden hören auf, Hanshinnerk! nimmt seine Amtsmiene an, räuspert sich und spricht, während Alles athemlos seinen Worten lauscht:

Hier komme ich her geschritten,  
Hätte ich ein Pferd, so wäre ich geritten,  
Nun aber ist mir mein Pferd weggenommen,  
Also muß ich zu Fuße kommen.

<sup>1)</sup> Einladen.

<sup>2)</sup> Ohne euch.

<sup>3)</sup> Strauß zum Riechen.

<sup>4)</sup> Hübsches Tuch.

Damit macht der Vortragende eine Pause und leitet so einen wichtigen Augenblick ein. Bisher hat er den Amtsstab ziemlich nachlässig gehalten und das Haupt nicht entblößt. Jetzt aber schickt er sich an, den Stab mit der Linken etwas zu heben und auf den Boden zu stoßen und den Hut mit der Rechten abzunehmen, indem er spricht:

Hier setze ich meinen Fuß und Stab,  
Und nehme meinen Hut ab.

Je anmuthiger und würdevoller beides geschieht, und je schöner sich während der fernern Rede die Bänder und Lächer an dem leise bewegten Stabe entfalten, um so „richtiger“ versteht der Mann sein Geschäft und um so lauter erklingt am Ende sein Lob. Der Spruch lautet weiter:

Thue sie Alle insgesammt bitten, ein wenig stille zu sein  
Und meine Worte rechtzunehmen ein.  
Denn ich bin abgefertigt und ausgesandt von zc. zc.  
Sie sind Willens, künftigen Donnerstag einen Brautwagen und Hochzeitstag zu halten;  
Darum lassen sie durch mich bitten,  
Herrn und Frau, Söhne und Töchter,  
Knechte und Mägde, Groß und Klein,  
So wie sie im Hause zu finden sein.  
Noch lassen sie den Herrn bitten, mit einem ausgeschmückten und blanken Reitpferde,  
Nochmals läßt der Bräutigam bitten um Söhne und Knechte,  
Die Braut um die Töchter und Mägde,  
Daß sie möchten kommen  
Und ihren Kirchengang zieren und vermehren helfen!  
Der Kirchenweg ist wol nicht breit,  
Aber doch ziemlich lang;  
Darauf wird man hören  
Hobojen und Trompetenklang!  
Sie machen die Schuhe schwarz,  
Die Strümpfe weiß,  
Die Schürze bunt,  
Die Brüste rund  
Und die Haare aufgetrullt!  
Aber Jungfern und Junggesellen macht euch nicht gar zu schön,  
Damit Braut und Bräutigam nicht zurück thun sehn!  
Nach der Copulation werden sie sitzen  
Und essen und trinken;  
Viel Lustbarkeit wird da gegenwärtig sein,  
Denn es werden geschlachtet zwanzig fette Ochsen  
Und Schafe und Rinder  
- Auch nicht minder!  
Sie werden auch zwei Männer haben,  
Einen Jäger auf der See  
Und einen Fischer auf dem Schnee;  
Was diese beiden nicht fangen,  
Das werden sie aus Bremen und Hamburg lassen langem.  
Da werden sie auch bekommen,  
Von zwölf Malter Weizen hübsche Buttertuchen;  
Pfeifen und Tabak, Bier und Branntwein.  
Zwölf Fuder Bier, zwei Faß Wein,  
Sechs Fuder Branntwein.

An diesen allen soll kein Mangel sein!  
 Vierundzwanzig Musikanten sollen spielen sein.  
 Wenn's mit vierundzwanzig eine Gabel ist,  
 So seien es acht bis sechs ganz gewiß!  
 Es wird auch nicht fehlen an Tischen und Stühlen,  
 Gläsern und Krügen,  
 Feuer und Licht.  
 Nochmals thü' ich die Jungfern und Junggesellen warnen,  
 Nicht miteinander in den Winkeln zu stehen;  
 Die Winkels sind vergänglich,  
 Und die schönen Jungfern werden kränzlich.  
 Wer gebietet, Braut und Bräutigam zu werden,  
 Der muß sich bei Zeiten halten in Ehren!  
 Zulezt werde ich bitten für meine Person,  
 Daß sie möchten meine Einladung nicht übel nehmen,  
 Denn ich habe vielweniger gelernt noch studirt;  
 Denn gestern Abend, als ich wollte studiren,  
 Da thaten mich die schönen Kranzjungfern verführen;  
 Da habe ich die ganze Nacht bei gefessen  
 Und mein Studiren ganz vergessen.  
 So kommt denn und bleibt nicht aus!  
 Und macht euch lustig bei dem Schmaus.  
 Poptausend! ich werde mich noch Eins besinnen,  
 Ob ich in diesem Hause eine Kranzjungfer finde,  
 Sie wird wol meiner gedenken  
 Und mir ein Band an meinen Stab schenken.  
 Ich hätte bald noch Eins vergessen,  
 Messer und Gabel nicht zu vergessen!  
 Und zulezt den Beutel nicht mit dem Gelde!  
 Ade!

Damit setzt der Redner seinen Hut wieder auf und von allen Seiten wird Lob und Befriedigung laut.

Ek seggt 't jo, sagt die Hausfrau, et geit Niks awer den Hanshinnerk sine Versche un Rimelrte! Wo he man alle de Wöre herkrigt?

Ja, fügt der Hausherr hinzu, einen Schnaps einschenkend, awer de Kéle werd darbi verdamt dröge! . . . Sau! nu drink en Lütjen, dat se wër fuchte werd!

Als das Hochzeitsfest herantam, war der kleine Kristel leidend und die sorgliche Mutter konnte ihr Versprechen nicht erfüllen. Der Vater und Fritz aber machten sich auf den Weg und kamen gerade an, als der Festzug die Kirche verließ.

Natürlich war das ganze Dorf in Bewegung. Ueberall standen Gruppen, die grüßten und bewunderten oder aufmerksam auspähten, ob irgendwo ein Mangel zu entdecken sei; von allen Seiten ertönten zahlreiche Schüsse zur Begrüßung.

Aber der Zug und namentlich das Brautpaar war auch der Betrachtung werth. So „genau“ der Hochzeitsvater sonst war, am „Ehrentage“ des einzigen Sohnes durfte es an Nichts fehlen. Und die Eltern der Braut hatten auch das Möglichste aufgeboten, um nicht zurückzustehen.

Besonders hervorstechend waren die großen silbernen funkelnagelneuen Schuh-schnallen, welche Braut und Bräutigam trugen, und die mit ihren kunstvollen

Geden und Budeken beim Fortschreiten weithin erglänzten. Es war zwar schon damals die Zeit, wo die Schuhschnallen mehr und mehr abkamen; allein Heinrich's Vater war damit gar nicht einverstanden. Er hielt streng auf alte Bräuche, trug selber fortwährend messingene Schuhschnallen und bewahrte seine eigenen Bräutigamschnallen wohlgeputzt und mit großer Sorgfalt auf, um bei festlichen Gelegenheiten davon Gebrauch zu machen. Als der Sohn auf einige Neuerungen abzielte und anspielte und dies durch Ersparung der kostspieligen Schnallen u. zu erleichtern dachte, stieß er sofort auf den entschiedensten Widerstand. Der Hochzeitsrod, dies „Ehrenleid für's ganze Leben,“ ward genau wie der des Vaters angefertigt: mit kurzen, breiten Schößen, Klappentaschen an den Seiten, niedrigem, stehendem Kragen und zahlreichen großen überspannenen Knöpfen aller Orten. Niks dar, Hinnerk! sagte der Alte, als er des Sohnes Wünsche vernahm; In den pâr Dagen vör de Hochtid mot nig e spärt wêren; awer nah de Hochtid spare du man jümmertau!

In gleichem Sinne waren auch die zwei- bis dreitägigen Festlichkeiten vorbereitet: für Essen und Trinken und Musik ward auf's reichlichste gesorgt.

Sehr stattlich nahm sich die Braut aus. Ihre hohe, feste Gestalt ward durch den aufstrebenden Kranz von Blumen und allerlei Fliitterwerk noch ansehnlicher, so daß sie zwischen den ähnlich geschmückten aber kleineren Brautjungfern wie eine wahre Festkönigin einhertritt und die erwiefsenen Aufmerksamkeiten als gebührende Huldigungen empfing.

Gleichwol hatte Friß allerlei auszufehen. Daheim, meinte er, sei doch Vieles noch schöner: Der Kranz sei höher, der Schmuck der Glasperlen reicher, der ganze Aufputz heiterer; die dortigen Upstltherschen<sup>1)</sup> müßten ihre Sache doch wol besser verstehen, als die hiesigen. Und vor Allem spräche der Hochzeitsbitter bei ihnen einen noch schöneren Spruch.

So viele Unterschiede Friß nun auch in den Bräuchen auf beiden Seiten des Berges bemerkte, hinsichtlich des „Beutels mit dem Gelde“ waren sie völlig gleich. Sein Vater wollte zwar versuchen, eine „Gisto“ abzuwenden, allein alle Mühe war vergebens. Wo denkst du hen, Krischan! rief der Bruder fast zornig. Ek hebbe min Lewe mêr as annerthalf hunnert Daler sau Schandenhalwer betalen most, nu will'k ok minen Schâen etwas wêr nakomen!

Zu einer gewissen Zeit wurde der Tanz unterbrochen, ein großer Tisch in die Mitte des Flurs gerückt, eine geräumige Schüssel darauf gestellt, Papier und Feder zurechtgelegt und der Küster, der zu den Frisfreters<sup>2)</sup> gehörte, gebeten, das „Anschreiben“ zu übernehmen.

Nun bildeten sich Gruppen und Geflüster: Wo vel gifst du?... Ja, wat meinst du?... Nu, regelêr môt wi gowen, awer ok nig tau vel!... Ek denke, sau'n Daler oder annerthalf!... Na, denn ek ok!

So ward allmâlig die Schüssel gefüllt; und Nordhinnerk freute sich innig, daß er nun doch nicht allzusehr „zu kurz gekommen sei.“

<sup>1)</sup> Schmückerinnen, Aufpußerinnen. Das Upstlihen der Bräute und Brautjungfern, zum Theil auch junger Gebaatterinnen, mit hohen Blumen- und Glasperlenkränzen ist oder war vielerorts eine Art Dorfkunst.

<sup>2)</sup> Freisprecher, die Nichts zahlen.

Aber Friß blieb unzufrieden und er ward es noch mehr, als folgenden Tages eine andere Trauung Statt fand und er bis in die Kirche mit vorgebrungen war.

Ja, Vatter, klagte er diesem, als er zurückkam, dat was jo gar neine Hochtid un neine orrentliche Brut! de har jo'n schwarte Müssen uppe, neinen Kranz. Un regelere Kranzjumfern wören'r ok nig. Wat is denn dat för'n Wark, Vatter?

O, min Junge, dat is bi Einigen hier sau Mode; awer et is en schlechte Mode. Ja, dat is't!

Auf dem Heimwege ging Friß gedankenvoll neben dem Vater her und sagte enblich: Ek löwe, Vatter, met der Brut ahne Kranz . . . dat mot nog wat ganz Besonners te bedüen hebben.

Gefällt di denn en Brut met en Kranze béter? fragte der Vater lächelnd und ablenkend.

Ja, Vatter, vél béter!

Mi ok, min Junge!

---

## Die Berliner Theater.

Berlin, 10. März 1880.

Die vier Monate, die seit der Mitte November des vergangenen Jahres verfloßen sind — dem Schlußpunkt meines letzten Berichts über die theatralischen Leiden und Freuden der deutschen Hauptstadt —, haben dem Publicum eine Reihe genußreicher Abende geboten. Mancherlei, Altes und Neues, ist auf den verschiedenen Bühnen versucht worden, Sieg und Niederlage haben gewechselt, aber der Gesamteindruck ist doch der eines glücklich bestandenen Feldzuges. Gegenüber der dramatischen Production, wie sie sich im Winter von 1878 auf 1879 zeigte, ist die diesjährige Ernte mannigfaltiger in der Auswahl, reifer und süßer im Fleisch der Früchte. Damals trug ein Franzose, Augier, mit den „Fourchambault“ den hervorragendsten Siegespreis davon, diesmal theilen sich vier deutsche Schauspiele darin, denen, wie verschieden sie auch nach Stoff, Inhalt und Form sind, eine literarische, dem Theatererfolg gleichkommende Bedeutung nicht abgesprochen werden kann: zwei gehören dem modernen Leben und Treiben an, Puttky's „Rolf Berndt“ und Paul Lindau's „Gräfin Lea“; zwei wählen ihren Stoff aus der Geschichte, aus dem romantischen Lande: Niffel's „Agnes von Meran“ und Fitger's „Hexe“.

Meine Ansicht, daß solche Versuche, den Kreis des historischen und romantischen Drama's zu erweitern, sich besser und natürlicher auf einer Volksbühne, als auf der Bühne des Schauspielhauses ausnehmen und dort bei einem naiveren, literarisch nicht überbildeten Publicum eine wärmere Theilnahme und eine tiefere Aufmerksamkeit finden, als vor einem Parquet von Männern und Frauen, die mit ihrem Shakespeare und Schiller, zum Verdruß für den neuen Ankömmling, nur zu gut vertraut sind, hat sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal bestätigt. Während im National-Theater Fitger's „Hexe“ eine lange Reihe von Abenden hindurch vor immer neuen Zuhörern gespielt werden konnte, verschwand Philipp Massinger's Trauerspiel „Der Herzog von Mailand“ nach zwei Vorstellungen — die erste fand am Sonnabend, den 22. November 1879, statt — von den Brettern des Schauspielhauses: eine Dichtung, die an Kraft der Charakteristik, an Schwung der Leidenschaft, in der Ausmalung des dramatischen Effects, an Glanz der Sprache mit Fitger's Drama wetteifern kann. Die Erklärung fällt nur der Selbstliebe unserer Dichter schwer. Mit den Göttern kämpfen die Titanen überall da vergebens, wo die Götter bekannt sind. Ein Theateraal, in dem an jedem vierten Abend ein „classisches“ Schauspiel aufgeführt wird, hat, möchte ich sagen, eine andere Acustik für die poetische Sprache, als ein Raum, in dem classische Dichtungen nur selten erscheinen. Das Publicum eines Volkstheaters macht noch nicht diese feinen Unterschiede zwischen Göttern und Halbgöttern. Die Zeitgenossen Shakespeare's stellten ihn in die gleiche Linie mit Marlowe, mit jenem Massinger, dessen Drama sich jetzt neben dem feinen auch nur einen Abend aufrecht zu erhalten vermag. Massinger ist ein Nachfolger Shakespeare's, ein erfindungsreicher, phantastischer Dramatiker, in den Jahren



von 1620 bis 1640 für die damaligen Bühnen Londons thätig; fiebzehn seiner Stücke sind uns gedruckt, in einer trefflichen Ausgabe von Gifford, erhalten; Henri Hallam und Hartley Coleridge haben seinem unglücklichen Leben und seinem außerordentlichen Talente ebenso anziehende wie lehrreiche Studien gewidmet. In Deutschland hat ihn meines Wissens zuerst Wolf, Graf von Vaudissin, wol auf eine Anregung Ludwig Tied's hin, den Freunden des altenglischen Drama's bekannt gemacht. Im zweiten Theile seines Werkes „Ben Jonson und seine Schule“ (Leipzig, F. A. Brodhaus) hat er zwei Trauerspiele: „Die unselige Mitgift“ und „Der Herzog von Mailand“ und zwei Lustspiele Maffinger's: „Eine neue Weise alte Schulden zu zahlen“ und „Die Bürgerfrau als Dame“ übersezt, die wenigstens ein vorzügliches Profilbild des Dichters geben. Maffinger vereinigt Marlowe's Leidenschaft mit Ben Jonson's satirischer Schärfe und realistischer Beobachtung. Seine Werke gleichen einer verschütteten Goldmine; neben Geröll und taubem Gestein findet sich wiederholt die Goldader echter Poesie. Der Director des Schauspielhauses Arthur Deetz hat sich, wie bald nach dem Erscheinen der Vaudissin'schen Uebersetzung des „Herzog von Mailand“ schon Deinhardstein, redlich, aber erfolglos bemüht, dieses Trauerspiel für die deutsche Bühne zu gewinnen. Die Deetz'sche Bearbeitung ist vom Standpunkt der modernen Bühne durchaus empfehlenswerth, sie arbeitet die Schönheiten des Originals lebendig heraus und läßt es nicht an einer geschmackvollen Fassung fehlen. Aber der Edelstein Maffinger's ist mit Shakespeare — hier im besonderen Falle mit „Othello“ — verglichen, doch nur ein Diamant zweiten Grades, er hat einen Riß, den keine Kunst herauszuschleifen vermag.

Maffinger's „Herzog von Mailand“ ist ein Eifersuchtsdrama. Der Dichter benützt in freier Weise die alte Geschichte von Herodes dem Großen und der schönen Marianne; er verlegt den Schauplatz nach Mailand zur Zeit der Kämpfe zwischen Franz I. und Karl V. Sein Herzog Ludovico Sforza, ein Verbündeter der Franzosen, wird nach der Schlacht bei Pavia gezwungen, sich zu dem Kaiser Karl zu begeben und dessen Gnade zu ersehen. Abreisend bestiehlt er, in einem Gemisch von leidenschaftlicher Liebe und wahnfinniger Eifersucht, seinem Günstling Francisco, im Falle er aus dem Lager nicht heimkehre, die eben so schöne wie tugendhafte Marcella, seine Gemahlin; zu tödten: er will nicht, daß sie nach seinem Tode einem Andern angehöre. In einer mächtig ergreifenden, von leidenschaftlicher Gluth erfüllten Scene stellt der Dichter nun Marcella und Francisco gegenüber. Francisco ist das vollendete Muster eines italienischen Verräthers und Verschwores; er hat an dem Herzog eine verführte Schwester zu rächen und verfolgt, in der Maske hingebender Freundschaft, einzig seinen Racheplan. Marcella schildert er in brennenden Farben seine Liebe, ihr Fall würde gleichsam die Unehre seiner Schwester wett machen. Entrüstet von der Herzogin zurückgewiesen, theilt er ihr den Blutbefehl Ludovico's mit. Diese kalte Grausamkeit ihres Gemahls entsezt Marcella und als der Herzog, der in einer Unterredung mit Karl V. — es ist die zweite großartig angelegte und glänzend ausgeführte Scene des Drama's — die Gunst des Kaisers und sein Vertrauen gewonnen hat, in stürmisch froher Bewegung zurückkehrt, weigert sie ihm Kuß und Umarmung. Ihre Kühle, die Anklage ihrer Feinde und Feindinnen, an deren Spitze seine eigene Mutter und Schwester stehen, daß sie Francisco offen und heimlich ihre Gunst gewähre, nehmen Ludovico's Herz mehr und mehr gegen sie ein; es bedarf nur eines Tropfens, den Becher seines Grolls und seiner Eifersucht überschäumen zu lassen. Klug und verwegend benützt Francisco diese Stimmung des Herzogs; „tödt mich“, sagt er zu ihm, „Dein Weib verfolgt mich mit seiner Liebe“. In zorniger Raserei ersticht Ludovico die Gattin; als er von der Sterbenden das Bubenstück Francisco's erfährt, ist dieser auf schnellen Pferden schon davon gejagt. Wenn die Handlung bis hierher trotz mancher Gewaltthatigkeit und Ungeheuerlichkeit sich doch im Möglichen, in natürlich menschlicher Empfindung bewegt hat, so fällt der Schlußact ganz in das Phantastische und Groteske. Nach der Ermordung Marcelliens ist der Herzog in Wahnsinn verfallen; er sitzt an der Leiche der Geliebten, der die Aerzte durch ihre

Kunst einen trügerischen Schein des Lebens gewahrt haben, in der Ueberzeugung, sie schlafe nur und seine Bitten würden sie aufwecken. Da erscheint als jüdischer Arzt verkleidet Francisco und verspricht den Hofleuten, die Startheit der Todten zu bannen und durch wunderkräftige Tropfen ihr die frühere Schönheit und Farbe wiederzugeben. Man läßt ihn mit der Todten allein; er hat seine Schwester mit sich gebracht, beide schminken die Leiche, und als der Herzog nun wieder eintritt, die Todte so verändert, wie lebenathmend vor sich auf dem Ruhebette liegen sieht, küßt er ihre Lippen und Hände und saugt so das tödtliche Gift ein, mit dem Francisco sie gefärbt. Diese Scene hat man in neuerer Zeit schon auf den Bühnen London's, die je zuweilen das Stück ausgeführt, zu grauenhaft gefunden und sie dahin gemildert, daß Eugenia, die Schwester Francisco's, in der Kleidung Marceliens, in tiefen Schleiern, von dem wahnsinnigen Herzog für die Todte gehalten wird; indem er sich zu ihr neigt, saugt er den Duft vergifteter Blumen ein, die sie ihm hinreicht. Selbstverständlich war für den deutschen Bearbeiter nur diese Wendung zu gebrauchen, aber man begreift, daß auch sie, mit dieser Häufung von Unwahrscheinlichkeiten, Irrungen und Verkleidungen, einem realistischen Publicum ein ungläubiges Lächeln ablocken mußte. Um wie viel widerlicher und abscheulicher Maffinger's Schluß ist, um so viel wahrscheinlicher ist er doch auf der andern Seite. Sieht man indessen auch von dem Ausgang und von der so ganz gewandelten Stimmung und Anschauung unferer zu seiner Zeit ab, so hat sich der Dichter durch die Verschmelzung zweier, nicht zu einander passender Fabeln um die volle Wirkung gebracht. In die Geschichte des Herzogs und Marceliens hat sich die Gestalt Francisco's, des boshaften und düsteren Rächers, nur zum Nachtheil der beiden Hauptpersonen einschleiben lassen. Er wird der Held des Ganzen und damit verliert der Blutbefehl des Herzogs seine eigentliche tragische Bedeutung. Der Grundsatz der englischen Dramatik, mehrere Handlungen mit einander zu verflechten und zu verschmelzen, auscheinbar sich widersprechenden Theilen einen vollendeten Bau zu formen, ist fast nur von dem einzigen Shakespeare in lebensvoll schöner Wirklichkeit verkörpert worden. Bei Maffinger — und man kann diese Bemerkung in allen seinen Trauerspielen und Lustspielen machen — lassen die Theile zu weit auseinander; wie vortrefflich das Einzelne behandelt ist, der Guß des Ganzen ist nicht gelungen. Will man solche Stücke aus dem Schatz des altenglischen oder altspanischen Drama's auf einer modernen Bühne zur Darstellung bringen, sollte man ihnen den archäologischen Staub, ihre Patina nicht aus Reinlichkeitsrückichten abwischen. Der Versuch müßte auch äußerlich als literarische Curiosität auftreten, was er ja innerlich, trotz aller Bearbeitungen, ist und bleibt. Kostüme, Decorationen, die Bühneneinrichtung mit Stufen und Treppen müßten an die Form der Shakespeare'schen oder der mittelalterlichen Mysterien-Bühne erinnern; das Spiel der Schauspieler nicht in steifem akademischem Regelzwang, sondern in einer gewissen wilden Freiheit und Ursprünglichkeit sich ergehen. Ich behaupte nicht, daß uns ein Trauerspiel Marlowe's oder Maffinger's so ausgeführt den reinen Eindruck der Schönheit machen würde, aber die Handlung, die Figuren, das Gräßliche, selbst das Widerliche ihrer Thaten, der Bombast ihrer Sprache erschienen in dem eigenthümlichen Rahmen natürlicher und wahrscheinlicher.

Ganz ohne Schuld an dem geringen Erfolg, den eine Tragödie auf der Bühne des Schauspielhauses hat, ist der Personalbestand des Hauses nicht. Unsere Bühne verfügt über keine hervorragend tragische schauspielerische Kraft; Niemand besucht das Theater mehr, um diese Künstlerin oder jenen Künstler in einer bestimmten Rolle zu sehen. Durch lange Übung, unausgesetzte Wiederholungen hat sich für das classische Trauerspiel ein Schema festgesetzt, das im Großen und Ganzen auch von mittleren Talenten schädlich ausgeführt werden kann; dem einen und der andern glückt hier sogar, wenn Persönlichkeit und Rolle in den entscheidenden Punkten sich berühren, ein großer Wurf — Hr. Ludwig als Hamlet, Hr. Kahle als Mephisto finden zur Zeit nirgends in Deutschland ihres Gleichen. Aber zur Schöpfung neuer tragischer Figuren reicht die Phantasie nicht aus. Durch die Detailmalerei des modernen Schau-

spiels haben die Künstler den Schwung, den letzten Farbauftrag eingeblüht. Um so viel glänzender und glatter sich die Darstellung eines neuen Lustspiels auf der Hofbühne zeigt, um so viel matter in den Farben, härter in den Linien gibt sich die eines Trauerspiels. Alles vereinigt sich somit, der modernen Komödie den Vorrang beinahe unbestritten zu sichern. Drei Werke dieser Art, von sehr ungleichem Werthe, haben nach und mit dem Schauspiel von Puttitz „Kols Berndt“ dem Schauspielhause eine Zuhörerschaft, zahlreicher als seit Jahren, zugeführt.

Ernst Wichert's Lustspiel in 4 Akten „Der Freund des Fürsten“, das am Mittwoch, den 17. December 1879, zum ersten Male in Scene ging, gehört nicht zu seinen besten Arbeiten. Es hat nicht die Frische und Unmittelbarkeit seiner Komödie „Ein Schritt vom Wege“, die so zierlich und naiv Eichendorff'sche Wald- und Reiseromantik mit hausbackener Alltäglichkeit zu verbinden wußte, aber es ist gefälliger und harmloser, als „Die Realisten“ und „Eine Frau für die Welt“. Der Dichter unternimmt es nicht, Irrungen und Fehler der Gesellschaft zu schildern und zu geißeln, er begnügt sich damit, seine Zuhörer munter und fein zu unterhalten. Einem solchen Theaterstücke ohne Tiefe des Gedankens, ohne Schärfe der Beobachtung verleiht die Darstellung das eigentliche Leben, von ihr hängt fast ausschließlich der Erfolg oder die Niederlage ab. Der unbehagliche Eindruck, den ich zuerst bei einer Aufführung in München, im Sommer des vergangenen Jahres, von dem Lustspiel empfing, verwandelte sich gegenüber der trefflichen Darstellung unserer Schauspieler in einen behaglichen. Das Unwahrscheinliche des Vorwurfs milderte sich; das Ausgeblähte und Fadenförmige der Romantik und Abenteuerlichkeit des Lebens an einem kleinen Hofe, in einer kleinen Residenz schillerte wieder in jenem Farbenreiz, der Hackländer's Komödie „Der geheime Agent“ zu einem unübertroffenen Genrebild macht. Wichert's neuestes Stück zeichnet sich nicht durch eine originale Erfindung aus — darin ist er als Novellist stärker — sondern durch die geschickte Verwendung der bekannten Schachfiguren. Zwei kaiserliche Linien liegen seit dem Wiener Congreß in Streit; die eine hat das Herzogthum erhalten, die andere ist mediatisirt worden und hat sich nach Wien zurückgezogen. Die Stände des Herzogthums auf der einen, gute Freunde der Mediatisirten auf der andern Seite sind auf den Ausweg gekommen, der junge regierende Herzog solle seine Verwandte, eine junge Prinzessin, heirathen und somit den Zwiespalt der Interessen durch die Versöhnung beider Linien aus der Welt schaffen. Leider will der Herzog von dieser Heirath nichts wissen, noch mehr — er will seine Verwandte nicht einmal sehen. Ueberhaupt ein merkwürdiger Herr. Von einer Badereise hat er einen bürgerlichen Freund sich mitgebracht, einen Doctor Malthus, der zum Schrecken der Minister und der Hofleute weder Orden noch Titel oder Stellung annehmen will und doch den ganzen Hof nach seiner Pfeife tanzen läßt. Plötzlich erscheint in der Villa, die er bewohnt, ein schönes Mädchen, seine Nichte, sie ist ihn zu besuchen gekommen. Daß sich der Herzog sterblich in sie verliebt, ist alte Komödienregel. Aber — o herbe Enttäuschung! Doctor Malthus weist den kaiserlichen Freier, weist das brüderliche Du zurück, das ihm der Herzog anbietet. Der Günstling scheint für immer gestürzt zu sein. Da entdeckt man, daß der abenteuerliche Mann gar kein gewöhnlicher Doctor Malthus, sondern ein Prinz ist und seine Nichte Cäcilie jene Prinzessin, die der Herzog heirathen sollte und nicht wollte. Nun gibt es in dieser Herzogsseele noch einen Kampf zwischen der Liebe und der Eitelkeit, die sich für angeführt hält, zuletzt aber reicht er der schönen und sanften Cäcilie die Hand, während der Doctor Malthus die Naive des Stücks, eine Baronesse Emmy von Trausch, heirathet. Wo diese Vorfälle möglich sind, wo sich dies Alles abspielt — danach darf der Zuschauer nicht fragen, er muß die gute Laune haben, das Harmlose harmlos zu nehmen. In der Welt des Reifrocks und des Zopfes möchte die Geschichte eine größere Wahrscheinlichkeit und zugleich jene kokette Anmuth, jenen leicht ironischen Zug gewonnen haben, die solche Darstellungen des höfischen Treibens und Trachtens erst in die Sphäre des Kunstschönen erheben. Natürlich wären damit die mannigfachen, mitunter witzigen, immer lustigen Anspielungen auf die Gegenwart fortgefallen: das Salz, das jetzt die

etwas fade Speise würzt. Die wohl abgerundete, fein charakterisirende Darstellung der Damen Clara Meyer (Cäcilie) und Julie Abich (Emma) und der Herren Ludwig (der Herzog) und Liedtke (Doctor Malthus) erhielt durch die Mitwirkung der Frau Marie Seebach, die zum ersten Male in einer humoristischen Rolle, als eine ältere französische Lehrerin der Prinzessin Madame d'Etville, auftrat, noch einen besonderen Reiz.

Ein Dramatiker von einer unvergleichlich scharfer ausgeprägten Individualität als Ernst Wichert ist Paul Lindau. Von all' unsern modernen dramatischen Schriftstellern hat er allein das Gefühl, das Bewußtsein dessen, was die Zeit und die Welt, wie sie sind, von einem Komödiendichter fordern. Lustige Theaterstreiche und Verwechslungen, gutmüthig einfältige Schilderungen des kleinbürgerlichen Lebens, zwischen sentimentaler Romantik und Alltagskomik hin und her schwankende Erfindungen genügen ihm nicht: er sucht bald mit größerem, bald mit geringerem Glück bestimmte Seiten unserer gesellschaftlichen Zustände dramatisch zu gestalten; er erfüllt, wenn er in seiner Fabel hinter seinem Vorwurf zurückbleibt oder seine Figuren nicht über die Augenblicksphotographie hinaus zu vollen Charakteren auszurunden vermag, wenigstens seinen Dialog mit dem Gedankengehalt, dem Ton und Duft der Gegenwart; er vergreift sich zuweilen in Stoff, er verlegt oft und fordert die kritische Rüge heraus: aber er ist ein Schriftsteller, der seine Kunst studirt hat, der sich um ein hohes Ziel bemüht, der den Zweck der Komödie nicht einzig in der wohlfeilen Unterhaltung findet. Die Periode des hohen Stils ist in der deutschen Dramatik vorüber; alle Schöpfungen dieser Art tragen den Stempel der Nachahmung an der Stirn. Im besten Falle sind sie um fünfzig Jahre zu spät auf die Welt gekommen. Der Schillerpreis kann ihnen wol einen goldenen Lorbeerkranz verleihen, aber lebendig kann er sie nicht machen. Was unsere Bühne braucht, ist die Sittensatire der Franzosen. Abbilder unseres Lebens, unserer Verhältnisse wollen wir auf den Brettern sehen, unsere Stimmungen und Empfindungen von ihnen herab vernehmen. Dies in seiner Bedeutung begriffen, dies in seiner ganzen dramatischen Thätigkeit, die doch nun schon sieben größere Werke umfaßt, verfolgt zu haben, scheint mir ein der Anerkennung werthes Verdienst Paul Lindau's zu sein. Nach der Richtung des Zeitgemäßen hin, nicht im Außerlichen, sondern in der Verkörperung der geistigen Mächte, geht sein letztes fünfactiges Schauspiel „Gräfin Lea“, das am Mittwoch, den 21. Januar, zum ersten Male gespielt ward, seinen früheren Arbeiten weit voran. Klar und knapp stellt es die Frage und kommt zu einer befriedigenden Lösung. Was bewußte Absicht in dem Drama ist, was der Zufall zur Tendenz gemacht hat, wird der Dichter selbst nur schwer von einander zu trennen wissen. Der Wind, der gerade weht, weht auch ihn an. Nicht von ihm ist „die Judenfrage“ wieder einmal aufgeworfen worden; diese Krankheit bricht in Deutschland nach bestimmten Zeiträumen stets von Neuem aus und Niemand darf sich wundern, daß den Anklägern gegenüber auch die Vertheidiger aufstehen. Ein Thema, das im leidenschaftlichen Für und Wider in allen Gesellschaften, im Salon und am Wirthshausstisch erörtert wird, konnte von einem so feinhörigen Dichter wie Paul Lindau nicht überhört werden. Ebenso unabweislich ist es, daß sein Schauspiel von allen denen, deren Hochmuth und Unbuddsamkeit es geißelt als ein Tendenzstück, das sie beleidigt, gescholten wird. Darin kann er sich nun mit einem Größeren trösten: es gibt keinen Pfaffen, der Lessing's „Nathan“ lobt. Nach dem Tode ihres Mannes führt die Gräfin Lea Fregge mit den Verwandten desselben einen Proceß über ein Fideicommissgut, in dessen Besiz sich jene widerrechtlich gesetzt haben. Als Grund ihrer Usurpation geben sie eine Clausel des Fideicommissstatutes an, welche die „Unwürdigen“ von dem Besiz ausschließt. Lea, die Tochter eines jüdischen Kaufmanns Moses Brändel, erscheint ihrem Adelskolge als unwürdig, die Verbindung des Grafen Lothar mit ihr als eine Mißheirath schlimmster Art. Davon wollen sie nichts hören, daß Lea nach dem Tode ihres Vaters den Grafen Lothar vom schmachlichen Untergange gerettet hat. Der Graf, ein leichtsinniger Schuldenmacher, hat ihrem Vater Wechsel auf

Wechsel ausgestellt, die er jetzt, da sie der Vormund der Erbin nachsichtslos eintreibt, nicht bezahlen kann. Am Tage, wo sie mündig wird, verbrennt Lea diese Wechsel; ihr Vermögen stellt, als ihr der Graf seine Hand reicht, seine zerrütteten Verhältnisse wieder her. Zum Dank dafür berauben sie seine Verwandte, ein Bruder Graf Erich Fregge und eine Schwester Julie Freifrau von Leesen, ihres Rechtes, ja die eigene Tochter des Verstorbenen aus erster Ehe, Comtesse Paula, schließt sich ihnen in ihrer Abneigung und ihrem Haffe an. Für Lea handelt es sich in dem Streit nicht sowol um den Besitz eines Rittergutes, als um die Wahrung ihrer Ehre, der Ehre ihres Vaters. Sie will sich die Achtung ihrer Gegner, die Liebe ihrer Stieftochter gewinnen. Die große Rede ihres Advocaten im vierten Acte vor versammeltem Gerichtshofe bringt darum auch nicht den eigentlichen Proceß zum Austrage: überzeugend wirkt sie nur auf diejenigen, die nicht in frieboler Herzlosigkeit jeder besseren Erkenntniß den Eingang verwehren — den Grafen Erich und die junge Paula.

Ein Erfinder von vielverschlungenen Fabeln ist Paul Lindau nicht; seine Gewebe sind durchsichtig, der Faden ist weder lang noch stark. Hier fehlt nun überdies noch jenes Unbestimmte, Ungesagte, was jeder Zuhörer sich nach Belieben ausmalen kann, was in „Maria und Magdalena“ und „Diana“ bedenklich, in „Tante Theres“ und „Johannistrieb“ stimmungsvoll wirkte. Daher muß die Entwicklung der Charaktere, ihre Auseinandersetzung, das Hinüber und Herüber der Empfindung die Kosten des Abends tragen. An Feinheit der Durchführung übertreffen denn auch die Figuren dieses Schauspiels die früheren Gestalten des Dichters. Lea und Paula, Graf Erich Fregge und Julia von Leesen sind nicht mehr Photographien, sondern Bilder von Menschen, die einen mit scharfen, die andern mit anmuthigen Zügen, alle charakteristisch, Julie ein Meisterstück, typisch für das Wesen und die Lebensanschauung der adeligen Damen, die den Schein der Tugend, die Wahrung des Conventionalen, höher als die Tugend selber schätzen, und bis zu ihrem naserrümpfenden Hochmuth zugleich individuell in jeder Bewegung. Daß nun dies Schauspiel trotz so bedeutender Vorzüge doch nicht die Wirkung ausübt, die man von ihm erwartet, doch nicht jene künstlerische Vollendung zeigt, wie die besseren Komödien Augier's, liegt noch mehr in der Eigenart des Verfassers, als in der Schwäche seines Talentes. Indem er vor den letzten Folgerungen seiner Voraussetzungen — hier vor dem Gegensatz zwischen Lea und den Verwandten ihres Mannes, dem reichen Judenthum und dem armen Abel — zurückweicht, erhält der Proceß, der in ethischem und poetischem Sinne ein Kampf auf Leben und Tod, ein unbarmherziges Duell sein müßte, den Schein einer Bagatellverhandlung, deren Ausgang weder den Besiegten vernichtet, noch dem Sieger große Freude machen kann. Beharrte nicht Julie in ihrer Abneigung gegen Lea, würde der ganze Streit, die schließliche Versöhnung zwischen Stiefmutter und Stieftochter sich wie die Lösung eines Mißverständnisses ausnehmen, die bei einigem guten Willen von beiden Seiten ohne den Aufwand einer Advocatenede hätte herbeigeführt werden können. Paul Lindau gräbt nicht tief genug, um auf reines Gold zu stoßen. Begnügt er sich, wie in den Komödien: „Ein Erfolg“, „Tante Theres“, selbst im „Johannistrieb“, mit jenen leichten, gesellschaftlichen Irrungen und Conflitten, die der Tag bringt und der nächste wieder ausgleicht, so bleibt er gleichsam in Harmonie mit seiner Natur. Seine ironische Behandlung von Menschen und Dingen paßt dann vortrefflich zu dem gewählten Stoffe. Die glatte, nüchterne, wichtige und schillernde, jeden rhetorischen Aufschwung vermeidende und jede prickelnde Bemerkung kunstvoll ausschleisende Sprache, die er redet, scheint seinen Lustspielfiguren angeboren zu sein. In dem Schauspiel „Gräfin Lea“, wie früher in „Diana“, ist diese Uebereinstimmung zwischen Stoff und Ausführung nicht so gut gelungen. Der Stoff, wie die beiden Hauptfiguren, Lea und Paula, erfordern, auch wenn der tragische Ausgang vermieden werden sollte, ein gewisses Pathos in der Behandlung, über das Paul Lindau nicht verfügt. Mit klugem Verständniß für die Einheit und Natur seiner Fabel hat er die erweiternden und scherzhaften Episoden, in deren Darstellung er ein hervorragendes Talent besitzt,

davon ausgeschlossen, aber damit auch dem Gesamtbilde die blendenden Lichter und das bunte Farbenspiel genommen. Alles in Allem mit seinen Schwächen und seinen Vorzügen ist es das Werk eines echten Komödiendichters, eines originellen Kopfes, der eigene Gedanken und einen eigenen Ausdruck dafür hat. Die musterhafte Darstellung des Werkes durch die Damen Fräulein Refler (Gräfin Lea) und Fräulein Abich (Comtesse Paula) und die Herren Liedtke (Erich Graf Fregge) und Ludwig (Rechtsanwalt von Deckers) hat dann das Ihrige zu dem großen Erfolge des Stückes auf unserer Hofbühne beigetragen.

Ueber G. von Moser's Schwank in 4 Acten „Der Bibliothekar“ — wie es sich gehört, wurde er am Fastnachtsdienstag, den 10. Februar, zum ersten Male aufgeführt — vermöchte nur der mit reinem Gewissen etwas Neues zu sagen, der zum ersten Male über Moser's Scherze das Wort ergriffen. Denn wie gern sich auch das Publicum im Theater durch die nämlichen Theaterstreiche belustigen läßt, die Kritik soll immer neu und wichtig sein. Billig kann man die übermüthige Laune, das muntere Draufgehen unsers Dichters loben, aber wer hätte dies nicht schon bei seinem „Beilchenreffer“ gethan — und mit größerer Aufrichtigkeit gethan, als er diesem „Bibliothekar“ gegenüber zu wiederholen im Stande wäre. Das Drollige droht hier zu oft in das Alberne, das Geschraubte in das Unmögliche überzuschlagen. Obgleich die Personen des Stückes Anigge's Umgang mit Menschen dem Titel nach richtig und deutsche Dichterworte falsch citiren, spielt die Handlung in England, eines Onkels aus Indien und der Schuldhafte wegen. Ohne den indischen Onkel, der um jeden Preis einen lieberlichen Neffen haben will, und die Schuldhafte, der zu entgehen dieser Neffe — trotz seiner Schulden fühlt er sich dem Ideal seines Oheims nicht gewachsen — mit einem andern jungen, gleich ihm verschuldeten Saufewind London verläßt, gäbe es nur ein halbes Stück. Die andere Hälfte besteht aus einer Verwechslung: der hoffnungsvolle Neffe gilt auf dem Lande eines reichen Herrn für den jungen Gelehrten, den sich dieser zum Ordnen seiner Bibliothek eingeladen, und der wirkliche Bibliothekar wird, als er erscheint, von der alten schwärmerischen Gouvernante und den beiden Bacfischen des Herrenhauses für ein Medium gehalten. Erzählen lassen sich die daraus entspringenden Tollheiten nicht. Um sie für möglich zu halten, muß man sie mit eigenen Augen sehen und wird bei alledem eine Stunde nach dem Fallen des Vorhangs seinen Augen nicht glauben wollen. Aber das gewandte Spiel der Schauspieler, die Illusion, die das Theater erzeugt, und das anstreckende Lachen, das sich von der Galerie her dem Parquet und umgekehrt mittheilt, helfen über alle Abgründe und Steine des Anstoßes hinweg.

Mehr der Vollständigkeit der Chronik als seiner künstlerischen Bedeutung wegen erwähne ich des Gastspiels der Signora Adelaide Ristori mit einer mittelmäßigen italienischen Gesellschaft, aus der nur Signor Adolfo Drago als Held und Liebhaber emporragte, in der zweiten Hälfte des Monats November im vergangenen Jahre. Abwechselnd ist sie im Schauspielhause und im Nationaltheater in Legoubé's „Medea“, in Schiller's „Maria Stuart“ und in Giacometti's „Elisabeth von England“ und „Maria Antoinette“ aufgetreten. Die Aufführung des letzteren Stückes wurde von der Berliner Polizei nur einmal gestattet. Es war das einzige, in dem Signora Ristori für mich in einer neuen Rolle erschien. Wer, wie ich, die berühmte Schauspielerin vor mehr als zwanzig Jahren und seitdem wiederholt gesehen, hat nur noch eine Ruine vor sich. Die Stimme wie die Bewegung haben etwas Greisenhaftes, der grandiose Zug ist geblieben, aber er ist versteint, die Bilder haben die Farben verloren und sind grau und schwarz geworden. Wo, wie in den letzten Acten der beiden historischen Dramen „Elisabeth von England“ und „Maria Antoinette“ es sich um die Darstellung älterer, durch Krankheit, Unglück und Kerkerhaft hinfalliger, jetzt von der Schwäche der Natur gebeugter und im nächsten Augenblicke sich wieder durch die Stärke ihres königlichen Geistes stolz aufrichtender Frauen handelt, sucht Signora Ristori noch immer ihres Gleichen, ihre Charakteristik hat in

solchen Momenten vielleicht gegen früher noch an Schärfe und Kühnheit gewonnen, im Uebrigen — stat magni nominis umbra!

Je mehr Glück das Schauspielhaus, je weniger hat das Residenz-Theater in dieser Saison gehabt. So sehr hat es sein Publicum während der letzten Jahre an französische Neuigkeiten, an die Darstellungen berühmter Virtuosen gewöhnt, daß es demselben aus eigenen Mitteln keine Unterhaltung auf die Dauer zu gewähren vermag. Seit den „Fourchambault“ ist weder im Théâtre français, noch im Gymnase eine Komödie erschienen, welche in einer deutschen Bearbeitung Erfolg versprochen. Die Versuche, die das Residenz-Theater am 13. Januar mit dem alten Schauspiel von Th. Barrière und L. Thiboust „Marmorherzen“ in der Bearbeitung von Heinrich Laube und am 11. Februar, des Gastspiels der Frau Marie Seebach wegen, mit Legouvé's langweiligem, ausschließlich auf französischen Rechtsgrundsätzen beruhenden Drama „Trennung“ machte, konnten der Natur der Sache nach keinen Erfolg haben: das erste Stück ist veraltet, das zweite für uns halb gleichgültig, halb, in seinem Beginn wie in seinem Verlauf, unverständlich.

Größere Theilnahme erregte die Aufführung des vieractigen Lustspiels von Julius Wolff „Die Junggesellensteuer“ am Dienstag, den 17. Februar. Ein Erstlingswerk des bekannten epischen Dichters, das in München, Kassel und Dresden sich eine feste Stellung im Repertoire errungen. Der Bau der Scenen, die Sprache, die zwischen lyrischem Schwunge und Alltagsprosa unsicher hin und herirrt, die Mangelhaftigkeit der Charakteristik, die sich in Sprüngen gefällt, weil sie noch nicht folgerichtig entwickeln kann, verrathen den Neuling auf dem dramatischen Gebiete. Statt eines Stückes haben wir im Grunde drei vor uns. Ein junges phantastisches Mädchen, das sehr schöne Gedichte im Stil der weiland „Wilden Rosen“ von Louise Aston vormärzlichen Angedenkens — „Schlagt die Gläser all' in Escherben, so vergeh' die alte Welt, so soll sterben und verderben, was das Herz in Fesseln hält!“ — sehr schön deklamirt, wird aus einer grimmigen Feindin der Ehe zur Verehrerin dieser Einrichtung belehrt, als sie den Affessor Walmer, der sich, wie sie, verschworen, frei zu leben und zu lieben, als Gemahl einer mäßig geistreichen Frau wiedersteht und sich selbst in den Bildhauer Rodeck verliebt, der zufällig auch der Verfasser jener glänzenden Gedichte ist. Diesem Conflict, wenn es einer ist, fehlt es an Vertiefung; ohne schmerzliche Erfahrungen wird keine Ritterin der Ehelosigkeit und der freien Liebe sich der harten Hörigkeit des Weibes unterwerfen. Dafür aber, daß wir all' dies Gerede für leeres Geschwätz nehmen könnten, ist Julie von dem Dichter zu selbständig und zu klug, zu sympathisch geschildert. Ungleich wahrer und einfacher zeigt sich der Dichter in den komischen Scenen, in der Gestaltung humoristischer Figuren. Das Project des ehemaligen Landraths von Drehwitz, im Reichstage eine Junggesellensteuer vorzuschlagen, von deren Ertrage Aefle für alte Jungfrauen errichtet werden sollen, seine Hoffnungen, zum Abgeordneten gewählt zu werden, die schmählich scheitern — auf der anderen Seite die Vereinsucht der Frauen, die sich bis auf die Köchinnen erstreckt, und die spaßige Eifersucht der beiden Neuvermählten, des Affessors und seiner Frau, sind mit solcher Heiterkeit erfunden, mit so feiner Beobachtung des Wirklichen und so frischer Farbengebung ausgeführt, daß man aus ihnen gern dem Verfasser ein glückliches Horoskop für seine dramatische Zukunft stellen möchte.

Auch ein Schauspiel von Björnstjerne Björnson in 5 Acten, „Das neue System“ gewann die Zustimmung des Publicums nicht und blieb künstlerisch betrachtet, bedenklich weit hinter den Erwartungen zurück, die Björnson's Drama „Ein Fallissement“ erweckt hatte. Die unselige Uebersetzungswuth der Deutschen hat hier einmal wieder dem norwegischen Dichter Eintrag gethan — argen Eintrag, denn es ist kein Zweifel, daß in seinem Vaterlande sein Werk ein ganz anderes Verständniß gefunden hat. Dort sind den Zuschauern die Gedanken, die er vorträgt, vertraut, die Fabel, vielleicht sogar die Personen des Stückes bekannt. Wir werden uns in langen fünf Acten, trotz aller Reden hindüber und herüber, nicht einmal darüber klar,

was denn eigentlich „Das neue System“ bedeutet. Handelt es sich um eine „neue“ Bauart der Eisenbahnen, etwa um eine gegen früher veränderte Spurweite? Um Schienen aus Eisen oder aus Stahl? Oder um eine „neue“ Art des Betriebs der Bahnen? Ich weiß es nicht und vermuthete, daß es Niemand im Hause wußte. In Norwegen mag ein Generaldirector Riis, der nach dem „neuen System“ arbeitete, um den völligen Zusammenbruch desselben zu verhindern, einem jungen talentvollen Ingenieur Hans Kampe, der eine Broschüre dagegen geschrieben, die Stelle seines ersten Bureauchefs und obendrein noch seine Tochter zur Frau gegeben haben: für uns ist der Angriff ebenso unerklärlich wie die Ausöhnung. Irrlichterirend bewegt sich der Charakter Karen's, der Tochter des Directors, zwischen herber und trotziger Jungfräulichkeit und Ophelia-Phantastik. Ueberall Ansätze zu Charakteren: so zu der Schilderung eines aus Unglück und Verbitterung zu einem Trunkenbold hinabgesunkenen Mannes in der Figur des alten Kampe; einer sanften, langamen, gutmüthigen Hausfrau in der Frau des Generaldirectors; wiederholt der Versuch, aus der leidigen Debatte über „Das neue System“, die jeder dramatischen Fühlung entbehrt, zu einem ergreifenden, seelischen Conflict zu kommen: ein Versuch, der nach jedem Anlauf kläglich wieder in den Sand des öden Gezänks verläuft; Bilder, die der Dichter mit großer Kunst aufbaut und ohne jede Kunst, als wären sie ein Kartenhaus, wieder umwirft: so der Kaffee-Damen-Platz bei der Generaldirectorin; so die Vorbereitung zu dem Kirchgang der Familie. Diesem Werke Björnson's fehlt es an den ersten Erfordernissen eines Drama's: an einer klaren Handlung, an einem festen scenischen Gerüst, an Charakteren, deren Gründe zu ihren Worten und Thaten der Zuhörer, wenn auch nicht theilt oder nachempfindet, doch begreift.

Das Nationaltheater ist jetzt in Berlin, wie ich schon oben bemerkte, die Heimstätte des romantischen Schauspiels. Verständig wechselt der unternehmende und geschickte Director Herr van Hell zwischen älteren Werken, neuesten Dichtungen und französischen Melodramen sein Repertoire. Eine im Zusammenspiel wohl geübte Künstlergesellschaft mit einigen begabten Schauspielern, den Damen Suhrlandt und von Meersberg und den Herren Edgar, Berla und Rohrbeck, in erster Linie; eine für ein Volkstheater schickliche Ausstattung in Decorationen und Kostümen bringen im Verein manche wohlgelungene Aufführung hervor. Legt man auf die Förderung des romantischen Schauspiels einen besondern Werth: nur auf einer solchen Volksbühne kann sie betrieben werden. Je mehr Freunde diese Gattung der dramatischen Poesie im Publicum findet — von Staatswegen wird sie durch den Schillerpreis gepflegt und geehrt — desto mehr wird sich auch die Volksbühne heben. Aber man täusche sich darin nicht, daß nicht Alles, was classischen Anhauch hat, auch darum schon den Erfolg von Schiller's und Shakespeare's Tragödien haben müßte. Franz Dingelstedt hatte auf der Bühne des Wiener Burgtheaters Grillparzer's Lustspiel „Weh dem, der Lügt!“ mit großer Wirkung aufgeführt. Das Wiener Publicum und die Wiener Kritik waren in dem Lobe der Dichtung einig. Man behauptete sogar, daß die Niederlage, die das Stück bei seiner ersten Vorstellung am 6. Mai 1838 erlitten, einzig auf die Erbitterung des Adels zurückzuführen sei, der sich durch die Schilderung der rheinischen Grafen Rattwald und Galomir beleidigt gefühlt habe. Viel Edelleute waren nun sicherlich nicht in der Versammlung, die sich im Saal des Nationaltheaters Grillparzer's Lustspiel ansah, und an seinem Durchfall hatten sie gewiß keine Schuld. Die Dichtung, die sich bei der Lectüre durch eine gewisse feine Ironie im Spiel zwischen der Pflicht der Wahrheit und der Nothwendigkeit der Lüge, durch die Sinnigkeit und Schlichtheit des Vortrags dem Leser einschmeichelt, verliert auf der Bühne für unser Publicum jeden Reiz und ermüdet durch die Dürftigkeit der Fabel und die Unausgibigkeit der Charaktere. Die Trunkenboldigkeit Rattwald's und das Trottelthum Galomir's wirken abstoßend und entbehren der Freiheit und Tollheit des grotesken Humors. Die Muse Grillparzer's, die nur im Phantastischen und im sinnlich leidenschaftlichen heimisch ist, hat in der Realität der Barbarei keinen Boden unter den Füßen: sie



vermag die schlichten Vorgänge des Alltagslebens, Kochen und Feilschen, Essen und Trinken, nicht entfernt mit jener Anschaulichkeit zu schildern, wie der alte fränkische Chronist Gregor von Tours, dem sie den Stoff ihrer Dichtung entlehnt hat. Je lautloser aus Achtung vor Grillparzer's Namen das Fiasco, desto unaufhaltsamer war es.

Einen freundlicheren Eindruck machte Franz Nissel's Tragödie in fünf Acten: „Agnes von Meran“. Man entsinnt sich, daß sie im Jahre 1878 den Schillerpreis erhielt. Eine Auszeichnung, die sie wegen ihrer akademischen Form, der Pracht ihrer Sprache und einiger dramatisch bewegter Scenen wohl verdient. Um auf den Brettern sich dauernd zu erhalten, ist sie wie die Mehrzahl der modernen Jambentragedien in der Durchführung des Conflicts und in der Zeichnung der Charaktere zu schwächlich, zu schablonenhaft, in ihrem Stoff dem modernen Publicum gleichgültig. Der Kampf des Königs Philipp Augustus von Frankreich mit der römischen Kirche wegen der Trennung von seiner Gemahlin, einer dänischen Prinzessin, und seiner Verbindung mit der schönen Agnes von Meran ist öfters in dramatischer Form dargestellt worden, im Großen und Ganzen immer erfolglos. Weder politisch, noch rein menschlich betrachtet interessiert die Sache. Unser Dichter versteht es nun gar, indem er seine Ingeborg den König und Gemahl als Vernichter ihres Jugendglücks hassen läßt. Welch' Vergnügen, welche Genugthuung ein Weib dabei finden kann, einem ungeliebten Manne anzugehören, läßt sich schwer nachfühlen; und wenn es aus bloßer Bosheit und Rachsucht auf seinem durch die kirchliche Einsegnung geheiligten Rechte beharrt, so büßt es bei dem Zuhörer von vornherein jedes Mitleid ein. Um in der Dichtkunst den Gebränkten spielen zu dürfen, muß man nicht nur in seinem Recht, sondern auch in seinem Herzen beleidigt worden sein. Shylock wäre nur eine Fraße, wenn ihm nicht Antonio's Beleidigungen, Jessica's Entführung, der Raub seiner Diamanten die Galle erregt hätten. Und ebenso wenig wie in der Zeichnung der Ingeborg, gelingt es dem Dichter in der Schilderung des Interdicts, das wahrhaft ergreifende Moment zu treffen. Hier hätten die Wirkungen des päpstlichen Bannfluchs uns sichtsbarlich vor Augen geführt werden müssen: ein Brautpaar, das nicht getraut werden, ein Vater, der sein neugeborenes Kind nicht taufen, eine Mutter, die ihren gestorbenen einzigen Sohn nicht bestatten lassen kann. Nicht in den Reden von Klosterfrauen hätten wir davon hören sollen. Auch so würde eine protestantische Zuhörerschaft sich niemals mit dem Ausgange, dem Siege der kirchlichen Gewalt, veröhnen, aber man würde ihn begreifen lernen. Die feierliche Staatsaction, die sich ausschließlich mit den vornehmen Herren und Damen beschäftigt, entbehrt für uns zu sehr der Wirkung und leidet, schon in der gleichmäßig pomphaften Sprache, an Eintönigkeit. In einer Reihe von Genrebildern müßten die Zustände und Stimmungen der dunklen namenlosen Masse dargestellt werden, die in allen Streitigkeiten zwischen der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt den Ausschlag gegeben hat. Die Vorzüge Nissel's in seiner langjährigen dramatischen Arbeit sind jedoch nie in kühner Neuerung, in originaler Erfindung, sondern gerade in der Feinheit und Sicherheit, mit der er die Regeln des akademischen Drama's zu befolgen wußte, in seiner beweglichen lyrischen Empfindung, in der sorgfältigen Ausführung seiner Pläne, in der sauberen Umrißzeichnung seiner Figuren zu suchen gewesen.

Von stärkerer Wirkung auf das Publicum, von schärferem dramatischen Gepräge, von lebendigerem Inhalt erwieß sich das Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arthur Fitger: „Die Hexe“. Arthur Fitger ist Maler und Dichter zugleich; außer der „Hexe“ ist von ihm noch ein historisches Trauerspiel „Adalbert von Bremen“ erschienen, das jedoch weder in der Geschlossenheit und Rundung der Form, noch im Gehalt der „Hexe“ gleichkommt. Ein Werk von hoher Schönheit, vor Allem in jedem Zuge und Nerv ein Drama. Stimmungsvoll und bedeutsam beginnt das Stück mit der Verkündigung des Friedens von Münster und Osnabrück nach dreißigjährigen Kriegsgräueln. Protestanten und Katholiken wollen es fortan versuchen, friedlich neben einander zu wohnen, aber unarmherzig aus ihrer Mitte die

was denn eigentlich „Das neue System“ bedeutet. Handelt es sich um eine „neue“ Bauart der Eisenbahnen, etwa um eine gegen früher veränderte Spurweite? Um Schienen aus Eisen oder aus Stahl? Oder um eine „neue“ Art des Betriebs der Bahnen? Ich weiß es nicht und vermuthete, daß es Niemand im Hause wußte. In Norwägien mag ein Generaldirector Riis, der nach dem „neuen System“ arbeitete, um den völligen Zusammenbruch desselben zu verhindern, einem jungen talentvollen Ingenieur Heß und obendrein noch seine Tochter zur Frau gegeben haben: für uns ist der Angriff ebenso unerklärlich wie die Ausöhnung. Irrlichterirend bewegt sich der Charakter Karen's, der Tochter des Directors, zwischen herber und troziger Jungfräulichkeit und Ophelia-Phantastik. Ueberall Ansätze zu Charakteren: so zu der gesunkenen Mannes in der Figur des alten Kampe; einer sanften, langsamen, gutmüthigen Hausfrau in der Frau des Generaldirectors; wiederholt der Versuch, aus der leidigen Debatte über „Das neue System“, die jeder dramatischen Fühlung entjehendem Anlauf täglich wieder in den Sand des öden Gezänks verläuft; Bilder, die der Dichter mit großer Kunst aufbaut und ohne jede Kunst, als wären sie ein Kartenhäus, wieder umwirft: so der Kaffee-Damen-Platz bei der Generaldirectorin; so die Vorbereitung zu dem Kirchgang der Familie. Diesem Werke Björnson's fehlt es an den ersten Erfordernissen eines Drama's: an einer klaren Handlung, an einem festen scenischen Gerüst, an Charakteren, deren Gründe zu ihren Worten und Thaten der Zuhörer, wenn auch nicht theilt oder nachempfindet, doch begreift.

Das Nationaltheater ist jetzt in Berlin, wie ich schon oben bemerkte, die Heimstätte des romantischen Schauspiels. Verständig wechselt der unternehmende und geschickte Director Herr van Hell zwischen älteren Werken, neuesten Dichtungen und französischen Melodramen sein Repertoire. Eine im Zusammenpiel wohl geübte Künstlergesellschaft mit einigen begabten Schauspielern, den Damen Suhrlandt und von Meersberg und den Herren Edgar, Berla und Rohrbach, in erster Linie; eine für ein Volkstheater schädliche Ausstattung in Decorationen und Kostümen bringen im Verein manche wohlgelungene Aufführung hervor. Legt man auf die Förderung des romantischen Schauspiels einen besonderen Werth: nur auf einer solchen Volksschühne kann sie betrieben werden. Je mehr Freunde diese Gattung der dramatischen Poesie im Publicum findet — von Staatswegen wird sie durch den Schillerpreis gepflegt und geehrt — desto mehr wird sich auch die Volksschühne heben. Aber man täusche sich darin nicht, daß nicht Alles, was classischen Anhauch hat, auch darum schon den Erfolg von Schiller's und Shakespeare's Tragödien haben mußte. Franz Dingelstedt hatte auf der Bühne des Wiener Burgtheaters Grillparzer's Lustspiel „Weh dem, der lügt!“ mit großer Wirkung aufgeführt. Das Wiener Publicum und die Wiener Kritik waren in dem Lobe der Vorstellung einig. Man behauptete sogar, daß die Niederlage, die das Stück bei seiner Vorstehung am 6. Mai 1838 erlitten, einzig auf die Erbitterung des Abendszuführen sei, der sich durch die Schilderung der rheinischen Grafen Rastbach und Galomir beleidigt gefühlt habe. Viel Edelleute waren nun sicherlich an der Versammlung, die sich im Saal des Nationaltheaters Grillparzer's Lustspiel und an seinem Durchfall hatten sie gewiß keine Schuld. Die Dichtung der Lectüre durch eine gewisse Ironie im Spiel zwischen der Wichtigkeit und der Nothwendigkeit der Lüge, durch die Sinnigkeit und die Vortrags dem Leser einschmeichelt, verliert auf der Bühne für unsern Reiz und ermüdet durch die Dürftigkeit der Fabel und die Unklarheit der Charaktere. Die Trunkenboldigkeit Rattwald's und das Trotzen der Dieuse Grillparzer's, die nur im Phantastischen und im sinnlos Heimisch ist, hat in der Realität der Barbarei keinen Boden.

vermag die schlichten Vorgänge des Alltagslebens, Kochen und Freilichen, Essen und Trinken, nicht entfernt mit jener Anschaulichkeit zu schildern, wie der alte fränkische Chronist Gregor von Tours, dem sie den Stoff ihrer Dichtung entlehnt hat. Je lautloser aus Achtung vor Grillparzer's Namen das Fiasco, desto unaufhaltbarer war es.

Einen fremdlicheren Eindruck machte Franz Kiffel's Tragödie in fünf Acten: „Agnes von Meran“. Man entsetzt sich, daß sie im Jahre 1878 den Schillerpreis erhielt. Eine Auszeichnung, die sie wegen ihrer akademischen Form, der Pracht ihrer Sprache und einiger dramatisch bewegter Scenen wohl verdient. Um auf den Brettern sich dauernd zu erhalten, ist sie wie die Mehrzahl der modernen Fambentragedien in der Durchführung des Konflikts und in der Zeichnung der Charaktere zu schwächlich, zu schablonenhaft, in ihrem Stoff dem modernen Publikum gleichgültig. Der Kampf des Königs Philipp Augustus von Frankreich mit der römischen Kirche wegen der Ernennung von seiner Gemahlin, einer bairischen Wittwe Agnes, und seiner Verbindung mit der sächsischen Agnes von Meran ist in dramatischer Form dargestellt worden, im Ganzen und Ganzen immer ecklos. Keine politische, noch ein menschlich bewegtes Interesse der Sache. Dieser Dichter verfährt es nun gar, indem er seine Jagdborg der Königin um Gemahl als Beschützer ihres Jugendglücks hassen läßt. Bald Bergkücken, welche Gemahlhauung ein Werk finden kann, einem ungeliebten Manne angeschlossen, läßt sich hassen und verachten; und wenn es aus bloßer Bosheit und Rachsucht der Königin durch die heilige Verurteilung geheiligten Rechte beharrt, so büßt es bei dem Publikum nur durch sein Mitleid ein. Um in der Dichtkunst den Grenzen nicht zu überschreiten, muß man nicht nur in seinem Recht, sondern auch in seinem Interesse stehen. Wenn ein Eshlod wäre nur eine Frage, wenn ihm nicht Antonis Schicksal, sondern die Entführung, der Raub seiner Diamanten die Galle erzeugt hätte, dann wäre wie in der Zeichnung der Ingeborg, gelingt es dem Dichter, in der Verurteilung des Interdicts, das wahrhaft ergreifende Moment zu treffen. Der Kaiser von Rom des päpstlichen Bannfluchs uns sichtbarlich vor Augen gestellt, welches dieses Brautpaar, das nicht getraut werden, ein Bann, der ihm nicht gestattet, zu taufen, eine Mutter, die ihren gestorbenen einzigen Sohn nicht behatten lassen kann.



Nicht in den Reden von Klosterfrauen hätten wir davon hören sollen. Auch in protestantische Zuhörerschaft sich niemals mit dem Ausgang, dem Sieg der sächlichen Gewalt, versöhnen, aber man würde ihn begreifen können. In der Reaction, die sich ausschließlich mit den vorerwähnten Herren und Damen befaßt, ist für uns zu wenig der Wirkung und Lächer. Hier ist der geistliche Mann in Sprache, an der Wirkung. In einer Reihe von Beweisen, die in der Sprache und Stimme der dreitragteiler gegeben hat, die nicht in und Si mußte, in seiner Bl a stärk indiger Fit er

Ungläubigen, die Zauberer und die Hexen austrotten. „Wir glauben Alle an einen Gott,“ sagt der Jesuit Xaver zu dem protestantischen Eiferer Lubbo, einem alten Kriegsmann, und in diesem Glauben fühlen sie sich vereint zum Kampfe gegen die Gottesleugner. In dem Ruße des Unglaubens steht ein reiches ostfriesisches Edelräulein Thalea, die mit ihrer jüngeren Schwester Almuth, nach dem Tode der Eltern, einsam, ihren Studien hingegeben auf ihrem Schlosse an der Grenze des Münster'schen bischöflichen Gebietes lebt. Vor mehr als zehn Jahren ist ihr Verlobter, ein ostfriesischer Edelmann, mit seinen Reitern in den Krieg gezogen. Lebte er noch? Hat er sie vergessen? Seit langer Zeit ist sie ohne jede Nachricht von ihm. Ihr von Natur erster Sinn hat sich darüber zur Melancholie geneigt. Um ihre Einsamkeit zu erheitern, treibt sie Astronomie und die Wissenschaft der Natur. Ein flüchtiger jüdischer Arzt, Simeon, den sie in ihrem Schlosse aufgenommen, bestärkt sie in diesen Arbeiten und dem Drange, ihre Erkenntniß zu erweitern und zu vertiefen. Aber dieser Thurm, von dem aus sie den Gang der Sterne beobachten, dies Laboratorium mit seinen Phiolen und Retorten, seinem Todtenschädel und seinen Folianten, in dem sie ihre Versuche machen, sind dem Aberglauben der Bauern in den Dörfern umher eben so viele Stätten geheimer, höllischer Künste. Thalea's Troß und Stolz erbittert die Meinung des Volkes noch heftiger gegen sie; da sie nicht mehr unbedingt den Lehren der Kirche glaubt, betritt sie das Haus Gottes nicht mehr; ihrer Jugendliebe getreu, weist sie die Anträge edler Herren des Landes zurück und beraubt sich so, im Fall einer Gefahr, eines mächtigen Schutzes. In dieser Lage der Dinge, am Tage der Verkündigung des Friedens, kehrt Edzard mit einer Schar seiner Leute heim: wohlthun, ritterlich, liebend. Mit jubelndem Entzücken schließt ihn Thalea an ihr Herz. Vergessen sind die Bekümmernisse der langen Trennung, vergessen die Nachtwachen und Studien, das Geheimniß der Natur zu ergründen. Dies Geheimniß ist die Liebe, wie thöricht erscheint jede Weisheit dagegen! In eine Kiste wirft sie ihre Bücher, ihre Instrumente als überflüssigen Trödel und vergräbt dieselbe mit Hilfe Simeon's in ihrem Garten. Aber ihr nächtliches Treiben ist bemerkt worden, Bauern, den Dorfschulzen an ihrer Spitze, bringen die ausgegrabene Kiste in den Gutshof und beschuldigen die Herrin laut der Zauberei. Noch mehr; vom Sitz des Bischofs in Münster ist der Jesuit Xaver, unter dem Vorwand, ihr astronomische Schriften und Tafeln mitzutheilen, in Wahrheit, um die Hexe gefangen zu nehmen, herübergekommen und der bibelsteife Wachtmeister Edzard's, Lubbo Lubbena, sinnt auf ihren Tod, weil er das Seelenheil seines Herrn, den er abgöttisch verehrt, in der Verbindung mit ihr gefährdet sieht. Der geistigen Ueberlegenheit und dem unerfrockenen Muth Thalea's gelingt es, diesen ersten Sturm abzuschlagen. Allein ein schlimmerer Feind steht gegen sie auf. Was ist es nur, das Edzard von ihr zurückhält, das ihn ruhelos umhertreibt? Vor dem Auge seines Geistes hat jene Thalea gestanden, die er vor zehn Jahren gekannt: die ernste, düstere ist ihm beinahe fremd. Ihre Wissenschaft schüchtert ihn ein; ihre Kenntnisse, ihre Ablehnung des Volksglaubens haben sie nicht nur unweiblich, haben sie ihm auch unheimlich gemacht. Almuth, die junge Schöne, das Haidenröslein, hat sein Herz gewonnen, wie er das ihre. Beide denken zu edel, um der Schwester, um der Verlobten durch die Offenbarung der Wahrheit das tiefste Weh zu bereiten. Am dem Abend vor ihrer Trauung aber, während sie die letzte Hand an ihren Brautputz legt, der Pfarrer, ein achtzigjähriger, buldsamer, lebenswürdiger Greis mit den Frauen, Mädchen und Kindern auf das Schloß kömmt, den Volterabend zu feiern, entdeckt Thalea das unselige Geheimniß. Dieser dritte Act ist in seiner Mischung von idyllischer Heiterkeit und tragischer Erschütterung meisterhaft; er wird wol an Größe und Kraft der Leidenschaft, aber nicht an dramatischer Bewegung und Entwicklung von dem vierten übertroffen. Als am andern Morgen Thalea im festlichen Zuge sich der Kirche naht, vermag sie nicht über die Schwelle zu schreiten, sich, Edzard und Almuth durch das Ja! am Altar für immer unglücklich zu machen. Das Volk, von Xaver und Lubbo aufgereizt, glaubt an dieser Zögerung die Hexe zu erkennen. Steine

erheben sich gegen sie. Umsonst redet der Pfarrer zum Guten. Lubbo entreißt ihm die Bibel und hält sie Thalea hin, damit sie ihren Christenglauben darauf beschwöre. Auf das Aeußerste gebracht, Schmerzdurchwühlt ruft Thalea: „Ich liebe die Bibel, aber wenn Ihr sie zu meiner Fessel machen wollt — die Fessel zerreiß' ich.“ Hochaufgerichtet steht sie da, den Blickstrahl Gottes herausfordernd. Da erschallt aus der Kirche, unter den Klängen der Orgel, der Gesang: Wir glauben All' an einen Gott! Lubbo wirft in dem Handgemenge, das nun zwischen Edgard und seinen Soldaten und dem Volke ausbricht, einen Stein, der nicht Thalea, sondern Amuth niederstreckt. In der Verwirrung, die darüber entsteht, glückt es Edgard, die beiden Mädchen nach dem festen Schlosse zu retten. Der fünfte Act dünkt mich trotz einer Scene voll lyrischen Schwungs zwischen Thalea und Simeon überflüssig. Während Edgard einen Ausfall macht, um die Volksmassen von der Burg zurückzutreiben, schleichen sich auf anderm Wege Lubbo und Xaver ein, und als Edgard siegreich wiedertehrt, um auf dem freigewordenen Wege Thalea und die verwundete Amuth davon zu führen, ersticht Lubbo die „Hexe.“ Mir würde es für die Gedrungenheit der Composition besser erschienen sein, wenn der Dichter uns die Belagerungscene geschenkt und unmittelbar an Lubbo's Steinwurf die Ermordung Thalea's im Volksaufstand geknüpft hätte. Das pantheistische Glaubensbekenntniß der „Hexe“, das überdies für mein Gefühl zu modern klingt, hätte leicht eine andere Stelle finden können. Dieses Hervortönen unserer heutigen Anschauungen und Empfindungen — „der Siegeszug der confessionslosen Wissenschaft“ etwa, das mich hier und dort stört, ist neben dem schleppenden Gang des fünften Actes der einzige bedenklichere Fehler, den ich in der Dichtung finde. Gern wünschte ich in dem Charakter Edgard's das leise Grauen, das ihm Thalea einflößt, stärker angedeutet, um dadurch das Schwächliche und Unsichere in seinem Benehmen erklärlicher zu machen; gern dem weisen Simeon einen größeren Antheil in der Entwicklung der Fabel; aber das sind Ausstellungen, die zu sehr aus meiner Eigenart entspringen, als daß ich objective Gültigkeit für sie fordern könnte. Der gut und glücklich in der Beleuchtung der Zeit erfundenen Handlung, der trefflichen Charakteristik Thalea's, der lieblichen Amuth, des gemüthvollen Pfarrers, des düstern Lubbo entspricht die kernige, kurze, immer auf den einfachsten und lebendigsten Ausdruck der Empfindung und der Sache gebrachte Sprache: keine tönenden, inhaltsleeren Verse, sondern martige, leidenschaftlich bewegte Prosa. Das Ganze ein Drama in Inhalt und Form, vom Haupte zur Sohle abgewandt von allem Schablonenhaften, eine originale Dichtung auf historischem Hintergrund.

Karl Frenzel.

## Litterarische Rundschau.

### Kunst und Wissenschaft in der Landwirthschaft.

Kunst und Wissenschaft in der Landwirthschaft. Von Professor Dr. Martin Wildens. Wien, Braumüller. 1879.

Unter diesem Titel ist eine Rede im Druck erschienen, mit welcher Dr. Martin Wildens in Wien eine seiner Wintervorlesungen, „Ueber die Theorie der Thierzucht“, eingeleitet hat. Seine Stellung als ordentl. öffentl. Professor für Thierpsychologie und Thierzucht und als Vorstand des zootomisch-physiologischen Institutes an der k. k. Hochschule für Bodencultur hat ihm als hervorragende Autorität auf diesem Gebiet einen Namen gemacht. Hiernach läßt sich voraussetzen, es werde auch diese

seine neueste Rundgebung sowohl dem Erfolg seiner akademischen Vorträge, als auch dem auf durchaus empirischer Grundlage beruhenden Ansehen seiner literarischen Thätigkeit entsprechen.

So gering die Schrift an Seitenzahl ist, von so eminenten Wichtigkeit ist sie ihrem gedrängten Inhalt nach, namentlich in Betracht der tumultuarischen Fortschritte in der Technik, welche auch die Landwirtschaft nicht überall vortheilhaft berührt und die Harmonie ihres Zusammengehens mit anderen Richtungen des Culturlebens so gestört haben, daß auf ein Mal von allen Seiten das Bewußtsein von dem Einbruch eines bedrohlichen Mißstandes zu erwachen beginnt. So stehen neben den industriellen Interessen die der Landwirtschaft im Mittelpunkt der wichtigsten Zeitfragen.

Während die Großmaschinen Jahr aus Jahr ein in ununterbrochen gleichmäßiger Bewegung sein können, ist die Landwirtschaft an die Natur gebunden, und bezüglich der Sammelpunkte ihres Schaffens von den periodisch wechselnden Vorgängen der Atmosphäre abhängig. Während die Fabrik muß, wie der Mensch will, muß der Landbau treibende Mensch, wie die Natur will. Seine Haushalte sind stets der Widerschein des großen Naturhaushaltes. Wol vermag die Landwirtschaft mit Maschinenhilfe die Erträge der Ernte zu erhöhen und die Zeitdauer der Erntearbeit zu verkürzen, sie hat jedoch keine Gewalt über den Eintritt der Erntezeit selbst und ist überdies ohnmächtig gegenüber den Schädigungen, welche die mit dem maschinellen Aufschwung in Wechselwirkung stehende Umgestaltung der Arbeitsverhältnisse mit sich gebracht hat. Inzwischen sind Maschinenhaft und theoretische Futtertabellen dem schwerfälligen Herkommen mehr oder minder vorausgeeilt. Daß in Folge hiervon Manches nicht so ist, wie es sein sollte, wird deutlich empfunden, und neben dem Verlangen nach einer Ueberbrückung der Kluft tritt das Bedürfnis zunehmender Kenntniß der physiologischen Bedingungen des Wachstums und der Ernährung vom Standpunkt einer Neubegründung der Landbauwissenschaft gebieterisch zu Tage.

Diesem Bedürfnis ist Professor Wilckens durch seine bisherige Wirksamkeit mit Erfolg entgegengekommen. Was er für die Grundlegung seiner Wissenschaft geleistet hat, ist nach der glänzenden Aufnahme zu würdigen, die, abgesehen von seinen früheren Werken, vornehmlich dem 1878 erschienenen „Form und Leben der landwirthschaftlichen Hausthiere“<sup>1)</sup> zu Theil geworden ist. Die Kritik nämlich ist darin einverstanden, daß ein solches Buch nur von Jemand geschrieben werden konnte, der die ganze Schule eines Mediciners durchgemacht hat, dessen methodische und exacte Darstellung nie die Grundlage von Zahl, Maß und Gewicht verliert, der in dem Aufsteigen von den einfachsten stofflichen und histologischen Grundlagen bis zu den Effecten thierischer Leistung ein Muster selbständiger, grundfuchender, realistischer Behandlung aufstellt, mit Einem Wort, ein Meisterwerk hervorgebracht hat.

Was nun speciell den Vortrag über „Kunst und Wissenschaft in der Landwirthschaft“ betrifft, so geht er von dem allgemeinen Ziel der menschlichen Thätigkeit, vom Können aus, und nennt Kunst das durch Uebung gesteigerte Können. Das Wissen dagegen erwirbt sich der Mensch durch Denken. Die Kunst will einen Zweck zur Erscheinung bringen, den sie sich selbst gesetzt hat. Die Aufgabe der Wissenschaft ist die Erkenntniß der durch Beobachtung und Experiment ermittelten Gesetze der Erscheinungen. „Die Kunst will wirken; ihre Wirkungen aber sind Folgen von Ursachen, die sie selbst nicht kennt und die zu erkennen außer ihrem Wirkungskreise liegt. Die Erforschung und Erkenntniß der Ursachen gegebener Wirkungen ist die Aufgabe der Wissenschaft. Wenn die Wissenschaft die Ursache einer Erscheinung erkannt hat, so läßt sich — im Bereiche des Könnens — die Erscheinung hervorbringen oder eine Wirkung durch ihre Ursache erzeugen. Die Wissenschaft vermag also der Kunst die Mittel zu lehren, oder ihr zum Bewußtsein zu bringen: eine zu erstrebende Wirkung oder einen gesetzten Zweck zu erreichen.“

<sup>1)</sup> Wien, Braumüller. 1878.

Da nun erst bestimmte Wirkungen der Kunst für die unmittelbare Wahrnehmung vorhanden sein mußten, ehe eine Erforschung ihrer Ursachen möglich war, so mußte auch das Können dem Wissen vorausgehen. Daher ist „die Kunst älter als die Wissenschaft. Ja, die meisten Wissenschaften haben sich erst aus Künften entwickelt“, so z. B. Heilkunde, Astronomie, Chemie, die vorher als Heilkunst, Sterndeutkunst, Scheidekunst geübt worden waren. Was jetzt noch von Kunst darin enthalten ist, gehört der Technik an. Wie die betreffenden Uebergänge sich an die Namen gefeierter Forscher und Entdecker knüpfen, so beginnt auch die Umwandlung der Landwirthschaft als Kunst in die Landwirthschaft als Wissenschaft mit dem Erscheinen von Liebig's epochemachendem Buche über den chemischen Proceß der Ernährung der Vegetabilien. In dieser Uebergangsperiode einer Kunst zur Wissenschaft befindet sich die Landwirthschaft der Gegenwart, die Anhänglichkeit an die vererbten Regeln befreundet sich mit dem Veistand wissenschaftlicher Thatsachen. Denn diese erklären dem Landwirth die Ursachen der Erscheinung, daß, trotz aller Regeln der Kunst, seine Felder „müde“ geworden und die Leistungen seiner Thiere kaum erhöht sind, und lehren ihn die Mittel zur Abhilfe kennen.

Auf die landwirthschaftliche Thierzucht übergehend, bemerkt Wildens über die Züchtungsregeln, daß keine einzige den Charakter eines Naturgesetzes trage, und daß alle des nothwendigen Zusammenhanges der Vererbungserscheinungen entbehren, weil deren Größenbestimmung nach dem bloßen Augenmaß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine unsichere Grundlage für ihre Feststellung sei. Die Formenverhältnisse der zu paarenden Thiere seien durch genaues Messen zu vergleichen, und die Ähnlichkeit der Formen in den Nachkommen messend zu verfolgen. Er gibt den Weg an, auf dem nach einer morphologisch begründeten Messungsmethode Vererbungsgeetze formulirt werden können, und beruft sich dabei auf Rathhusius, der dem landwirthschaftlichen Vererbungscodez nur den Werth einer Anekdotensammlung zuerkennt und ihm jede wissenschaftliche Bedeutung abspricht.

Kaum fester begründet findet Wildens das Gebäude der landwirthschaftlichen Fütterungslehre und zwar in Folge unzureichender Kenntniß der physiologischen Bedingungen der Futterwirkung unter gleichzeitigem Festhalten an den auf Durchschnittsberechnung basirten Futternormen unwissenschaftlicher Theoretiker. Wie er für seine Behauptungen es an den nöthigen Belegen aus dem gewöhnlichen Leben nicht fehlen läßt, so wird unter andern auch hier der Fall angeführt, daß der Schaffner eines großen Kuhstalles seinem Herrn die in Protein, Fett und Kohlehydraten berechnete Futtertabelle mit den Worten zurückbrachte: „Gnädiger Herr, Protein haben wir nicht, Fett und Kohlen fressen die Kühe nicht; ich dächt', wir geben ihnen halt Heu und Rüben zum Sattwerden, und wenn's Geld reicht, auch a Bissel Rapstuchen und Kleien.“ Weshalb in diesen Worten des Schaffners wehr Weisheit enthalten gewesen, als in allen Futtertabellen zusammen genommen, wird dem Umstand beigemessen, daß letztere nach den Resultaten der unter sehr verschiedenartigen Verhältnissen angestellten Fütterungsversuche mittelst Durchschnittsberechnungen verallgemeinert werden, ein Verfahren, das ohne den Nachweis des nothwendigen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung nicht den vollen Anspruch auf Gewißheit hat.

Die Wissenschaft kann sich nicht auf das Zusammenzählen der Fälle einlassen, in denen die beabsichtigte Wirkung der Futter- oder Düngierzusammensetzung eingetroffen war oder nicht. Die Fälle des Eintreffens bilden die Regel, die Fälle des Nichteintreffens bilden die Ausnahme. „Mit der Zählung der positiven und negativen Fälle wäre weiter Nichts gewonnen, als Anhaltspunkte für die Wahrscheinlichkeitsberechnung des Eintreffens oder Nichteintreffens ähnlicher Fälle in der Zukunft. Da eine Regel niemals für alle Fälle gilt, so entscheidet der Praktiker, sobald ihm der besondere Fall vorliegt, ob eine Regel darauf anwendbar ist, oder nicht. Indem der Praktiker seine Handlungen den Regeln anpaßt, übt er eine Kunst, die theils auf Wahrscheinlichkeitsrechnung, theils auf der glücklichen Combination von Thatsachen beruht. Diese Kunst, die jeder Praktiker betreibt, der Land-

wirth wie der Arzt, der Kaufmann wie der Feldherr, der Richter wie der Advocat, kann durch Uebung erlernt werden, aber sie kann nicht theoretisch gelehrt werden.“ Ist die Landbaukunst Lernaufgabe, so ist die Lehraufgabe Sache der Landbauwissenschaft, deren Inbegriff die Thatfachen und Erscheinungen der Landwirtschaft sind, die nach logischer Methode den bekannten Naturgesetzen untergeordnet und durch dieselben erklärt sind. Die Pflege und der weitere Ausbau der Wissenschaft dürfte nicht zur Folge haben, daß jeder Landwirth in der Ausübung der Kunst ein wissenschaftlich gebildeter Praktiker werden wird, wol aber, daß jeder Landwirtschaftsbetrieb nach wissenschaftlichen Grundsätzen stattfinden wird.

Bei solcher Auffassung von Kunst und Wissenschaft ist eine Rangordnung auf diese beiden Richtungen menschlichen Schaffens nicht anwendbar. Sie sind coordinirt, ihr Gedeihen besteht in harmonischer Wechselwirkung. Die Kunst, „des Lebens goldener Baum“, und die Sonne der Wissenschaft verbürgen sich einander im Austausch gegenseitiger Spenden. Selbstüberhebung der einen über die andere verwundet und macht jede flehen. Wenn aber beide sich erkennen, dann werden Aussprüche, wie die von Francesco de Sanctis: „Die Wissenschaft wächst auf Kosten des Lebens“, „Je mehr du dem Gedanken gibst, desto mehr entziehst du der That“, „Die Kunst geht unter und die Kritik geht auf“, durchaus leer und hinfällig. Wildens ist daher weit entfernt, der Wissenschaft auf Kosten der Kunst das Wort zu reden, da er nur zu gut weiß, daß das „Können“ und das „Erkennen“ ihrer Sprachwurzelbedeutung nach innerlichst zusammengehören, worauf auch die äußerliche Begriffsverbindung in seinem Ausdruck „wissenschaftlich gebildeter Praktiker“ hindeutet. Und auch da, wo er von einer Umwandlung der Kunst in Wissenschaft spricht, wird er nicht mißverstanden werden; denn wo überhaupt eine Umwandlung vor sich gehen soll, muß ein Stoff für den Vorgang vorhanden sein. Der Stoff ist in unserm Falle das Können. In der Darstellung, wie dieser Stoff der Nahrungsstoff des Wissens wird, erzeugt das Denken, dem Weg dieses Werdens nachgehend, die aller wahren Wissenschaft eingeborene, ihrem Lehrzweck unveräußerliche Methode.

Zunächst keinen anderen Zweck im Auge, hat Wildens der Aufgabe, die er sich gestellt, in so anmuthender Weise genügt, daß er es sich gefallen lassen wird, wenn wir nach dem, was wir zwischen den Zeilen gelesen, die Vermuthung äußern, es habe auch ihm beim Niederschreiben, wie es der Biograph von Ubr. Haer berichtet, „vor seiner Seele die segensreiche Fülle unabsehlicher, in höchster Cultur stehender Felder als wahre, realste Schönheit sich ausgebreitet“.

Ernst Rapp.

### Charlotte von Kalb.

Charlotte. (Für die Freunde der Verewigten.) Gedentblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleske. Mit dem Porträt Charlottens. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe. 1879.

Es mögen gegen dreißig Jahre sein, daß in Berlin eine kleine Schrift unter dem schlichten Titel: „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten“, erschien und, als sogenanntes „Manuscript“ gedruckt, wirklich nur im beschränktesten Kreise verbreitet wurde. Es war recht eigentlich ein geheimnißvolles Büchlein, und zwar nicht bloß in Ansehung dieser absichtlichen und angeblich mit Strenge aufrecht erhaltenen Beschränkung, sondern auch um seiner Verfasserin willen, welche hier nach ihrem Tode aus fast vollständiger Vergessenheit wieder hervortrat, und endlich nicht am wenigsten wegen des eigenartigen Tones der Mittheilungen, die wie Geisterstimmen aus weit entlegener Vergangenheit, kaum verständlich zu den Heutigen herüberklangen.

Es waren eine Art von Denkwürdigkeiten jener Charlotte von Kalb,



welche durch ihre Verbindung mit Schiller und Jean Paul, sowie durch ihren Verkehr mit dem weimar'schen Kreise überhaupt, auch manchen Späteren bekannt geworden und für sie von Interesse geblieben war. Bei den Zeitgenossen hatte sie im Allgemeinen wenig Verständniß gefunden. Sie galt für eine, durch ihre Eigenartigkeit auffällige, excentrische und unklare Frau, um deren geistige Gesundheit es sogar für einzelne Beobachter ziemlich fraglich bestellt war. Hernach kam sie ihrem bisherigeren Kreise mehr und mehr aus den Augen, und zuletzt waren es sicherlich nur wenige, welche noch Etwas von ihr und ihrem Leben wußten. Sie lebte viele Jahre lang in tiefster Zurückgezogenheit, vollständig verarmt und erblindet, im Schlosse zu Berlin, wo Prinzessin Marianne von Preußen, deren Hofdame ihre Tochter war, ihr ein Asyl gewährt hatte. Hier starb sie auch im Jahre 1843, mit Ausnahme der fast gleichalterigen Caroline von Wolzogen, gestorben zu Jena 1847, die letzte des alten glänzenden weimar'schen Kreises.

In all' ihrem Unglück und all' ihrem Leiden war ihr Geist aber in Wirklichkeit nie unterlegen, sondern hatte sie gerade in der trübheligen Gegenwart aufrecht erhalten und über dieselbe hinausgehoben. Besonders war ihre Erinnerung wunderbar frisch geblieben, wie wir dies gerade an Blinden im höheren Lebensalter öfters beobachten können, und Charlotte von Kalb dictirte in ihren letzten Lebensjahren mit Vorliebe solche Mittheilungen aus ihrer weitentlegenen und von allen Anderen vergessenen Jugendzeit. Nach dem Tode der alten Frau wurden dieselben dann von ihrer Tochter für Vertraute und Theilnehmende in der angegebenen Weise veröffentlicht.

Wer die kleine Schrift wirklich einmal vor Augen bekommen und sich hineingelesen hat, begreift alsbald, weshalb die Herausgeberin vor einer vollen Oeffentlichkeit zurücksteuete. Auf eine wirkliche Theilnahme für die fast verschollene Frau war beim größeren Publicum unmöglich zu rechnen und ebenso wenig auf ein auch nur annäherndes Verständniß für die bereits angedeutete — sagen wir: Eigenartigkeit der Form und des Tones. Was man vor sich fand, mußte dem Heutigen um so fremdartiger erscheinen, als es jedenfalls auch den Zeitgenossen nur ausnahmsweise geläufig gewesen war. Einzelne Züge traten allerdings faßlicher hervor, verlangten aber gleichfalls ihrer Einleitung wegen eine besondere Aufmerksamkeit und ein besonders liebevolles sich Versenken in die Zeit, die Bildung, den Sinn und Geist der Schreiberin. Und dazu gesellte sich auch noch der Zustand des „Manuscripts“ selber als ein weiteres Hinderniß. Die Redaction der Schrift war offenbar eine auffällig nachlässige gewesen. Es gab Schreib- und Druckfehler im Ueberfluß, und aus anderen Stellen erkannte man nur allzudeutlich das mühselige Ringen der Dictirenden mit dem angemessenen Ausdruck ihrer Gedanken, — ein Ringen, dem man weder beim Hinschreiben, noch bei der folgenden Durchsicht zu Hilfe gekommen war. So blieb das „Manuscript“ ziemlich unzugänglich und unbekannt und wurde nach und nach zu einer literarischen Seltenheit, von deren Existenz nur Wenige überhaupt etwas wußten, und welche die Meisten nie zu Gesicht bekamen.

Man besaß indessen ein anderes Büchlein, welches jene Urschrift gewissermaßen ersetzte, und den meisten Lesern völlig genügte. Ernst Röpke ließ nämlich schon 1852, also nicht lange nach der ersten Veröffentlichung, seine „Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe“ erscheinen. Der Inhalt ist größtentheils der gleiche, nur daß der Verfasser ihn mehr zusammengedrängt und aus dem sozusagen persönlichen Bericht in die erzählende Darstellung des Biographen übertragen hat. Dadurch wurde allerdings das Ganze lesbarer und faßlicher, verlor aber auf der anderen Seite leider auch gerade das, was für Einsichtige, wir wollen nicht sagen: den Hauptreiz, aber den Hauptwerth dieser Erinnerungen ausmacht. Das ist die Persönlichkeit Charlottens, welche hier in aller, ihr irgend möglichen Klarheit hervortritt, mit aller ihr gegebenen Thätigkeit eingreift und daher gerade ihre Verbindung mit und ihr Verhältniß zu Schiller gewissermaßen auch persönlich verdeutlicht. Somit konnte der Erfaß, den Röpke's Darstellung bot, dennoch

kein vollständiger sein, und wer es ernst meinte, fand sich nach wie vor immer wieder auf das schwierige „Manuscript“ selbst zurückgewiesen.

Trotzdem blieb der — sagen wir kurz: innere und äußere Zustand desselben seit seinem Erscheinen unverändert, widersetzte sich nicht bloß seiner Benützung, sondern auch dem vollen Verständniß und beeinträchtigte daher endlich auch das Urtheil über die Persönlichkeiten und Verhältnisse, welches man doch gerade hier schöpfen zu können hoffte und, wenn Alles gewesen, wie es sein sollte, auch erreicht haben würde. Herr Palleske gedenkt eines solchen Urtheils aus der neuesten Zeit, wonach die Erinnerungen der Kall kurzweg für einen „zweihundert Seiten währenden Vernichtungskampf gegen Grammatik, Orthographie, Natur und gesunden Menschenverstand“ und das abgeschlossene Gespräch zwischen Maya und Finanté für „den nackten Blödsinn, der in diesen Worten sich selbst anfängt, sich selbst anseufzt“, erklärt werden. Daß einer solchen Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit, welche doch und zwar nicht bloß für gewöhnliche Leser unter Umständen verhängnißvoll werden könnte, endlich einmal ernstlich entgegengetreten werden mußte, war handgreiflich, und Herr Palleske versuchte dies auf das Einfachste und Kürzeste durch eine neue und berichtigte Ausgabe der kleinen Schrift.

Daß der Herausgeber hierzu vor Vielen, wo nicht vor Allen berufen war, liegt auf der Hand. Er, wenn irgend einer, ist mit den Denkwürdigkeiten Charlottens seit langem auf das genaueste bekannt gewesen und bei der Abfassung seiner Schillerbiographie<sup>1)</sup> stets von Neuem auf sie, als eine Hauptquelle, hingewiesen worden. Bei solcher Benützung, oder vielmehr bei solchem Studium des Büchleins mußten ihm die Dunkelheiten durchsichtiger, die Entstellungen sichtbarer, die nöthigen und möglichen Verbesserungen deutlicher werden, als vielen Anderen. Und diese Erwartungen werden durch die uns vorliegende neue Ausgabe zu unserer vollen Genugthuung erfüllt. Wir können keine Vergleichung der Berichtigungen und Veränderungen anstellen, welche der ursprüngliche Text erleiden mußte, denn dieser liegt uns nicht vor. Aber wir glauben einer solchen auch entsagen und uns unbesorgt auf des Herausgebers Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verlassen zu dürfen, welche uns, wie in der Schillerbiographie, auch hier überall entgegengetreten. Wir haben eine Schrift vor uns, welche, wie sich jetzt erweist, ihre sorgfältige Wiederherstellung durchaus verdiente und durch dieselbe für Alle einen Werth erhält, der bisher nur von Wenigen verstanden und gewürdigt werden konnte.

Diesen Werth erhalten die Denkwürdigkeiten Charlottens für uns aber nicht bloß durch jene Partien, welche ihre Verbindung mit Schiller behandeln und von jeher für die meisten Leser die anziehendsten blieben, und bleiben mußten. Es gefällt sich zu ihnen jetzt das Bild, welches uns aus der faßlicheren Darstellung von Charlotten selber entgentritt, von ihrem Charakter, ihrer Begabung, ihrer Erziehung und Bildung, mit einem Wort von einer Persönlichkeit, welche das lebhafteste Interesse, die wärmste Theilnahme verdient und uns das bisherige, mißachtende Urtheil über die vielverkannte Frau überall zu berichtigen zwingt. Und es gefällt sich weiter dazu auch ein überraschend klares und anschauliches Bild jener Zeit und jener Menschen, ihres Lebens und der allgemeinen Zustände, wie es Manche gerade von Charlotten am wenigsten erwartet haben möchten und es nunmehr dennoch ihr am lebhaftesten zu danken haben. Wir weisen hier ausdrücklich auf diese Partien hin, welche bisher meistens übersehen oder doch voll Gleichgültigkeit auf die Seite geschoben worden sind. Uns zum mindesten ist aus der Cultur- und Gesellschaftsgeschichte jener Tage wenig bekannt geworden, was dieselbe gleich anschaulich, gleich ansprechend und gleich instructiv für uns aus der Vergessenheit heraufzubeschwohren vermöchte.

Edmund Geöfer.

<sup>1)</sup> Vor Kurzem in zehnter Auflage erschienen: Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Zehnte und verbesserte Auflage. 2 Bde. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe. 1879.

## Chopin = Ausgaben.

Es war vorauszusehen, daß das Jahr 1880, in welchem das Eigenthumsrecht der Chopin'schen Werke erlosch, uns mit einer Fülle von Gesamtausgaben des Meisters überschütten würde. Neben den Kampf um die kritisch reinste Darstellung des Textes tritt der Wettstreit um den Preis und die Ausstattung. Was die beiden letzten Punkte betrifft, so zeigen die mir bisher zu Gesicht gekommenen Ausgaben alle denkbaren Variationen. Es ist für Reiche und Arme gesorgt; man kann zwischen Rattun und Atlas wählen. Stände die kritische Revision überall auf der Höhe der buchhändlerischen Speculation, so wäre des Lobes kein Ende. Das Erstaunlichste an Billigkeit hat Steingraber in Leipzig geleistet. Er bringt acht Bände für den Preis von 13 M. 50 Pf. Mertke, Professor am Kölner Conservatorium, hat sie mit Einsicht revidirt. Ein Fehler scheint mir die bunte Reihe der einzelnen Stücke in demselben Bande zu sein. Wollte man durch den Wechsel erfreuen, oder welcher Fachlingsgeist gab diese Chronologische Ordnung zwischen Nocturne's und Impromptu's ein? Glücklicher Weise hängt von dieser kleinen Verwirrung nicht viel ab, und Demjenigen, welcher billig und gut kaufen will, wird die Wahl nicht schwer gemacht, es sei denn, daß er zur Ausgabe von Alexander in Pr. Stargard greift, welche mit ähnlicher Billigkeit (9 Bände für 15 Mark) eine Raumverschwendung vereinigt, die auf einzelnen Seiten an's Fürstliche streift. Die Noten sind allerdings nicht gestochen, aber von solcher Klarheit, daß nur der Kenner den Unterschied zwischen Platte und Stein wahrnehmen wird. Beide Ausgaben sind mit gutem Fingersatz versehen, und es steht ihnen in der Gunst des Publicums ein harter Kampf bevor, zumal Alexander die seine noch frankirt versendet.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter tragen zwei andere Publicationen, die von Breittkopf u. Härtel und Ed. Bote u. Bock. Die erstere ist von einer stattlichen Reihe von Musikern revidirt, unter denen ich nur Liszt und Brahms nennen will. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die alten Drucke und Manuscripte, soweit letztere vorhanden waren, auf's Sorgfältigste zu Rathe gezogen sind. Eine Reihe apokrypher Stellen ist dadurch aufgeklärt, aber es bleibt in Chopin immer ein apokrypher Rest, der durch keine Vergleichung der Quellen ganz beseitigt werden kann. Das Messer müßte hier ab und zu eingesetzt werden, um gar zu schroffe Härten zu mildern, Unverständliches zu klären und Eigenwilliges zu brechen. Ich weiß, was man hierauf erwidern kann, aber Chopin ist kein Sacrament wie Beethoven. Um ein Beispiel anzuführen, frage ich alle Musiker, ob sie im kleinen As-dur = Walzer op. 64 nach dem Mittelsatz in C-dur, im vorletzten Tact vor der Reprise des Hauptthemas fis im Bass nicht wohlklingender und an so weicher Stelle angemessener als f fänden? Man könnte ja dergleichen Vorschläge als Note unter den Text verweisen. — Die Bote u. Bock'sche Ausgabe ist von Klindworth, dem durch seine meisterhaften Clavierauszüge der Nibelungen wohl bekannten Musiker besorgt. An Fleiß und Gründlichkeit, Mittheilung der Parallelstellen, Erklärung der Allgemeinheiten in größter ausgeführten Ornamenten ist diese Arbeit musterhaft. Leider hat der analytische Eifer den Kritiker einige Mal zu weit geführt, wie man an der Auflösung der reizenden und charakteristischen Octole im 24. Tact der „Perceuse“ sieht. Man wird gut thun, in allen fraglichen Fällen Klindworth zu consultiren, wenn man auch schwerlich immer seiner Meinung beipflichten wird. Daß Chopin immer mit Klindworth'schem Fingersatz gespielt hat, ist mir sehr zweifelhaft. Er hat sich offenbar, wo er konnte, symmetrischer Applicaturen und der natürlichen Ordnung der Finger bedient. Beide Verlagshandlungen haben ihren neunbändigen Ausgaben in Großquart Vollausgaben in Kleinquart zum Preise von 15 Mark zugefellt. Karl Reinecke hat für Härtel den Fingersatz mit der Erfahrung eines gewiegten Praktikers geschrieben. Nur hin und wieder will es mir scheinen, daß man mehr den Mozart- als den Chopinspieler erkenne.

9. **Der Verbannte.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1879.

Kruse geht trotz der unerbittlichen Nichtachtung, mit der die deutsche Bühne seine jüngsten Dramen behandelt hat, mit einem Stolz, welchen wir an ihm ebenso hochachten, wie sein Talent, seinen Weg als Dramatiker weiter und nachdem er uns vor Jahresfrist mit seinem Trauerspiel „Rosamunde“ (Deutsche Rundschau, Vb. 18, S. 490) beschenkt hat, bereichert er gegenwärtig die Zahl der modernen Tragödien mit seinem „Verbannten“. Er hat sich diesmal seinen Stoff aus dem Dänemark des siebzehnten Jahrhunderts geholt und den nicht zum ersten Mal dramatisch behandelten Gorfik Ulfeld als Helden erwählt. Dem lange Zeit falsch beurtheilten genialen Staatsmann ist in der Gegenwart mehr und mehr eine gerechtere Beurtheilung zu Theil geworden, namentlich auch durch die von Biegler veröffentlichten „Denkwürdigkeiten der Gräfin Leonore Christiana“, seiner Gemahlin. Kruse steht auf demselben Standpunkt und wenn uns eine durch alle Anzeichen begründet erscheinende Muthmaßung nicht gänzlich trügt, ist jenes interessante Memoirenwerk dem Dichter die directe Anregung gewesen. Er ist der Geschichte meist mit großer Treue gefolgt, aber bei all der Tragik des Ulfeld'schen Schicksals, bei aller dramatischen Lebendigkeit seines Lebens, die Kruse meisterhaft fixirt, fehlt doch der für Tragödie nöthige Schluß. Wie bekannt stirbt Ulfeld auf der Flucht von Basel in einem Kahn an Entkräftung; das gibt dem Gange einen die Wirkung schwächenden epischen Abschluß. Davon abgesehen steigert sich das Ganze bis zum vierten Act — der letzte enthält nur einen Dialog über die traurigen Erlebnisse Ulfelds, zwischen dessen beiden Schönen —, die Charaktere sind scharf ausgearbeitet und durch eine Fülle kleiner Züge, die den Vorzug haben historisch zu sein, mit individuellem Leben ausgestattet. Das gilt selbst von den mehr untergeordneten Personen, wie Walter, Fuchs und Dina Windhöver. Von großer Wirkung ist das Vorpiel, das den Leser oder Zuschauer sogleich mit den ganzen Verhältnissen bekannt macht, aus denen sich die folgenden Acte entwickeln. Christian IV., den Kruse darin schildert, ist eine Musterleistung der Charakteristik des Dichters. Frisch und padend sind auch die Scenen zwischen dem König Karl X. und den dänischen Bauern, die ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen werden. Hoffentlich findet sich die Bühne zur theatralischen Vertwärtigung des Stücker bereit, bis dahin aber mag das Buch allen Freunden der dramatischen Literatur warm empfohlen sein.

10. **Der Königsrichter.** Trauerspiel in fünf Acten von Franz Reim. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1879.

Diese neue Tragödie des begabten Verfassers der „Sulamith“ darf wol als ein Fortschritt in seiner poetischen Entwicklung angesehen werden. Die Exposition läßt zu wünschen. Die Charakteristik läßt Vieles vermissen, der Dichter hat seine Figuren lange nicht menschlich reich genug ausgestattet. Auch wird man entschieden tabeln müssen, daß der Held, ein zweiter Brutus, seinen Sohn zwar zum Tode verurtheilt, daß aber im letzten, im allerletzten Augenblick die Rettung erfolgt: wir haben unser Mitleid

umsonst aufgewendet; statt daß der Sohn erschossen wird, stirbt der Vater vor Aufregung. Dennoch bietet das Stück eine fortreizende Lectüre und Einzelheiten von großer Schönheit. Es spielt in Siebenbürgen um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts: der Conflict zwischen Habsburg und Zapolya bebrängt die braven Siebenbürger Sachsen; der Held steht für Habsburg ein und seine Sache bleibt schließlich siegreich. Die nationale Bedeutung des Streites tritt weniger scharf hervor, als man erwarten möchte; aber in der Hauptfigur ist ganz jene starrsinnig-harte, unerschütterliche Kraft, welche jenen weitverpönten deutschen Volksstamm auszeichnet. Und so findet auch ein patriotisches Interesse dabei seine Befriedigung. Ueber den Erfolg einer Aufführung wagen wir allerdings nichts zu prophezeien.

11. **Homer's Ilias.** Im Vermaß der Urschrift übersezt von F. W. Ehrenthal. Leipzig, Bibliographisches Institut.

12. **Homer's Odyssee.** Im Vermaß der Urschrift übersezt von F. W. Ehrenthal. Leipzig, Bibliographisches Institut.

13. **Die Tragödien des Sophokles.** In den Vermaßen der Urschrift übersezt von Karl Bruch. Breslau, E. Morgenstern. 1879.

14. **Hellas.** Pyrische Dichtungen aus dem hellenischen Alterthum. In neuen metrischen Uebersetzungen von Karl Bruch. Breslau, E. Morgenstern. 1879.

Wir gehören zu Denjenigen, welche von einer Uebersetzung vor allem verlangen, daß sie für sich als Kunstwerk genießbar sei, daß sie sich wie ein Original lese. Die Treue, in der man sehr leicht sich zu dem Versuche wörtlicher Nachbildung hinreißen lassen kann, kommt für uns erst in zweiter Linie in Betracht. Denken wir uns in die Seele eines Autors, so wünscht dieser doch gewiß, daß sein Uebersetzer ihm das Publicum möglichst vergrößere, auf das er rechnen kann, und den Kreis der Theilnehmenden in einen fremden Sprachkreis hinein erweitere. Dazu aber hilft nicht so sehr Treue, als selbstständige Schönheit. Unter diesem Gesichtspunkte dürften die vier obengenannten Bände als sehr lobenswerth und als Uebersetzungen ihrer Vorgänger willkommen geheißen werden. Der Ruhm des Vossischen Homer soll niemals angetastet werden; wer ihn übertrifft, thut es mit den Mitteln, die er von ihm selber gelernt hat. Aber man mache die Probe und versuche aus dem Vossischen Homer einen heutigen Publicum vorzulesen: man wird überall Härte, Unbeutlichkeit, Zwang empfinden. Diese hat Herr Ehrenthal, dessen Arbeit wir partiellweise mit Voss verglichen, zu meiden gewußt; dagegen will es uns scheinen, als ob der Text manchemal an Kraft und Nachdruck eingebüßt habe, was er an Glätte gewann. Auch in dem Sophokles von Bruch zu lesen, ist eine Freude; der milde Wohlklang dieser Verse läßt uns nirgends anstößen, als wenn, was selten geschieht, eine Wendung, um verständlich zu sein, sich der Prosa zu sehr nähert. „Hellas“ von demselben Uebersetzer kann als Ergänzung und willkürliches Seitenstück von Weibels „classischem Lieberbuche“ gelten, wenn wir auch keineswegs bei jedem einzelnen Stücke sagen möchten, daß die neue Fassung eine verbesserte sei.

**αx. Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Reusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm.** Herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1880.

Ein stattlicher Band von reichem Inhalt; in Text, Anmerkungen und Einleitung eine Fülle von interessantem Stoffe für die Geschichte der deutschen Literatur- und Alterthumswissenschaft. Die Thaten des Herausgebers sind etwas breit gerathen, und wo er vollständige Documente vorlegt, hätte oft eine kurze zusammenfassende Bemerkung genügt. Aber der eigentliche Inhalt gewährt uns Anschauungen und Einblicke, welche einen Dichter reizen könnten. Jacob und Wilhelm Grimm zeigen sich von keiner neuen Seite, besonders wenn man ihre vor einem Jahre erschienenen „Freundebriefe“ gelesen hat; aber diese bekannten Seiten ihrer Natur sind von einem solchen Reichthum und wir erhalten hier so viele neue Beweise ihrer herrlichen Gemüths- und Geisteskraft, daß man nicht müde wird sie zu betrachten. Außerdem ist es merkwürdig, wie sie gelegentlich auf Reusebachs scherzhaften, an tollen Späßen unerforschlichen Ton eingehen. Unbedingt jedoch nimmt Reusebach den Antheil des Lesers am meisten gefangen. Ein begeisterter Sammler, ein Enthusiast für Fischart, für das Volkstheater, für die gesammte Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts; dabei so sehr in seinem eigenen Wesen nach Fischart und anderen Humoristen geartet, in seinen Neigungen und Absonderlichkeiten zuletzt bis zum Wahnsinn verzerrt, so daß man die Entwicklung dieses Charakters, wie sie jetzt in zahlreichen brieflichen Zeugnissen vor uns liegt, mit einem Gefühle verfolgt, das aus toller Lustigkeit, zu der er uns mitreißt, und aus Grauen gemischt ist. Eine Figur von so bänglichem Einbruch, als ob sie C. L. A. Hoffmann erfunden hätte.

**7. Karl von Dalberg und seine Zeit.**

Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten Primas von Carl Freiherrn von Beau lieu-Marcconay. Zwei Bände. Weimar, Böhlau. 1879.

Er ist keine erfreuliche Gestalt in unserer Geschichte, dieser Fürst Primas; ja ohne Uebertreibung kann man sagen: eine der unerfreulichsten. So viel Liebenswürdigkeit, Wohlwollen, Bildung, Enthusiasmus, wo nur der Mensch in Frage kommt; und so viel Schwäche, Urtheilslosigkeit, Unklarheit, Kleinheit, wo der Politiker seinen Mann stehen soll! Wer vordem geneigt ist, Personen aus ihrer Zeit zu erklären und für individuelle Charakterfehler eine Motivierung in den umgebenden Verhältnissen zu suchen, der hätte hier vollauf Gelegenheit, die Epoche unserer Literaturblüthe mit ihren weltbürgerlichen Tendenzen anzufassen und die überwiegenden ästhetischen Interessen für sittliche Mängel verantwortlich zu machen. Aber nichts wäre ungerechter als das, und um die Gegenbeweise zu finden, braucht man sich nur auf bekannte Thatfachen zu besinnen. — Eine eingehende Darstellung des Mannes mußte nothwendig einmal geliefert werden; sie ist hier erwachsen aus einer beabsichtigten Geschichte des Rheinbundes, welche gleichfalls nicht umgangen werden kann, so wenig Erfreuliches sie zu Tage

fördern wird. Der Verfasser hat seine Aufgabe mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, ohne Verblendung, ohne ungerechte Demüthigung und ohne ungerechte Strenge gelöst. Leider hat sich herausgestellt, daß der schriftliche Nachlaß Dalbergs vernichtet worden sein muß; es entgehen uns dergestalt die Briefe vorzüglicher Männer, mit denen er in Beziehung gestanden hat. Was sonst Bibliotheken und Archive darbieten, das hat der Verfasser treulich genützt; und er hat nicht bloß den Politiker, sondern auch den Schriftsteller Dalberg zu würdigen gewußt. Sein Buch ist daher nicht bloß ein Beitrag zur deutschen Geschichte, sondern auch eine willkommenere Bereicherung unserer Kenntniß der classischen Literaturperiode.

**oa. Heinrich von Kleist und der zerbrochene Krug.** Neue Beiträge (zu ?) von Dr. Carl Siegen. Sonderhausen, Max Fassheber. 1879.

Die Werthschätzung Heinrich von Kleist's ist seit geraumer Zeit bei uns im stetigen Steigen begriffen; er setzt immer festeren Fuß auf unsern Bühnen, neuere Dramatiker, Otto Ludwig, Hebbel, Wilbrandt, haben sich an ihm geküßt; ein gutes Buch über Kleist darf daher freundlicher Aufnahme entgegensehen. Ein gutes Buch ist aber das vorliegende leider keineswegs; es ist wesentlich Compilation, einiges ist fleißig und dankenswerth, wenn das Zusammenstellen von theils bekannten, theils überflüssigen Dingen Dank fordert. Siegen erzählt S. 1—14 die Entstehungsgeschichte, S. 14—58 die Bühnenschicksale des Dramas und gibt dazu, das Schwächste von Allem, ästhetische und stilistische Beobachtungen zum Besten, S. 61—86. Als neu wäre zu verzeichnen, daß Kleist's „Madelin“, von der wir gar nichts Näheres wissen, nach Siegen ohne allen Zweifel das Modell zur Eva abgegeben hat, daß weiter die Namen Adam und Eva vom Dichter im Hinblick auf das erste Menschenpaar gewählt sind und daß drittens, aber leztens, für Frau Marie Kull die „polternde Namensschwefel“ in Goethe's Faust Vorbild war; in der That drei große Entdeckungen. Die Bemerkungen über Stil und Sprache — ein Thema, das bei Kleist ergiebiger ist, als fast bei irgend einem andern Dichter — sind ganz werthlos; Neues hat der Autor freilich auch hier entdeckt, er findet im „zerbrochenen Krug“ Alliteration, Assonanz und Anomination. Die Principien Siegen's über Alliteration müssen ganz eigenthümliche sein; nicht nur der Anfangsbuchstabe der unbetonten Silbe kann bei ihm alliteriren (z. B. das *z* in *zusamm*, das *h* in *herunter*), sondern auch „weiches und hartes“ *b* („denke mich, ich Thor“). Mehr Gelegenheit noch zu interessanten sprachlichen Beobachtungen als Kleist bietet übrigens Herr Dr. Carl Siegen selbst; wir können uns auf eine Probe beschränken. S. 54 schreibt der Verfasser wörtlich Folgendes: „So besand, als die Vorstellung begann, das Publicum sich gleich mitten in derselben und konnte, was es auch in ausgedehntestem Maße that, ihr mit größtem Interesse folgen.“ Wie der Verfasser uns belehrt, hat er denselben Gegenstand früher bereits einmal behandelt; allerdings gesteht er später, daß das ältere Buch ihm den „damals noch unverdienten Ruf eines Kleistkenners“ verschafft habe, denn er wußte von

Kleist „wenig mehr als zum guten Ton gehört“. Ravität dürfte überhaupt der größte Vorzug des Verfassers sein; S. 74 sagt er z. B.: „Einsigen wollen wir an dieser Stelle noch, weil wir gerade keinen andern Platz für sie wissen“. Was der Zweck des Buches ist, ergibt sich aus dem Werte selbst nicht; in der Vorrede behauptet der Autor, seine Absicht sei, „den zerbrochenen Krug den Bühnenleitern und dem lesenden Publicum wieder in's Gedächtniß zu rufen und auch Andern Gelegenheit zu geben, sich mit unserm Dichter eingehender zu beschäftigen“, denn: „Er verdient es.“ Wir Andern werden Herrn Dr. Karl Siegen dafür jedenfalls sehr dankbar sein; auch „Er verdient es.“

6. **Gesammelte Reden von Franz Ziegler.** Herausgegeben von Franziska von Béquelin, geb. Ziegler. Berlin, Verlag von Edwin Staube. 1880.

Wer, der mit der preussischen Geschichte der letzten dreißig Jahre nur einigermaßen vertraut ist, hat ihn nicht gekannt, den alten Ziegler, den Oberbürgermeister von Brandenburg, den langjährigen Abgeordneten, den schwer Geprüften und doch bis in sein höchstes Greisenalter Jugendfrischen? Er war gleich einer Eiche seiner norddeutschen Heimath, Kernholz durch und durch. In dem kurzen aber schönen Vorwort, welches die Herausgeberin — seine Tochter — der Sammlung voranstellt, erhalten wir einen knappen Abriss seines Lebens, der aber zum Verständniß der Reden hinreicht. Mit feuriger und reiner Seele die Sache des Volkes ergreifend, ließ Ziegler sich in dem schlimmen und verhängnisvollen Jahre, welches dennoch der Ausgangspunkt unserer nationalen und staatlichen Einigung geworden, zu den äußersten Schritten hinreißen, die ihn zum Märtyrer jener Sache machten. Als Steuerverweigerer war er der Einzige, der zu Festung, Amtsentsetzung und Verlust der Nationalaloharde verurtheilt ward. Die Zeit von 1849—1864, in welcher er, schon über die Mitte der Vierzig hinaus und nach gänzlichem Verlust seines Vermögens, in hartem Ringen sein Leben für sich und seine Familie noch einmal von vorne zu beginnen hatte, war auch die Zeit, in welcher er seinen classischen „Landwehrmann Krille“, sowie die vermischten Skizzen und Erzählungen schrieb, die nachmals (1872) in drei Bänden als „Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien“ erschienen. Die „neue Aera“ rehabilitirte ihn, und als Abgeordneter für Breslau saß er im Abgeordnetenhaus bis 1870, im Reichstag bis an seinen Tod (1. October 1876). „Die Reden Zieglers nehmen“, wie die Herausgeberin mit Recht bemerkt, „die allgemeine Eheilnahme nach zwei Seiten hin in Anspruch, einmal als glänzende rednerische Leistungen, dann aber auch als Meinungsäußerungen eines der ausgezeichnetsten Männer.“ Die vorliegende Sammlung, welche auch die Reden aus den Jahren 1848 und 1849 umfaßt, ist ein vollgültiges Zeugniß für den Mann und ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Zeit. —

7. **Gaudemus!** Carmina vagorum selecta in usum laetitiae. Editio repetita. Lipsiae, B. G. Teubner. 1879.

Wir haben neulich die hübschen Uebersetzungen mittelalterlicher Bagantenlieder von

Ludwig Raiser zur Anzeige gebracht. Hier liegt nun eine kleine Sammlung der schönsten Originale in reinlichen Texten und zierlicher Ausstattung vor. Es wohnt darin eine solche Frische, Anmuth, unverwundliche Jugendkraft, daß wir jedem, der (nicht schwieriges) Latein ohne Mühe liest (wobei ein Glossarium ihn unterstützt), das Büchlein empfehlen und überzeugt sind, uns damit seinen Dank zu verdienen. Auch findet man Melodien vorgeschlagen, durch welche einige neue Lieder dem Studentengesange zugeführt werden könnten. Die Sammlung beschränkt sich nicht auf die Baganten des zwölften Jahrhunderts, sondern zieht die Grenzen dieses Begriffes etwas weiter, so daß selbst das neunzehnte Jahrhundert mit eingeschlossen ist. Aber den Kern geben doch die Gesellschafts-, Trink- und Liebeslieder jener unvergleichlichen Bagantbunden her, welche so übermüthig genial erhöhte Jugendlust zum classischen Ausdruck zu bringen und frühliche Kneipstimmung des Mittelalters für alle Zeit in geistreicher Weise festzuhalten wußten.

8. **Spanien.** In Schilderungen von Theodor Simons. Illustrirt von Alexander Wagner. 1. Lieferung. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel. 1880.

Vor uns liegt die erste Lieferung eines Prachtwerkes, welches seinen berühmtesten Vorgängern auf diesem Gebiete sich würdig anschließen verspricht. Die Herren Theodor Simons und Professor Alexander Wagner, denen wir bereits das beliebte (in demselben Verlage erschienene) Bilderwerk „Aus dem römischen Alterthum“ verdanken, haben sich abermals vereint, um uns, der eine durch seine bildhernen Schilderungen, der andere durch seine vorzüglichsten und in hohem Grade charakteristischen Zeichnungen das Land näher zu bringen, welches man ja das Land der Poesie und der schönen Frauen nennt — das Land der mittelalterlich pittoresken Städte, des buntbewegten Volkslebens, der Stiergefechte, des Cib, des Don Quixote — „fern im Süd das schöne Spanien“. Die erste Lieferung führt uns aus dem Hafen von Marseille nach Barcelona, mitten hinein in seine gedrängt vollen Straßen; und während der Erzähler uns auf das Beste sowohl von seiner Ueberfahrt als von den ersten Eindrücken der catalonischen Hauptstadt unterhält, läßt der Zeichner Leuchtthurm und Molo von Marseille, Schaf- und Hühnerfall an Bord der „Danube“, Stadtwappen und Papentreppe von Barcelona, Stadt-Dinnibus, Maulthierarren, Bäckerprocession und — last not least! — Nimfa, das Blumenmädchen von Barcelona vor unserm Blicke entziehen. Ja, wir sind in Spanien! Die großen dunkeln Augen des Mädchens und das Riesenbouquet, welches sie dem Beschauer entgegenhält, lassen darüber keinen Zweifel. Von besonderer Schönheit sind die beiden großen Bilder in Lendruck, das Coligia da Procuradores und die Arena; welche uns schon einen Vorgeschmack von Zaragoza und Madrid geben. Papier, Druck, Ausstattung sind von gleicher Vortrefflichkeit; und das Werk, welches in etwa 30 Lieferungen und mit 350 Illustrationen bis gegen Weihnachten fertig sein soll, verspricht eine der ausgefeiltestenzierden der Salonische zu werden.

**Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. März zugegangen, bezeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend: Abhandlungen, Staatswirthschaftliche.** Herausgegeben von Dr. R. F. Seyferth. I. Serie. 6. Heft. Januar 1880. Leipzig, E. Koschny.

**Anrang.** — Dichtungen von Johann Anrang. Aus dem Ungarischen übertragen von Andor von Szponer. Leipzig, O. Wigand. 1880.

**Bermann.** — Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeiterenignisse geschildert von Moriz Bermann. Mit 200 Illustrationen, Bildnissen, Initialen und Plänen von hervorragenden Künstlern. 8fg. 1. 2. Wien, A. Hartleben.

**Bleibtreu.** — Der Traum. Aus dem Leben des Dichters von Karl Bleibtreu. Berlin, L. Schloiermacher. 1880.

**Bohen.** — Von Gott gezeichnet. Roman von Max. Bohen. Breslau, S. Schottlaender. 1880.

**Brochhoff.** — Eine Weltausstellung in Berlin. Von Albert Brochhoff. Berlin, O. Seebagen. 1880.

**Burchard.** — Handels-Correspondenz. Theoretisch und praktisch dargestellt von Gustav Burchard, Professor an der Wiener Handels-Akademie. 2. Aufl. Lfg. 2—9. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

**Buonaventura-Schmidt.** — Italienische Unterrichtsbrieft für das Selbst-Studium. Brief 25—27. Lektion 49—54 bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

**Carmina Faceta.** — Humoristische lateinische Gedichte. Senatui populoque academico Germaniae et totius orbis terrarum dedicata per Theodorum Vulpinum. Lipsiae, R. Eckstein's. 1880.

**Citaten-Chinus.** — Classischer. Schafepare, Schüler. Goethe, Lessing, Gittir und beflücht in Wohlthaten Dr. S. Wipphien's jun. Ein weltgeschichtlich-privater, dramatisch-gefügelter, original-entliehener, kulturkämpflich-antiprojektistischer, merkantilistisch-symbolischer Vortrag, herausgegeben durch Theodor Mehring. Hamburg, Joh. Kriebel. 1880.

**Conze.** — Pergamon. Vortrag gehalten von Alexander Conze. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchh. 1880.

**Delbrück.** — Das Leben des Feldmarschalls Grafen Keithardt von Gneisenau. IV. Band. 1814. 1815. Von Hans Delbrück. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von G. H. Berg. Berlin, G. Reimer. 1880.

**Ebhardt.** — Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Unter Mitwirkung erfahrener Freunde und autorisierter Benutzung der Werke Madame d'Alg's herausgegeben von Franz Ebhardt. 4. neu durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin, J. Ebhardt. 1880.

**Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach. Berlin, J. Ebhardt. 1880.

**Erfolgsstunden.** — Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 10. 11. 12. Breslau, S. Schottlaender.

**Erkenne Dich selbst!** — Gedankenalbum zur Charakteristik der Freunde und Freundinnen. Leipzig, J. F. Weber. 1880.

**Ernesti.** — Die zwölfte Perle. Roman in drei Bänden von Louise Ernesti (M. von Humboldt). Breslau, S. Schottlaender. 1880.

**Falke.** — Hellas und Rom. Eine Kulturgeschichte des klassischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 16—20. Stuttgart, W. Spemann. 1879.

**Frauen-Anwalt, Deutscher.** — Organ des Verbandes deutscher Frauen-Bildungs- und Erwerb-Vereine. Herausgegeben von Jenny Hirsch. Jahrg. 1880. Heft 1. Berlin.

**Freiheitsfrage, Die, in ihren verschiedenen Interessen-Beziehungen.** — Hamburg, Hoffmann & Campe. 1880.

**Geschichte und Entwicklung, Die, des elektrischen Fernsprechwesens.** — Berlin, 1880.

**Gewerbehalle.** — Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Sachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 3. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

**Gravenhorst.** — Poetische Kleinigkeiten in vier Abtheilungen zusammengestellt und seinen Freunden gewidmet von C. Th. Gravenhorst. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer. 1880.

**Güdemann.** — Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der Juden in Frankreich und Deutschland von der Begründung der jüdischen Wissenschaft in diesen

Ländern bis zur Vertreibung der Juden aus Frankreich (X.—XIV. Jahrhundert). Von Dr. M. Güdemann. Nebst handschriftlichen Beilagen. Wien, A. Holder, k. k. Hof- & Universitätsbuchhdlg. 1880.

**Hagen.** — Deutsche Sprachweisheit. Ethnologische Aphorismen von Edmund von Hagen. Hannover, G. Schüller. 1880.

**Hamering.** — Lord Lucifer. Luftspiel in fünf Aufzügen von Robert Hamering. Hamburg, J. F. Richter. 1880.

**Haushofer.** — Unhold der Höhlenmenschen und Anderes von Max Haushofer. München, Theob. Adermann. 1880.

**Heimgarten.** — Eine Monatschrift. Herausgegeben von P. R. Kofegger. IV. Jahrg. Heft 6. März 1880. Graz, Pestam-Josefsthäl.

**Hefner-Altenec.** — Trachten, Kunstwerte und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen von Dr. J. H. von Hefner-Altenec. 2. verm. und verb. Auflage. 8fg. 1—4. Frankfurt a. M., G. Keller. 1880.

**Jahrbuch Deutscher Dichtung.** Herausgegeben von Max Stempel. Bremen, J. Kühmann's Buchhdlg. 1879.

**Katalog des Museums der Reichs-, Post- und Telegraphen-Verwaltung.** 1880.

**Keim.** — Der Königsrichter. Trauerspiel in 5 Acten von Franz Keim. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

**Köhler.** — Waahina oder „Gewogen und zu leicht befunden.“ Eine Sables-Geschichte nach den Aufzeichnungen eines jungen Missionärs erzählt von Carl Köhler. Berlin, Friedr. Uffwardt. 1880.

**Köhler.** — Den Lehrern Ober-Schlesiens. Gedicht von Hartwig Köhler (H. Regel). Leipzig, G. Krüger.

**Konversations-Lexikon, Illustrirtes, der Gegenwart.** Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeilagen, Karten, Plänen u. s. w. Heft 3—6. Leipzig, O. Spamer. 1879.

**Laube.** — Die Böhminger. Roman von Heinrich Laube. 3 Bde. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1880.

**Leo.** — Aus meiner Jugendzeit von Heinrich Leo. Mit Photographie. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

**Linde.** — Grafin Lea. Schauspiel in fünf Aufzügen von Paul Linde. Berlin, Freund & Jodel. 1880.

**Lindner.** — Das Ewig-Weibliche. Ernst und heitere Beobachtungen über Frauennatur und Frauenleben von Albert Lindner. Leipzig, R. Eckstein. 1879.

**Lobstein.** — In Ruhestunden. Dichtungen von Eduard Lobstein. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

**Maineri.** — Abbondio Sangiorgio. Commemorazione. B. E. Maineri.

**Marthe.** — Was bedeutet Carl Ritter für die Geographie? Feste von Dr. F. Marthe. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

**Medifus.** — Das Thierreich im Volksmunde. Eine humoristische Naturgeschichte von Dr. W. Medifus. Leipzig, Fr. Thiel. 1880.

**Meyer.** — Preußen und die katholische Kirche. Von Christian Meyer. (Abdruck aus dem XLIV. Bande der Preussischen Jahrbücher.) Berlin, G. Reimer.

**Meyer.** — Zur Geschichte des deutschen Arbeiterhandes von Christian Meyer. (Abdruck aus dem XLIII. Bande der Preussischen Jahrbücher.) Berlin, G. Reimer.

**Minerva.** — A Monthly Review. Edited by Pericles Tzikos. Office of Minerva, Rome. — London: Williams and Norgate. 1880.

**Muster-Ornamente** aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Hertle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 4. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

**Nohl.** — Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen von Dr. Ludwig Nohl. Mit den Bildnissen von Mozart als Knabe und Mann, Constanze Mozart, Familie Mozart. 12 Lfgn. Leipzig, Fr. Thiel.

**Oergen.** — Epigramme und Epilog in Prosa von Georg von Oergen. Breslau, Ed. Treubndt. 1880.

**Quids Elegien der Liebe.** Deutsches von Hermann Delschläger. Leipzig, B. G. Teubner. 1880.

**Pacific Coast Pilot.** — Coasts and Islands of Alaska. Appendix I. Meteorology and Bibliography. Washington. 1879.

**Paris-Conference.** — Journal hebdomadaire. Publié avec le concours de M M. Legouvé, de l'Académie française, Ferdinand de Lesseps, Alfred Naquet, député, Francisque Sarcey, etc. Directeurs: A. Vandelle, A. Bilet. — Rédacteur en chef: P. Varcollier. — Paris, Librairie Paul Ollendorff.

- Petermann's geographische Mittheilungen. 1880. Heft 2. 3. Gotha, Justus Perthes.
- Petöfi's poetische Werke.** Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer, herausgegeben von Ludwig Wigner. 8fg. 1. Budapest, L. Wigner.
- Philosophie für Jedermann.** Auszüge aus dem gemeinsten Buche heiliger Wissenschaft. Uebersetzt in's Deutsche von Carl Büscher. Essen, A. Silbermann. 1880.
- Vier's Universal-Conversations-Lexikon.** Neuestes encyclopädisches Wörterbuch aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten, Plänen und Illustrationen. Bd. 14—18. Oberhausen, Ad. Spaarmann. 1879.
- Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.** Neue Folge. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. V. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1880.
- Reform.** — Zeitschrift des allgemeinen Vereins für vereinfachte Deutse rechtsreibung. Begründet von dr. F. V. Frikke in Visbaden. 4. Jargang. No. 1. Bremen, J. Kühnmann's buchhandl. 1880.
- Rein.** — Der Nakasendö in Japan. Nach eigenen Beobachtungen und Studien im Anschluss an die Itinerar-Aufnahme von E. Knipping und mit Benutzung von dessen Notizen dargestellt von Prof. Dr. J. J. Rein. Mit 3 Karten (Ergänzungsheft Nr. 59 zu Petermanns Mittheilungen). Gotha, Justus Perthes. 1880.
- Reyer.** — Die ökonomische Pumpheizung. Der Treppenhofen. The Stair-Furnace. Le Fourneau ä degrés. Von Dr. Ed. Reyer. Wien, A. Hölder. 1880.
- Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arenhörs in München. II. Jahrg. Heft 6. Wien, A. Hartleben. 1880.
- Salomon.** — Geschichte der deutschen Rationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. 8fg. 3. 4. Stuttgart, Lebb & Müller.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XV. Serie. Heft 337. William Harvey, der Reformator der Physiologie. Von Georg Hermann von Meyer. — Heft 338. Confucius, der Weise China's. Von Martin Haug. Berlin, G. Habel. 1880.
- Scherzer.** — Weltindustrien. Studien während einer Fürstenreise durch die Britischen Fabrikbezirke. Von Dr. Carl von Scherzer. Stuttgart, Jul. Maier. 1880.
- Schiller.** — Deutsche Unterrichtsbriefe. Populärwissenschaftlicher Unterricht in der deutschen Sprache in systematischer Stufenfolge vom Ursprunge der Wörter bis zur Anwendung derselben in Schrift und Rede. Von Carl Schiller. 8fg. 3—8. Wien, A. Hartleben. 1880.
- Schlüter.** — Kaiser Wilhelm. Fünf Festreden von Dr. Joseph Schlüter. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.
- Schmid.** — Ein Mahnruf an unsere Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhanges ihrer Verirrungen nebst Andeutungen für den wahren Fortschritt von Ulrich Rudolf Schmid, em. Pf. 2. verb. und verm. Aufl. München, Theod. Ackermann. 1880.
- Schmidt.** — Beiträge zur Kenntniss der Klopstock'schen Jugendlyrik. Ans Drucken und Handschriften nebst ungedruckten Oden Wieland's. Gesammelt von Erich Schmidt. Strausburg, K. J. Trübner. 1880.
- Schneider.** — Aus meinem Leben von Louis Schneider. III. Band. 2. Aufl. Berlin, G. E. Mittler & Sohn. 1880.
- Segesser.** — Ludwig Pflyfer und seine Zeit. Ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. A. Ph. v. Segesser. I. Bd. Die Schweizer in den drei ersten französischen Religionskriegen 1562—1570. Mit einer Karte. Bern, K. J. Wyss. 1880.
- Shakespeare für Schulen.** — Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und Abriss der Shakespeare-Grammatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Carl Meurer. I. The Merchant of Venice. Köln, C. Roemke & Cie. 1880.
- Sprachschak der Sassen.** — Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 9. Brandenburg, Ad. Müller. 1879.
- Statistik der Deutschen Reichs.** Post- und Telegraphenverwaltung für das Kalenderjahr 1878. Berlin. 1880.
- Sternau.** — Gedichte von Louise Sternau. Wien, Fraeh & Frid, I. F. Hofbuchhdlg. 1880.
- Stinde.** — Aus der Werkstatt der Natur! Streifzüge durch Feld und Flur, Haushalt und Leben. Von Dr. Julius Stinde. 1. 2. Bchn. Leipzig, E. Schloemp. 1880.
- Tobler.** — Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. Zusammenstellung der Anfangsgründe durch Adolf Tobler. Leipzig, S. Hirzel. 1880.
- Turnpflicht, Allgemeine,** oder militärisch-gymnastische Jugendverziehung als Vorstufe für den Heeresdienst. Ein Vorschlag zur vollständigeren Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und Einführung zweijähriger Präsenz-Dienstzeit. Von einem deutschen Offizier. Karlsruhe. 1880.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von G. v. Boguslawski. Band VII. No. 1. Berlin, Dietrich Reimer. 1879.
- Voelker.** — Ist der menschliche Wille frei? Mit besonderer Rücksicht auf die Frage der Zulässigkeit der Todesstrafe. Von Dr. Ambrosius Voelker. Stuttgart, Lebb & Müller. 1880.
- Wachenhufen.** — Prinzess Marianne. Humoristischer Roman von Hans Wachenhufen. Breslau, S. Schottlaender. 1880.
- Weber.** — Verheißt. Roman von A. Weber. Breslau, S. Schottlaender. 1880.
- Weltgeschichte, Illustrirte,** für das Volk. Eine sorgfältiger Berücksichtigung der Culturgeschichte in 2. Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Guhrin. Pracht-Ausgabe, 8fg. 25—30. Leipzig, O. Schamer. 1880.
- Wildenbruch.** — Der Meister von Tanagra. Eine Künstlergeschichte aus Alt-Gellas von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Steinitz. 1880.
- Wolzogen.** — Ueber Verrottung und Errettung der Deutschen Sprache. Von Hans von Wolzogen. Leipzig, E. Schloemp. 1880.
- Zacharias.** — Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart. Von Dr. Otto Zacharias. 2. vermehrte Aufl. Hirschberg, A. Heilig. 1880.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XV. Bd. Heft 1. Berlin, Dietrich Reimer. 1879.
- Zeitschrift, Historische,** herausgegeben von Heinrich von Ebel. Neue Folge. 7. Bd. Der ganzen Reihe 43. Band. 2. Heft. Jahrg. 1880. München, A. O. L. Bendburg.
- Zeit- und Streitfragen, Deutsche.** Flugblätter zur Kenntniss der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Rudolph, Redacteur A. Kammerz, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 129. Zur Philosophie der Mode. Von Friedrich Kleinwächter. Heft 130. Ueber die volkswirtschaftlichen Fragen in den Vereinigten Staaten. Von J. Schönhof. Berlin, G. Habel. 1880.
- Zunärate-Schmidt.** — Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium. Spanisch. Von Prof. Gil Zunärate und Dr. ph. Alb. Schmidt. Brief 25—27. Lektion 49—54. 2. Cursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.



# Die kleine Welt.

~~~~~  
Eine Erzählung aus Japan  
von  
Rudolph Lindau.  
~~~~~

## I.

Als im Jahre 1859 die japanische Hafenstadt Yokohama dem europäischen Verkehr geöffnet wurde, langte dort, in einem der ersten von Schanghai kommenden Rauffahrer, ein blondhaariger, helläugiger, hagerer, langer, junger Ir-länder an. Währenddem die Boote bereit gemacht wurden, um die Passagiere an's Land zu setzen, stand er leise pfeifend auf dem Verdeck und musterte aufmerksam die in einem Halbkreis vor ihm ausgebreitete kleine Stadt, welche damals noch mit ihren weit auseinander liegenden, einstöckigen, aus weißem Holze zusammengezimmerten Häusern, mehr einem Fischerdorfe als dem Emporium des neugeborenen Handels zwischen Europa und Japan glich. — In geringer Entfernung vom Landungsplatze entdeckte das Auge des Reisenden eine Art Schuppen über dem die englische Flagge wehte. Er merkte sich die Stelle genau und stieg dann, ohne sein vergnügliches Pfeifen zu unterbrechen, gelassen in das Boot, in dem die Mehrzahl der andern Passagiere bereits Platz genommen hatte. Wenige Minuten später sprang er leichten Fußes in Yokohama an's Land, und ohne eine Frage an Jemand zu richten, wie ein Mann, der ganz genau weiß, was er zu thun hat, bog er vom Hafensplatze links ab und begab sich geraden Weges nach dem von ihm bemerkten Gebäude, dem englischen Consulate. — Ein alter Bewohner von Yokohama hätte nicht mit größerer Sicherheit auftreten können, als der Neuangekommene es that.

Vor der Thür des Amtsgebäudes stand ein vierschrötiger Constabler.

„Ist der Consul drinnen?“ fragte der Ankömmling, mit einer leichten Bewegung des Hauptes nach der offenen Thür zeigend.

Dem Beamten schien die Vertraulichkeit, mit der von seinem Vorgesetzten gesprochen wurde, zu mißfallen; er entgegnete ernst und würdevoll: „Herr Mitchell, Ihrer Majestät Consul, befindet sich in seinem Arbeitszimmer.“

Der Reisende, auf den diese Zurechtweisung nicht den geringsten Eindruck gemacht hatte, wollte darauf ohne Weiteres in das Haus treten; aber der Con-

stabler versperre ihm mit seiner breiten Person den Eingang und sagte mürrisch: „Geben Sie mir Ihre Karte.“

Der Angeredete blickte den Vertreter englischer Polizei in Japan zunächst etwas verwundert an; dann zog er mit einem stillen Lächeln eine Visitenkarte aus der Tasche und sagte: „Nun, so tragen Sie dies hinein.“

Der Policeman entfernte sich ohne ein Wort zu sagen, kam nach einer halben Minute zurück und deutete mit der Hand auf eine Thür, die er soeben hinter sich geschlossen hatte und an der, auf einem Stücke Papier, die Notiz angeschlagen war: „Eintreten ohne anzuklopfen!“

Der Reisende überflog die wenigen Worte mit den Augen, und der geschriebenen Weisung folgend drehte er sodann mit einer raschen, entschlossenen Bewegung den Verschuß, und trat sehr vernehmlichen Schrittes in ein großes, helles Zimmer, in dem ein junger, blonder Mann mit einem hübschen, vornehmen Gesichte saß, der in der Sectüre eines vor ihm aufgeschlagenen großen Registers vertieft schien.

Der Angekommene wartete vielleicht fünf Secunden; dann, als er sah, daß er unbeachtet blieb, näherte er sich dem Tische und sagte mit einer Stimme, die etwas laut war, aber einen freundlichen, angenehmen Klang hatte:

„Ich komme hierher, um mich als brittischer Unterthan in das Consulatregister eintragen zu lassen.“

Gleichzeitig zog er einen Paß aus der Tasche, den er unter den Augen des Lesenden auf dem Tische ausbreitete.

Der Consul hob den Kopf in die Höhe, und die beiden jungen Männer sahen sich eine kurze Zeit lang aufmerksam an.

„Heute angekommen?“ fragte der Consul.

„Vor zehn Minuten.“

„In der ‚Cadix‘? Capitän M'c Gregor?“

„Ja.“

„Hat das Schiff die Post mitgebracht?“

„Ja.“

„An wen ist es consignirt?“

„An Dana und Co.“

„Hm!“ —

Der Paß war mittlertweile geprüft und in Ordnung befunden worden. Der Consul schlug darauf ein anderes dickes Buch auf, in dem die erste Seite kaum halb vollgeschrieben war und copirte aus dem ihm vorliegenden Documente:

„Thomas Ashbourne, brittischer Unterthan,

Dublin (Irland), Civil-Ingenieur,“

dann schrieb er auf den Paß mit rother Dinte, groß und deutlich „Nr. 13“.

Ashbourne legte den Kopf auf die linke Seite, zog die Augenbrauen in die Höhe, spitzte den Mund wie zum Pfeifen, und sah sich die ominöse Zahl äußerst nachdenklich an. Dies Mienenspiel hatte etwas komisch Zutrauliches, das zur Familiarität einlud; aber der Consul Ihrer brittischen Majestät galt damals in Japan, in den Augen der Eingeborenen und noch mehr in seinen eigenen, für eine gewichtige Persönlichkeit, und Herr Mitchell war keineswegs geneigt, mit

dem ihm gänzlich unbekanntem Herrn Thomas Ashbourne, wiewohl derselbe, trotz seines verschossenen Reiseanzuges, wie ein geborener Gentleman aussah, ohne Weiteres auf vertraulichen Fuß zu treten. Er begnügte sich mit einem Nächeln zu sagen:

„Fünf Dollars Gebühren, bitte!“

Ashbourne steckte die Hand in die Tasche, in der sich lose Münzen befanden, und zählte, ohne den Blick von seinem Paß abzuwenden, die verlangte Summe auf den Tisch.

„Darf ich mir die große Freiheit nehmen zu fragen,“ sagte er darauf mit förmlichster Höflichkeit, „was die Zahl 13, die Sie mir dort so schön hingemalt haben, zu bedeuten hat?“

„Ihre Matrikel-Nummer im Consulats-Register.“

„So?“ meinte Ashbourne bedächtig. „Da habe ich ja eine herzlich schlechte Nummer gezogen, Herr Consul.“

„Irgend Jemand mußte sie ziehen.“

„Ja, irgend Jemand muß auch in diesem Jahre ertrinken oder gehängt werden . . . Also nun kann ich die schlechteste Nummer im ganzen Zahlensystem mein Eigen nennen! Das kommt daher, wenn man sich bei jeder Gelegenheit amüsiren will. — Deshalb habe ich auch mit mir selbst gewettet, daß ich, ohne Jemand nach dem Wege zu fragen, der Erste aus der „Cadix“ hier eintreffen würde. Hätte ich mich meinen Reisegefährten angeschlossen, so wäre ich vielleicht fünf Minuten später registriert worden, aber dann hätte ein Anderer möglicher Weise die schlechte Nummer gezogen. Ich hätte sie ihm gerne gegönnt.“

„Das ist ein unchristlicher Wunsch,“ sagte der Consul, seine officiële Wichtigkeit unwillkürlich so weit vergessend, um mit einem harmlosen Sterblichen wie ein einfacher Mensch zu sprechen.

„Das sehe ich nicht ein, Herr Consul. Unglück muß passieren in der Welt; aber Jeder hat das Recht zu wünschen, daß es nicht ihm zustoße. Ich überlasse das ganze Quantum Glend, das täglich auf dieser Erde consumirt werden muß, willig meinen Nächsten. Da kommen Drei von ihnen: Reisegefährten . . . Ich darf nicht länger stören . . . Ich habe die Ehre, Herr Consul . . .“

Damit verbeugte er sich, nickte freundlich und verließ das Zimmer.

Die drei Personen, die nach Ashbourne Einlaß bei dem englischen Consul erlangten, waren Kaufleute, die ohne ein unnützes Wort zu sprechen oder zu vernehmen, sub No. 14, 15, 16, als Herr Macbean aus Glasgow, Herr Haslett aus Manchester und Herr West aus London in das Consulats-Register eingetragen wurden, und die sich sodann, vertraulich unter einander plaudernd — denn sie hatten während der sechstägigen Ueberfahrt von Schanghai nach Yokohama Zeit gehabt, Bekanntschaft zu machen — nach dem „Fremden-Viertel“ zurückbegaben. — Hundert Schritte vor dem Consulate begegneten sie einem einzeln gehenden jungen Mann, der stumm und ohne eine Miene zu verziehen den Hut vor ihnen küstete, und dessen kalten Gruß sie in derselben Weise erwiderten. Als der Mann vorbei gegangen war, bemerkte Herr Macbean aus Glasgow:

„Ein schweigsamer Passagier, dieser Herr Jervis. Ich kann nicht sagen, daß ich sonderliches Gefallen an ihm gefunden habe.“

„Ich auch nicht,“ stimmten die Herren West und Haslett, Einer nach dem Anderen, bei.

Der Mann hatte in der That kein gefälliges Aeußere, obgleich es schwer gewesen wäre zu sagen, was an demselben eigentlich mißfiel. Er war groß, schlank und wohl gebaut. Er schritt leicht und schnell, in strammer, guter Haltung einher, und sein Gang hatte etwas eigenthümlich Elastisches, Springendes, wie der einer Katze. Das schlichte, glatt gekämmte Haar war tief schwarz und glänzend, und contrastirte auffallend mit der zwar vom Wetter gebräunten, doch lichten nordischen Gesichtsfarbe und mit den hellen, grauen, unruhigen Augen. Die scharf markirten Züge zeigten ein kühnes, edles Profil; aber wenn man das glattrasirte Gesicht mit der hohen, schmalen Stirn von vorn sah, so erschien es zwischen den hervorstehenden Wadenknochen von unverhältnißmäßiger Breite; der typisch irländische, gerade Mund mit schmalen, festgeschlossenen Lippen und das mächtige Kinn gaben dem Gesichte einen Ausdruck von großer Energie, Kälte und Verschlossenheit.

Als Herr Jervis in das Zimmer des Consuls getreten war, fand er diesen bereits wieder im Studium des vor ihm liegenden Buches vertieft. Herr Jervis wartete geduldig, ohne sich zu rühren, daß es dem Herrn Consul belieben möge, sich um ihn zu bekümmern. Dieser schlug endlich die Augen auf und fragte nachlässig, was zu Diensten stehe.

Der Angeredete gab ähnlichen Bescheid, wie die andern Passagiere der „Cabix“ es kurz vorher gethan hatten. Er sagte, er sei englischer Kaufmann und wünsche, sich als solcher in Yokohama niederzulassen.

„Paß, bitte!“

Das verlangte Document wurde aus einer großen, lebernen Briefftasche gezogen und dem Consul gereicht. Herr Jervis mußte ein weit gereifter Mann sein; der Paß war mit Stempeln aus vieler Herren Länder bedeckt; er war verjährt, längst verjährt, aber damit nahm man es im Jahre 1859 auf den englischen Consulaten in den fernen Niederlassungen nicht so genau.

„Jervis . . . Jervis?“ murmelte der Consul vor sich hin. Dann schlug er die Augen in die Höhe und musterte den vor ihm Stehenden eine Secunde.

„Ich kannte einen Namensvetter von Ihnen in Singapore,“ fuhr er fort, „das war im Jahre '54. Er hieß wie Sie: ‚James Jervis‘; ich erinnere mich dessen zufällig, weil er in der fremden Gemeinde selten anders als ‚J. J.‘ genannt wurde . . . Vielleicht ein Verwandter von Ihnen?“

„Nein, Herr Consul.“

„Was mag aus ‚J. J.‘ geworden sein? — Er war ein unruhiger Geist; und er trank etwas viel; ich fürchte, er wird ein schlechtes Ende genommen haben.“

Herr Jervis machte eine leichte Bewegung mit den Achseln, als wolle er sagen: „das ist ohne Interesse für mich“; und der Herr Consul, der bereits bereuen mochte, sich ohne triftigen Grund in eine Unterhaltung mit einem Unbekannten eingelassen zu haben, schloß das Gespräch plötzlich, indem er kurzweg

und trocken die üblichen fünf Dollars Gebühren verlangte. Diese wurden gezahlt, und darauf empfahl sich der Neueingeschriebene mit einem halblauten „Guten Morgen“. — Vor der Thür blieb er eine Minute lang, dem ihn beobachtenden Constabler den Rücken kehrend, nachdenklich stehen und rieb sich das breite Kinn. Ein Ausdruck von Müdigkeit und Traurigkeit, der sein hartes Gesicht weicher erscheinen ließ, lagerte sich über sein Antlitz. Dann seufzte er leise und sagte vor sich hin: „Vorwärts Marsch!“ und weit ausschreitend folgte er seinen Reisegefährten auf dem Wege zur fremden Niederlassung.

## II.

Sechs Monate waren seit dem Tage, an dem Ashbourne und Jervis in Japan angekommen waren, vergangen. Die Reisegefährten der Weiden: West, Hazlett und Macbean führten, ohne sonderlich bemerkt zu werden, ein ruhiges Geschäftsleben in Yokohama. Ashbourne und Jervis aber hatten sich zu hervorragenden Stellungen in der fremden Gemeinde emporgeschwungen. Diese war in wenigen Monaten schnell gewachsen, und zählte zu Anfang des Jahres 1860 bereits über zweihundert Mitglieder, die Mehrzahl unter ihnen Engländer und Amerikaner. Es waren meist blutjunge Leute, sodaß Ashbourne und Jervis, die acht- bis neunundzwanzig Jahre alt sein mochten, zu den älteren gerechnet werden konnten; sie waren vergnügungs- und thatenlustig, mit unermüdblichem Eifer darauf bedacht, möglichst schnell so viel wie möglich Geld zu verdienen; und jederzeit zu Abenteuern aufgelegt, bei denen es etwas zu wagen gab.

Das Leben in Japan war damals nicht ganz geheuer. Mehrere Fremde waren innerhalb weniger Monate von bewaffneten Japanern, nur weil sie als Eindringlinge von den Eingeborenen gehaßt wurden, ermordet worden; aber diese Unsicherheit des Verkehrs verhinderte die Fremden nicht, weite Ausflüge in die Umgegend von Yokohama zu unternehmen, die in den meisten Fällen nur bezweckten, einen langen Ritt auf schlechten Wegen zu machen, etwags Neues zu sehen, und besonders, einen schönen, von den anderen Mitgliedern der Gemeinde noch nicht gekannten landschaftlichen Punkt zu entdecken. Die Ergebnisse solcher Ausflüge wurden sodann des Abends im Club, der bald nach der Eröffnung des Hafens von Yokohama gebildet worden war, von den glücklich Heimgekehrten vorgetragen. Hatten diese etwas Schönes, Sehenswerthes gefunden, so wurden von andern Club-Mitgliedern Verabredungen getroffen, und am nächsten freien Tage machte sich sodann eine kleine, laute und fröhliche Gesellschaft auf den Weg, um das Neuentdeckte ebenfalls in Augenschein zu nehmen. Man unternahm zu dem Zwecke weite und niemals ganz ungefährliche Ritte, denn Viele unter den Eingeborenen blickten feindselig auf die großen, weißen Männer, die lachend und schreiend durch die Straßen zogen, dreist und ungebeten in die stillen Tempel und in die friedlichen Häuser eintraten, und deren ganzes Gebahren den Frauen und Kindern Schrecken einflößte. Aber das kümmerte die Fremden nicht. Mit der schweren Reitpeitsche in der Hand und dem großen Revolver im Gürtel drangen sie, in kleiner Anzahl, in dicht bevölkerte Landstriche ein, Alles was ihnen neu war, aufmerksam betrachtend und prüfend, und schlimmsten Falles darauf vorbereitet, sich durch die Flucht auf ihren schnellen, kleinen

japanischen Pferden den Zornausbrüchen eines wüthenden Volksaufens zu entziehen. Man war nicht übertrieben unvorsichtig, man ritt in der Mitte der Straße und beobachtete das Terrain und die Leute zur Rechten und Linken des Weges; und man wiederholte diese Ausflüge fortwährend, einmal weil die Gefahr, die mit denselben verbunden war, einen eigenthümlichen Reiz für die jugendlichen Heißsporne hatte, und sodann, weil Keiner von ihnen hinter dem Andern zurückbleiben wollte.

Unter all diesen jungen Abenteurern standen nun Ashbourne und Jervis in hohem Ansehen, denn man verdankte den Beiden mehr neue Mittheilungen über die Umgegend von Yokohama als allen anderen Mitgliedern der Gemeinde zusammengenommen.

Ashbourne hatte sich durch seine gemüthliche Liebenswürdigkeit eine große Popularität erworben. Er war unter dem Namen „Sandjuban“, japanisch für „Nr. 13“, bekannt, weil er bei jeder Gelegenheit über das große und unverdiente Mißgeschick klagte, Inhaber dieser Matrikel-Nummer geworden zu sein.

„Ihr werdet sehen, daß mir hier noch Unglück passiren wird“, sagte er mit einer Miene, die es schwer machte zu erkennen, ob er scherzte oder im Ernste sei. — Er hatte sich, da die Japaner nicht geneigt schienen, ihn in seiner Eigenschaft als Ingenieur zu beschäftigen, und da es ihm an Mitteln und an Neigung fehlte, kaufmännische Geschäfte zu unternehmen, entschlossen, eine Zeitung zu gründen, und dies auch zu Stande gebracht. „Die japanische Sonne“, das erste englische Blatt, welches in Yokohama erschien, wurde zwar nur in einer Auflage von hundert Exemplaren gedruckt, doch brachte sie ihrem Besitzer und Redacteur, Dank den hohen Abonnements- und Inseratenpreisen, eine Rente ein, die ihm gestattete, bequem und sorgenlos zu leben, die üblichen fünf Diener — „Comprador“ (Hausmeister), „Kokoi“ (Kammerdiener), „Momban“ (Wächter und Portier), „Betto“ (Stallknecht), „Kuli“ (Hausdiener) — zu ernähren, und sich zum wenigsten ein Reitpferd zu halten. Herr Ashbourne war übrigens als Besitzer der „Sonne“ eine einflußreiche Persönlichkeit und bildete gewissermaßen das Bindeglied zwischen den Beamten und den kaufmännischen Kreisen.

Herr Jervis verdankte das Ansehen, dessen er sich erfreute, andern Umständen als sein Landsmann Ashbourne. Er hatte seit sechs Monaten, inmitten einer Gesellschaft junger Leute, die so zu sagen das Herz auf der Hand trugen, noch mit Niemand intime Beziehungen angeknüpft, aber man war einstimmig darüber, daß er der vertwegenste und beste Steeplechase-Reiter, der schnellste Läufer, ein vorzüglicher Ruderer und Schwimmer, und überhaupt bei allen athletischen Spielen, die unter den jungen Leuten sehr beliebt waren, der „Champion“ sei. Dazu kam, daß er in der anspruchlosesten Weise, ruhig und kalt, ohne jede Prahlerei, auf allen Gebieten, wo es etwas zu wagen gab, Beweise vollständiger Furchtlosigkeit ablegte. Während selbst der leichtsinnige Ashbourne nicht ohne Nothwendigkeit allein ausritt oder des Abends durch die japanische Stadt ging, ließ Jervis keinen günstigen Tag vorbegehen, ohne unbegleitet weite Ausflüge zu unternehmen, von denen er in vielen Fällen erst nach Einbruch der Nacht heimkehrte. Er hatte einen starken und schnellen tartarischen Pony, „Tautai“ genannt, aus Schanghai kommen lassen, den er mit unermüdblicher Sorgfalt und

großer Sachkenntniß zugeritten und seinem Willen gehorsam gemacht hatte. Das Thier, das ursprünglich störrisch und böse gewesen war, kam, sobald er es rief, stand wie eine Mauer, während er es bestieg, und jagte, durch einen leichten Druck dazu aufgefordert, in gestrecktem Galopp, die japanischen Pferde an Schnelligkeit weit überflügelnd, mit seinem Reiter davon. Tautal schreckte vor keinem Hinderniß zurück und war von unermüdblicher Ausdauer.

„Jervis wird sich dennoch eines Tages von japanischen Officieren zerhacken lassen“, pflegte Ashbourne zu sagen, wenn von neuen Heldenthaten des Genannten die Rede war. „Er kann reiten, und er hat ein gutes Pferd; aber Alles das nützt wenig, wenn man in der Dunkelheit meuchlings angefallen wird; — und Jervis setzt sich dieser Gefahr sieben Male in der Woche aus.“

Stürmte es, so lag Jervis auf dem Wasser, und segelte in einem kleinen Boote weit hinaus in die See, bis man ihn vom Ufer aus nicht mehr erkennen konnte.

„Herr Jervis wird uns, wenn er vorher nicht todtgeschlagen wird, früher oder später die Zerstreung bereiten, zu ertrinken,“ bemerkte Ashbourne, der ihn eines Tages vom Clubfenster aus durch ein Fernrohr beobachtet hatte. „Ich habe einen Nekrolog über ihn für die „Sonne“ fix und fertig in der Mappe. — Auf das Segeln verstehe ich mich nämlich auch ein wenig, denn ich bin am Meere groß geworden; und ich behaupte, es heißt den Tod herausfordern, bei diesem Wetter in einer solchen Kuschhale hinauszugehen.“

„Wer gehängt werden soll, ertrinkt nicht,“ meinte Macdean, der die Antipathie, die Jervis ihm bereits auf der Ueberfahrt von Schanghai nach Yokohama eingeflößt, nicht überwunden hatte.

„Weshalb wollen sie Jervis hängen lassen?“ fragte Ashbourne lachend.

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Schotte mürrisch; „der Mann sieht mir aber aus, als ob er es verdienen könnte.“

Auch im Handel und beim Kartenspiel, zwei Beschäftigungen, die einen guten Theil der Zeit der jungen „Pioniere der Civilisation“ — so nannte die „Sonne“ die Mitglieder der fremden Gemeinde von Yokohama — in Anspruch nahmen, zeigte sich Jervis waghalsig. Er schien nicht unbedeutende Geldmittel zu seiner Verfügung zu haben. Niemand wußte, woher er sie nahm; aber das erregte keinen Verdacht, da ein Jeder in Geschäftssachen etwas geheimnißvoll that; mehr als Einer ärgerte sich jedoch über das Glück, das Jervis bei seinen kaufmännischen Unternehmungen wie auch beim Kartenspiel treu blieb.

Aber Furchtlosigkeit imponirt jungen Leuten nun einmal mehr als alle andern Eigenschaften, und Jervis war, Dank seiner Verwegenheit, wenn auch keineswegs das beliebteste, so doch eines der angesehensten Mitglieder der fremden Gemeinde. Er schien wenig Werth darauf zu legen, und seine Gleichgültigkeit in dieser Beziehung hatte für seine Genossen etwas Verletzendes. Kein Triumph, kein Lob vermochten ein Lächeln oder eine freudige Erregung auf sein kaltes, hageres Gesicht heraufzuzaubern. — Er hatte aus Amerika, — wo er, wie dies aus einigen Aeußerungen, die ihm entschlüpft waren, hervorging, längere Zeit gelebt hatte, — die Gewohnheit mitgebracht, mit einem scharfen Taschenmesser an einem Stückchen Holz zu schnitzeln; und er saß, wenn Jemand

in seiner Gegenwart seine Wertlosigkeit pries, ruhig und anscheinend theilnahmlös da und arbeitete mit seinem Messer als ob es sich um eine Beschäftigung handele, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehme.

Zu Anfang des Monats April sollte das erste große Frühlingserennen in Yokohama stattfinden. — Die Officiere des englischen Regiments, das zu der Zeit in Japan stationirt war, und eine große Anzahl der jungen Beamten und Kaufleute von Yokohama interessirten sich mit Leib und Seele für dies Ereigniß. Auf dem Rennplatze sah man jeden Morgen einige zwanzig Reiter, eifrigst damit beschäftigt, ihre Pferde und sich selbst zu trainiren. Ashbourne, der von seinen Mitbürgern einstimmig zum Secretär des Rennclubs ernannt worden war, herrschte dort als Meister. Er ritt nicht nur seine eigenen zwei Pferde, sondern hatte auch noch für ein halbes Duzend andere zu sorgen, da er mehreren seiner Freunde versprochen hatte, bei dem kommenden Rennen für sie zu reiten.

Auch Jervis war während der frühen Morgenstunden häufig auf dem Rennplatz zu erblicken; aber, wie es schien, als Zuschauer allein, denn er hatte seinen kurzbeinigen, langen „Lautai“ nicht ein einziges Mal auch nur in Galopp gesetzt, sondern ritt im Schritt oder in leichtem Trab von einer Stelle der Rennbahn zur andern, selten einen Rath ertheilend, überhaupt wenig sprechend, und mit einem unfreundlichen, man hätte fast sagen können hämischen oder neidischen Ausdruck auf dem Gesichte.

Eines Tages näherte er sich in dieser Weise Ashbourne, der vergeblich bemüht war, sein Pferd einen Abfall hinunterzureiten. Diese Art Hinderniß ist in Japan, bei dem terrassenförmigen Boden der Reisfelder, ein sehr gebräuchliches, und die Steeplechase-Bahn wird stets über mehrere dieser sogenannten „Drops“, die gewöhnlich acht bis zwölf Fuß tief sind, geleitet. Die meisten japanischen Ponys nehmen dies Hinderniß, wenn es nicht zu schwierig ist, d. h. wenn die Terrasse nicht geradezu mit einem verticalen Abfall endet, in äußerst geschickter Weise. Das Pferd wird zu dem Zweck in mäßiger Pace bis an den Rand der Terrasse geritten, und gleitet dann auf den Hinterbeinen soweit hinunter, bis es, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, abspringen muß. Es kommt häufig vor, daß es dabei stürzt, aber nur in den seltensten Fällen wird dadurch dem Reiter oder dem Pferde Schaden zugefügt, da der Boden überall weich und elastisch ist.

Ashbourne stand am Rande eines solchen Abfalls, seinen Pony mit Peitsche, Sporen und Stimme anfeuernd, hinunterzuspringen. Aber das Thier fürchtete sich und stand mit ausgespreizten, steifen Vorderbeinen, schnaufend, und bei jedem Sporenstich wüthend ausschlagend, trozig da.

„Soll ich Sie führen?“ fragte Jervis, nachdem er die vergeblichen Bemühungen Ashbourne's eine Zeitlang beobachtet hatte.

„Wenn Ihr Chinese keine Furcht hat — ja; aber es ist ein häßlicher Sprung; Lautai wird ihn auch nicht machen wollen.“

„Kommen Sie zwanzig Schritte zurück; wir wollen gleichzeitig anreiten.“

Ashbourne folgte, und die Beiden ritten darauf in kurzem Galopp bis an den Rand des Abfalls; Lautai nahm das Hinderniß ohne eine Secunde zu zaudern; Ashbourne's Pony machte vor demselben kurz Halt und antwortete mit Kopf-



schütteln und Ausschlagen auf die gestrenge Behandlung, die ihm sein Ungehorsam zuzog.

„Soll ich Ihnen den Pony herunternehmen?“ fragte Jervis von unten herauf.

Ashbourne zuckte verdrießlich die Achseln und antwortete nicht.

Jervis machte einen kleinen Umtweg, um wieder auf die Anhöhe gelangen zu können und hielt bald darauf neben Ashbourne. „Lassen Sie es mich versuchen,“ sagte er.

Die Beiden wechselten die Pferde, trabten eine kleine Distanz zurück und ritten dann in kurzem Galopp auf den Rand des Abfalls los. Dort wiederholte sich dieselbe Scene wie bei dem ersten Versuche das Hinderniß zu passiren. Tantal machte den Tiefsprung leicht und sicher, während der japanische Pony oben stehen blieb und, fest entschlossen dem gegebenen guten Beispiele nicht zu folgen, gleichgültig, als ginge ihm die Sache gar nichts an, um sich blickte.

Ashbourne rief lachend hinauf: „Soll ich Ihnen den Pony herunternehmen?“

„Das werde ich selbst besorgen,“ antwortete Jervis.

Er sprengte zurück, riß das Pferd in brutaler Weise ein halbes Duzend Mal um sich selbst herum, und ihm dann die Sporen in die Weichen schlagend, jagte er in gestrecktem Carriere dem Tiefsprung zu. — Das Pferd stürzte wüthend mit ihm davon und war im Nu am Rand des Abfalls. Dort bäumte es sich, aber zu spät: ein grausamer, doppelter Sporenstich sandte es vorwärts; einen Augenblick schwebten Roß und Reiter in der Luft und dann rollten Beide zu Boden, dicht neben Ashbourne, der ein erstaunter Zeuge des vertwegenen Sprunges gewesen war. Jervis war sofort wieder auf den Beinen und packte die Zügel des störrischen Pferdes, das sich ebenfalls unverletzt erhoben hatte. — Die Sattelgurte waren zerrissen und das Zaumzeug verwirrt: das war der ganze Schaden.

„Achtung vor Ihrem Reiten!“ sagte Ashbourne. „Das macht Ihnen Niemand nach. Sie hätten sich den Hals brechen können.“

„Das sieht nur gefährlich aus, ist es aber nicht,“ antwortete Jervis, „wenigstens nicht für den Reiter, wenn er, bis das Pferd stürzt, im Sattel bleibt. Aber die Beine Ihres Pony's habe ich riskirt; das gebe ich zu.“

Er war Ashbourne darauf behilflich, das Sattel- und Kopfzeug des gefallenen Pferdes wieder in Ordnung zu bringen, und ging dabei mit so sachverständiger Sicherheit zu Werke, daß Ashbourne, der gewissermaßen nur Zuschauer war, die Bemerkung machte, Jervis hantiere alles zum Pferde Gehörige wie ein alter Groom. — Darauf machten sich die Beiden auf den Weg nach Yokohama.

Es war ein heißer Tag. Die heftige Bewegung hatte die jungen Leute warm gemacht. Sie zogen fast gleichzeitig ein jeder sein Tuch aus der Tasche, um sich die Schweißtropfen von der Stirn zu trocknen. Als sie sodann, die einen Augenblick unterbrochene Unterhaltung fortsetzend, sich wieder gegen einander wandten, lachte Ashbourne laut auf und rief:

„Sie sehen aus wie ein Neger! Was haben Sie gemacht? Ihre Stirn ist schwarz, als hätten Sie sich bemalt.“

Jervis schwieg eine Secunde, dann sagte er in gleichgültigem Tone: „Es wird feuchte Erde aus dem Reissfelde sein, die ich in den Haaren hatte.“

Bald darauf verließ er seinen Begleiter unter dem Vorwande, er wolle noch einen kleinen Galopp querfeldein machen; und ohne eine Antwort abzuwarten setzte er über einen Graben an der Seite der Straße und ritt schnell davon.

Ashbourne sah ihm nachdenklich nach. Etwas eigenthümlich Befangenes in Jervis' Wesen, für das er keine Erklärung finden konnte, beschäftigte seine Gedanken.

Jervis aber, nachdem er eine halbe Meile über verödete Felder und Wege geritten war, gelangte an ein in den Bergen vereinzelt gelegenes Theehaus, wo er bekannt und gern gesehen zu sein schien, und wo ihm die junge, hübsche Wirthin auf sein Verlangen Wasser, einen Spiegel und ein Handtuch gab. Er ging darauf in ein kleines Zimmer, in dem er sich einschloß und aus dem er erst nach geraumer Zeit, das Gesicht gereinigt und die schwarzen, glänzenden Haare sorgfältig geordnet, wieder hervortrat.

### III.

Der Renntag war vorüber. Ashbourne hatte in acht von den zwölf Rennen, welche auf der Karte standen, mitgeritten und davon nicht weniger als drei gewonnen. Jervis, der von vielen Seiten aufgefordert worden war, zu reiten, hatte alle Anerbieten unter dem Vorwande abgelehnt, es verursache ihm Kopfschmerzen, wenn er bei starker Hitze eine große Anstrengung mache. Man betrachtete dies als eine leere Entschuldigung, da man wußte, daß die glühendste Sonne Jervis nicht abhielt, seine täglichen, langen, einsamen Spazierritte fortzusetzen, aber man konnte ihn süglich nicht zwingen, gefällig zu sein und mußte sich mit dem von ihm gegebenen Bescheide begnügen. Jervis hatte sich übrigens bei dem Rennen theilhaftig und zwar, wie gewöhnlich, in hervorragender Weise: als der einzig competente Sportsman der Gemeinde, der nicht mitritt, hatte er als Richter fungirt.

Am Abend waren die Mitglieder des Renn-Club-Vorstandes, sowie einige junge Beamte und hervorragende Mitglieder der kaufmännischen Gemeinde zu einem festlichen Gelage bei Ashbourne versammelt. Es ging während des langen Mahles sehr heiter und laut her. Nachdem die üblichen Toaste auf „Abwesende Freunde“, „Die Alten in der Heimath“, Mädchen und Frauen“ getrunken worden waren, ließ Dieser „den Secretär und freundlichen Wirth“, Jener „den Starter“, ein Dritter „den Richter“ leben, und schließlich war unter den zwanzig jungen Leuten, die sich bei Ashbourne versammelt hatten, nicht ein Einziger mehr, auf dessen specielles Wohl nicht ein oder mehrere specielle Gläser geleert worden waren. Den anwesenden Schotten zu Gefallen hatte man verschiedene Male mit „schottischen Ehrenbezeugungen“ getrunken, d. h. die vollen Gläser waren von den auf Stühlen und dem Tisch stehenden Gästen in einem langen Zuge ausgetrunken worden. Die Stimmung der Gesellschaft war denn auch gegen elf Uhr eine sehr laute geworden: Alles schrie und lachte durcheinander. Jervis allein, obgleich er bei jedem Toast sein Glas mit geleert hatte, verhielt sich ruhig und

anscheinend theilnahmslos. Während seine Tischgenossen mit aufgelösten Halsbinden, wirren Haaren und glänzenden Augen gesticulirten und perorirten, saß er, wie bei einem Gala-Diner, ernst und steif da, und nicht ein Härchen war auf seinem glänzenden, wohlgekämmten Scheitel gekräumt.

Da erklang Ashbourne's laute, frische Stimme: *Silentium, meine Herren! Silentium!*"

Der Ruf wurde mehrere Male wiederholt und Ruhe endlich hergestellt.

„Meine Herren“, begann der Wirth, „ich habe soeben eine Wette gemacht, und zwar um ein zweites fröhliches Mahl gleich dem, welches uns jetzt versammelt. An Ihnen liegt es zu entscheiden, ob Macbean oder ich die Ehre haben soll, der Gastgeber zu sein. Wollen Sie richten?“

„Ja! Ja!“ aus zwanzig heisern Kehlen!

„Nun so hören Sie!“

„Hört! Hört!“

„Sie dürfen mich nicht unterbrechen; die Geschichte ist etwas lang und complicirt.“

„Zur Sache!“

„Sehr wohl also: Ich habe soeben meinem verehrten Freunde, Macbean, die schon alte, ihm aber wunderbarer Weise noch nicht bekannte Theorie von der „Kleinen Welt“ auseinandersetzen wollen. — Sie wissen natürlich Alle, was ich damit meine?“

„Kein Mensch weiß wovon sie sprechen! Sie wissen es selbst nicht!“

Ashbourne setzte sich mit komischer Entmuthigung nieder; als er jedoch von allen Seiten aufgefordert wurde, weiter zu sprechen, und die Ruhe von Neuem hergestellt war, erhob er sich wieder und fuhr fort. Er setzte zunächst auseinander, was seine Theorie bedeute: Die Welt sei so klein geworden, daß Jedermann in derselben Jedermann kennen müsse; und um dies mit dem augenblicklich zur Verfügung stehenden Material zu beweisen, habe er sich anheißig gemacht, festzustellen, daß er mit jedem einzelnen seiner Gäste, bevor er ihn in Yokohama persönlich kennen gelernt, durch gemeinschaftliche Bekannte in irgend welchen Beziehungen gestanden, ihn also gewissermaßen bereits gekannt habe. — „Macbean behauptet,“ schloß er, „es werde mir nicht gelingen, diese alten prae-Yokohama'schen Beziehungen nachzuweisen; und diese Verneinung gegenüber meiner Bejahung bildet den Gegenstand der Wette. — Ich werde nun, mit Erlaubniß der verehrten Herren Anwesenden, zur Beweisführung schreiten.“

Aber die „verehrten Anwesenden“ hörten nicht mehr zu, da Ashbourne lang und ausführlich gesprochen hatte. Das Frage- und Antwortspiel, das sich gleich darauf zwischen ihm und seinen Nachbarn entwickelte, amüsirte die jungen Leute jedoch wieder, und bald theilnahmen sich sämmtliche Gäste mit Aufmerksamkeit an der Ashbourne'schen Beweisführung seiner Theorie.

Der Anfang des Verhörs der Anwesenden, denn zu einem solchen hatte sich die Sache gestaltet, war Ashbourne günstig. Nachdem er nur wenige Fragen an seinen Nachbar zur Rechten, den englischen Consul, gerichtet hatte, wurde festgestellt, daß dieser mit Ashbourne's älterem Bruder in Rugby auf die Schule

gegangen war. Bei dieser Gelegenheit hörten die Anwesenden zum ersten Male, daß Ashbourne einen Bruder habe.

„Sie werden ihn Alle bald kennen lernen,“ sagte Ashbourne. „Ich erwarte ihn in wenigen Wochen; und er soll Ihre Proceffe führen. Er ist nämlich Advocat, und ein ganz vorzüglicher, wie Sie, wenn Sie ihm etwas zu thun geben, schnell in Erfahrung bringen werden. Er hatte eine gute Praxis in Simerid; aber meine lieben Landsleute, besonders die proceßlustigen unter ihnen, zahlen schlecht; und mein Bruder Dan, der sich nicht darauf versteht, seine Klienten auszupressen, kam nicht recht vorwärts. Er hat sich auf mein Zureden entschlossen, zu mir nach Yokohama zu ziehen, um in Japan sein Glück zu versuchen.“

Ashbourne's Nachbar zur Linken, der holländische Consul, erwies sich, gleich seinem englischen Kollegen, nach wenigen Minuten schon, als Einer, der dem alten Bekanntenkreise Ashbourne's — in dem ausgedehnten Sinne, den man diesem Begriff geben wollte — angehörte. Er war, ehe er nach Japan versetzt wurde, in Batavia angestellt gewesen und hatte dort häufig und freundschaftlich mit einem englischen Kaufmann verkehrt, der mit einer Nichte Ashbourne's verheirathet war.

Bei dem Dritten, Herrn Haslett, hielt es etwas schwerer, das alte Bindglied zu finden; nach längerem Hin- und Herreden gelang dies jedoch ebenfalls in befriedigender Weise. — Nachdem darauf noch zwei andere der Anwesenden in systematischer Weise von Ashbourne examinirt worden waren, konnte die Wette als zu seinen Gunsten entschieden betrachtet werden. Ashbourne hatte nämlich, währenddem er seine Fragen stellte, und um den Antwortenden Anhaltspunkte zu geben, seine Lebensgeschichte, wenn auch bruchstückweise, so doch vollständig erzählt. Er hatte dabei auch viele seiner Verwandten und Bekannten, Lehrer und Mitschüler namhaft gemacht, und da traf es sich denn, daß, während er den Einen seiner Gäste noch ausfragte, Andere ihm bereits in's Wort fielen, um zu constatiren, daß sie mit diesem oder jenem Mitgliede aus Ashbourne's altem Bekanntenkreise, längst vor der Yokohama-Zeit, in Verbindung gestanden haben.

Die Unterhaltung war bei diesen Gelegenheiten wieder eine allgemeine und laute geworden; jeder sprach mit seinem Nachbar, bemühte sich, einen „alten“ Bekannten in ihm zu erkennen, und begrüßte die Thatsache, wenn sie an's Licht gezogen war, mit Lachen und freudigem Ausrufen.

„Hört!“ rief der Eine, „Gilmore und ich, wir sind Bettern. Wir haben es soeben herausgefunden!“

„Ich bin bei West's Onkel in die Schule gegangen,“ berichtete ein Anderer.

Ein Dritter: „Macdean's Cousine war meine erste unglückliche Liebe.“

Von allen Seiten ertönten ähnliche Rufe, und bald herrschte wiederum wirres Lärmen an der Tafel. Macdean erklärte sich für besiegt. Der mürrische Schotte hatte nicht nur zugestehen müssen, daß er durch einen nahen Verwandten mit Ashbourne's Familie seit langen Jahren in indirecten Beziehungen stehe; andere der Anwesenden hatten ihm ebenfalls klar und deutlich bewiesen, daß er sich, seit seiner frühesten Jugend, unbewußt in denselben gesellschaftlichen Kreisen bewegt habe wie sie.

Das ununterbrochene Fragen und Antworten hatte die Aufmerksamkeit der Gäste so sehr in Anspruch genommen, daß keiner von ihnen das eigenthümliche Benehmen Jervis' während dieses langen Zwischenspiels bemerkt hatte. — Er hatte eine Weile stumm dagesehen, anscheinend nur damit beschäftigt, einen Kork, in den zwei Gabeln gesteckt waren, auf einem Weinflaschenrand zu balanciren. Währenddem er jedoch dies harmlose Spiel trieb, hätte man bemerken können, daß ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirn traten. Er hatte sich darauf erhoben und war, wie Einer, der frische Luft schöpfen will, auf die offene Veranda getreten.

Als Jervis nach einigen Minuten in das Zimmer zurückkam, hatte der Lärm seinen Höhepunkt erreicht. Jeder der Anwesenden hatte bereits einige „alte“ Bekannte unter seinen Tischgenossen gefunden und zeigte sich bemüht, seine Entdeckungsreise in der „kleinen Welt“ fortzusetzen.

Der junge Gilmore, ein Freund Ashbourne's, der besonders glücklich gewesen war, indem er außer einem Vetter noch ein halbes Duzend Freunde und Bekannte seiner zahlreichen, über die ganze Welt zerstreuten Familie aufgefunden hatte, sah sich in diesem Augenblick nach einem neuen Opfer eines plötzlich in ihm erwachten Forschungstriebes um. Sein Blick fiel auf den eintretenden Jervis.

„Halt!“ rief er heiter, die Hand freundschaftlich auf Jervis' Schulter legend. „Nun kommt die Reihe an uns! Wenn wir nicht Vettern sind, so müssen wir zum mindesten alte Freunde sein. — Also: auf welchen Schulen waren Sie? Wo leben Ihre Eltern? Wo waren . . .“

Er verstummte plötzlich. Aus Jervis' blassem Gesichte blickten ihm ein Paar Augen so boshaft stehend und ergrimmt entgegen, daß Gilmore das Wort auf der Zunge erstarrte.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er schüchtern und zurückhaltend.

Einige der Gäste waren Zeugen dieses Auftritts gewesen und blickten neugierig auf Gilmore und Jervis. Die andern wurden dadurch ebenfalls aufmerksam, und ganz plötzlich trat eine Stille ein, die um so auffallender war, als sie unmittelbar auf das laute Lachen und Lärmen der letzten Minuten folgte. Aller Augen waren jetzt auf die beiden jungen Leute gerichtet.

„Was fehlt Ihnen?“ wiederholte Gilmore seine Frage inmitten tiefen Schweigens.

Jervis blickte um sich. Ein Ausdruck verzweifelter Hilflosigkeit, vollständiger Verwirrung malte sich auf seinem Gesichte. Dann zog ein peinlich erzwungenes Lächeln über sein Antlitz und er sagte mit schwerer Zunge:

„Was soll mir fehlen? . . . Was Ihnen Allen morgen fehlen wird: . . . Der Wein war zu gut.“

Darauf näherte er sich schwankenden Schrittes der Thür und verschwand.

#### IV.

Die Erklärung, welche Herr Jervis dafür gegeben, daß er sich am Abend des Renntages zuerst aus der Gesellschaft seiner zehenden Genossen zurückgezogen hatte, war eine sehr plausible gewesen; doch hatte sie weder Ashbourne noch

dessen Gäste befriedigt. Gilmore hatte nicht wenig dazu beigetragen, Jervis' Antwort auf die an ihn gerichtete Frage zu einer nicht glaubwürdigen zu stampeln.

„Der Mann sah mich an,“ erzählte Gilmore, „als ob er mich mit seinen Augen todtschlagen wollte. In meinem Leben habe ich nicht einen so bösen Blick gesehen. Ich war wie erstarrt; es überläuft mich noch in diesem Augenblick kalt, wenn ich nur daran denke. Hätte ich Jervis eines Verbrechens angeklagt, anstatt eine harmlose Frage an ihn zu richten, so hätte er mich nicht ergriminter ansehen können, als er es that. — Er wäre vom Wein überwältigt gewesen? — Das glaube ich nicht! So intensiv, bewußt böse blickt kein trunkener Mensch. Ich möchte wetten, daß er der nüchternste von uns Allen war.“

„Was mag ihn verdrossen haben?“

„Gilmore's Frage vielleicht. Er könnte ja möglicherweise Grund haben, nicht von seiner Vergangenheit sprechen zu wollen. Ich bin von Ashbourne's Theorie angesteckt worden: Jedermann sollte Jedermann kennen. Ich mißtraue einem Menschen, von dem ich gar nichts weiß.“

Der argwöhnische Macbean hatte diese letzten Bemerkungen gemacht. Die jungen Leute, mit denen er sprach, sahen sich unter einander an. Es waren brave, harmlose Menschen; böse Zungen befanden sich nicht unter ihnen. Einige mochten sich wol eigenthümliche Gedanken machen, die nicht gerade schmeichelhaft für Herrn Jervis waren; ein Jeder jedoch behielt für sich, was er in dieser Beziehung dachte. — Aber Jervis' Ansehen hatte Schiffbruch erlitten. Das fühlte Jeder, und das empfand er selbst am deutlichsten, als er am nächsten Tage mit seinen Genossen wieder im Club zusammentraf. Man vermied ihn nicht absichtlich, aber es war, als bewege er sich in einer Atmosphäre, welche die Anderen von ihm abstoße und ihn isolire. Niemand hatte ihm Etwas zu sagen, und Niemand näherte sich ihm. Wenn er auf eine Gruppe trat, so verstummte das heitere Geplauder, als ob man sich das Wort gegeben habe, in seinem Beisein nicht weiter zu sprechen. Er erschien wie ein Fremdling inmitten einer aus gleichartigen, sympathisirenden Elementen zusammengesetzten Gesellschaft. Er störte dort. Die jungen Leute hatten sich plötzlich klar gemacht, was es eigentlich war, wodurch ein Jeder von ihnen verhindert gewesen, sich Jervis intim und freundschaftlich wie den andern Gemeindemitgliedern zu nähern. Jeder von diesen war ihnen zum wenigsten ein „Bekannter“. Von Jervis wußte Niemand woher er kam, wohin er ging. Er gehörte nicht zu ihrer „kleinen“ und doch so viel umfassenden Welt; er war ein Fremder, der einzige Fremdling in der aus allen Theilen der Erde zusammengewürfelten bunten Gesellschaft.

Der Sommer schränkt in heißen Ländern die Geselligkeit etwas ein. Die weiten Ausflüge in das Innere des Landes werden beschwerlich; die langen Abende in den Clubräumen verkürzt, denn viele der Mitglieder haben die Gewohnheit angenommen, sich frühzeitig zurückzuziehen, um am nächsten Morgen die frischen, ersten Stunden, die schönsten des Tages, genießen zu können. Nachdem der Renntag vorüber war, hatten auch die Zusammenkünfte der jungen Sportsmänner auf dem Rennplatz vorläufig ihren Zweck verloren, und die Bahn war verödet.

Jervis war nicht gefellig und hatte seine Persönlichkeit nie in den Vordergrund gedrängt. Die Andern hatten ihn aufgesucht, weil seine Kühnheit ihnen gefiel; aber ohne einen klar ausgesprochenen Grund wurden diese ihm gegenüber nun zurückhaltender, und nach kurzer Zeit erschien Jervis beinahe gänzlich vereinsamt. Es war, als scheute man sich, ihn anzureden; er selbst aber hatte nicht die Gewohnheit, Jemand zuerst anzusprechen. Kalt grüßend, kreuzte er sich auf der Straße mit seinen ehemaligen Genossen. Oftmals kam es vor, daß man ihn tagelang gar nicht sah, denn er machte nach wie vor lange Ausflüge zu Pferde und hatte seine Besuche im Club, die kurz vor dem Kenntage ziemlich regelmäßig gewesen waren, nach und nach beinahe ganz eingestellt.

Jervis wohnte, von seinen japanischen und chinesischen Dienern umgeben, in einem kleinen Hause, am Rande eines weiten, damals noch unbebauten Platzes, „das Moor“ benannt. Bis kurz vor Ankunft der Fremden hatte dort Wasser gestanden, dessen Ausdünstungen während des Sommers bössartige Fieber erzeugten; es war deshalb mit großem Kostenaufwand canalisirt worden und fand nun seinen Abfluß in das nahe Meer. — Das Moor, dessen schwarze, fruchtbare Erde sich schnell mit einem weichen, grünen Rasenteppich überzogen hatte, trennte damals das europäische Yokohama von einem verrufenen japanischen Stadtviertel, dem sogenannten Jankiro, wo sich Schenke an Schenke reihte, die des Abends und während der ganzen Nacht mit lärmenden Japanern und zechenden Europäern, namentlich Matrosen, gefüllt waren. — Schlägereien waren im Jankiro an der Tagesordnung, und nicht selten endeten dieselben mit schweren Verwundungen. Die achtbaren Mitglieder der fremden Gemeinde: Beamte, Officiere und Kaufleute — ließen sich nicht gern in diesem Viertel sehen; doch kam es häufig vor, daß die älteren Einwohner dem Neuankommenden den Ort zeigten, um ihn mit den dort herrschenden fremdartigen Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen.

Straßenbeleuchtung ist erst seit kurzem in Yokohama eingeführt; im Jahre 1860 war es dort in dunkeln Nächten finster, öde und unheimlich. Der eigentliche Straßenverkehr hörte mit Sonnenuntergang auf; und wer des Abends noch ausgehen wollte, der nahm entweder selbst eine Laterne, oder — und dies war das Gebräuchlichere — er ließ sich von einem oder mehreren japanischen Bedienten begleiten, von denen ein jeder eine jener Papierlaternen trug, die in ganz Japan und auch in China allgemein gebräuchlich sind. Auf den Laternen der Beamten prangte in bunten Farben das Wappen der Nation, welcher der Besitzer angehörte; die Kaufleute ließen ihre Namen oder einfach die Nummer des von ihnen bewohnten Hauses darauf malen. Man erkannte auf diese Weise auch des Nachts von Weitem schon die Personen, die noch in den Straßen waren; und wenn man einen Bekannten antraf, so gesellte man sich gern zu ihm, denn die Wege waren unsicher, und man mußte immer gewärtig sein, aus einer dunkeln Ecke einen lauerten Samurai oder Ronin (bewaffnete Edelleute) zum Anfall bereit, hervorspringen zu sehen. Kein Europäer ging des Abends aus, ohne einen Revolver schußbereit in der Hand zu halten.

Ashbourne war Jervis' unmittelbarer Nachbar. Die Häuser der Beiden waren nur durch die geräumigen, mit mannes hohen Bretterverschlagen umgebenen

Höfe von einander getrennt. Ueber diese Bretterwände hinweg konnte, wer auf der erhöhten Veranda stand, die Fenster des Nachbarn erblicken.

Eines Abends hatte sich, wie dies häufig vorkam, eine kleine Gesellschaft bei Ashbourne versammelt. In den hellen Zimmern war es sehr warm; auch wurde man dort von den nach Licht schwärmenden Musquitos geplagt; die Gäste hatten sich deshalb auf die dunkle und verhältnißmäßig kühle Veranda zurückgezogen, und sich dort auf großen, indischen Bambus-Sesseln ausgestreckt. — Die jungen Leute rauchten, tranken Thee oder „Soda und Brandy“, und unterhielten sich träge von gleichgültigen Dingen; denn sie waren müde und abgESPANNT, und die meisten von ihnen hatten ein schweres Tagewerk hinter sich.

Es war spät geworden; die Nacht dunkel, schwül und still. Während der langen Pausen in der schleppenden Unterhaltung hörte man das ununterbrochene, dumpfe Rauschen und Brausen des nahen Meeres, und von den benachbarten Höfen her das kurze, trockene Klappen, welches durch Zusammen schlagen von zwei flachen Holzstücken hervorgebracht wird, und wodurch die japanischen Wächter, die in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Kunden machen müssen, zu erkennen geben, daß die ihrer Obhut anvertrauten Gebäude von ihnen in Augenschein genommen worden sind. — Man gewöhnt sich schnell an dies weit schallende Geräusch und wird sodann durch dasselbe nicht einmal im leisen Schlaf gestört; aber es schreckt Diebe und Brandstifter zurück, indem es diesen sagt, daß der Wächter auf seinem Posten ist. — Vom Yankiro herüber, über das weite, öde Moor, erklangen die hellen, schrillen Töne der Sampsin, der dreisaitigen, japanischen Guitarre.

Der Wächter des nächsten Nachbarhauses hatte soeben seine Kunde beendet. Einer der Anwesenden hatte bei dem Geräusch den Kopf dorthin gewandt.

„Bei Jervis ist Alles erleuchtet,“ bemerkte er. „Was mag der Mensch zu so später Stunde ganz allein noch treiben?“

„Er studirt japanisch,“ antwortete Macdean. „Wir haben denselben Lehrer.“

„Er scheint sich überhaupt zum Japaner ausbilden zu wollen,“ ergänzte Ashbourne. „Ich sehe ihn in seinem Hause immer nur in Kimono (japanisches Gewand) und in Sandalen einhergehen; auch nimmt er Fechtstunden bei einem alten, herrenlosen Edelmann, der sich hier umhertreibt. — Vorgestern früh, als ich an seiner Thür vorüberging, hörte ich im Hofe Lärmen und Schreien. Ich trat hinein, und da sah ich Jervis und einen Japaner, Masken vor den Gesichtern, mit hölzernen Säbeln, unter Rufen und Stampfen, wie besessen auf einander einhauen. Jervis kam mir entgegen und fragte höflich, was ihm die Ehre meines Besuches verschaffe. Als ich erwiderte, Neugierde allein habe mich hereintreten lassen, erzählte er mir, er finde Vergnügen an allen körperlichen Übungen, und habe jetzt zur Abwechslung angefangen, Fechtstunden bei einem Japaner zu nehmen. Der Samurai, der zuhörte, als ob er englisch verstünde, wiederholte darauf mehrere Male: ‚Herr Jervis ist sehr geschickt und stark in der That.‘ Er hätte seinen Schüler gewiß gern producirt, denn er schlug ihm vor, in meiner Gegenwart einen Gang zu machen; aber Jervis lehnte dies kühl ab. — Auf der Veranda kauerte ein hübsches japanisches Mädchen vor



einem Kohlenbeden, auf dem Wasser gewärmt wurde. Ihr gegenüber saß eine alte Frau. Die Beiden tranken Thee, rauchten und plauderten. Neben ihnen auf der Matte stand eine Koto (japanische Zither). Stühle und Sessel sah ich nicht. Das Ganze machte vielmehr den Eindruck einer japanischen als einer europäischen Wirthschaft . . .“

„Da kommen Leute vom Jankiro über das Moor herüber,“ unterbrach Macbean.

In einiger Entfernung erblickte man Laternen. Die Träger derselben konnte man nicht sehen; und die Laternen, die sich hüpfend und schaukelnd in der Dunkelheit bewegten, erschienen wie große Irlichter.

„Wir wollen sehen, wer da geht,“ sagte Ashbourne.

Er trat in das Zimmer undkehrte bald mit einem großen Opernglas bewaffnet wieder zurück. Er blickte eine kurze Weile nach den Laternen und sagte dann:

„Nummer . . . Nummer 28 und . . . 32, West und Dr. Wilkins. Wir wollen sie rufen. Sie sollen berichten, was sie zu so später Stunde noch draußen zu thun haben.“

Darauf setzte er beide Hände an den Mund und rief in die stille Nacht hinaus: „West! . . . Wilkins!“ Dann wartete er einige Secunden und wiederholte den Ruf, bis schwach die Antwort zurückscholl: „Wir kommen!“

Die Laternen näherten sich darauf in gerader Linie dem Hause Ashbourne's. In einer kleinen Entfernung von demselben hielten sie eine kurze Weile still; dann kamen sie wieder vorwärts; bald darauf wurden sie durch den Thortweg getragen, und West und Wilkins, von ihren Dienern gefolgt, traten auf die Veranda. — Dr. Wilkins erzählte, er sei nach dem Jankiro gerufen worden, um einen englischen Matrosen zu verbinden, der in einer Schlägerei von einem Malayen einen Messerstich bekommen habe. West, der gerade bei ihm gewesen sei, als man ihn gerufen, habe ihn begleitet.

„Und mit wem unterhielten Sie sich in der Nähe des Hauses? Warum machten Sie plötzlich Halt?“

„Wir trafen Jervis an und wünschten ihm guten Abend. Er ging ganz allein in der Dunkelheit spazieren.“

„Er wird sich eines Tages von einem Sonin todtschlägen lassen. Ich habe es ihm schon verschiedene Male prophezeit.“

„Ich sagte ihm soeben auch, er handele sehr unvorsichtig. Er lachte und antwortete: ‚Wer hält mich in der Dunkelheit für ein Todjinn?‘ (Spottwort für die Fremden). Er sah in der That wie ein Japaner aus. Er trug einen Kimono, in seinem Gürtel steck ein schwerer Säbel, und um das bloße Haupt hatte er ein Tuch gewunden, so daß man nur seine hellen Augen sehen konnte. — Er ist ein eigenthümlicher Mensch; er gleicht Keinem von uns; ich könnte ihn nicht zum Freunde haben.

## V.

Herr Jervis schien wichtige Mittheilungen aus China zu erwarten, denn jedesmal, sobald ein Dampfboot von dort angekommen, erblickte man ihn unter

den Ersten, welche bei dem Kaufmann, an den das Schiff consignirt war, erschienen, um seine Briefe in Empfang zu nehmen. Er ließ sich dann auch die Passagierliste zeigen, und entfernte sich, nachdem er dieselbe durchgelesen hatte. Alles dies war gebräuchlich und erregte bei Niemand auch nur das geringste Aufsehen.

Eines Tages, zu Anfang des Monat Juni, fand er sich, bald nachdem die „Gadir“ vor Anker gelegt worden war, bei Herrn Dana ein, um seine Briefe abzuholen. — Im Comptoir des Genannten traf er mit dem Capitän M<sup>c</sup>Gregor zusammen, den er seit dem vergangenen Jahre, von seiner Ueberfahrt von Schanghai her, persönlich kannte:

„Gute Reise gemacht, Capitän?“

„Ausgezeichnete: fünf Tage und siebenzehn Stunden.“

„Viel Passagiere an Bord?“

„Sieben Weiße; und vor dem Mast einige zwanzig Chinesen.“

„Bekannte?“

„Macbean. Sonst nur neue Leute; auch ein Bruder von Ashbourne darunter.“

„Guten Morgen, Capitän.“

„Guten Morgen, Herr Jervis.“

Herr Jervis vergaß wunderbarer Weise seine Briefe mitzunehmen, obgleich dieselben auf den Tisch für ihn bereit gelegt waren, und ging, aufmerksam vor und hinter sich blickend, schnellen Schrittes, schnurstracks nach Hause. Als er sich seiner Wohnung näherte, kamen ihm von dem anderen Ende der Straße zwei Herren langsam entgegen: Thomas Ashbourne und sein Bruder Daniel. Sie unterhielten sich eifrig mit einander und bemerkten Jervis zunächst nicht; aber plötzlich erblickte Daniel ihn, und zwar in dem Augenblick, als Jervis, der seine Schritte noch mehr beschleunigt hatte, über den Straßendamm ging, um in sein Thor einzutreten. — Die Entfernung zwischen Jervis und den beiden Brüdern war ungefähr zweihundert Schritte. Daniel blieb stehen, und mit der einen Hand die Augen schützend — denn die Mittagssonne stand blendend über Yokohama — sagte er finnennd:

„Wer ist doch das?“

„Wer?“

„Der Mann, der soeben in jenes Haus getreten ist.“

„Das wird Jervis gewesen sein. Ich habe ihn nicht gesehen, aber er wohnt dort und empfängt nur selten Besuch. Er wird sich seine Briefe von Dana geholt haben.“

„Jervis?“

„Ja. Kennst Du ihn?“

„Nein, ich kenne keinen Jervis; oder ich erinnere mich dessen nicht. Aber der Mann schien mir bekannt. Es wird eine Ähnlichkeit sein; ich weiß in diesem Augenblick nicht einmal, an wen sie mich erinnert.“

„Du wirst Jervis bald kennen lernen, denn er ist unser nächster Nachbar. Hier sind wir zu Hause. Willkommen Dan unter meinem Dache!“

Die Brüder, von denen Daniel vier bis fünf Jahre älter zu sein schien als

Thomas, sahen sich nicht ähnlich. Daniel hatte braunes Haar und dunkle Augen; Thomas war blond. Doch glichen sie sich in den Figuren; sie waren Beide hochgeschossen, hager und hatten dasselbe gelassene Schlendern im Gang.

„Hier ist Dein Zimmer,“ sagte Thomas, den Neuangekommenen in ein niedriges, aber freundliches, liches Gemach führend, in dem ein großes, schönes Kingpo-Bett, ein Tisch und einige Stühle standen. — „Und hier, gleich nebenan, hast Du Dein Bad. Der Diener, den ich für Dich genommen habe, hört auf den bequemen Namen To und versteht kein Wort englisch. Ich werde Dich ihm gleich vorstellen, und dann mußt Du zusehen, wie Du mit ihm fertig wirst. Dort“ — die Beiden waren aus dem Zimmer, dessen offene Schiebethüren auf die Veranda führten, auf diese getreten — „siehst Du den Stall. — In dem kleinen Häuschen, neben dem Thortweg, schlummert der Momban, den Du heute Nacht in Ausübung seiner Thätigkeit kennen lernen wirst. — Und nun kleide Dich zunächst um, denn es wird mir selbst ordentlich warm, Dich in einem wollenen Anzuge zu sehen. To hat einen leinenen Anzug für Dich bereit gelegt. Meine Kleider werden Dir wol passen.

Der Genannte war unhörbaren Schrittes in das Zimmer getreten und begrüßte nun ehrerbietigt seinen neuen Herrn, indem er sich auf den Knien niederließ und den Boden mit der Stirn berührte. Thomas bedeutete ihm, was er zunächst zu thun habe, und entfernte sich sodann, um seinen Bruder bei dessen Toilette nicht zu stören. Nach einer halben Stunde erschien dieser im Salon, durch ein kühles Bad erfrischt, und in einem von Thomas' weißen Anzügen.

„To scheint mir ein perfecter Kammerdiener zu sein,“ sagte Daniel. „Wir haben uns ganz gut mit einander verständigt. Aber Jnisch wird eifersüchtig auf ihn werden, wenn ich mich von einem andern als von ihm bedienen lasse.“

„Wer ist Jnisch?“

„Mein alter irländischer Diener.“

„Wenn Du mich um Rath gefragt hättest, so würde ich Dir gesagt haben, den Mann in Simerid zu lassen. Die einheimischen Diener sind die besten der Welt; fremde verkommen hier regelmäßig. Ich prophezeie Dir, daß Jnisch Dich verlassen und eine Matrosenschenke eröffnen wird. Alle europäischen Diener, die mit ihren Herren nach Japan kommen, sind prädestinirt, als Schankwirth zu enden.“

„Für Jnisch stehe ich ein,“ erwiderte Daniel. „Der Mann ist mir mit Leib und Seele ergeben. Er war Bursche eines Freundes von mir, des Lieutenant O'Brien, der kläglich um's Leben gekommen ist. Jnisch war damals vor Gram über den Tod seines Herrn ganz tiefsinnig geworden und mußte das Regiment verlassen. Ich nahm ihn zu mir, da O'Brien viel auf ihn gehalten hatte, und gab mir Mühe, ihn zu heilen. Es ist mir gelungen, und seitdem hängt Jnisch so sehr an mir, daß es grausam gewesen wäre, ihn zu verlassen.“

„Trinkt, Meister Jnisch?“

„So wenig wie man dies von einem Irländer und alten Soldaten nur erwarten kann.“

„Das ist mehr als genug. Verbiete ihm, des Abends auszugehen, denn sonst wird man ihn eines Tages, ehe er viel älter geworden ist, erschlagen nach

Gaule tragen. Die japanischen Officiere behandeln trunkene Europäer mit charakteristischer Stieflosigkeit.“

„Jnisch geht überhaupt nie aus. Er ist menschenscheu. — Da kommt er übrigens, der ungerecht Bergwohnte.“

Jnisch, von einem Matrosen der „Cadir“ begleitet und von einem japanischen Kuli gefolgt, der einen mit Gepäc beladenen kleinen Wagen zog, war in den Hof getreten. Er schüttelte dem Matrosen, der ihm den Weg gezeigt hatte, kameradschaftlich die Hand, worauf sich dieser entfernte, näherte sich sodann der Veranda, auf der er seinen Herrn erblickt hatte, und militärisch grüßend fragte er kurz, wohin das Gepäc geschafft werden solle. Sobald ihm das Zimmer gezeigt worden war, beeilte er sich, ohne weiter ein Wort gesagt zu haben, das Gepäc hineinzutragen. Bei den großen, schweren Koffern, die er nicht allein fortschaffen konnte, bedeutete er dem Japaner durch eine stumme Geste, mit anzufassen.

„Nun, glaubst Du, daß Jnisch Händel haben wird?“ fragte Daniel.

„Er macht den Eindruck eines friedfertigen, stillen Menschen,“ antwortete Thomas.

„Du wirst ihn selten hören oder sehen,“ fuhr Daniel fort. „Er arbeitet von früh bis spät, und scheint sich nirgends wohler zu befinden, als in meinem Zimmer oder in seiner Kammer.“

Die Brüder hatten sich während des Nachmittags viel zu erzählen, denn sie waren viele Jahre lang von einander getrennt gewesen; um sieben Uhr aßen sie sodann zusammen, und gegen neun Uhr begaben sie sich nach dem Club, wo Daniel Ashbourne von seinem Bruder vorgestellt wurde und überall die freundlichste Aufnahme fand. Er war bemüht, dies zu rechtfertigen, und gewann alle Herzen durch die liebenswürdige, harmlose Art seines Auftretens. Gegen Ende des Abends tritt man sich förmlich darum, wer zuerst das Vergnügen haben sollte, ihn als Gast an seinem Tische zu bewirthen.

„Ich habe das erste Unrecht,“ sagte Macbean. „Ich bin Vielen von Ihnen noch ein Diner schuldig . . . . . Erinnern Sie sich nicht? Meine verlorene Wette: die „Kleine Welt?“

„Das ist richtig,“ entschied Herr Mitchell; und es wurde beschlossen, daß dieselben Herren, die am Renntage Tom Ashbourne's Gäste gewesen waren, am nächsten Tage bereits bei Herrn Macbean zu Mittag speisen sollten, damit dem Neuankommenden, Herrn Daniel Ashbourne, auf diese Weise Gelegenheit geboten werde, die hervortragendsten Mitglieder der fremden Gemeinde genauer kennen zu lernen. — Man trennte sich darauf. Thomas Ashbourne übernahm es, seinen Nachbar Jervis, der nicht übergangen werden durfte, in Macbean's Namen einzuladen. — Jervis ließ jedoch auf die Bestellung, die ihm am frühen Morgen durch Ashbourne's japanischen Diener gemacht wurde, zurückantworten: er bedaure, die Einladung nicht annehmen zu können; er sei unwohl.

Das Gastmahl, das zur festgesetzten Stunde stattfand, verlief in angenehmer Weise. Es wurde dabei getrunken, wie man vor fünfzig Jahren noch in der besten Gesellschaft in Deutschland trank, wie man heute aber, ohne sich in schlechte Gesellschaft zu begeben, nur noch in England trinken kann. Nachdem

die Tafel von allem Ekstremem gereinigt war, und „Port, Sherry und Claret“ einige Male die Kunde um den Tisch gemacht hatten, befand sich die Gesellschaft dann auch wieder in der beliebten „Stimmung nach dem Essen“, die der gastfreundliche Macdean seit Beginn des Mahles bemüht gewesen war zu erwecken.

„Es scheint mir,“ rief einer der Gäste, „daß wir heute noch vergnügter sind, als bei der letzten Versammlung.“

„Danke verbindlichst!“ rief Thomas Ashbourne lachend zurück.

West, der die kleine Ungeschicklichkeit begangen hatte, versuchte, sich zu entschuldigen: „Ich habe mich schlecht ausgedrückt,“ erklärte er. „Sie haben mich mißverstanden, Ashbourne. Ich meinte, daß wir heute Alle, ohne Ausnahme, vergnügt sind, während das letzte Mal Herr Jervis wie der steinerne Gast zwischen uns saß.“

„Was fehlt Jervis eigentlich?“ fragte ein Anderer, sich an Dr. Wilkins, den Arzt der fremden Gemeinde, wendend.

Dr. Wilkins war als ein „langathmiger“ Mann bekannt, d. h. er sprach gern und viel.

„Das will ich Ihnen sagen, meine Herren,“ begann er.

„Nein, das wollen wir nicht hören“ wurde er unterbrochen; worauf er sich damit begnügte, seinem geduldigen Nachbarn zur Rechten, dem friedliebenden Gilmore, weitläufig auseinanderzusetzen, Jervis leide an einem schwer zu bestimmenden Nervenübel, das er sich durch zu große körperliche und geistige Anstrengungen zugezogen habe.

„Jervis wäre nervös?“ fragte Gilmore ungläubig. „Der Mensch reitet doch, als ob er gar nicht wüßte, was Nerven sind.“

„Sie irren sich — Gestatten Sie mir . . .“ und der Doctor vertiefte sich in eine wissenschaftliche Abhandlung, der Gilmore nur mit halben Ohren zuhörte, da eine Unterhaltung am andern Ende des Tisches ihn mehr interessirte.

Dort hatte nämlich Macdean dem Neuangekommenen, Daniel Ashbourne, der als Ehrengast zu seiner Rechten saß, soeben erklärt, welcher Art die Wette gewesen sei, die er verloren und die ihm den Vorzug verschafft habe, der Erste zu sein, Herrn Daniel Ashbourne zu bewirthen. Bei dieser Gelegenheit war die Rede auf die „Kleine Welt“ gekommen, und Ashbourne jr. hatte sich dadurch veranlaßt gefühlt, sein Stedenpferd wieder einmal zu besteigen. Er sprach mit großem Eifer und mit einem ihm eigenthümlichen halb-komischen Ernste.

„. . . und diese schöne Theorie, meine Herren,“ hörte Gilmore ihn peroriren, „diese hoch philosophische Theorie von kaum zu berechnender Tragweite, deren Entdecker ich mir zu sein schmeichle . . .“

„Wovon ist eigentlich die Rede?“ unterbrach Mitchell, der, gleich Gilmore, den Anfang der Ashbourne'schen Demonstration nicht vernommen hatte.

„Ashbourne behauptet, Jedermann könne nur als Derjenige existiren, der er nun einmal ist; und er nennt dies eine „philosophische Theorie“. Das ist eine sehr pompöse Bezeichnung für eine einfache Sache, die Niemand je bezweifelt hat.“

„Sie sind ein kurzfristiger Schotte, Macbean! Sie haben die Sache nie bezweifelt, weil sie überhaupt nie darüber nachgedacht haben.“

„Nun so geben Sie Ihre Theorie zum Besten.“

Ashbourne entschuldigte sich: er habe schon zu lange gesprochen, er fürchte die Gesellschaft zu ermüden; er wolle nur das Facit seiner Demonstration wiederholen: es sei heute für anderthalb Tausend Millionen Menschen Platz in der Welt, aber dies nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Jeder den ihm angewiesenen, einzigen Platz in derselben einnehme. Verlasse er diesen Platz, so sei nirgends auf der Erde, in der menschlichen Gesellschaft, Raum für ihn.

„Und was wird bei Deiner Theorie aus dem flüchtigen Verbrecher, der seinen Platz aufgegeben hat?“ fragte Daniel Ashbourne.

„Der flüchtige Verbrecher?“ rief Thomas. „Er ist der stärkste Beweis für die Wichtigkeit meiner Theorie! — Der Mann, der einen falschen Namen angenommen, seinem „Ich,“ seinem Platz in der Welt entsagt hat, existirt menschlich nicht mehr. Eine Fiction, der Doppelgänger einer unberechtigten Existenz, treibt sich irgendwo in der Welt herum, aber es ist diesem Truggebilde nicht gestattet, eine gesellschaftlich-menschliche Existenz zu führen.“

„Das ist Alles sehr schön und schwer verständlich; aber als Jurist sage ich Dir, daß wenn wir einer solchen Fiction habhaft werden, wir ihr schnell beweisen, daß sie noch existirt, indem wir sie einsperren, oder, wenn ihr Doppelgänger es verdient hat, sie aufhängen.“

„Ich glaube überhaupt nicht an flüchtige Verbrecher.“

„Eine neue Theorie, ohne Zweifel! Was willst Du sagen?“

„Die Welt ist zu klein. Es ist unmöglich, sich dort lange zu verstecken. Flüchtige Verbrecher werden eingeholt, oder sie stürzen beim Davonlaufen und brechen sich den Hals. — Dann findet man ihre Leichen. — Nichts geht verloren in der Welt!“

„Ich könnte eine Geschichte erzählen von einem flüchtigen Verbrecher, den man seit langen Jahren weder lebendig noch todt wiedergefunden hat.“

Die Gesellschaft, die an den Ashbourne'schen Theorien, wie er sie nach Tische zum Besten zu geben liebte, kein sonderliches Gefallen fand, war gern bereit, zur Abwechslung „eine Geschichte“ zu hören. So erscholl denn von allen Seiten der Ruf: „Bitte, sprechen Sie!“

Daniel Ashbourne räusperte sich und es wurde still. Die Einen waren begierig die angekündigte Geschichte zu hören; die Andern wollten dem Ehrengaste das Vergnügen nicht rauben, das Wort zu ergreifen.

## VI.

„Als ich mich, im Jahre 1854 in Limerick als Advocat niederließ,“ begann Daniel Ashbourne, „sah ich dort ein Infanterie-Regiment stationirt. Ich befreundete mich bald mit mehreren der Officiere. Es waren leichtlebige, lebenswürdige Leute, meist Irländer, lustige Tafelgenossen, enragirte Spieler und berühmt als die besten Reiter in der Grafschaft. Es befand sich nicht Einer unter ihnen, der auf den Jagden nicht geradeaus geritten hätte, wie die Krähe fliegt. Der beste und vertwegenste unter diesen guten und kühnen Reitern, und

von all' seinen Kameraden als solcher anerkannt, war ein Lieutenant Namens Edwin Hellington. Er war jüngerer Sohn einer vornehmen und reichen Familie, empfing eine gute Zulage von zu Hause, und konnte sich Pferde halten. Irgendwie gelang es ihm immer, sich in dieser Beziehung das Beste zu verschaffen, was auf den Markt kam. Sein Blick und sein Urtheil waren merkwürdig sicher, sobald es sich um Pferde handelte, und der geriebenste Rosshändler hätte den jungen Burthen nicht hinter's Licht führen können. Er war sehr gesucht bei allen Herrenreiten, und gewann sich, da er hoch wettete, im Laufe des ersten Jahres, wo ich in Limerick war, eine bedeutende Summe Geldes.

Ein guter Reiter zu sein, war ein Ehrentitel im Regiment; die Officiere waren nicht neidisch, und hätten Hellington gern gegönnt, was er sich, auf die Gefahr hin, sich Arme und Beine zu brechen, im Laufe der Saison zusammenritt. Aber Hellington war nicht beliebt. Er führte ein zurückgezogenes Leben, betheiligte sich selten an gemeinschaftlichen Vergnügungen, war nie auf einem Ball zu sehen, und trieb sich, wenn er frei vom Dienste war, auf einsamen Wegen umher, wo er seine Pferde zuritt.

Während es mir ein Leichtes gewesen war, sämmtlichen Officiern des Regiments, vom Colonel hinunter bis zum jüngsten Lieutenant, vorgestellt zu werden, konnte ich Hellington, so zu sagen, immer nur von Weitem erblicken. Einer seiner Kameraden, ebenfalls ein Lieutenant, Charles O'Brien bei Namen, der nach Hellington für den besten Steeple-Chase-Reiter im Regimente galt, und mit dem ich mich besonders befreundet hatte, sagte mir eines Tages, als ich den Wunsch ausgesprochen hatte, mit seinem berühmten Rivalen bekannt zu werden: „Ich kann Sie vorstellen; aber ich sage Ihnen im Voraus, Sie werden einen unangenehmen Gesellen kennen lernen.“

Ich sah mir Hellington an jenem Tage zum ersten Male genauer an: er hatte ein kaltes, grausames Gesicht; rothes Haar, eine blendend weiße, hohe Stirn und kleine, helle Augen, die seitwärts und von unten blickten und schnell beweglich doch aufmerksam von einem Punkte zum andern wanderten. Ein röthlich blonder Bart, der Wangen, Rippen und Kinn bedeckte, ließ die Form des Mundes und des Gesichtes nicht genau erkennen. Einen Moment begegneten sich unsere Augen, und er mochte bemerken, daß ich ihn beobachtete. Er warf mir einen so scharfen, bösen Blick zu, daß ich mich gewissermaßen körperlich dadurch verletzt fühlte, und die Augen unwillig von ihm abwandte, ohne ferner Lust zu verspüren, mit ihm in Verbindung zu treten.

Einige Wochen später fand das große Officiers-Kennen statt. — Das „Ereigniß“ des Tages war eine Steeple-Chase, zu der die bekanntesten Pferde der Grafschaft und die besten Reiter des Regiments engagirt worden waren. — Hellington, der bei diesem Rennen ein „dunkles“ (unbekanntes) Pferd ritt, das mit bewunderter Action die Tribünen passirt hatte, machte von Anfang an eine furchtbare Paie und führte — „Zu schnell, um zu dauern“, sagten die Einen — „Er weiß schon, was er zu thun hat,“ meinten die Andern. — Das Pferd schien in der That unermüdblich, und bewahrte, so lange die Zuschauer es erblicken konnten, eine Distanz von mehr als zehn Längen zwischen sich und den andern. — Dann verschwanden sämmtliche Reiter hinter einem kleinen Gehölz.

Als sie nach einigen Minuten wieder sichtbar wurden, waren mehrere Pferde dicht beisammen.

„Weiß und blau gewinnt!“ hörte man rufen; „O'Brien führt! — Was ist aus Hellington geworden?“

Aller Augen waren einen Augenblick nach der Stelle gerichtet, an der die Reiter hinter dem Gehölz hervorgebrochen waren. — „Hellington ist auch einmal zu Schaden gekommen,“ hieß es. — Dann concentrirte sich die ganze Aufmerksamkeit wieder auf die kleine Gruppe, die sich nun der Tribüne, vor der der Sieges-Pfosten stand, näherte.

„Blau und weiß gewinnt! Hurrah für O'Brien!“

Währenddem sich Viele nach dem Sattelplatz drängten, um den glücklichen Reiter wiegen zu sehen, bemerkten Diejenigen, die auf und vor der Tribüne geblieben waren, wie endlich Hellington, letzter von Allen, in leichtem Jagdgalopp dahergesprengt kam. — Sein Pferd war grausam gespornt worden, aber der Reiter saß unverfehrt im Sattel, und auf seinem hellen Anzuge war nicht ein Fleckchen zu entdecken. Der Mann konnte unmöglich gestürzt sein. — Nachdem er den Pfosten passirt hatte, machte er Kehrt und ritt durch das Gitter. — Dort kam ihm sein Groom entgegen und nahm das Pferd beim Zügel. — Wie der Herr, so der Knecht! Hellington's Groom hatte eine Galgenphysiognomie.

„Was ist passirt, Herr?“ fragte er finster.

„Verdammtes Schwindel ist passirt!“ antwortete Hellington barsch.

Er war blaß und seine Augen glänzten wie die einer Schlange. „Zur Wage!“ befahl er.

Dort war es leer geworden, denn man hatte längst festgestellt, daß O'Brien's Pferd gewonnen habe; aber die Mitglieder des Vorstandes, welche nach dem Rennen zu wiegen hatten, waren noch auf ihrem Posten. — Hellington, mit Sattel und Zügel über dem Arm und mit der Reitgerte in der Hand stellte sich, ohne ein Wort zu sagen, auf die Wage.

„Richtiges Gewicht?“ fragte er, sich an den Vorstand wendend; und als dies bejaht worden war, setzte er hinzu: „Ich protestire gegen das Rennen.“

Ähnliche Proteste waren bei einem Herrenzeiten zwar nichts Gewöhnliches, aber auch nicht unerhört. Nach wenigen Minuten waren die Schiedsrichter, an ihrer Spitze der Oberst des Regiments, Colonel Wicklow, in einem kleinen Zimmer versammelt, um die Klage zu hören und eine Entscheidung zu treffen. — Draußen wunderte man sich, weshalb es so lange dauerte, ehe die Nummer des Gewinnenden aufgezo-gen wurde.

Inzwischen klagte Hellington vor den Schiedsrichtern darüber, daß während der letzten zwei Rennen die Bahn an einer Stelle geändert worden, wo dies früher nie geschehen sei, und daß man diese Aenderung in so unvollkommener Weise angedeutet habe, daß nur ein Eingeweihter sicher sein konnte, keinen Irrthum zu begehen. Er, Hellington, sei von der Aenderung nicht unterrichtet worden und habe sich verritten, und diesem Umstande allein sei es zuzuschreiben, daß er das Rennen nicht gewonnen habe.

Colonel Wicklow bedeutete Herrn Hellington, daß die Art und Weise, wie er seine Bemerkungen mache, ungebührlich sei, da er die bona fides des Vor-



standes in Zweifel zu ziehen scheine. Seine, Hellington's, Schuld sei es gewesen, daß er sich vor dem Rennen nicht genügend informirt habe. — Aber Hellington schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln und erwiderte trotzig, daß, wenn man ihn daran erinnern wolle, daß er vor seinem militärischen Vorgesetzten stehe, so habe er nichts mehr zu sagen; er habe jedoch bisher immer in dem Glauben gelebt, daß auf der Rennbahn Jedermann gleiche Chancen haben müsse, und dies sei nicht der Fall gewesen, denn O'Brien habe die neue Bahn gekannt und er nicht.

„Lieutenant Hellington, Sie zwingen mich, wenn Sie so fortfahren, Ihnen das Wort zu entziehen,“ sagte der Colonel.

„Zu Befehl, Colonel Widlow!“ antwortete Hellington, machte kurz Kehrt und verließ das Zimmer.

Er war im Allgemeinen ein sehr reservirter Mensch; aber es lagte in ihm, und zum ersten Male, seitdem er im Regimente bekannt war, schien er die Herrschaft über sein jähzorniges Temperament verloren zu haben. Er hatte sich einen Ueberrock über seinen Jockey-Anzug gezogen und einen Hut aufgesetzt, denn er wollte noch in einem der nächsten Rennen reiten, und er stellte sich nun breitbeinig und mit der Reitgerte auf seine Stiefel schlagend vor den Stall hin, und unterhielt sich mit lauter Stimme mit seinem Groom, der zischend und pfeifend damit beschäftigt war, das Pferd trocken zu reiben.

Einige Officiere, die in der Nähe waren, entfernten sich, damit ein Kamerad sich in ihrer Gegenwart nicht compromittire; denn es war augenscheinlich, daß Hellington vor Zorn wie betrunken und kaum noch zurechnungsfähig war.

Nach einer halben Stunde, als das nächste Rennen vorüber war, wurde zur letzten Steeple-Chase geläutet. — O'Brien und Hellington stiegen beinahe gleichzeitig zu Pferde.

„Diesmal werde ich Sie nicht aus den Augen verlieren, O'Brien!“ sagte Hellington mit einem höhnißchen Lächeln.

O'Brien, der von seinen Freunden gebeten worden war, sich auf nichts mit Hellington einzulassen, that als ob er nicht gehört hätte und ritt ruhig auf die Bahn hinaus.

Während des ersten Theiles des Rennens und auch nachdem bereits zwei Hindernisse genommen waren, blieben die Pferde so dicht zusammen, daß man sie mit einem Saen hätte bedecken können; dann löste sich O'Brien von der Gruppe und kam um eine Pferdelänge voraus.

„Hellington läßt O'Brien führen“, hieß es. „Seht doch, wie er zurückhält!“

Die Beiden, die jetzt den Andern um eine kleine Distance vorgekommen waren, näherten sich einer Mauer, die sie beinahe a tempo nahmen. — Das nächste Hinderniß war eine feste Barriere mit einem Graben dahinter. O'Brien ritt in scharfer Pace darauf los; zu seiner Linken, dicht am Sattel war der Kopf von Hellington's Stute.

Von der Tribüne war es nicht möglich, die Situation genau zu erkennen, da O'Briens Pferd das seines Nachbarn zur Hälfte bedeckte. — Zwanzig Schritt vor der Barriere sah man O'Brien etwas nach rechts abbiegen; gleich darauf hob sich sein Pferd zum Sprunge; aber in demselben Augenblick machte es eine

viertel Wendung nach rechts, stieß mit dem linken Vorderfuß gegen die Barriere und brach am Rande des Grabens zusammen. — Hellington flog mit hochgehobener Reitpeitsche vorüber. — O'Brien wurde aus dem Sattel geschleudert, und man sah ihn mit weit ausgestreckten Armen mehrere Schritte vor seinem Pferde auf das Gesicht fallen. Er erhob sich jedoch sofort wieder und lief auf sein Pferd zu, das er am Zügel packte, und das sich nun mühsam aus dem Graben emporarbeitete. — O'Brien sprang in den Sattel und ritt unter dem Zujuchzen der Tribünen weiter; aber die andern Pferde hatten ihn weit überholt; Capitän Glenarm führte; Hellington, dessen Pferd unruhig geworden zu sein schien und schlecht ging, war Viertes geworden; man näherte sich dem Ziele, und O'Brien, der auf die Hoffnung zu fliegen verzichten mußte, ritt, nachdem er das letzte Hinderniß genommen hatte, in kurzem Galopp am Pfoften vorüber und lehnte dann im Schritt nach dem Sattelplatz zurück. Dort erklärte er, nachdem er gewogen worden war, Hellington habe ihn angeritten; zur Bestätigung seiner Aussage berief er sich auf das Zeugniß aller derjenigen Herren, die hinter ihm Augenzeugen des Vorfalles gewesen sein mußten.

Die Weiden wurden darauf in das Zimmer citirt, in dem sich der Vorstand versammelt hatte. O'Brien wiederholte seine Aussage; Hellington antwortete, er stelle nicht in Abrede, daß er O'Brien gedrängt habe; er könne aber nichts dafür. Sein Pferd sei gegen seinen Willen nach rechts gegangen. Es sei ein sehr capriciöses Thier; Jedermann, der es einigermaßen kenne, werde dies bekräftigen.

Die Zeugen bestärkten jedoch den Vorstand mehr und mehr in der Annahme, daß Hellington seinen Nachbar geifflentlich angeritten habe. Capitän Glenarm's Aussage war gradezu vernichtend für Hellington. — Er erklärte, Hellington habe, nach seiner festen Ueberzeugung, das Rennen in der Hand gehabt; er wisse absolut keine Erklärung dafür, daß er Viertes angekommen sei.

„Hellington hätte,“ fuhr Glenarm fort, „jeden Augenblick die Führung nehmen können; aber es war, als ob er an O'Brien klebte. Dicht vor der Barriere hielt dieser scharf nach rechts hinüber. Ich vermuthete, er that es, um Raum zu haben. Nach meiner aufrichtigen Ueberzeugung war Hellington zu der Zeit vollständig Herr seines Pferdes, das ruhig und stark ging. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es ihm bei seiner notorischen Sicherheit und Ruhe nicht ein Leichtes gewesen wäre, die Barriere drei bis vier Schritte links von O'Brien zu nehmen. Dieser befand sich im Augenblick des Sprunges auf der äußersten Rechten der Bahn, Hellington dagegen hatte zu seiner Linken den ganzen Weg frei, da ich, der ich Dritter ritt, in dem Augenblick mehrere Pferdelängen hinter ihm war. — Ich kann nicht positiv behaupten, Lieutenant Hellington habe den Lieutenant O'Brien absichtlich angeritten, aber, wenn er dies nicht gethan, so hat er ohne besonnenes Urtheil, unvorsichtig und schlecht geritten.“

Hellington sollte schlecht geritten haben? Kein Mensch glaubte daran. — Das Rennen wurde dem Capitän Glenarm zugesprochen; der Vorstand enthielt sich jeder Meinungsäußerung über Lieutenant Hellington's Betragen; im Publicum erklärte man sich mit großer Entrüstung gegen ihn.

Am Abend desselben Tages begab sich Herr Donegha, der Major des Regiments,

zu Lieutenant Hellington, um ihm im Auftrage des Renn-Club-Vorstandes den freundschaftlichen Rath zu ertheilen, aus dem Jockey-Club von Simerid auszutreten. Hellington verstand sehr wohl, daß der Rath gleichbedeutend mit einem Befehle sei, und schrieb, ohne sich nöthigen zu lassen, den verlangten Brief.

Donegha, ein Vollblut-Irländer, ein äußerst gutmüthiger, leichtlebiger Mensch, ein enthusiastischer Bewunderer der Reitkunst, und in Bezug auf Tüftmoral von einer Nachsicht, die beinahe schon über das äußerst Erlaubte hinausging, wollte dem unglücklichen, jungen Mann, der mit zusammengepreßten Lippen, finster blickend vor ihm stand, etwas Tröstliches sagen. Er streckte ihm die Hand entgegen und sichtlich bewegt murmelte er:

„Es thut mir furchtbar leid, Hellington, daß Ihnen dies zugestoßen ist.“

Hellington aber, als bemerkte er Donegha's Hand gar nicht, biß die scharfen, kleinen Zähne noch fester zusammen und sagte leise:

„Hören Sie, was ich sage, Major Donegha: es wird Andern auch noch leid thun.“

Vorläufig sollte Hellington aber allein bereuen, daß er sich in blinder Wuth, wie ein „Blackguard“ benommen hatte; denn am folgenden Tage trat ein Ehrengericht, aus Officieren der Garnison bestehend, zusammen und entschied nach kurzer Berathung, daß ein Officier, der wegen einer einem Gentleman nicht ziemenden Handlung von dem Vorstand des Clubs aufgefordert worden sei, seine Entlassung einzureichen, nicht ferner die Ehre haben könne, in einem Regiment Ihrer Majestät der Königin fortzudienen, und daß Lieutenant Hellington, um einen öffentlichen Scandal zu vermeiden, aufgefordert werden sollte, freiwillig seinen Abschied zu nehmen.

Man war zunächst nicht ganz einig darüber, auf welche Weise das Verdict des Ehrengerichts dem Lieutenant Hellington mitzutheilen sei. Schließlich siegte die mildere Auffassung, wonach ein Kamerad Hellington's diesen vertraulich von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen sollte.

Hellington nahm den Bericht darüber mit scheinbarer Ruhe auf und sagte:

„Ich wußte, daß es so kommen würde. Ich stand zu Vielen im Wege. Nun ist die Bahn frei für den zweitbesten Mann. — Hier, nehmen Sie mein Entlassungsgesuch gefälligst gleich mit sich, und vergessen Sie nicht zu erwähnen, daß es geschrieben und versiegelt auf meinem Pulte lag, als Sie zu mir kamen.“

Hellington bereitete sich noch an demselben Tage darauf vor, Simerid zu verlassen. Jedermann — denn die Sache war Stadtgespräch geworden — hatte dies erwartet, und Hellington's Wirthin war deshalb nicht erstaunt, als dieser sie ersuchen ließ, ihm ihre Rechnung einzuhändigen. — Sodann hatte er mit seinem Groom eine Unterredung:

„Ich verlasse Simerid morgen früh,“ sagte er diesem. Wollen Sie ein gutes Geschäft machen, so will ich Ihnen die braune Stute verlaufen. Ich gönne Ihnen den Gewinn darauf lieber als dem Händler, denn ich bin immer mit Ihnen zufrieden gewesen.“

„Herr, nehmen Sie mich mit,“ sagte der Groom. „Ich habe Nichts, was mich hält. Ich folge Ihnen, wohin Sie gehen.“

„Ich kann Sie nicht mehr gebrauchen“, antwortete Hellington. „Aber seien Sie unbesorgt: Sie werden leicht einen andern Herrn finden.“

„Keinen wie Sie, Herr! Keinen, der sich so auf Pferde versteht!“

„Es geht nicht; aber vielleicht treffen wir uns später einmal wieder. . . . Wollen Sie die Stute nehmen?“

„Ich kann Sie nicht bezahlen, Herr. Das Thier ist, nachdem was wir aus ihm gemacht haben, zweihundert Pfund werth.“

„Und fünfzig mehr, mein guter Bursche! Aber davon spreche ich nicht. Ich habe die Stute für neunzig Pfund gekauft, und dafür sollen Sie sie haben.“

Er sann einen Augenblick nach und fügte plötzlich hinzu: „Ich will sie Ihnen schenken!“

Er winkte darauf dem Mann zu, ihn zu verlassen, und dieser, der aus Erfahrung wußte, daß sein Herr unter allen Umständen auf Gehorsam drang,ehrte sinnennd nach dem Stall zurück.

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, verließ Hellington Bimerid. Er ließ sein Gepäck, das übrigens nicht schwer war, in seiner alten Wohnung, sagte der Wirthin, er werde es in einigen Tagen nachkommen lassen; und reiste ab, ohne von einer lebenden Seele Abschied genommen zu haben.

Im Laufe des Tages wurde im Officers-Casino noch viel von ihm gesprochen, und dann vergaß man ihn. Er war: „ein Mann über Bord!“ Man hatte ihm nachgeblickt, so lange er noch auf der Oberfläche war — nun war er untergegangen! Seine ehemaligen Kameraden vermutheten, er sei nach Dublin gereist, um sich von dort nach England einzuschiffen; aber Niemand konnte mit Bestimmtheit sagen, was aus ihm geworden sei.

Eine Woche später, in tiefer Nacht, erwachte O'Brien's Bursche von einem eigenthümlichen Geräusch, das aus dem anstoßenden Zimmer, in dem sein Herr schlief, zu kommen schien. Er richtete sich verschlafen im Bette auf und vernahm nun, daß die Thür nebenan geöffnet wurde, und daß Jemand vorsichtig die Treppe hinunterschlich. Gleich darauf kreischte die Hausthür in den Angeln . . . ein schnell davoneilender Schritt in der Straße . . . und dann wurde Alles wieder still.

Der Bursche, der aus schwerem Schlaf aufgeschreckt worden war, hatte sich nur langsam Rechenschaft von dem, was er hörte, abgelegt. In dem Zimmer war es finster. Er tastete nach den Streichhölzern, die vor seinem Bette standen, — aber plötzlich blieb er athemlos, unbeweglich sitzen. Aus dem Nebengemach drang ein tiefes, entsetzliches Stöhnen an sein Ohr. — Er sprang auf und lief halbnackt in das Zimmer seines Herrn. Auch dort war es finster — und vom Bette her ertönte das schauerliche Röcheln, das ihn erschreckt hatte.

„Herr Lieutenant.“

Keine Antwort.

„Lieutenant O'Brien, mein guter Herr, um Gottes Willen sprechen Sie!“

Immer nur das tiefe Stöhnen und Aechzen.

Den Burschen überlief es kalt. Er stürzte in sein Zimmer, kleidete sich in feberhafter Hast an, und eilte die Treppe hinunter, um den Capitän Glenarm, der in demselben Hause wohnte, zu wecken.

Dieser fuhr aus tiefem Schlaf empor, als laut an sein Zimmer gepöcht

wurde, aber sprang mit einem Satz aus dem Bette, als er O'Brien's Burschen mit zitternder Stimme sagen hörte:

„O, Capitän, kommen Sie herauf! Man hat meinen Herrn ermordet!“

„Wer? . . . Wer? . . .“

Der Bursche wußte nicht zu antworten; er war noch immer bemüht, Licht anzuzünden. Glenarm riß ihm die Streichhölzer aus der Hand, steckte eine Kerze an, und von dem Burschen gefolgt trat er in O'Brien's Zimmer.

Alles stand dort am gewohnten Platze; aber auf dem Bette, das Gesicht mit Blut übergossen, verglasten Auges um sich starrend, lag mit eingeschlagenem Schädel der junge O'Brien.

Glenarm ergriff die warme Hand des tödlich Getroffenen. Dann wandte er sich zu Inish, dem Burschen, der die Hände ringend hinter ihm stand.

„Lauf' zu Doctor Morrison, was Du laufen kannst, mein Sohn! und sag dem ersten Policeman, dem Du begegnest, er solle hierher kommen; es sei ein Mord verübt worden. Aber vor allen Dingen schaffe den Doctor herbei! Verstehst Du?“

Glenarm's Bursche war inzwischen auch wach geworden, und wurde von seinem Herrn an Colonel Wicklow abgesandt, um dort von Dem, was er gesehen hatte und wußte, Bericht zu erstatten.

Eine Stunde später waren der Doctor, mehrere Officiere und drei Polizeibeamte im Zimmer des sterbenden O'Brien versammelt. Der Arzt hatte constatirt, daß dem Verwundeten mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich mit einem sogenannten „Dise-Preseerver“ der Schädel zerschmettert sei.

„Er ist nicht bei Bewußtsein,“ sagte er, „und er wird auch nie wieder zur Besinnung kommen. Er kann möglicherweise noch einige Stunden athmen; aber das junge Leben ist unrettbar verloren.“

Einer der Polizeibeamten hatte den Burschen Inish vernommen und von diesem das Wenige, was dieser wußte, in Erfahrung gebracht. Er hatte darauf seinen Kameraden mit flüsternder Stimme Instructionen ertheilt, und diese waren davongeeilt, die noch frische Spur des Mörders zu verfolgen.

Colonel Wicklow, Capitän Glenarm und zwei andere Officiere, die mit dem Oberst gekommen waren, standen mit bleichen Gesichtern rathlos da.

„Wollen Sie meine Meinung hören?“ fragte der alte Wicklow finster. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Das hat der Schurke Hellington, und kein Anderer, gethan! O'Brien war der beliebteste Officier in meinem Regimente — Nichts ist hier berührt. Kein Dieb hat die Schandthat verübt: sie ist ein Werk heimtückischer Rache!“

„Was sagten Sie, Herr Oberst? Hätten Sie die Güte zu wiederholen?“

Die Worte waren von einem großen, knochigen Mann in Civilkleidern ausgesprochen, der unbemerkt in das Zimmer getreten war.

„Polizei-Inspector Hudson ist mein Name,“ fügte er hinzu, einen fragenden Blick des Colonel beantwortend.

Noch ehe der Tag graute, war Hellington's Signalement nach allen Häfen von Irland, Schottland und England telegraphisch mitgetheilt worden. In Simerick selbst sprach man an jenem Tage kaum von etwas Anderem, als von

der Ermordung O'Briens. Niemand bezweifelte, daß es der Polizei gelingen werde, des Mörders habhaft zu werden, und eine Volksmasse versammelte sich vor dem Central-Telegraphen-Bureau, gewärtig, jeden Augenblick zu erfahren, Hellington sei gefunden — aber der Telegraph schwieg. Das Volk verlief sich, und auch am nächsten Morgen brachten die Zeitungen keine Nachrichten von der Gefangennahme des Mörders. Es hieß in der Stadt, die Polizei habe den Zeitungen Schweigen auferlegt, damit das Werk der Verfolgung nicht durch irgend eine Indiscretion der Presse erschwert werde. Wie dem auch sei, man erfuhr Nichts von Hellington; — man wußte nur, daß man ihn vergeblich suche. — Die Beweise seiner Schuld häuften sich indessen mehr und mehr. Man entdeckte das Haus, in dem er in Dublin, nachdem er Bimerid verlassen, mehrere Tage unter seinem richtigen Namen gewohnt hatte. Es wurde festgestellt, daß Hellington am Abend vor dem Morde Dublin verlassen hatte und nicht wieder dorthin zurückgekehrt war; mehrere Eisenbahnbeamte endlich der Linie Dublin-Bimerid hatten einen Reisenden bemerkt, auf den Hellington's Signalement zu passen schien. Der Umstand, daß dieser seit der Ermordung O'Brien's spurlos verschwunden, und daß der an ihn gerichtete öffentliche Aufruf, sich zu stellen, ohne Antwort geblieben war, genügte übrigens, um selbst im Geiste Unparteiischer den auf Hellington ruhenden, schweren Verdacht zur Gewißheit zu steigern. Aber der Mörder war und blieb verschwunden! Die „Times“ brachte einen Leitartikel über ihn; in allen Blättern las man unter der Ueberschrift „Der Mord von Bimerid“ ausführliche biographische Notizen über den ehemaligen Lieutenant Hellington; die „Illustrated London News“ veröffentlichten sein Bild nach einer Photographie, die man bei dem Groom gefunden hatte. — Alles vergebens! Die Frage nach dem Verfolgten klang über die ganze Erde; aber aus keinem Winkel kam Antwort zurück.

Einmal glaubte man, eine richtige Spur gefunden zu haben: In einem kleinen Fischerdorfe auf der Westküste, an zehn Stunden nordwestlich von Bimerid, war in der Nacht nach dem Morde ein Boot und zwei Ruder abhanden gekommen. Viele Wochen später wurde man eines Fischers habhaft, der mit seiner Familie auf der kleinsten der Aran-Inseln, auf der Westküste von Irland, in einem halb verwilderten Zustande lebte. — Dieser sagte aus, vor langer Zeit, er wisse den Tag nicht mehr, sei eines Morgens ein fremder Mann bei ihm erschienen, und habe ihm den wenigen Proviant, den er hatte, einen kleinen Mast und ein altes Segel abgekauft. Er habe dafür mit englischem Gelde reichlich bezahlt und sei dann mit dem Boote, in dem er gekommen, verschwunden. Am nächsten Tage seien mehrere Schiffe, Kurs nach Westen, vorbeigesegelt. Es sei wol möglich, daß der Mann im Boote von einem derselben aufgenommen worden sei. Wie der Fremde ausgesehen habe, darüber wußte der Fischer wenig zu sagen. — „War er jung gewesen?“ — „Ja!“ — „Groß oder klein?“ — „Nicht groß und nicht klein.“ — „Schwarz oder blond?“ — Das wußte der Fischer nicht mehr. „Der Mann sah wild und verzweifelt aus; er flößte mir Furcht ein, und ich war froh, als er wieder gegangen war.“

Lloyd's, Veritas' und andere Schiffsregister wurden darauf sorgfältig von sachverständigen Leuten geprüft. Man stellte, soweit man es vermochte, fest,

welche Schiffe an den ersten Tagen nach dem Morde möglichstweise in Sicht der kleinen Aran-Insel erschienen waren, und man telegraphirte an die verschiedenen Bestimmungshäfen dieser Schiffe! — Erfolglos! — Hellington war und blieb verschollen. — Seitdem sind fünf Jahre verflossen. Der arme O'Brien ist vergessen; und von Hellington hat man nie wieder Etwas gehört."

Der Erzähler schwieg. — Eine tiefe Pause trat ein.

"Er wird ertrunken sein," sagte Macbean endlich.

"Das ist sehr wol möglich," antwortete Daniel Ashbourne.

"Wenn er noch lebt, so wird er noch gefunden werden," versicherte Thomas Ashbourne. "Es gibt keinen Raum in der Welt für Jemand, der seinen Platz darin verloren hat."

Es war spät geworden. Niemand schien aufgelegt, sich mit dem unermüdlichen Herausgeber der „Sonne“ in eine neue Discussion einzulassen, und die Gesellschaft trennte sich schweigsamer als dies gewöhnlich der Fall war.

## VII.

Dr. Wilkins hatte keine ausgedehnte Praxis, denn der Gesundheitszustand der jungen fremden Gemeinde ließ wenig zu wünschen übrig; seine Patienten konnten sich deshalb auch rühmen, mit großer Sorgfalt gepflegt und auf das regelmässigste besucht zu werden. Jervis hatte, seitdem er sich krank gemeldet, täglich zum mindesten ein Mal die Visite des Arztes empfangen.

An dem Tage nach dem Essen bei Macbean, wo der ältere Ashbourne die Geschichte des verschollenen Hellington erzählt hatte, erschien Wilkins zur gewöhnlichen Stunde, um zehn Uhr Morgens, bei Jervis, und nachdem er sich gewissenhaft nach dem Befinden seines Patienten erkundigt hatte, zündete er einen Manilla-Cheeroot an, hat um ein Glas „Soda und Brandy“, und machte es sich sodann auf der kühlen Veranda bequem, indem er sich behaglich in einer dort angebrachten Hängematte ausstreckte.

"Nun wäre ich mit meinem Tagewerke fertig," sagte er gähmend. "Ein Klima wie das dieser gesegneten Hafenstadt habe ich mir nie träumen lassen! Kein Mensch will krank werden! Lebensversicherungsgesellschaften sollten Agenten nach Yokohama schicken; Aerzte machen hier traurige Geschäfte. Gestern Abend haben wir wieder bis drei Uhr Morgens zusammengesseffen, und als ich heute früh ausging, begegnete ich den beiden Ashbournes und Gilmore, die schon von einem langen Spazierritt zurückkamen und die so vergnügt und munter aussahen, als hätten sie ihre vorschriftsmässigen sieben Stunden Schlaf gehabt."

"Bis drei Uhr waren Sie bei Macbean? — Wer hat gewonnen?"

"Wir haben gar nicht gespielt."

"Und was haben Sie während der ganzen Nacht angefangen?"

"Dem ältesten Ashbourne zugehört, der uns Mordgeschichten aus Irland erzählt hat."

Jervis antwortete nicht. Er saß auf einem Bambussessel, der niedriger war als die Hängematte und etwas hinter dieser stand, so daß der Doctor sein Gesicht nur sehen konnte, wenn er halb nach ihm umwandte.

Wilkins wartete eine Minute, um aufgefordert zu werden, die „Mord-

geschichte“ zu erzählen. Als Jervis schwieg, begann der redselige Doctor aus freien Stücken. Er sprach nicht so ausführlich wie Ashbourne es gethan hatte, doch erwähnte er alle Hauptpunkte der Erzählung — Jervis unterbrach ihn mit keiner Silbe; Wilkins war angenehm berührt durch die geduldige Aufmerksamkeit seines Zuhörers.

„Also Herr Ashbourne kannte den Mann persönlich?“ fragte Jervis leise als Wilkins endlich schwieg.

„Kannte ihn? Wie ich Sie kenne; hatte ihn hundert Male gesehen,“ antwortete Wilkins, sich umwendend, um dem Frager in's Gesicht zu sehen. „Halloh!“ fuhr er fort, sich emporrichtend, „was fehlt Ihnen?“

„Mir fehlt absolut Nichts.“

Aber Wilkins war darauf bedacht, seinen Doctorpflichten getreulichst zu genügen, und die Antwort seines Patienten befriedigte ihn nicht. Er erhob sich, befühlte Puls und Stirn des Kranken, ließ ihn ein Brausepulver einnehmen und entfernte sich erst, als Jervis den Wunsch geäußert hatte, sich niederzulegen, um zu schlafen.

„Legen Sie sich in die Hängematte,“ verordnete Wilkins; „da haben Sie kühle und frische Luft. Ich werde vor dem Essen noch einmal vorkommen. Gute Besserung!“

Als Wilkins gegangen war, blieb Jervis eine lange Weile unbeweglich sitzen, die sonst so unruhigen Augen starr zu Boden gerichtet. Dann athmete er tief auf, strich mit der Hand die Schweißtropfen fort, die auf seiner Stirn perkten, erhob sich schwerfällig und ging in sein Zimmer. Dort fand ihn Wilkins, als er gegen sechs Uhr wiederkam. Jervis mußte sich einer neuen, sorgfältigen ärztlichen Prüfung unterwerfen. Nachdem dieselbe beendet war, sagte Wilkins, er werde in einer halben Stunde sechs Pulver schicken, von denen der Kranke zwei sofort, zwei vor dem Schlafengehen und zwei morgen früh nehmen sollte. Er wiederholte diese Verordnung verschiedene Male, als ob es höchst wichtig sei, sie genau zu befolgen, und Jervis antwortete sehr ernst und nachdenklich: „Ja wol, Doctor, ja wol!“

Die Pülverchen wurden pünktlich gebracht; aber Jervis rührte sie nicht an. Er setzte sich um sieben Uhr zu Tische, aß wenig und zog sich später wieder auf sein Zimmer zurück, wo er allein blieb. Als der Diener Licht brachte, hieß er es ihn wieder hinaustragen und befahl, auch den Salon dunkel zu lassen, da die Mosquitos ihn gestern Abend incommodirt hätten.

Im Nachbarhause, bei Ashbourne, waren die Zimmer wie gewöhnlich hell erleuchtet, und von Jervis' Veranda aus konnte man deutlich sehen, was dort vorging. Der Kranke schien sich lebhaft dafür zu interessieren, denn er hatte ein Opernglas vor den Augen und blickte unverwandt hinüber. — Die beiden Brüder waren allein, und unterhielten sich längere Zeit mit einander. Gegen neun Uhr setzte sich Thomas an ein Pult und begann zu schreiben, worauf Daniel seinen Hut nahm und, von einem Diener gefolgt, das Haus verließ.

Am nächsten Morgen erschien Wilkins wieder bei Jervis. Dieser sah matt und niedergeschlagen aus. Wilkins, um ihn zu zerstreuen, erzählte, es sei gestern Abend im Club sehr heiter zugegangen. Dan Ashbourne sei ein frischer, liebens-



würdiger Mensch und habe die Gesellschaft stundenlang durch seine Geschichten aus Irland unterhalten und erheitert.

„Und was sagt Thomas Ashbourne dazu, wenn ein Anderer als er so lange das Wort nimmt?“ sagte Jervis.

„Tom hatte für „die Sonne“ zu arbeiten, und Dan war allein gekommen. Wir haben uns Alle gefreut, ihn zu sehen; ich bin überzeugt, er wird Ihnen auch gefallen; übrigens wünscht er sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, denn er ist ein richtiger Irländer und interessiert sich lebhaft für Sie, seitdem man ihm gesagt hat, Sie seien der beste Reiter im ‚Settlement‘. — Wenn Sie es wünschen, bringe ich ihn morgen hierher und stelle ihn vor.“

„Nein, lieber nicht,“ antwortete Jervis ruhig. „Ich fühle mich in diesem Augenblick nicht wohl genug, um mit Vergnügen eine neue Bekanntschaft zu machen. Ich werde hoffentlich bald wieder ausgehen können, und dann wird sich die Vorstellung ganz von selbst ergeben.“

„Wie Sie wollen,“ sagte der nachgiebige Doctor. Nach einer Pause setzte er hinzu: „Wenn Sie heute Abend ausgelegt sein sollten, einen kleinen Spaziergang zu machen, so würde ich Sie mit Vergnügen abholen. Ich habe nämlich Dan Ashbourne versprochen, ihn in die Geheimnisse des Yankiro einzuweißen, weil ein Fremder dies besser kann als der eigene Bruder; wir haben uns um neun Uhr Rendezvous nebenan gegeben; da könnte ich Sie von der Veranda aus rufen.“

„Nein, ich danke vielmals. Ein anderes Mal, Doctor.“

Als Wilkins sich entfernt hatte, ging Jervis lange Zeit in tiefen Gedanken versunken auf der Veranda auf und ab. Einer seiner Diener näherte sich ihm dort, um eine Bestellung auszurichten; aber er schrak vor dem wilden, finstern Ausdruck des Gesichts seines Herrn zurück, und entfernte sich auf den Fußspitzen ohne es gewagt zu haben, zu sprechen.

Nach einer halben Stunde ließ Jervis den Portier rufen, und beauftragte ihn, nach Jedo zu gehen, um dort verschiedene kleine Einkäufe für ihn zu machen. Der Momban bemerkte, es sei schon spät am Tage; es werde ihm unmöglich sein, bis zur Nacht auf seinen Posten zurückzukehren; Jervis entgegnete, es genüge, wenn er am nächsten Tage wieder in Yokohama sei; bis dahin werde sich das Haus ohne ihn behelfen.

Dem Portier kam es sehr gelegen, einen freien Tag in Jedo zu seiner Verfügung zu haben; und eine halbe Stunde nachdem er Jervis' Befehle erhalten hatte, nahm er reisefertig von seinem Herrn Abschied.

Als es dunkel wurde, ließ Jervis seinen chinesischen Comprador, den ersten Diener des Hauses, zu sich bescheiden, und sagte diesem:

„Der Momban ist heute Nacht nicht hier. Achten Sie darauf, daß um zehn Uhr alle Lichter im Hause und im Stall ausgelöscht seien. Es könnte sonst leicht ein Unglück passieren. Die Leute sind unvorsichtig mit Feuer.“

Der Comprador versicherte, er werde selbst nachsehen, daß der Befehl pünktlich ausgeführt werde.

Um neun Uhr saß Jervis auf der dunkeln Veranda und blickte, wie am vorhergehenden Abend, unverwandt nach dem hellerleuchteten Nachbarhause hin-

über. In einem der Zimmer dort befanden sich drei Personen: die beiden Brüder Ashbourne und Dr. Wilkins. — Gegen halb zehn Uhr setzte sich Thomas Ashbourne an seinen Arbeitstisch, und die beiden Andern entfernten sich. Jervis hörte sie sprechend an seinem Hause vorübergehen und sah sie, von zwei Dienern gefolgt, den Weg betreten, der über das Moor zum Jankiro führte. — Das Geräusch der Schritte verhallte schnell auf dem weichen Boden; eine kurze Weile sah Jervis die beiden Laternen; dann verschwanden auch diese in der schwülen Nacht und es wurde unheimlich, still und öde. — Der Himmel war schwarz; die Meeresbrandung toste dumpf und drohend wie vor einem nahen Gewitter. — Der Comprador hatte die befohlene Runde gemacht. — Nirgends in dem Hause, in dem Jervis schnell athmend auf der Veranda stand und aufmerksam auf jedes Geräusch lauschte und dann wieder in die Nacht hinauspähte, war ein Lichtfunken zu entdecken. Haus und Hof lagen in schwarzer Nacht wie begraben.

\* \* \*

Gegen Mitternacht traten vier Männer, zwei Europäer und zwei Eingeborene, aus dem Jankiro und machten sich von dort langsam auf den Weg nach Yokohama. — Die Diener gingen voran, um den schmalen, unebenen Pfad mit den Laternen, die sie trugen, zu beleuchten. — Die beiden Europäer unterhielten sich lebhaft; aber vielmehr der Eine sprach mit großem Eifer, während der Andere aufmerksam zuhörte und seinen Begleiter nur von Zeit zu Zeit durch eine Frage unterbrach.

Sie waren in der Mitte des Moors angelangt, als der Sprechende sich plötzlich schnell umwandte. Er gewahrte eine dunkle, springende Masse, hörte im selben Augenblick einen dumpfen Schlag, vernahm einen kurzen, entsetzlichen Schrei und sah seinen Genossen zusammenbrechen, wild mit den Armen um sich schlagen, vier Schritte vorwärts taumeln und auf das Gesicht zur Erde fallen.

„Mörder! Hilfe!“

Die beiden Diener sprangen herbei und hielten die Laternen in die Höhe. Dreißig Schritt von ihnen flog eine Gestalt über das Moor.

Ein . . . zwei Revolverschläge in kurz aufeinander folgenden Zwischenräumen! . . . Die Gestalt stürzte ungehindert weiter — und war in der Dunkelheit verschwunden.

\* \* \*

Thomas Ashbourne, der bei offenen Thüren und Fenstern arbeitend an seinem Tische saß, fuhr erschreckt in die Höhe. Er hatte einen furchtbaren Schrei gehört. Nun erscholl deutlich durch die stille Nacht der Ruf: „Mörder! Hilfe!“ und gleich darauf krachten zwei Schüsse.

Ashbourne lief auf die Veranda und erblickte Laternen, die zunächst unruhig innerhalb einer kleinen Fläche hin- und herschwebten und dann unbeweglich blieben. In wenigen Secunden war Thomas im Freien und jagte dem Plaze zu, wo die Laternen standen.

Auf der Erde lag ein Mensch mit einer weitklaffenden Wunde im Rücken, daneben kniete Wilkins und standen die beiden Diener.

„Man hat ihn ermordet!“ sagte Wilkins, das bleiche, entsetzte Gesicht erhebend.

Der Gefallene, um den sich eine große Blutlache gebildet hatte, rührte sich nicht.

„Was soll ich thun, Doctor?“ schrie Thomas Ashbourne. „Um Gotteswillen helfen Sie! — Oh Dan, mein Bruder!“

Er kniete nieder und ergriff eine erkaltende Hand, die sich in den feuchten, schweren Boden eingetrallt hatte. Wilkins antwortete nicht. Der Hieb, wie mit einer Fleischer-Axt geführt, hatte den Rücken von der linken, zerhackten Schulter bis zur Mitte des Rückgrats gespalten. Rettung war unmöglich. Der Ermordete lag bereits im Sterben. Ein leises Pfeifen, Gurgeln und Zischen, ein dumpfes Nöcheln drang aus seiner Brust; es zuckte in den Gliedern; dann streckten sie sich zum letzten Male und lagen reglos.

(Schluß im nächsten Heft.)

---

# Psychogenesıs.

Die geıstıge Entwıcklung des Menschen in den ersten Lebensjahren.

Von

Prof. W. Preyer in Jena.

Die Psychogenesıs oder Entwıcklung der Seele ıst nicht selten in alter wie in neuerer Zeit Gegenstand des Nachdenkens hervorragender Forscher gewesen. Umfangreiche Werke sind geschrieben worden iber die geıstıge Entwıcklungsgeschichte der Menschheit im Allgemeinen und iber die Fortschritte im Wahrnehmen, Thun, Wissen im Besonderen. Gern wird die ganze Geschichte der Philosophie dargestellt als eine fortschreitende Entwıcklung in der Erkenntniß. Das Seelenleben des Menschen mit dem der Thiere zu vergleichen und durch alle Stufen zu verfolgen, ıst von den Psychologen als nothwendig anerkannt. Ja es konnte, da diesem Verlangen nicht schnell genug entsprochen wurde, die moderne naturwissenschaftliche Empirie, durch viele und groÙe Siege im Kampfe gegen die Speculation erstarkt, das titanische Wagniß unternehmen, selbst die hchsten Probleme der Seelenlehre als ihr rechtmäßiges Eigenthum fır sich zu beanspruchen. Sie behauptet, die letzten Unterschiede zwischen Mensch und Thier verwischend, alle menschliche Geıstesthätigkeit lasse sich in natürlıcher Entwıcklung aus den geıstigen Anlagen und Instincten der Thiere stufenweise herleiten. Gleichviel ob durch solche Versuche die Privilegien des Menschengeschlechts an innerem Werth jemals verlieren können, ob sie durch die Urkunden der Naturgeschichte gewinnen werden, den Nutzen haben jene Bestrebungen bereits erzielt, daÙ man die psychischen Aeußerungen der Thiere, ihre Empfindungen und Instincte, ihr Wollen und Ueberlegen, etwas sorgfältiger untersucht, als bisher. Mit der Entwıcklung der Thierseele allein ıst freilich die der Menschenseele nicht erkannt, seien beide auch noch so nahe miteinander verwandt.

Jedenfalls aber hat die Lehre von der Psychogenesıs von dieser Seite mehr Förderung zu erwarten, als durch die geıstreichsten Hypothesen iber den Zusammenhang von Leib und Seele. Nicht als wenn solche zu verwerten wären, weil sie der Phantasie benöthigen, im Gegentheil sie können sehr verdienstlich sein durch die Anregung, welche sie der Erforschung des wahren Sachverhalts geben.

So ıst das merkwürdige Buch des Abbé Condillac, sein an die Gräfin de Bassé gerichteter „Traité des sensations“, welcher im Jahre 1754 erschien

und noch heute wie damals seine fesselnde Kraft auf den Leser ausübt, zwar in seinen Voraussetzungen phantastisch, aber es regt mächtig an, weil es ungemein scharfsinnig ist. Eine Statue, an deren Stelle der Leser sich in Gedanken fortwährend zu setzen hat, erhält zuerst nur den Geruchssinn, dann Gehör und Geschmack, hierauf das Gesicht und zuletzt den Berührungssinn. In jedem Stadium wird der geistige Zustand der Statue beschrieben.

Aber erfährt man etwa durch diese Schilderung, wie es sich in Wirklichkeit mit dem einsinnig, zwei-, drei- oder vierstinnig geborenen Menschen verhält? Nicht im mindesten. Condillac's psychologisches Märchen erinnert an die anmuthige griechische Sage von Pygmalion, dem Cypriſchen Könige, welcher sich in ein von ihm selbst aus Elfenbein verfertigtes Standbild eines Mädchens verliebte und so glücklich war, es durch Anhauchen mit Hilfe Aphrodite's zu beleben.

Warum künstliche Gebilde von Menschenhand künstlich beleben und ihnen seelische Eigenschaften andichten, während das volle natürliche Leben in seiner ganzen Unmittelbarkeit in nächster Nähe sich Tag für Tag auf's Neue entfaltet?

Wer das Werden des menschlichen Geistes belauschen will, muß vor Allem die Seele des Kindes zum Gegenstande einer methodischen Untersuchung machen. Schon das neugeborene Kind in all seiner erbarmenswerthen Hilflosigkeit ist ein außerordentlich interessantes Object für die Physiologie, welche die Grundlage aller empirischen Seelenlehre zu liefern hat. Und dann der Säugling! Es erscheint fast unbegreiflich, daß die allmähliche Entfaltung seiner Sinne, seines Willens, seines Verstandes, seiner Leidenschaften, seiner Tugenden fast nur die Aufmerksamkeit der Angehörigen fesselt. Seit Jahrtausenden werden Kinder geboren und von ihren Müttern liebevoll gepflegt und beobachtet, und seit Jahrtausenden streiten die Gelehrten über die Befeehlung des Kindes, ohne es selbst zu studiren. Die Kinderstube betritt der Experimentalphysiologe selbst dann in der Regel nur selten, wenn er Familienvater ist. Noch nie wurde die psychologische Entwicklungsgeschichte eines Kindes von der Geburt an bis etwa zum Ende des dritten Jahres wissenschaftlich beschrieben.

Ueber die Krankheiten und die große Sterblichkeit der Säuglinge, über ihre Ernährung und Pflege, ihr Wachsthum nach Länge und Masse haben Mediciner viel gearbeitet; es existirt darüber eine umfangreiche Literatur. Spärlich und mangelhaft dagegen sind die Beobachtungen über das geistige Wachsthum. Zwar haben mehrere Forscher in alter wie neuerer Zeit in kleinen Abhandlungen über die Sinne des neugeborenen Menschen einige merkwürdige Wahrnehmungen mitgetheilt, die eben durch ihre geringe Anzahl einen um so höheren Werth besitzen, aber man kam mit diesen Beobachtungen und Versuchen zu keinem rechten Abschluß und die wenigen Naturforscher, Aerzte und Linguisten, welche sich mit psychogenetischen Untersuchungen des Neugeborenen und ganz jungen Kindes neuerdings befassen, haben bis jetzt nur wenig Material zum Aufbau einer auf Thatfachen ruhenden Entwicklungsgeschichte des Geistes herbeigeschafft.

Dasselbe gilt, wenigstens in Betreff des Lebensanfangs, von den Pädagogen. Ehe die methodische Erziehung beginnt, in der Zeit, welche der Mutter des Kindes allein gehört, kommt kein Hofmeister zu Wort. Gerade dann entfalten

sich aber die meisten Knospen. Nimmt doch das Gehirn des Neugeborenen im ersten Jahre um ebensoviel zu, wie im ganzen späteren Leben zusammen.

Die Erziehung ist gewiß ein schweres Werk, noch schwerer aber zu begreifen, daß sie Erfolg hat. Nicht Jeder kann Alles lernen, was vor ihm ein Anderer gelernt hat. Nur gewisse Anlagen sind jedem Menschen angeboren. Die wahre Pädagogik muß ausgehen von den gegebenen erblichen Anlagen und deren Verschiedenheiten Rechnung tragen, nicht Alle mit demselben Maße messen, nicht nach der Schablone dressiren. Der Eine hat diese, der Andere andere Fähigkeiten. Also ist es auch vom praktischen Standpunkt des Erziehers aus von großer Wichtigkeit, gerade die allerersten seelischen Eindrücke und Ausdrücke des Kindes genau zu erforschen. Hierbei wäre zu wünschen, daß mehrere physiologisch gründlich unterrichtete Männer unabhängig von einander eine größere Anzahl von Neugeborenen und Säuglingen sorgfältig beobachteten und die erhaltenen Resultate verglichen, oder daß befreundete Väter gegenseitig ihre an den eigenen Kindern gemachten Wahrnehmungen austauschten, an anderen controlirten und kritisch sichtigten. Ein Einzelner verfällt zu leicht in den Fehler zu verallgemeinern, was nur für seine Kinder gilt. Jeder Vater hat seine besondere Pädagogik.

Es ist zum Anfang erforderlich, daß der Einzelne ein möglichst genaues Tagebuch über sein Kind führe und zwar von der Geburt desselben an. Aus eigener Erfahrung kann ich versichern, daß in den ersten zwei Jahren kaum ein Tag vorkommt, an dem nicht irgend eine in psychogenetischer Beziehung zu verwerthende Notiz in das Diarium einzutragen wäre. Es kommt nur darauf an, daß man sich gern und lange mit den kleinen Wesen beschäftigt, wenigstens mehrere Stunden täglich, daß man die leider heutzutage allzubelebte Dressur auch der jüngsten Kinder streng verbietet und bestimmte Fragen durch immer wiederholte Beobachtung und unschädliche Experimente zu beantworten sucht.

Worauf diese letzteren sich beziehen müssen, ergibt sich aus der Erwägung dessen, was überhaupt für die Seelenausprägungen auch beim Erwachsenen unentbehrliche Grundbedingung ist.

In jedem Falle muß das Thor der Sinne offen sein. Ohne Sinne keine geistige Thätigkeit. Eindrücke müssen da sein, in großer Anzahl aufgespeichert sein, Erinnerungen hinterlassen und sich immerzu wiederholen, ehe die Seele sich äußern, ehe die niedrigste Verstandesverrichtung, das Vergleichen, stattfinden kann. Im tiefen Schlafe ist daher keine Seelenthätigkeit erkennbar. Der Schlafende ist blind, seine Ohren hören nicht, die Organe des Geschmacks- und Geruchsinnes ruhen. Die Berührungsempfindungen, alle Gefühle sind erloschen, die Gesichtsmuskeln erschlafft, sogar der stumme Mund häufig offen. Man kann, wenn sie schlafen, die geistigen Fähigkeiten der taubstummen Blindgeborenen von denen der intelligentesten Knaben nicht unterscheiden. Es ist also die Entwicklung der Sinne beim Neugeborenen zu prüfen, in welcher Weise, in welcher Reihenfolge zumal sie ihre Thätigkeit entfalten.

Aber die Sinne sind nicht das erste, sondern die Bewegungen. Denn ehe noch irgend ein Sinn durch äußere Eindrücke geweckt worden, bewegt sich das Kind zur Freude der Mutter. Die eigenthümlichen Bewegungen der Glied-

maßen Neugeborener müssen, wie alle späteren, Ursachen haben. Zuerst müssen diese Ursachen aufgesucht werden. Also die Bewegungen und die Sinnesthätigkeit der Neugeborenen und Säuglinge bilden den Ausgangspunkt. Ihre Wechselbeziehungen führen einen Schritt weiter und die Entwicklung des Willens kann dann beginnen. Erst wenn dieser sich geltend macht, wird der Verstand sich zu erkennen geben können und zuletzt mit dem Willen verbunden im Kinde die Reime liefern zur Beherrschung der Triebe, zur Verwerthung der Empfindungen, zur Mittheilung eigener Urtheile mittelst der Sprache.

Der Versuch, dieser aufsteigenden psychischen Entwicklung nachzugehen, ist schon durch die Natur der Probleme, die er aufdeckt, reizvoll und lehrreich.

Die Grundbedingungen alles Geisteslebens sind Wollen, Empfinden und Denken des Kindes.

Zuvörderst die Entwicklung des Willens. Schon die erste Lebensäußerung des gesunden Neugeborenen, das Schreien, wird als eine Willensäußerung gedeutet. Meinte doch der große Immanuel Kant, dieses Schreien habe den Ton der Entrüstung und des aufgebrachtten Zorns an sich! Nicht weil ihn etwas schmerzt, sondern weil ihn etwas verbrießt, soll der eben geborene Mensch schreien, und zwar weil er sich bewegen will und sein Unvermögen dazu als eine Fesselung fühlt, wodurch ihm die Freiheit genommen wird! Darum kündigt der Mensch seine Existenz laut an, meint Kant. Ob er wol jemals in seinem langen Junggefallenleben eben geborene Kinder gesehen und gehört hat? Er würde dann gewiß anders geurtheilt haben.

Auch die verbreitete Ansicht, es sei eine schmerzhaft oder wenigstens unangenehme Empfindung, ein Kältegefühl beim Eintritt der Luft in die Lungen, die Ursache des ersten Schreies, als einer bewußten Schmerzäußerung, hat wenig für sich.

Dasselbe gilt für die ältere Auffassung, das Piepen des Hühnchens im Ei vor seinem Auschlüpfen und das erste Schreien des neugeborenen Menschenkinde seien Hilferufe. Als wenn das junge Wesen eine Ahnung hätte von seiner Hilflosigkeit und von etwas außer ihm!

Alle diese und verwandte Hypothesen sind schon darum unhaltbar, weil, auch ohne Gehirn geborene Kinder gerade so schreien können wie unversehrte somit von Entrüstung und Zorn, von Schmerz- und Unbehaglichkeitsgefühl, überhaupt von bewußten Geisteszuständen abgesehen werden muß. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß die bei hirnlosen Thieren nach geringfügigen Reizungen, z. B. nach Streicheln des Rückens, regelmäßig eintretenden Reflexlaute den Schlüssel zur Erklärung geben werden. Denn da handelt es sich um rein reflectorische Erregungen der Stimme, wie beim Lachen, wenn man die Hautnerven durch Ritzen erregt. Nicht selten sind neugeborene Kinder, welche beim ersten Ausathmen nicht schreien, sondern niesen. Niesen ist eine reine Reflexaction, bedingt durch die Reizung sensibler Nasennervensfasern, welche ohne alle Theiligung des Willens auf die Athemnerven und -Muskel übertragen wird und convulsivisches Ausathmen maschinenmäßig zur Folge hat. Ebensovienig wie hierbei eine Emotion oder Leidenschaft, eine Ueberlegung oder eine Absicht das geräuschvolle Ausathmen verursacht oder begleitet, ist solches beim gewöhnlichen

ersten Schreien oder Wimmern des Neugeborenen der Fall. Es ist von keiner größeren psychischen Bedeutung, als etwa das Schnarchen.

Aber die Bewegungen der Glieder des Neugeborenen? Sind sie nicht schon ein deutliches Zeichen der Willkür oder Aeußerungen eines unbehaglichen Zustandes? Das bald langsame, bald schnelle Ausstrecken der Arme und Beine, das Spreizen der Finger und Behen, die tragen, dann wieder zuckenden Bewegungen, das Anziehen der Füße und Hände, sodann das Verharren in zusammengekauert, fast eiförmiger Haltung machen auf jeden unbefangenen Zuschauer den Eindruck der Ziellosigkeit. Das häufige Stirnrunzeln und Verziehen des Gesichts könnten schon eher für gewollte Muskelzusammenziehungen gehalten werden. Vergleicht man aber damit die Unbeholfenheit, welche allen Bewegungen des Neugeborenen anhaftet, erwägt man, daß er nicht einmal den Kopf vor dem Herabsinken schützt, nicht vor dem Ablauf mehrerer Monate die einfachste Greifbewegung und andere einfache coordinirte Bewegungen ausführen kann, welche dem Erwachsenen selbstverständlich vorkommen, dann wird man auch die ersten eigenthümlichen Extremitätenbewegungen nicht für den Ausdruck einer Ueberlegung oder Willkür ansehen.

Welcher Art sind denn diese sonderbaren Muskelcontractionen, die im ganzen späteren Leben nie wieder auftreten? Sie scheinen in ähnlicher Weise nur sich wiederzufinden bei den aus dem Winterschlaf plötzlich geweckten Thieren, und manchmal im gewöhnlichen Schlaf und beim Erwachen.

Es ist keine äußere Erregung vorhanden, welche entweder direct irritativ auf die Bewegungsnerven und die contractilen Fasern einwirkte oder reflectorisch die Sinnesnerven reizte und so die Bewegungen auslöste. Das schlafende Neugeborene bewegt sich wie das wache, nur seltenet und träger, also kann von Nachahmungsversuchen in der allerersten Zeit nicht die Rede sein. Die frühesten imitativen Bewegungen finden überdies erst im zweiten Lebenshalbjahr statt.

Wenn nun keine äußere Ursache für die wunderlichen Bewegungen neugeborener Menschen und Thiere aufgefunden werden kann, denn auch der gefättigte, warme, trockene, behaglich gelagerte Säugling der ersten Tage führt jene ziellosen Uebungen der Glieder aus, so ist nach inneren Ursachen zu suchen. Solche sind entweder erworben oder erblich.

Erworbene Bewegungsurfachen setzen eine mannigfaltige Erfahrung voraus. Wer mit Vorbedacht sich bewegt, mit anderen Worten, handelt, hat das Motiv seiner Handlung nur gewinnen können aus vielen Wahrnehmungen, aus Beobachtungen über das Verhalten Anderer. Solcher Handlungen ist das neugeborene Kind, weil ihm die Erfahrung gänzlich fehlt, gänzlich unfähig. Es handelt nicht, sondern bewegt sich nur.

Wer es gibt noch andere erworbene Muskelactionen, namentlich gewisse Ausdrucksbewegungen, welche theils durch Nachahmung entstehen, theils weil sie sich im Interesse der Selbsterhaltung als nützlich erweisen, immer wieder ausgeführt werden. Sämmtliche derartige expressive Bewegungen, welche bei uncultivirten Völkern und unter den civilisirten, bei den lebhaften Südländern in ausgebehnterem Maße Verwendung finden, setzen eine Vorstellung über den eigenen Zustand voraus. Sie sollen diesen Zustand ausdrücken, ihn Anderen



mittheilen oder Kenntniß von dem eigenen Selbst Anderen geben. Solche Gesticulationen erreichen in der Leidenschaft die größte Energie.

Schon diese unvollständige Charakteristik derselben genügt, um zu zeigen, daß der Neugeborene, der noch keine Vorstellung von seinem eignen Zustande hat, und keine Leidenschaft kennt, unmöglich gleichsam die Sprache der Leidenschaft reden kann. Mag das Ausstrecken des kleinen Arms noch so sehr aussehen wie ein kategorischer Befehl, die Zurückziehung der Hand wie vor einer unsichtbaren, das kleine Wesen rings umgebenden Macht, eine Wirkung der Furcht zu sein scheinen, mag man das unbewußte Gebahren noch so ähnlich finden, den Symptomen eines Thatenbrangs oder dem Ausdruck des Verlangens aus einem unangenehmen Zustande sich zu befreien — in keinem Falle trifft der Anschein das Richtige. Denn über alle diese Zustände und die Mittel sie auszudrücken, hat das kleine Kind noch keine Erfahrungen gesammelt. Es kennt sie noch nicht.

Somit bleiben nur noch erbliche, unmittelbare Bewegungsursachen übrig. Nicht als wenn der Mensch sich deshalb so bewegt, wie es der Fall ist, weil sein Vater und seine Ahnen es auch gethan haben, als sie jung waren, das wäre nur eine Vertagung der schwierigen Frage, sondern es bewegt sich in der eigenthümlichen Weise, weil seine nöthigen motorischen Centralorgane, seine Bewegungsganglienzellen, wenn sie sich entwickelt haben, den angeerbten überschüssigen Vorrath an Bewegungsimpulsen regellos entladen. Die Dampfmaschine gibt den überschüssigen Dampf ab. Das Feuer brennt eben in der frühesten Jugend, ohne daß man es zu schüren braucht; der volle Lebenskelch schäumt über.

Man hat, weil eine äußere Veranlassung für die ersten Bewegungen Neugeborener sich nicht finden ließ, sie instinctiv genannt. Aber der Instinct, welcher nur verständlich ist, wenn man ihn als das vererbte Gedächtniß auffaßt, hat ausnahmslos ein bestimmtes Ziel. Er ist auf irgend etwas dem Organismus seit vielen Generationen Nützliches gerichtet. Instinctiv geschieht z. B. das Saugen des Neugeborenen, welches keine reine Reflexaction ist, sonst müßte auch der gesättigte Säugling saugen. Dagegen sind die Extremitätenbewegungen der ganz jungen Thiere und Kinder auf gar kein Ziel gerichtet. Sie sind nicht reflectorisch und nicht instinctiv, sondern impulsiv. Man hat sie auch automatisch und spontan genannt. Diese Ausdrücke können jedoch leichter mißverstanden werden. Der Bewegungsnerve mit seinen Muskelfasern folgt dem geringsten centralen Impuls im Rückenmark, bei hirnlosen Neugeborenen wie bei völlig ausgebildeten. Es kommt auf die Unversehrtheit des Rückenmarks hierbei an. Die neugeborenen Menschen sind Rückenmarkswesen, wie Virchow treffend bemerkte. Ihnen fehlt noch die zügelnde Kraft des Gehirns. Die hemmenden Nerven sind, wie aus Soltmann's und meinen Beobachtungen hervorgeht, noch nicht entwickelt, daher die Hyperkinesie, die Neigung zu Krämpfen, die später nie wiederkehrende Lebendigkeit der ersten Jugend, welche von Selbstbeherrschung nichts weiß. Je mehr das Gehirn und mit ihm der Verstand sich ausbildet, um so mehr werden die überflüssigen Bewegungen eingeschränkt. Aber selbst im späteren Leben bringen es nur Wenige dahin, allein die nothwendigen Muskelcontractionen auszuführen. Es ist bei ungetrübter Gesundheit

ein Merkmal höchster Vornehmheit und vollendetester Erziehung, unter allen Umständen keine überflüssige Bewegung zu zeigen. Dieser seltene Grad der Selbstbeherrschung und Willenskraft bildet den stärksten Contrast gegen die rückhaltlose Beweglichkeit des Kindes und beweist den mächtigen Einfluß, welchen das Beispiel und die strenge Vorschrift, welchen überhaupt äußere Eindrücke auf die Entwicklung des Willens haben. Auf die Entwicklung, nicht die Entstehung des Willens. Es ist ein Irrthum zu meinen, der Wille entstehe erst aus den Eindrücken in der ersten Jugend. Wie man niemals eine Pflanze aus den Bestandtheilen der Luft und des Bodens, aus denen sie sich selbst aufbaut, künstlich zusammensetzen, sondern sie nur aus dem Keime, und sei er das winzigste Samenkorn, sich entwickeln lassen kann, so kann man auch nimmermehr aus äußeren Erfahrungen einen Willen im Kinde erzeugen, sondern nur aus dem angeborenen Willenskeim ihn sich entwickeln lassen. Zuerst wird das Kind allein von seinen Trieben, seinen körperlichen Bedürfnissen, namentlich vom Hunger beherrscht und folgt dem Instincte, sie zu befriedigen wo und wann es vermag, ohne die geringste Rücksicht auf etwas Anderes, ohne Ueberlegung und willenlos. Schon die Berührung der Rippen mit dem Finger genügt, Saugen hervorzurufen und auf diese instinctive Bewegung folgt regelmäßig die Reflexaction des Schluckens. Hier ist noch kein Wille merkbar. Nach Stillung des Hungers hat die Rippenberührung kein Saugen zur Folge. Aber auch dieses Verhalten ist noch keine Willensäußerung, kein Nichtwollen, sondern nur ein Zeichen, daß der instinctive Trieb befriedigt wurde. Wenn der Vogel sein Nest gebaut hat, so baut er nicht daneben noch ein zweites, weil er durch die Herstellung des ersten seinem Instinct zunächst genügt hat.

Die erste Erscheinung des erwachten kindlichen Willens scheint vielmehr in der Kopfhaltung als in den Glieder- und Rippenbewegungen gegeben. Auch das eben aus dem Ei geschlüpfte Hühnchen kann in der ersten Stunde den Kopf nicht emporheben. Ich habe dieses Unvermögen oft beobachtet. Und wenn es ihn hebt, dann kann es noch nicht stehen. Hat es sich halb erhoben, dann verharrt es oft noch lange, nach Körnchen in seiner Nähe wachend oder mit lauter Stimme piepend in hochender Stellung, bevor es einen Schritt thut. Von da an freilich bis zum Laufen ist die Übungsfrist kurz. Aber es stolpert noch anfangs häufig. Was hier innerhalb eines Tages spätestens abläuft, dehnt sich beim Menschen über ein Jahr aus.

Hält man den Säugling aufrecht, so fällt anfangs sein Kopf nach vorn oder zur Seite. Er kann ihn nicht gerade halten. Erst nach vierzehn Wochen fand ich, daß Versuche ihn gerade zu halten, öfters Erfolg hatten. Hier begann offenbar eine willkürliche Anstrengung. Nach vier Monaten wurde schon der Kopf gut balancirt und fiel dann gar nicht mehr nach vorn oder rückwärts oder zur Seite. Hierbei ist es nicht etwa Muskelschwäche, welche die Schuld trägt, da schon viel früher drehende Kopfbewegungen mit großer Sicherheit ausgeführt wurden, welche durch Reflexe bedingt waren. Anfangs sind die Muskeln Neugeborener, welche sich in mehrfacher Hinsicht wie ermüdete Muskeln Erwachsener verhalten, allerdings zu schwach, den Kopf zu halten, nach drei Monaten nicht mehr. Auf das Balanciren des Kopfes folgt das des Oberkörpers. Die ersten erfolgreichen Versuche zu sitzen oder sich aufzurichten, pflegen in das

zweite Vierteljahr zu fallen. Die Bemühungen des Säuglings, dem mit Rissen und Stützen eine fixende Haltung künstlich ertheilt worden, diese zu behalten, werden offenbar zu seiner eigenen Erheiterung wochenlang täglich wiederholt, bis endlich etwa im zehnten Monat die Sicherheit in der Erhaltung des Gleichgewichts beim Sitzen für das ganze zukünftige Leben erreicht worden. Der Wille hat sich die anfangs noch ungehorsame Musculatur unterworfen. Die Vortheile der neuen Stellung, zumal bei der Nahrungsaufnahme, haben das Begehren zu sitzen genährt und dadurch den Willen gestärkt. Das Kind will sitzen.

Sodann lernt es in der Regel bald stehen, im gesunden Zustande zu Ende des ersten Lebensjahres. Nach zahllosen mißglückten Versuchen, an Stühlen, Tischen oder nur an der Wand in einer Zimmerede sich stehend zu halten, kommt plötzlich das erste Geradstehen zu Stande. Diese dem Menschen, unter den Säugethieren allein, natürliche aufrechte Haltung ist besonders darum merkwürdig, weil er sie sich ohne allen Unterricht ganz von selbst aneignet. Man überlasse den Säugling sich selbst, wenn er auf einer Decke mit der größten Unbeholfenheit sich hin- und herwirft, dann zu kriechen beginnt, hierauf an den festen Gegenständen, die er erreichen kann, sich anklammert; man störe ihn nicht in seinen mit erstaunlicher Ausdauer täglich fortgesetzten und trotz ihrer Fruchtlosigkeit immer wieder und wieder vorgenommenen Uebungen, man kann sicher sein, ihn eines Tages — im vierten Vierteljahr — sich erheben und aufrecht stehen zu sehen.

Woher diese erste rein menschliche Willensäußerung, welche mit einem Schläge dem Kinde die Hoheit der Menschenwürde verleiht? Es steht aufrecht vor seinen erfreuten Eltern. Es fällt nicht sogleich hin. Es hat sich unsägliche Mühe gegeben sich zu erheben, hat das Ziel erreicht und hierdurch den Beweis geliefert, daß sein Wille die Schwere des Körpers und die Ungelenkigkeit der Glieder überwand. Hierin liegt ein weiterer Sieg seines Geistes über die Materie. Eine Erklärung dafür läßt sich zur Zeit nicht geben. Denn allein das Verlangen nach Gegenständen über ihm oder nach den Angehörigen kann ebensowenig die enormen Anstrengungen, sich emporzuheben, erklären, wie die Nachahmung allein, zumal jenem Verlangen durch allseitiges Entgegenkommen in reichstem Maße genügt wird und die Nachahmungsversuche gewöhnlich erst später beginnen. Man wird also nur annehmen können, daß die großen Vortheile, welche in der allgemeinen Concurrenz der lebenden Wesen untereinander die aufrechte Haltung mit sich bringt, schon vor langer Zeit dieselbe zur Gewohnheit werden ließen, so daß sie sich vererbte. Aber daraus erhellt noch nicht, weshalb das wohlgepflegte Kind, dem es an nichts fehlt, von selbst den sich entwickelnden Willen gerade nach dieser Richtung besonders bethätigt.

Dasselbe gilt für die fernere Errungenschaft, das Gehen, welches gleichfalls von selbst sich einstellt, auch wenn ein Kind für sich allein aufwächst. Es ist in seinen Anfängen räthselhaft, weil kein Grund für das abwechselnde Beugen und Strecken der Beine beim ersten Aufrechtstellen des Säuglings vorzuliegen scheint. Nur auf dem jedesmal wiederholten Emporheben und Niedersetzen der Füße des oben gehaltenen oder sich haltenden Kindes beruht aber die Möglichkeit des Gehenslernens. Derlei Flexionen und Extensionen geschehen zwar auch im

Liegen, im Bad, in der Wiege, aber das regelmäßige Abwechseln beider beim aufrecht gestellten Säugling ist doch ein anderes und wahrscheinlich ererbt wie das Saugen. Es findet schon Monate vor dem ersten geglückten Gehversuch statt. Und wenn man das Kind ungehindert kriechen und auf den Knien sich hin- und herbewegen läßt, dann fängt es ohne allen Unterricht bald an zu gehen. Unmöglich kann man ihm dann schon die Kenntniß der Vortheile des Gehens zuschreiben, die Einsicht, daß dadurch die Umgebung besser beherrscht wird durch Auge und Ohr, daß alles Begehrenswerthe leichter erreicht wird, vielmehr kommt hier der mit dem Wachsthum der Muskeln und der Nervenzellen und Nervenfasern des Gehirns wachsende Wille in Betracht, welcher die Muskeln in der Weise zur Zusammenziehung bringt, wie es im ganzen späteren Leben am vortheilhaftesten für den Körper sich erweist und wie es bei den Voreltern regelmäßig gleichfalls geschah. So fest haben sich im nervösen Centralorgan die Spuren jener Bewegungsimpulse eingeprägt, so oft hat der Wille gerade diese und keine anderen Nervenbahnen betreten, daß sie schon bald nach den ersten Entwicklungsstufen des Bewegungsapparates jedes neugeborenen Menschen als die gangbarsten sich erweisen. Mit anderen Worten, die ersten Gehbewegungen sind instinctiv, der Trieb den Ort zu verändern, ist so stark, daß ihm durch das Kriechen allein nicht genügt wird.

Es ist daher durchaus zu mißbilligen, daß in der Kinderstube ein besonderer Gehunterricht mit oder ohne Instrumente, Lausfstühle u. dgl. erteilt wird. Gewöhnlich fängt man damit überdies noch zu früh an, viel früher als dem Kinde wegen seines langsamen Knochenwachsthums zuträglich ist. Die Häufigkeit gebogener Knochen der unteren Extremitäten ist zum Theil jedenfalls diesem Umstande zuzuschreiben. Nur zu oft gestattet man dem Kinde auch das Kriechen nicht, obwohl es die natürliche Vorschule des Gehens ist und mächtig zu seiner geistigen Ausbildung beiträgt. Denn die Freiheit, zu einem begehrteten Gegenstande sich hinzubewegen, ihn zu befehen und zu betasten, die Gelegenheit zu zahlreichen kleinen Entdeckungsfahrten, sollte man dem nach neuen Eindrücken verlangenden Neuling nicht abschneiden.

Der Zeitpunkt des ersten erfolgreichen Gehversuchs fällt demnach auch bei Kindern derselben Familie verschieden aus. Das eine läuft nach acht Monaten behende, das andere nach zwei Jahren noch ungeschickt. Viel kommt dabei bekanntlich auf die Umgebung an. Wächst ein Kind unter anderen Kindern auf, welche gehen oder gehen lernen, dann wird es mit jenen wetteifernd in der Regel früher ohne Unterstützung laufen, als wenn es allein aufwächst. Aber in dem letztern Fall kann wieder die häufige Wiederholung des künstlichen Unterrichts, d. h. der Dressur, den naturgemäßen Zeitraum erheblich abkürzen. Im Allgemeinen soll das Kind erst dann zu gehen anfangen, wenn es gehen will.

Es war am Ende des fünften Vierteljahrs, als ein von mir genauer beobachtetes Kind, frei auf den Füßen stehend, plötzlich zum ersten Male um den Tisch herumtrabte, zwar schwankend oder taumelnd, wie ein Berauschter, doch ohne zu fallen. Und von dem Tage an konnte es aufrecht gehen, zuerst nur schnell und hastig, fast nur trabend und mit vorgestreckten Armen, als wenn es darauf bedacht wäre, das Wornüberfallen zu verhindern, dann langsamer

und sicherer. Innerhalb der folgenden Monate ging es über eine zollhohe Schwelle zwischen zwei Stuben, nur indem es sich anklammerte, und oft sah man es in dieser Zeit noch, ähnlich wie Rückenmarkskranke, den vorgelegten Fuß schleudern oder zu hoch heben oder stampfend niedersetzen. Der Wille beherrschte also nur unvollkommen die Gehmuskeln. Der Bewegungsimpuls war bald zu stark, bald zu schwach. Es fehlte noch das Kraftmaß.

Schon lange vor dieser, bereits weitentwickelten Willenshätigkeit kann man an einer anderen willkürlichen Bewegung die allmähliche Zunahme der Willensstärke beobachten, nämlich an den ersten Greifbewegungen. Es erfordert große Aufmerksamkeit, die Entwicklung des Greifens zu verfolgen, weil sie manchmal sprungweise von tieferen zu höheren Stufen aufsteigt, andere Male so langsam fortschreitet, daß man erst nach Wochen und Monaten überhaupt einen Fortschritt bemerkt.

In dem ersten Vierteljahr wird zwar ein in die kleine Hand gelegter Bleistift von den Fingern umspannt, es wird sogar im dritten Monat der Daumen zu dieser Umspannung mitverwendet, aber nicht selbständig entgegengestellt, sondern als wenn er selbst ein Finger wäre, und der Säugling achtet überhaupt nicht darauf, daß er nun etwas in der Hand hält. Er hält die kleinen Objecte „mechanisch“ fest, „ohne davon zu wissen“, würde man bei einem älteren Wesen sagen, wie in der Zerstretheit. In dieser Zeit fährt jedes Kind, wenn es wach ist, vielfach mit den Armen ziellos in der Luft umher. Dabei geschieht es leicht, daß ein Finger der sich nähernden Hand in die kleine Hand des Kindes geräth und von diesem mit Entgegenstellung des Daumens festgehalten wird, so daß es scheint, als wäre er ergriffen worden, um so täuschender, je nachgiebiger man den erfaßten Finger mit dem Arm passiv hin- und herfahren läßt. In Wahrheit ist aber hier noch keine Spur von absichtlichem Greifen vorhanden, sondern die kleine Hand hält nur zufällig in sie hinein gerathene Objecte länger und fester, als früher, ohne sie noch nach ihnen auszustrecken, so etwa wie ein Krebs einen zwischen seine Scheren gebrachten Finger festklemmt.

Desgleichen ist das in den ersten Monaten regelmäßig stattfindende Einführen der Hände in den Mund ganz und gar unwillkürlich. Wenn die Arme zwecklos in der Luft umherfahren, so geräth leicht eine Hand in den Mund und es wird dann an den Fingern, wie an jedem passend geformten anderen Gegenstand, der zwischen die Lippen gelangt, gefogen, weil das Saugen von Anfang an mit einem angenehmen Gefühl verbunden ist. So kommt es, daß bald dieses Saugen an den Händen zur Gewohnheit wird, ehe noch die Fähigkeit da ist zu greifen. Das Kind sieht den Mund nicht und fühlt ihn erst nach der Berührung, kann also anfangs nicht nach ihm greifen wollen. Vielmehr ist es lediglich die zufällig nach der ungetwillten Armbeugung eintretende Lippenberührung, welche das Saugen an den Fingern zur Folge hat. Die Bewegung der Hand zum Munde wird später wiederholt, weil sie jene angenehme Wirkung hat, ohne Einsicht in den causalen Zusammenhang.

Erst in der siebzehnten Woche sah ich ernstliche Bemühungen, ein Object mit darauf gerichteter Aufmerksamkeit zu fassen. Es war ein kleiner Kautschukball, der sich in Greifweite befand. Aber das Kind griff daneben. Als

ihm nun der Ball in die Hand gegeben wurde, hielt es ihn lange sehr fest, führte ihn zum Munde, hielt ihn dicht an die Augen und betrachtete ihn dann mit einem eigenen neuen, intelligenteren Gesichtsausdruck. Am folgenden Tage waren die ungeschickten, aber energischen Versuche nach allerlei vorgehaltenen Gegenständen zu greifen, welche das Kind sehen konnte, häufiger. Es fixirte dabei bald das Object, z. B. einen Bleistift, und griff dreimal nacheinander nach einem um seine doppelte Armlänge entfernten Gegenstand, theils die eigenen Hände, besonders wenn diese einmal richtig gegriffen hatten. Dabei bekundet der Gesichtsausdruck die gespannteste Aufmerksamkeit, wie der des passionirten Sammlers, welcher eine neue oder seltene Blume betrachtet. Wieder nach einem Tage scheint das wiederholte Greifen nach Allem, was in den Bereich der Arme kommt, dem Kinde Vergnügen zu verursachen. Es mischt sich aber zugleich die Verwunderung ein. Und damit ist ein großer Schritt vorwärts gethan. Nicht mit Unrecht meinten die griechischen Philosophen, das erste Erstaunen des Kindes bezeichne das Erwachen seiner Seele.

Von allen Säuglingen werden bei den Greifversuchen, auch wenn sie mißlingen, die Kleinen Fingern mit Staunen angesehen. Wahrscheinlich hatte das Kind eine Berührung erwartet und wenn sie stattfand, sich über die Neuheit des Tastgefühls gewundert. Das Festhalten, Betrachten und an-den-Mundführen des einmal ergriffenen Objects dauert fort und dasselbe geht dabei von einer Hand in die andere hin und her. Die Prüfung gestaltet sich zusehends gründlicher. Bald wird aber auch das Ausstrecken der Arme wie zum Greifen der Ausdruck des stärksten Verlangens.

Zu Ende des vierten Monats hebt das Kind zum ersten Male beide Arme empor den Eltern entgegen und zwar mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Sehnsucht. Dieser Uebergang vom Greifen nach unbelebten Dingen, um sie an sich zu nehmen, zum Greifen nach den Eltern, um ihnen nahe zu kommen, ist plößlich. Dagegen erscheinen dem Kinde die eigenen Arme und Füße noch viele Monate lang wie etwas Fremdes, ihm nicht Gehörendes, das es ebenso anstaunt, aufmerksam betrachtet, prüft wie beliebige vorgehaltene Objecte. Es greift mit den Händen nach den eigenen Füßen und führt sie an die Rippen, es beißt sich sogar im fünften Vierteljahr in den eigenen Arm, so daß es vor Schmerz aufschreit, es bietet den Zwieback den eigenen Füßen zum Koston an, ebenso wie den hölzernen Pferden, mit denen es spielt. Von einer Selbstkenntniß, einem Selbstbewußtsein ist noch keine Spur vorhanden. Noch viel später schlägt sich das Kind gleichsam scheltend auf die eigene Hand, welche das Spielzeug zerbrach, als wenn die Hand gewissermaßen auf eigene Faust operirte. Das unermüdllich fortgesetzte Greifen führt aber nach und nach zum Begreifen und zur Erkenntniß der Sonderexistenz und der Geschlossenheit des Ich.

Namentlich die nun entdeckte Thatsache, daß das vorher gesehene und begehrte Ding zugleich das getastete ist und neue Empfindungen gibt, erregt die kindliche Aufmerksamkeit. Das Helle und Dunkle, das Farbige, das Glänzende erscheint nun auch glatt und rauh, schwer und leicht, hart und weich, warm und kalt, und diese Verknüpfung zweier und dreier Sinnesgebiete in einem Object befriedigt. Ein und derselbe Apfel ist es, der roth und grün, glatt und schwer, kalt und

hart erscheint und auch angenehm duftet und schmeckt. Diese Vereinigung von Empfindungen beim Sehen, Betasten, Riechen und Schmecken an demselben Punkt des Raumes setzt in Erstaunen, macht schon nachdenklich und weckt den angeborenen unerfülllichen Drang des Menschengewisses nach den Ursachen seiner Empfindungen.

Durch allmähliche Vervollkommnung im Greifen wird diesem unbewußten Causalitätstrieb Nahrung verschafft, besonders mittelst des nun beginnenden Tastens. Das Kind schabt, kratzt, reibt an den ergriffenen Gegenständen, dreht sie um und um, zerlegt sie und sucht sie zusammenzufügen. Zu einer Zeit, in der es noch mit der Hand die Kerzenflamme ergreift, in der es noch das Brot statt in den Mund, gegen Wange, Kinn oder Nase führt und durch die Fensterscheibe hindurch greifen will, ist doch schon die Verknüpfung des Sehens und Greifens so vervollkommenet, daß das Kind ein einzelnes zufällig auf dem Teppich von ihm selbst gefundenes Haar bedächtig von einer Hand in die andere nimmt. Es greift mit Ueberlegung.

Nun ist der Wille ausgebildet. Wenn einmal die Ursachen der Gesicht- und Geschmacksempfindungen, überhaupt aller durch äußere Eindrücke veranlaßten Erregungen der Sinnesorgane durch Erfassen von Gegenständen zum Theil gefunden werden können, so wird das Greifen willkürlich. Aus dem ursprünglichen Begehren hat sich das Wollen entwickelt. Die Erinnerung an die befriedigenden Zustände, welche nach einem geglückten Greifversuch eintraten, weckt beim Anblick eines neuen Objects die Vorstellung des Ergreifens und damit sogleich den psychomotorischen Impuls die erforderliche Bewegung auszuführen. Dieser Impuls heißt Wille. Freilich ist er beim Kinde noch schwach, da die Selbstbeherrschung fehlt, aber der Eigensinn der frühesten Jugend zeigt oft genug, bis zu welchem Grade die ungezügelte Willenskraft ausarten kann. In ihrem kleinen Wirkungskreise leistet das leidenschaftliche Neinsagen der Knaben oft mehr, als den Angehörigen erwünscht ist, und sehr früh steht Wille gegen Wille unversöhnt da.

Aber verhält es sich im späteren Leben unter den herangewachsenen Menschen nicht ebenso? Der Wille des Mannes äußert sich in mannigfacher Weise. Er ruft in's Leben und tödtet, er baut auf und reißt nieder, er führt Krieg und schließt Frieden, er verbindet und trennt, droht und schmeichelt, verwundet und heilt, beglückt und zermalmt. Er verändert die Erdoberfläche und greift bestimmend ein in die natürliche Entwicklung der Thier- und Pflanzentwelt; immer mehr unterwirft er sich die Kräfte der Natur und bezwingt immer mehr das Widerspenstige im Verlauf seiner Ausbildung. Die Willenskraft ist die mächtigste Waffe im Kampfe um das Dasein. Nach einem willensstarken Manne richten sich die anderen Menschen und er gestaltet seine Umgebung nach seinen eigenen Gesetzen.

Aber auch ein solcher, auch der stärkste, war einmal Kind und hatte gar keinen und dann einen schwachen Willen und erst spät konnte aus diesem der starke Wille sich entfalten. Er kann es nur durch den Gegensatz zum Willen anderer. Daher kommt es bei der Erziehung auf nichts so sehr an, als auf die Lenkung des kindlichen Willens, so lange er noch lenkbar ist. Bloße Vor-

Schriften reichen da nicht aus und haben nur dann die gewünschte Wirkung, wenn sie mit eiserner Consequenz durchgeführt und auch von dem, der sie ertheilt, niemals verkehrt werden. Der Erzieher muß zugleich dem Kinde Muster sein, nicht nur Wahrheit predigen, sondern selbst wahr sein, vor Allem den kindlichen Willen auf die Zähmung der Begierden richten, denen er entstammt. - Es kommt deshalb darauf an, daß das Kind nichts sieht, nichts hört, überhaupt nichts wahrnimmt, was für seine Willensausbildung schädlich sein könnte. Also die Eindrücke auf die Sinneswerkzeuge müssen regulirt werden. Aber die Sinne sind anfangs noch sehr wenig empfänglich. Wie verhält es sich mit ihnen?

Betrachtet man die Entwicklung der Sinne beim Neugeborenen und Säugling, so fällt zuerst die geringe Empfindlichkeit der Haut auf. Zwar kann man schon in der ersten Lebensstunde durch einen Schlag oder eine gar zu unsanfte Berührung Schreien hervorrufen, aber dieses Schreien wird als Aeußerung eines besonderen Schmerzgefühls kaum aufgefaßt werden dürfen, sondern nur als ein Reflex, wie der erste Athemzug, denn es lassen sich an Neugeborenen allerlei für Erwachsene schmerzhaft eingriffe vornehmen, ohne daß sie im geringsten darauf reagiren. So bemerkt man nach Nadelstichen in die Nase, Lippe, Hand kein Zeichen des Unbehagens, oft nicht einmal ein leichtes Zucken, und doch wurde behufs Prüfung der Hautempfindlichkeit (von Senzmer) die Nadel so tief eingeführt, daß ein Blutstropfen zum Vorschein kam.

Derartige Experimente habe ich zwar nicht angestellt, aber in anderer Weise die geringere Empfindlichkeit Neugeborener erkannt. Bei Berührung des Auges schließen sie nämlich dasselbe viel langsamer, als später und unvollständig. Auch bewirkt das Benetzen des Auges mit Wasser im Bade keinen Rückschluß.

Diese und viele ähnliche Beobachtungen lassen sich an jedem eben Geborenen anstellen. Nach ein bis zwei Tagen aber ist meistens schon eine Zunahme der Hautsensibilität leicht zu constatiren und für die Wärme ist bekanntlich gleich anfangs das Kind in hohem Grade empfänglich. Das erste Bad ist zugleich der erste angenehme Sinnesindruck, den die Welt dem Neugeborenen bietet.

Eine unmittelbare spezifische psychogenetische Bedeutung scheinen aber die Temperaturempfindungen der ersten Zeit viel weniger zu haben, als die ersten Tastempfindungen. Anaxagoras sagte nicht zu viel, als er behauptete, der Mensch unterscheide sich vom Thier dadurch, daß er Hände habe. Die Hände des Kindes sind die Fühlhörner seiner Seele. Sie sind die Pioniere und Eclaircisseurs seines welteroberungslustigen Heeres von Begehrungen. Durch die Erregung der Tastkörperchen in den Fingerspitzen — und in den Lippen — erhält der Säugling die erste Kunde von Dingen außer ihm und durch die Unterscheidung der Empfindungen beim Tasten der eigenen Haut und fremder Objecte wird der Grundstein gelegt zum Ichbewußtsein einerseits, zum Erfahrungsmachen andererseits. Die Finger des Säuglings sind in der That seine Instrumente, mit denen er Alles was in seinen Bereich kommt, zu erforschen trachtet. Seine Methode hat mit der Methode der Naturforschung die größte Aehnlichkeit. Denn auch der Forscher isolirt, zerlegt, betrachtet von allen Seiten und sucht dann wieder zusammenzusetzen, was er auseinandernahm. Jedes Kind ist geborener Naturforscher und will in das Innere der Dinge dringen. Die Bedeutung des Tastens



erhellte am Besten daraus, daß sogar mit Hilfe des Tastsinns allein in einzelnen Fällen früh blindtaubgewordene es bis zu einer relativ hohen intellektuellen Entwicklung gebracht haben. Doch gehören diese Fälle zu den größten Seltenheiten, und der Unterricht ist überaus mühevoll.

Denn kein Sinn kann die Stelle eines anderen übernehmen, ein Ersatz ist beim Menschen unmöglich und die Vertretung immer nur unvollkommen, vielmehr tragen alle Sinne schon zu Anfang des Lebens mächtig bei zur Entwicklung des Empfindungsvermögens und der Gefühle, auch der meist unterschätzte Geschmack und der Geruchssinn.

In Bezug auf den ersteren hat bereits vor zwanzig Jahren in einer interessanten kleinen Abhandlung über das Seelenleben des neugeborenen Menschen Professor Rufmaul mehrere wichtige Beobachtungen, die er zum ersten Male anstellte, mitgeteilt. Er fand, daß von allen Neugeborenen starke Geschmackseindrücke von einander unterschieden werden, indem sie auf Benetzung der Zunge mit Zuckerslösung ganz anders reagierten, als auf solche mit Chinin-, Weinsäure- oder Kochsalzlösung. In den drei letzteren Fällen machten die Kinder schon unmittelbar nach der Geburt allerlei Grimassen als unzweideutige Zeichen des Mißfallens, und schon war das „saure“ Gesicht ein anderes, als das „bittere“, während die lebhaften Saugbewegungen nach Darreichung von Zucker neben dem Ausdruck der höchsten Befriedigung es nicht bezweifeln lassen, daß der Geschmacksnerv mit einem angeborenen Unterscheidungsvermögen begabt ist.

Die ältere Meinung, das Neugeborene nehme unterschiedslos alles, was man ihm bietet, zu sich, ist irrig. Sie gilt nur für schwach schmeckende Flüssigkeiten. Arzneien nimmt es nur dann ohne Widerstand, wenn sie, wie es meistens auch der Fall ist, stark gezuckert sind. Und wenn einige Neugeborene auf intensiv Süßes mit dem mimischen Ausdruck des Bitteren antworten, wie ich es gleichfalls an älteren Säuglingen wahrnahm, so ist der Grund davon in der Ueberraschung über die Neuheit der starken Empfindung zu suchen, denn gleich nach der ersten Probe wird mehr verlangt.

Jeder starke neue Eindruck ist im ersten Augenblick unangenehm, eine Art Erschrecken. Die Ueberraschung über das Ungewohnte läßt es im ersten Moment noch nicht zu der Erkenntnis kommen, ob ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl entstand. Auch der Erwachsene macht öfters diese Erfahrung. Von allen neugeborenen Kindern wird Zucker gern genommen, nachdem die erste Ueberraschung vorüber ist. Dann wird er begehrt.

Dasselbe fand ich für neugeborene Thiere, welche namentlich dadurch Staunen erregen, daß sie, ohne irgend welche Erfahrungen im Schmecken gemacht zu haben, die verschiedensten Stoffe sicher unterscheiden, z. B. Krystalle von Kampher, Thymol und Kandiszucker, indem allein an dem letzteren genagt und geleckt wird. Auch das eben aus dem Ei geschlüpfte Hühnchen unterscheidet die Nahrung, die man ihm vorsetzt, am Geschmack. Denn als ich ihm gekochtes Eiweiß, gekochten Eidotter und Hirse vorsetzte, pickte es zwar nacheinander an allen dreien, wie nach den Eierschalentüchlein, den Sandkörnern, den Flecken und Ritzen des Holzbodens, auf welchem es sich befand, jedoch nur am Eigelb oft und eifrig. Als ich nun dieses fortnahm und eine Stunde nach der ersten Probe ihm wieder

vorlegte, sprang es gerades Wegs darauf zu und nahm davon, das übrige hartnäckig verschmähend. Es hatte bei der ersten Probe nur einmal das Eiweiß gekostet und ein einziges Hirse Korn verschluckt. Diese Bevorzugung des Dotters beruht also auf angeborenem Geschmacksunterscheidungsvermögen.

Es scheint sogar der Geschmacksinn, wie auch Sigismund in seinem anmuthigen Büchlein „Kind und Welt“ bemerkte, unter allen Sinnen zuerst, deutliche Wahrnehmungen zu liefern, welche „verinnerlicht“ werden. Der Geschmack der zuerst erhaltenen Milch haftet fest, so daß eine andere oft nur versucht und dann vertweigert wird, nachdem der ungewohnte Geschmack und Geruch mit dem zuerst empfundenen verglichen worden.

Das Gedächtniß und Urtheil kommt daher sicherlich zuerst im Gebiete des Geschmacksinnes zu Stande.

Vom Schmecken ist aber das ganze Leben hindurch — und so auch zu Anfang desselben — der Geruchseindruck nicht leicht zu trennen. Ohne allen Zweifel können Neugeborene in den ersten Stunden ihres Lebens Geruchsempfindungen, ohne zu schmecken, nicht haben, wenigstens nicht von einander unterscheiden. Denn unerlässlich ist für die Erregung der Nerven Einathmen durch die Nase, Einziehen der Luft und Erfüllung der Nasenhöhle selbst mit Luft. Beides ist anfangs nicht verwirklicht; jedoch unterscheiden, nachdem einmal die Athmung im Gang ist, die meisten Kinder sehr bald, ob sie dieselbe Nahrung oder eine andere erhalten, wie zu Anfang, und weigern sich oft die Bekanntschaft einer neuen Amme zu machen, deren Nähe ihnen unangenehm ist.

Uebrigens liegen noch keine sicheren experimentellen Beweise vor für die Fähigkeit des neugeborenen Menschen in den ersten Lebenstagen bestimmte Gerüche zu unterscheiden. Denn die darüber angestellten Versuche mit starken Riechmitteln hatten bis jetzt nur bei schlafenden Kindern regelmäßig Erfolg und dabei können leicht die mit dem Nerven zusammen endigenden Gefühlsnerven des Geruchsorgans erregt worden sein, so daß diese hauptsächlich die Veränderung der Physiognomie des Kindes reflectorisch hervorriefen. Junge blindgeborene Thiere werden bekanntlich vorzugsweise durch ihren Geruchssinn geleitet beim Auffuchen der ersten Nahrung, der Muttermilch. Die Versuche, besonders die von Biffi und von Gubden beweisen die relativ hohe Entwicklung, welche der Geruchssinn bei ganz jungen Thieren besitzt. Denn sie zeigen, daß nach Durchschneidung der Nerven die Thierchen sich nicht mehr an ihrer Mutter zurechtfinden können. Sie müssen künstlich ernährt werden. Ich habe gleichfalls an neugeborenen Thieren viele Beobachtungen über den Geruchssinn angestellt und gefunden, daß einige Stoffe ihnen höchst widerwärtig sind, z. B. Tabakrauch, andere dagegen gesucht werden. Zu letzteren gehört auffallender Weise Kampher.

Schon vor 1700 Jahren stellte Galen ein solches Experiment an. Er brachte ein Zicklein, das seine Mutter noch nicht gesehen hatte, in einen Raum, wo mehrere offene mit Wein, mit Del, mit Honig, mit Getreide und mit Milch gefüllte Schalen standen. Das junge unerfahrene Thier erhob sich bald, schüttelte sich, ging von einer Schale zur anderen, schnüffelte an allen, lehrte zur Milchschale zurück und trank sie aus. Hier kann nur der Geruchssinn die Wahl bestimmt haben und die Bevorzugung der Milch muß auf erblicher Erinnerung beruhen.

Ungleich bedeutungsvoller, als die beiden niederen Sinne, sind nach Absolvierung der Primitiven für die weitere Entwicklung des Geistes Gehör und Gesicht.

In Bezug auf das Hören ist zu bemerken, daß alle neugeborenen Menschen anfangs taub sind. Auch die kräftigsten reagiren auf starken Schall frühestens nach sechs Stunden, viele erst nach einem Tage und sehr viele erst nach zwei bis drei Tagen. Man erkennt das Erwachen des Gehörsinns an dem Zusammenfahren mit den Armen und dem ganzen Körper und dann an einem schnellen Lidschlag, wenn plötzlich ein lautes Geräusch oder ein Ton entsteht. Diese Reflexbewegungen sind bei erregbaren Individuen das ganze Leben hindurch dieselben. Wenn ein unerwarteter Pistolenschuß in nächster Nähe abgefeuert wird, so macht Jedermann schnell einmal die Augen auf und zu. Solches geschieht zwar auch aus anderen Ursachen, und es kann ein Ton, ein Geräusch von geringerer Intensität gehört worden sein, ohne daß der Lidschlag eintritt, aber bei ganz kleinen Kindern ist das Ausbleiben aller und jeder Antwortbewegung nach starken Schalleindrücken, ihre völlige Gleichgültigkeit gegen dieselben als ein sicheres Zeichen dafür anzusehen, daß sie nicht hören können, weil sie nach mehreren Tagen jeden lauten Schall in der erwähnten Weise beantworten.

Auch hat man die Ursache der anfänglichen Taubheit klar erkannt. Sie beruht darauf, daß der äußere Gehörgang noch nicht offen ist — die Wandungen desselben berühren sich noch — und das mittlere Ohr anfangs noch keine Luft enthält. Die zarten Gehörknöchelchen können sich noch nicht bewegen. Erst beim Athmen und Schlucken gelangt durch die Eustachische Röhre Luft in die Paukenhöhle. Dazu kommt, daß anfangs das Trommelfell sehr schräg steht, zu schräg, um durch die Erschütterungen der Luft leicht in Mitschwingungen versetzt werden zu können. Daher die Schwerhörigkeit der ersten Tage und Wochen und die Festigkeit des Schlafes, den auch laute Geräusche nicht leicht unterbrechen.

Nachdem aber das Ohr sich vervollkommen hat, wird durch kein anderes Sinnesorgan dem Kinde soviel für seine erste geistige Entwicklung Bedeutungsvolles zugeführt. Das Zurückbleiben der Taubgeborenen in intellectueller Beziehung gegenüber den Blindgeborenen zeigt die Ueberlegenheit des Ohres über das Auge in dieser Beziehung. Zu Anfang des Lebens ist es in der Regel die Stimme der Mutter und der nächsten Angehörigen, welche die ersten Schalleindrücke liefert. Sehr bald werden diese Stimmen unterschieden, Töne und Geräusche ungleich beantwortet. Besonders interessant ist es, die beruhigende Wirkung des Gesanges, der Wiegenlieder mit der außerordentlichen Lebendigkeit beim Anhören von Tanzmusik im zweiten Monat zu vergleichen. Auch haben gewisse Laute, wie „sch, st“ und die tiefere Männerstimme schon sehr früh Aufhören des Schreiens, Beruhigung, neue Anspannung der Aufmerksamkeit zur Folge, und durch fremdartige starke Schallreize, z. B. einen Locomotivpfeif, kann der Säugling zum Schreien gebracht werden. Alle diese leicht zu vermehrenden Beobachtungen zeigen, wie früh schon trotz der angeborenen Taubheit der Neugeborenen das Kind Gehörseindrücke unterscheidet.

Entsprechendes gilt für die Sichteindrücke. Anfangs ist eine Art Sichtsehen vorhanden, sofern nur Dämmerlicht oder eine schwache künstliche Beleuch-

tung vertragen wird. Beim Annähern einer Kerze kneift das eben geborene Kind die Augen fest zu. Hell und Dunkel, oder wenigstens „sehr hell“ und „sehr dunkel“, können also unterschieden werden, freilich ist damit in der ersten Lebenszeit die Leistung des Auges erschöpft. Farben, Formen, Entfernungen, Größenunterschiede, Bewegungen werden anfangs nicht erkannt. Die Bewegungen der Augen sind noch ganz und gar ungeordnet, wie die der Hände. Das eine sieht nach links, das andere nach rechts. Das eine ist offen, das andere geschlossen. Das eine Auge steht still, das andere bewegt sich. Daß unter allen mannigfaltigen Augenbewegungen auch gleichzeitige Wendung beider Augen nach rechts-links vorkommt, erscheint natürlich. Doch darf aus diesem innerhalb der ersten sechs Tage seltenen Verhalten nicht auf eine angeborene Symmetrie der Augenmuskel-Contractionen geschlossen werden. Die Symmetrie wird langsam erworben. Durch diese von mir mit besonderer Sorgfalt festgestellte Thatsache erhält die namentlich von Helmholtz vertretene empiristische Theorie der Raumwahrnehmung starke Stützen. Räumliches Sehen ist nach drei Wochen noch nicht vorhanden. Es wird erst durch Erfahrung möglich.

Zuerst ist das Gesichtsfeld unzweifelhaft nur aus hellen und dunkeln verwachsenen Feldern zusammengesetzt und nur das Empfinden der Lichtstärke vorhanden. Doch erregt eben dieses die Aufmerksamkeit, so daß manche Kinder schon nach einem Tage den Kopf nach dem Fenster drehen sollen, was ich jedoch erst vom sechsten Tage an wahrnahm.

Dann fängt das Starren an, welches häufig für ein Sehen irriger Weise gehalten worden ist. Unbewegten Auges blickt der Säugling in's Leere, so daß man meinen könnte, er fixire einen Gegenstand, um so mehr als ein Kerzenlicht, bei den Meisten vom neunten Tage an, oft anhaltend angestarrt wird. Man erkennt aber leicht, daß kein Sehen vorliegt, bei näherer Prüfung. Nur wenn das Licht in die vorher festgehaltene Richtung des Starrens gebracht wird, scheint das Anschauen desselben vorhanden zu sein. Erst nach der dritten Woche wird der Blick auf das Licht gerichtet und dann erst folgt das unerfahrene Auge ihm nach, wenn es langsam bewegt wird, theils mit, theils ohne Kopfbewegungen. Wie wenig aber hierbei ein Verständniß betheiligt ist, sieht man schon daraus, daß öfters Kopfwendung und Blickrichtung einander entgegengesetzt sind. Auch hat Bonnet bemerkt, daß Tauben ohne großes Gehirn mit den Augen dem bewegten Kerzenlicht folgen. Nichtsdestoweniger erhält das Gesicht des einmonatlichen Kindes einen auffallend altklugen Eindruck, wenn es mit beiden Augen zugleich auf einen langsam bewegten Gegenstand, z. B. eine schwingende Ampel, hinblickt und sie mit ihr gleichsinnig bewegt. Nachher ist der stupide, fast thierische Ausdruck wieder da, welcher erst im zweiten Vierteljahre schwindet. Und zwar ist das Hervortreten der menschlichen vergeistigten Physiognomie wesentlich durch das nun beginnende selbständige Fixiren heller, glänzender Objecte bedingt. Die Accommodation oder das Vermögen, ungleich weit vom Auge abstehende Flächen durch den Willen nacheinander auf der Netzhaut sich deutlich abbilden zu lassen, ist dann in der Entwicklung und die asymmetrischen Augenbewegungen hören nach und nach auf.

Nun beginnt auch das Farbenunterscheidungsvermögen. Das eine Kind bevorzugt Gelb, das andere Roth. Alle aber verabscheuen Schwarz und sehr dunkle Farben, ebenso wie das blendend Helle. Wann übrigens die feineren Farbenabstufungen und ihre Helligkeitsgrade zuerst deutlich erkannt werden, ist schwer zu bestimmen und der Zeitpunkt individuell verschieden. Das eine Kind lernt früh auch die Töne der Tonleiter unterscheiden, das andere nach Jahren noch nicht. Ich kenne keinen Fall von einem Kinde, das vor dem Beginne des dritten Lebensjahres die Farben Roth, Grün, Gelb, Blau richtig auf Verlangen vorzeigte. Im sechsundzwanzigsten Monat kann aber durch Uebung dieser Grad von Farbenkenntniß erreicht sein und zwar wird Blau zuletzt richtig benannt.

Auch die Unterscheidung der Formen schreitet äußerst langsam vorwärts. Hierbei sind die Erfahrungen an solchen Blindgeborenen, welche erst spät, als sie bereits sprechen konnten, durch Operationen sehend wurden, von besonderer Wichtigkeit. Sie zeigen, daß die Kugel von einem Würfel, daß die Ellipse vom Viereck mittelst des Auges allein nicht unterschieden wird, sondern erst nach dem Betasten. Dasselbe gilt ohne Zweifel für jedes kleine Kind.

Wie mangelhaft die Schätzung der Entfernungen in den ersten Jahren ist, zeigen viele Beobachtungen. Das Greifen nach dem Monde ist bekannt. Selbst lange Uebung scheint in dieser Beziehung nur dann von Erfolg zu sein, wenn das Kind sich sehr viel im Freien aufhält und die groben Fehler beim Distancenschätzen bleiben das ganze Leben hindurch bestehen ohne besonders darauf gerichtete Uebung.

Dasselbe gilt für die Erkennung der Größenunterschiede. Das Kind will noch im dritten Jahre seine großen Spielsachen in die Diminutivbehälter seiner ersten Zeit zwingen, große Stücke Brod auf einmal in den kleinen Mund bringen und mit seinen Miniaturhänden die größten Objecte umspannen.

Für jede Theorie der Erfahrung ist ferner von besonderer Wichtigkeit, daß die ersten Wahrnehmungen von Ortsveränderungen im Gesichtsfelde, das Verschwinden eines hellen Feldes aus demselben, etwa beim Auslöschcn der Lampe, und das Auftauchen eines neuen hellen Object's, etwa beim Anzündcn derselben, jedesmal einen tiefen Eindruck auf den unerfahrenen Säugling machen. Innerhalb der ersten zwei Monate wird jedoch die schnellste Annäherung der Hand an das Gesicht des Kindes noch nicht bemerkt. Erst von dem dritten Monate an erfolgt der vielfach discutirte Sid'schlag, welcher dann bis zum Lebensende regelmäßig beim unerwarteten raschen Annähern eines beliebigen Gegenstandes gegen das Auge eintritt, auch wenn es nicht berührt wird, selbst wenn eine Glasscheibe sich vor demselben befindet.

Dieses Verhalten läßt deutlich den Unterschied zwischen erblichen und erworbenen Vorgängen beim Sehen erkennen. Erblich ist z. B. die Verengerung der Pupille beim Eindringen hellen Lichtes und ihre Erweiterung beim Beschatten des Gesichtes, welches jeder Neugeborene zeigt, erworben dagegen das schnelle Schließen und Dessnen des Auges beim plötzlichen Annähern der Hand. Es ist eine Abwehrbewegung, bedingt durch die unangenehme Ueberraschung. Denn von Gefahr weiß das Kind in dem Alter noch nichts. Jene Abwehrbewegung

wird später durch häufige Wiederholung zur Gewohnheit und dann reflectorisch, wie andere abwehrende Muskelcontractionen.

Durch die Verbielfältigung derartiger Beobachtungen und Versuche an ganz kleinen Kindern wird es möglich, die fortschreitende Entwicklung des Sehens im Einzelnen zu verfolgen. Und Entsprechendes gilt für die anderen Sinne. Nur muß erst noch viel Material gesammelt werden, ehe die sinnlichen Grundlagen der geistigen Entwicklung des Kindes klargestellt sein können. Mit Recht bemerkt Helmholtz, daß sauber und kritisch an neugeborenen Kindern und Thieren angestellte Beobachtungen im höchsten Grade wünschenswerth sind, um vor allem über die Zulässigkeit und Unzulässigkeit der herrschenden Theorien des Raumes zu entscheiden. Die Sinneswahrnehmungen sind das einzige Material, mit welchem jeder Mensch sich seine Welt aufbaut. Ihr Inhalt, das Empfundene, ist zugleich der Boden, auf dem die Gefühle und Leidenschaften emporwachsen. Die Emotionen des Kindes, seine Neigungen und Abneigungen, das Erwachen seines Pflichtgefühls, die Anfänge seiner Charakterbildung, das erste Aufdämmern seiner Talente — das Alles hängt ab in erster Linie von der Entwicklung seiner Sinne. Aber so wenig Gesetzmäßiges, Zusammenhängendes wurde bis jetzt auf diesem Gebiete aufgefunden, daß eine Darstellung dieser Seite der Psychogenese zur Zeit nur aus einer Aneinanderreihung unvermittelter Thatsachen bestehen würde.

Vorher ist auch das einzige Mittel der Verständigung, die Sprache des Kindes, noch zu erforschen. Und dieses Studium ist das wichtigste für die Erkenntniß der kindlichen Seelenzustände und Verstandesoperationen. Es verspricht die größte Aufhellung des geheimnißvollen Dunkels der Seelenentfaltung. Denn mit der selbständigen Handhabung der Wortsprache bekundet der Mensch das Dasein seiner Vernunft nicht nur am sichersten, sondern allein sicher.

Ich habe daher die Mühe nicht gescheut, Tag für Tag Alles, was nur als eine sprachliche Aeußerung aufgefaßt, jeden Laut, der nur irgend fixirt werden konnte, innerhalb der ersten zwei Jahre, zu Papier zu bringen und werde eine hierauf basirte Entwicklungsgeschichte des Sprechens in einem besonderen Werke demnächst veröffentlichen. Hier können nur einzelne Momente von allgemeinerem Interesse hervorgehoben werden.

Vor Allem kommt es auf die sorgfältigste Beobachtung der Mienen und Geberden des Kindes an, welches noch nicht spricht, wenn man sich die Frage beantworten will: „Wie habe ich sprechen gelernt?“ oder was damit zusammenfällt: „Wie entwickelt sich der Verstand?“

Man hat vielfach zur Erklärung der mimischen Bewegungen des Kindes der Nachahmung einen zu großen Einfluß zugeschrieben. Das erste Lächeln und Lachen z. B. sind keinesfalls imitativ, sondern erblich wie das Schreien und Weinen vor Schmerz. Manche Geberden, wie das Zusammenlegen der Hände zum Bitten und das Winken beim Hinausgetragenwerden sind durch Dressur angelernt, bejahende und verneinende Kopfbewegungen theils durch Nachahmung, theils durch Dressur erworben, theils, wie es scheint, erblich.

Es ist beim Kinde ungemein schwierig, den Einfluß der Nachahmung, eines der mächtigsten Naturtriebe, auszuschließen und wo er nicht ausgeschlossen ist,

ihn von der Vererbung zu trennen. Von dem größten Nutzen wird hierbei das Studium der Gesichtszüge und Gesten Blindgeborener sein. Aber total blind Geborene sind selten, und spät Erblindete zeigen zwar ein weniger ausgeprägtes Mienenspiel als Sehende, weil die Nachahmung fortfällt, aber bei ihnen sind die Erinnerungen imitirter Mienen geblieben, so daß man Vererbung und Erwerbung kaum trennen kann.

Wie verhält es sich nun mit der Lautsprache, dem articulirten Reden, dem einzigen von allen Parteien noch anerkannten durchgreifenden Unterschiede zwischen Mensch und Thier? Schwerlich wird Jemand behaupten, es könne jemals ein Kind geboren werden, welches sogleich sprechen kann, sicher ohne die Nachahmung kein Kind sprechen lernen. Darum darf aber die articulirte Sprache nicht im Ganzen und Einzelnen ohne Weiteres als etwas Erworbenes, als etwas schlechterdings nicht-Erbliches bezeichnet werden. Denn schließlich heißen alle Eigenschaften der Organismen, welche sich periodisch beständig wiederholen, erblich. Man kann sagen, die Erblichkeit sei eine Form des Gesetzes der Trägheit oder des Beharrungsvermögens im Bereich der organischen Natur. Was regelmäßig in vielen Generationen lange Zeit hindurch beharrt, wird vererbt genannt. Ob es sich dabei um Organe, welche der Lautbildung vorstehen, wie Kehlkopf und Zunge handelt, oder um Vorgänge, wie Schreien und Singen, oder die Stimme selbst, ist für den allgemeinen Begriff gleichgiltig. Wenn nun hundert Generationen hindurch zwar nicht die Sprache, aber das Sprechen sich erhält, theils sich vervollkommnet, theils sich verschlechtert, dann liegt kein Grund vor, sie nicht erblich zu nennen. Erblich und angeboren ist nicht gleichbedeutend. Die Zähne, der Bart sind erblich, aber nicht angeboren, nur die Anlagen beider sind angeboren. So auch ist das Sprechen erblich und nicht angeboren, aber die Anlage, die Prädisposition, diese ist dem Menschen angeboren. Wenn nur irgend ein Theil des äußerst complicirten Sprachmechanismus fehlt oder verkümmert ist, wenn z. B. die Stimmbänder versagen, oder das Ohr, oder wenn das Sprachcentrum im Gehirn gestört oder die Zunge gelähmt ist, dann wird zwar das gewöhnliche articulirte Sprechen vom Kinde nicht erlernt, aber den Beweis für das Vorhandensein der Anlage zum Sprechen liefert die Thatsache, daß es dann auf anderem Wege, gleichsam auf Umwegen, durch Schreiben, durch die Fingersprache u. s. w. doch dieselbe Sprache, wie seine Angehörigen, erlernt.

Es gibt keine Thatsache, welche so deutlich wie diese die ursprüngliche Unabhängigkeit des Sprechvermögens von den einzelnen Sprechwerkzeugen zeigt, und doch zugleich die Abhängigkeit der feineren sprachlichen Entwicklung von der Integrität des gesammten Sprachmechanismus erkennen läßt. Denn der geringste organische Defect wird gehört. Aber es sind nicht die Organe, welche das Sprechen bestimmen, sondern umgekehrt: das Bedürfniß der Mittheilung schuf sich die Sprechwerkzeuge, diese vererbten sich und wirken nun beim Kinde bestimmend auf die Art des Sprechens zurück.

Verfolgt man tagtäglich die Lautäußerungen des Kindes von der Geburt an, bis es die Muttersprache selbständig gebrauchen kann, so findet man hierin den Ariadnefaden, welcher durch das verwirrende Labyrinth der Erscheinungen leitet. Es gibt kaum einen größeren intellectuellen Genuß für den Psychologen,

als das Beobachten während der tausend und ein Tage, mit denen das Menschenleben beginnt und innerhalb deren die Sprache vom ersten Reflexschrei an sich entwickelt: anfangs unkenntlich, nach und nach aus unentdeckten Quellen langsam und unterbrochen fließend, dann allmählich lebendiger sprudelnd und scheinbar regellos, hierauf langsam von dem unnüthigen Weitwert befreit, mehr geordnet und deutlich, klarer und fließend, bis endlich der ruhige Strom zusammenhängender Rede von der Herrschaft des Verstandes über den Naturtrieb, von dem Siege des Willens und von der Gedankenbildung Zeugniß ablegt.

Wer frei von irgend welcher Meinung über den Ursprung der Sprache sich rein an die Beobachtung hält, wird erkennen, wie unrichtig die herrschenden Ansichten zum Theil sind, als wenn z. B. das Kind, bevor es die Sprache der Eltern oder Erzieher erlernt, seine eigene, eine besondere articulirte Kindersprache, die es sich selbst erfunden hätte, verlernen müßte.

Anfangs können nur Vocale geäußert werden, besonders a und ä. Trotz der Gleichförmigkeit derselben sind aber schon innerhalb der ersten fünf Lebenswochen die Stimmlaute so verschieden, daß man allein an diesen die seelischen Zustände des Kindes erkennt. Das periodisch unterbrochene Schreien mit zugekniffenen Augen beim Hunger, das anhaltende Wimmern vor Kälte, die hohen durchdringenden Töne beim Schmerz, das Lachen über einen glänzenden Knopf, das Krähen vor Freude, das eigenthümliche, mit lebhaften Armbewegungen verbundene Ankündigen des Wunsches nach einer Lageänderung sind mannigfaltige, leicht zu unterscheidende akustische Lebensäußerungen, theils reflectorischer, theils expressiver Natur.

In der siebenten Woche hörte ich den ersten Consonanten: m. Das Rallen des Säuglings in dieser Zeit, überhaupt während des ersten Halbjahrs, läßt sich jedoch nicht zu Papier bringen. Das Kind bewegt auch ohne äußeren Anlaß alle Muskeln, die es zur Verfügung hat. Zu diesen gehört vor Allem die Musculatur des Kehlkopfs, der Zunge und der Lippen. Bei den auf's Gerathewohl ausgeführten unermüdblichen Zungenbewegungen trifft es sich oft, daß die Mundspalte ganz oder theilweise verschlossen wird. Dann sprengt der beim Athmen austretende Luftstrom den Verschuß, und so entstehen viele Laute unwillkürlich, auch solche, die in der deutschen Sprache nicht vorkommen und an deren Wiederholung der alalische Säugling sich ergötzt. Weitaus die meisten der durch unregelmäßige Zungen- und Lippenübungen entstehenden Consonanten lassen sich aber ebensowenig fixiren, wie die immer lebhafter, anhaltender und mannigfaltiger werdenden Bewegungen der Glieder, die man nicht abzeichnen, nicht schildern kann. Im siebenten Monat sind deutlich nur m, b, d, n, r, seltener g und h, höchst selten l in den Sallmonologen.

Nun wird nach und nach die Stimme als Ausdruck der Stimmung fixer modulirt. Wenn das Kind nach einem neuen Gegenstand verlangt, dann bezeichnet es nicht nur mit ausgestreckten Armen und mit dem Blick die Richtung, sondern gibt durch denselben Laut, welchen es vor dem Einnehmen seiner Nahrung äußert, zu erkennen, daß es begehrt. Diese Combination der entwickelten Augen-, Arm- und Sprech-Muskelbewegungen ist ein großer Fortschritt. Zugleich werden die verdoppelten Silben pa, at, ta, ba, da, ma, na, welche fast



allen Kindern aller Völker zukommen, deutlich und häufig. Sie haben keinen Sinn und sind nur die ungewollte Folge der Turnübungen des Sprechapparats.

Gegen Ende des ersten Lebensjahres beginnen meistens auch die ersten Lautnachahmungen, jedoch in höchst unvollkommener Weise. Manche Kinder sind darin schon früher geschickt. Es ist aber wahrscheinlich die frühe und geschickte Nachahmung oder das Nachäffen weniger ein Zeichen von Verstand, als von Mangel an geistiger Selbständigkeit. Die letztere gibt sich in dieser Zeit jedenfalls viel mehr durch das beginnende Unterscheidungsvermögen für gehörte Wörter zu erkennen. Das Kind wendet den Kopf, wenn es gerufen wird. Man bringt ihm leicht durch Dressur einige Kunststückchen bei, wie „Händchen geben“ u. dgl. Doch ist das Verständnis des Säuglings für den Jargon der Ammensprache noch zu Anfang des zweiten Jahres meist nicht größer und das Wortrepertoire nicht umfangreicher, als das eines gut dressirten Jagdhundes für die Sprache des Waidmanns. Der enorme intellectuelle Abstand des Kindes und des dressirten Thieres zeigt sich weniger darin, daß es die Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes oder einer bestimmten Veränderung mit einem gehörten Schall fest verbindet, als darin, daß es selbst eine Silbe, ein Wort, wenn auch nur flüsternd, äußert, sowie der entsprechende Eindruck wiederlehrt. Eins der ersten derartigen Worte ist bei fast allen Kindern „atta“. Bei einigen Nationen erziehen die Angehörigen das Kind so, daß es mit *atta*, *ätte* „Väterchen“ bezeichnet, bei anderen erhält es die Bedeutung „fort“. Die Verbindung der Ursilben „pa“ und „ma“ mit den Eltern oder anderen erwachsenen Männern und Frauen wird gleichfalls dem Kinde mit großer Mühe beigebracht, Monate, nachdem es die Silben sinnlos geäußert hat.

Im dritten Halbjahr macht die Lautnachahmung erhebliche Fortschritte. Auch werden bereits viele Gegenstände, nach täglich wiederholtem Vorzeigen und Benennen, nun auf Befragen richtig gezeigt, sogar von häufig gehörten Wörtern Verfümmelungen selbständig vom Kinde bereits richtig gebraucht, z. B. „bibi“ statt „bitte“ beim Verlangen, „Mimi“ statt „Milch“. Es ist mir dabei nicht aufgefallen, daß derartige primitive Versuche, die oft gehörten Wörter selbst zu verwenden, wie mit einer plötzlichen Erleuchtung das Kind mit einem Schlage zu einem vernünftigen Wesen stempelten. Vielmehr sind in der Zeit die Mienen und Geberden noch das wichtigste Verständigungsmittel und jene entstellten Silben Begleitererscheinungen.

Dagegen ist allerdings das erste Zeichen der beginnenden Begriffsbildung etwas durch sein unerwartetes Auftreten in hohem Grade Merkwürdiges. Das Kind hatte bisher beim Fortgetragenwerden oder Hinausgehen regelmäßig „atta“ gesagt. Als nun Abends die Lampe angezündet und mit einem Schirm etwas verdunkelt wurde, sagte es ebenfalls „atta“. Es geschah im fünfzehnten Monat. Mag das Wort noch so oft beim Fortgehen gehört worden und dadurch angeeignet sein oder nicht, Niemand hatte beim Lichtverdunkeln es gebraucht. Die Bildung des Begriffs ist in jedem Falle dadurch bewiesen. Die Ähnlichkeit in den so sehr verschiedenen Vorgängen des Weggehens und Lampenverdunkelns hat das Kind selbst entdeckt. Das Verschwinden der ungleichartigsten Gesichtseindrücke benennt es mit demselben Lautzeichen. Denn

halb darauf wurde das Zusammenklappen eines Fächers, das Leerwerden des Glases ebenso bezeichnet. Es gibt also Ueberlegung ohne Wortsprache, denn „atta“ war im besprochenen Falle das einzige Wort, über welches zu jener Zeit das Kind überhaupt verfügte, als es bereits Begriffe bildete. Die Ueberlegung tritt aber viel mehr durch Geberden als durch Laute hervor, trotzdem zu Anfang des vierten Halbjahrs die Articulation sich durch Nachahmung sehr vervollkommen hat. Zwar können noch nicht alle Laute der deutschen Sprache richtig willkürlich hervorgebracht werden — selbst im dritten Jahre noch nicht — aber sie entstehen gewissermaßen von selbst, wenn das Kind sich gehen läßt — und z. B. eine Zeitung vor sich ausbreitend das oft wahrgenommene Lesen nachahmt. In dieser Zeit versteht das intelligente Kind viel mehr Wörter, als es wiederholen kann, aber es wiederholt auch viele, die es nicht versteht, papageimäßig ohne Anleitung, zu seinem Vergnügen, besonders diejenigen, welche die Heiterkeit der Angehörigen erregen. Das Verhalten der letzteren ist nicht etwa nur wichtig, sondern maßgebend für die Wahl der Ausdrücke des Kindes. Hierdurch entwickelt sich die Articulation immer schneller, und die unglaubliche Beweglichkeit der Zunge, deren Evolutionen der Erwachsene nicht nachahmen kann, kommt dabei dem spielend lernenden Kinde zu statten. Jedes kleine Kind irgend einer Nationalität kann irgend eine Sprache perfect sprechen lernen, der Italiener Russisch, der Eskimo Arabisch, während im späteren Leben die feineren Nüancen der Aussprache nicht mehr leicht erworben werden. Aber das Kind lernt seine Muttersprache nach einer ganz anderen Methode, als der Erwachsene ein fremdes Idiom. Es fängt damit an, den Sinn des zu ihm Gesprochenen zu verstehen und lernt die Wörter hinterher aussprechen. Der Schüler hingegen lernt zuerst die Aussprache der Laute, lernt Vocabeln auswendig und dann erst den Sinn der fremden Sätze. Es ist dagegen die sogenannte Kindersprache aus unarticulirten Lauten, aus Mienen, Geberden und aus entstellten, oft fast bis zur Unkenntlichkeit verstückelten Fragmenten der Wortsprache zusammengesetzt und nur wenige onomatopoesische Ausdrücke fügt das Kind hinzu, welche für sich keine Sprache ausmachen. Das Wau-wau, Kikeriki, Mu-mu wird den Kindern vorgefagt und ihr noch nicht überladenes Gedächtniß prägt sich das Anschauliche zuerst ein. Schnell bemächtigt sich dann der neuen Thierstimmen die wunderbar schöpferische Kinderphantasie und läßt Holzklöße oder Pappdeckelfiguren zu einander reden, ehe noch das Kind selbst sprechen kann.

Die Vorstudien, deren es dazu bedarf, sind so mannigfaltig, daß auch dem Scharfsinnigsten das Sprechenlernen des Kindes unbegreiflich erscheint. Es schreit, lacht, lallt, singt, schnalzt, kräht, quielt u. s. w. und es versteht, was zu ihm gesagt wird, lange ehe es spricht. Und nachdem es unzählige Male getastet, geblickt, gelauscht und geschmeckt hat, nachdem es sich mit Nachahmungsversuchen tausendfältig ergötzt und dann wieder abgemüht hat, nachdem es anfangs nicht nachsprechen konnte, später oftmals nicht nachsprechen wollte — dann spricht es von selbst. Aber es spricht nicht eindeutig, sondern ein einziges Wort bedeutet gleich mehrere ganze Sätze. „Heiß!“ soll heute besagen: „Die Milch ist zu warm für mich“; gestern bedeutete es: „Der Ofen ist heiß, ich darf ihn nicht berühren“. „Tuhl!“ heißt: „Ich wünsche auf diesen Stuhl gesetzt zu

werden," dann wieder: „Mein Stuhl fehlt“. Hierauf kommt die Zeit, in der schon zwei, dann drei Worte zusammengesprochen werden. Endlich die erste Erzählung des Zweijährigen: „Atta Nee Mann haus Nee am Mann Nee“, d. h. „Wir sind ausgegangen in den Schnee, ein Mann fiel in den Schnee, der arme Mann lag im Schnee“. Von diesen Anfängen zum richtigen Satzbau ist noch weit. Der Gebrauch der Fürwörter, Zeitwörter und Artikel macht viele Monate lang große Schwierigkeiten, aber die Bahn ist gebrochen. Immer mehr schwinden die kindlichen Infinitive und Eigennamen, immer richtiger gestaltet sich der Satzbau, bis endlich das Kind durch kluge Fragen viel mehr als durch Antworten glänzende Beweise seines Denkvermögens gibt.

Vergleicht man die Mängel der kindlichen Sprache dieser späteren und der früheren Perioden mit den Mängeln der Sprache Erwachsener nach krankhafter Störung der verschiedenen Theile, so ergibt sich eine ungemein interessante und durch ihre Vollständigkeit höchst überraschende Parallele. Sämmtliche Arten krankhafter Sprachstörungen, nicht etwa einige wenige, finden beim Kinde ihr verkleinertes Gegenbild. Durch die Krankheit ist der entwickelte Mensch nicht mehr im Stande, richtig zu sprechen; in der Kindheit ist der unentwickelte Mensch noch nicht im Stande, richtig zu sprechen. Bei jenem sind die vorhandenen Functionen gestört, bei diesem die Functionen der Lautmechanik und Dictionsmaschinerie nicht ausgebildet. Der eine Zustand hilft den anderen verstehen. Doch muß ich eine Erläuterung dieser Beziehungen mir an dieser Stelle versagen, weil das reiche Material keine Kürzung erlaubt. Es war hier nur mein Wunsch, einige der wesentlichen Grundbedingungen aller seelischen Entwicklung des Kindes in der ersten Lebensperiode frei von Tagesmeinungen zu skizziren und die außerordentliche Bedeutung des Studiums der Kinderseele hervorzuheben. Ihre Poesie bleibt davon unberührt. Den Müttern wird nichts von dem Zauber des Blickes aus dem Kinderauge genommen, wenn die Väter nebenbei sich für die Bewegungsart dieses Auges interessieren, in dem die lautere Wahrheit wohnt.

Freilich, übersehe ich meine Arbeit, die jahrelang täglich wiederholten Versuche, die Entwicklungsvorgänge zu fixiren, so kommt es mir vor, als stünde ich am Ufer eines glänzenden Stromes, der immer breiter wird, immer schneller dahinfließt und in dessen klare Wasser ich suchend hinabschaue, ohne den Grund zu finden, auch wenn keine muthwillige Welle die Oberfläche kräufelt.

Staunend stehen wir und stumm vor dem ewigen Räthsel des Werdens. Ehe wir es merken, wandelt sich das hilflose Kind um in ein Wesen, das uns gleicht. Die eigene Jugend wie die unserer Kinder gleitet vorüber, ehe wir es gewahr werden. Wir dringen nicht ein in das liebeliche Geheimniß.

klar ist die Seele des Kindes. Sie zeigt sich uns immer natürlich,  
 Doch unergründlich zugleich, bleibt sie das größte Problem.

# Felix Dupanloup<sup>1)</sup>.

Von  
F. von Sarburg.

Das moderne katholische Frankreich hatte zwischen dem dritten und sechsten Decennium dieses Jahrhunderts eine Phalanx von Männern aufzuweisen, die, wenn sie auch Ludwig's XIV. glanzvolle Zeiten nicht wieder erweckten, doch die Augen von ganz Europa auf sich zog. Diese Generation, welcher Jahre lang die geistige Führerschaft des Katholicismus in seinem Kampfe um die Existenz und um seine innere Erneuerung fast unbestritten zu stand, ist nun nahezu bis auf den letzten Mann in's Grab gesunken. Die Häupter hatten zuerst das Glück, einem wüsten, würdelosen Tag durch den Tod aus dem Wege zu gehen. Bercher, Sacordaire die ersten; dann folgte, im Frühling 1870, Montalembert, zuletzt, nachdem die Partei selbst längst zu den Todten gehörte, der Bischof von Orléans, welcher am 11. October des Jahres 1878 seine an Arbeiten und Kämpfen so reiche Laufbahn schloß. Wenn wir an dieser Stelle einen Rückblick auf das Leben dieses streitbaren Prälaten werfen, so geschieht es von der Ueberzeugung aus, daß dies Leben mit seiner ganzen fieberhaften Thätigkeit weit mehr der Tagespolitik, als der Theologie angehörte; wir brauchen den Lesern der „Kundschau“ nicht zuzumuthen, sich in ihnen fremde und wenig zusagende kirchliche Fragen zu verlieren, indem wir sie einladen, dieser Existenz einige Augenblicke der Betrachtung zu gönnen: das allgemeinste politische und historische Interesse reicht hin, um eine Wirksamkeit in's Auge zu fassen, die sich bis in die neuesten Geschichte der französischen Nation fühlbar gemacht hat.

Wir sind nicht die ersten, die einen solchen Rückblick versuchen: ein Todter wie Dupanloup wartet kein Jahr auf einen Biographen. Dupanloup aber

<sup>1)</sup> Indem wir den obigen Aufsatz eines liberalen Katholiken veröffentlichen, glauben wir darauf aufmerksam machen zu sollen, daß darin kirchliche und religiöse Fragen theilweise in einem anderen Sinne behandelt werden, als wir selbst es thun würden. Allein der Aufsatz geht uns von so hervorragender Seite zu, und so merkwürdiges Licht wirft er auf wichtige Vorgänge der jüngsten Kirchenpolitik und -Geschichte, daß wir uns nicht für berechtigt erachten, ihn unsern Lesern vorzuenthalten, denen unser eigener Standpunkt ja hinlänglich bekannt ist.

erlebte sogar schon seinen Nekrolog. In der Fortsetzung der bekannten Rohrbacher'schen „Kirchengeschichte“ hat ein Autor von der Richtung Louis Veuillot's, Dupanloup's Todfeindes, eine Biographie des Bischofs von Orléans gegeben, die nichts mehr und nichts weniger als ein Auto-da-fé über Leben und Schriften desselben bedeutet. Im französischen Episkopat fand man dies denn doch zu stark: der Verleger mußte den Band unterdrücken, der jetzt schwer aufzutreiben ist und sehr hoch bezahlt wird, und die zweite Auflage desselben faßte den Bischof mit sanftern Handschuhen an. Festiger wird dagegen wieder in der eben erschienenen italienischen Fortsetzung Rohrbacher's an ihm herumgezerrt<sup>1)</sup>.

Sehr bald nach dem Hingange Dupanloup's hat sein Freund, der Graf de Falloux, Erinnerungen an denselben im „Correspondant“ veröffentlicht, welche seither auch als selbständiges Werk erschienen. Keine förmliche Biographie, ist dasselbe gleichwol reich an Mittheilungen, die nicht nur für unseren Gegenstand, sondern für die Zeitgeschichte überhaupt von Wichtigkeit sind<sup>2)</sup>.

Endlich gab das „Nineteenth Century“ einen Essay von C. de Warmont über Dupanloup. Persönliche Beziehungen zu letzterm, noch mehr seine vorzügliche Kenntniß der neuesten Zeit- und Kirchengeschichte befähigten den Verfasser in besonderm Maße zu einer Aufgabe, deren er sich auf die geistvollste Weise entledigt hat. Warmont's Aufsatz, so klein er ist, zählt zu den glänzendsten Studien über die religiöse Geschichte der Gegenwart<sup>3)</sup>. Was seinen Werth noch erhöht, sind die in ihm mitgetheilten Auszüge aus unedirten Briefen Montalembert's.

## I.

Felix Antoine Philibert Dupanloup erblickte das Licht der Welt am 3. Januar 1802 zu St. Felix in Savoiën, im Bisthum Cambrai, dem damaligen, kurz vorher annectirten Departement Du Mont Blanc. Man nennt als seinen Vater einen Officier der sardinischen Armee, seine Mutter soll ein einfaches Dienstmädchen gewesen sein, das, wie Dupanloup's Gegner wissen wollten, der Verführung eines ihr Dorf besuchenden ‚Duc‘ unterlag. Ich weiß nicht, was an diesem Wahres ist. Gewiß ist, daß die angeblich uneheliche Abstammung des Bischofs Seitens des „Univers“ mit der diesem einzigartigen Rohheit im Kampfe gegen ihn 1870 verwerthet wurde. Ein Bruder seiner Mutter war Pfarrer in der Nähe von Ancey; dieser gab dem Knaben den ersten Unterricht und brachte ihn dann, 1810, nach Paris, wo Felix anfangs einer Privatpension, dann dem

<sup>1)</sup> Balan, Continuazione alla Storia universale della Chiesa Cattolica dell' ab. Rohrbacher (1846—79), 2 voll. Torino 1879. Die Civiltà cattolica spendet dem Werke das höchste Lob; es ist also die Lectüre desselben unbedenklich dem zu empfehlen, welcher wissen will, mit welchen Augen die Jesuiten die Geschichte der letzten dreißig Jahre ansehen.

<sup>2)</sup> L'Évêque d'Orléans, par le Comte de Falloux, de l'Académie française. Paris, Didier & Co. 1879.

<sup>3)</sup> Felix Antoine Dupanloup, Bishop of Orleans, by C. de Warmont (with a Note by Dr. Döllinger), Nineteenth Century, No. 24. February 1879. Ein größeres Werk, Vie et Épiscopat de Mgr. Dupanloup, von einem seiner früheren Generalvicars, ist als demnächst erscheinend bereits bei J. Pougeois in Paris angekündigt.

kleinen Seminar von S. Nicolas, dessen Vorstand er später ward, übergeben wurde. Man erzählt aus dieser Zeit zwei Anekdoten, die charakteristisch genug die erwachende Leidenschaft des Kindes und Jünglings für den Ruhm, sei es dem des Kriegers, sei es des Dichters, verrathen. Kaum in Paris angelangt, entwißte der noch nicht neunjährige Bursche den Seinigen, um den ersten Gegenstand seiner jugendlichen Verehrung, den großen Kaiser zu sehen, dem er bei einer Parade von den Tuileries bis zum Champ-de-Mars, und zurück vom Champ-de-Mars bis zu den Tuileries folgte, ohne ein Auge von ihm zu wenden. Ein anderes Erlebnis brachte ihn zuerst in Berührung mit einer literarischen Größe. Seine Ferien verlebte der junge Student gewöhnlich in La Roche Guyon bei den Rohan, die seine Familie protegirten und ihm wohlwollten. Hier traf er als 16—18jähriger Jüngling mit Lamartine zusammen, der einige Tage bei den Herren des Schlosses zubrachte und unter anderen Dingen denselben eines Abends Proben aus einer fünfactigen Tragödie vorlas, die er eben erst gedichtet und die noch Niemand gesehen. Der freie Ton und das wilde romantische Feuer des Drama's erschreckte die Zuhörer, auf deren Zureden sich Lamartine, des andern Morgens, entschloß, auf die Publication zu verzichten. Das Manuscript war auf dem Tische liegen geblieben; der Dichter nahm es in Gegenwart seiner Gastfreunde, zerriß es und warf die Trümmer seiner Schöpfung in's Kamin. Aber der junge Dupanloup hatte vor Aufregung nach der Vorlesung nicht geschlafen; er hatte bemerkt, wie Lamartine die Handschrift im Salon gelassen und war in der Nacht herabgestiegen, um sie zu copiren. Man sagt, diese Abschrift der ganz unbekannt gebliebenen Lamartine'schen Dichtung sei unter den Papieren des Bischofs erhalten.

Dupanloup legte seine Studien mit Glanz zurück und wurde 1825 durch den Erzbischof von Paris, Msgr. de Quelen, zum Priester geweiht. Schon sein erstes Auftreten als Vicar an der Kirche de l'Assomption muß die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf ihn gezogen haben, denn 1828 wurde der junge Abbé zum Beichtvater des achtjährigen Herzogs von Bordeaux, zum Religionslehrer der jungen Prinzen von Orléans und 1830 zum Aumonier der Herzogin von Angoulême ernannt. Die Revolution warf ihn aus dieser bereits beneideten Stellung heraus. Vier Jahre später ließ ihn sein Erzbischof die jährlichen Conferenzen in der Notre-dame eröffnen und ernannte ihn sofort zum Superior des kleinen Seminars, was Dupanloup ablehnte, indem er nur die Function eines Studiendirectors in der Anstalt annahm. Ein Jahr später wurde er erster Vicar an der Kirche Saint-Roch, lehnte 1837 zwei ansehnliche Pariser Pfarreien ab, übernahm dann doch die Direction des Knabenseminars von S. Nicolas-du-Charbonnet und zugleich die Stellung eines Generalvicars der Erzdiocese, worauf er sich, 1838, die sog. kleine Naturalisation verschaffte. Die Erhebung des Msgr. Affre zum Erzbischof entgegen den Wünschen Dupanloup's, der einen andern Prälaten bevorzugt hatte, veranlaßte ihn, dem Generalvicariat zu entsagen. Man hatte ihn im Jahre 1841 zum Professor an der theologischen Facultät der Sorbonne ernannt; gleich von vornherein sprach er über Voltaire, den er ganz besonders haßte; die Studenten geriethen in Aufruhr und man suspendirte seine Vorlesungen, wie viele Jahre später die Regierung

Napoleon's III. diejenigen Renan's aus einem entgegengesetzten Grunde abbrechen ließ. Auf einer Reise nach Italien wollte ihn der König Karl Albert zu Turin in seinem Dienste festhalten; aber Dupanloup war schon zu sehr Franzose geworden, um nach seiner alten Heimat zurückzuerlangen. Er konnte ohne Paris nicht leben, wo ihm übrigens der Beifall des Hofes nicht fehlte, denn die Königin Amelie, welche unter Louis Philippe die Bischöfe ernannte, war ihm gewogen. 1845 entsagte Dupanloup allen seinen Aemtern und behielt bloß den Titel eines Ehrenbomherrn von Paris. So lebte er fast wie ein Privatmann, nur seinen Studien und seiner literarischen Thätigkeit bis 1849.

Dupanloup's theologische Studien, wie er sie zwischen 1825—48 in seinen verschiedenen Stellungen betreiben konnte, unterschieden sich im Wesentlichen nicht von solchen, wie der französische Klerus sie überhaupt in unserer Zeit trieb. Die große Revolution von 1789 hat mit dem Centrum der französischen Theologie, der Sorbonne, und mit der Congregation der Mauriner auch das theologische Studium in Frankreich getödtet. Als Napoleon die Kirche wiederherstellte, war es ihm nicht um einen gelehrten, wissenschaftlich geschulten, sondern um einen gefügigen Klerus zu thun. Die totale Abhängigkeit, in welche er ihn durch die organischen Gesetze den Bischöfen gegenüber brachte, die elende materielle Lage, in welcher sich die von der Regierung salarirte Geistlichkeit befand, zerstörten den letzten Rest wissenschaftlicher Bestrebungen, für die übrigens Organe und Vorbedingungen fehlten, da die kaiserliche Universität mit ihrer theologischen Facultät keine Wiederherstellung der alten Sorbonne war, der theologische Unterricht im Gegentheil jetzt den bischöflichen Seminarien anheimgegeben wurde und bald gänzlich verfiel. Es ist eine mehrfach hervorgehobene Thatsache, daß die bedeutenden Männer der französischen Kirche der Gegenwart, wie Lacordaire und Ravignan, ihre Bildung außerhalb der theologischen Lehranstalten gewonnen, ehe sie in den Dienst der Kirche traten. Dupanloup, trotz seiner glänzenden Begabung, konnte keinen andern Weg gehen als den ihm vorgeschriebenen. Von einem quellenmäßigen theologischen Studium, wie man es in Deutschland versteht, war nicht die Rede. Der ganze Unterricht war vielmehr eine Fertigung des jungen Mannes zum praktischen Kirchendienst. Fachmännisch kritische Durchbildung fehlte Dupanloup wie fast allen seinen Mitbrüdern, ein Mangel, der in seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit fortwährend hervortritt und der durch die Declamation ersetzt wird — das Erbübel der gesammten modernen Literatur der Franzosen auf dem Gebiete der Theologie. Dupanloup hat diese durch den Abgang soliden, auf breiter Grundlage der Forschung beruhenden Wissens ihm wie Andern aufgenöthigte Herrschaft der Phrase nie los werden können; aber er hat instinktmäßig das Uebel gefühlt und er glaubte daher nichts Größeres thun zu können, als an der Erziehung seiner Nation zu arbeiten.

Die Frage der Erziehung war zu Anfang der vierziger Jahre in Frankreich in den Vordergrund der Erörterung gestellt. Napoleon, welcher wohl wußte, daß wer die Jugend in den Händen hält, die Zukunft hält, hatte den gesammten Unterricht von der Elementarschule bis zur Universität zur Staatsdomäne gemacht. Unter der Restauration hatte der Klerus mit Erfolg begonnen, wenigstens einen Theil des Secundär-(Gymnasial)unterrichts an sich zu bringen. Die Juli-

regierung war nicht gewillt, der Geißlichkeit Einfluß auf die öffentliche Erziehung zu gewähren; als die jungen Romantiker des Katholicismus, als die Montalembert und Lacordaire im Jahre 1831 die freie Volksschule verlangten und sie sofort auf eigne Rechnung zu verwirklichen suchten, war man energisch eingeschritten. Aber die Dinge drängten zu einer Lösung. Die katholischen Familien machten, und nicht mit Unrecht, geltend, daß ihre Kinder in den Staatschulen nach voltaireanischen Grundsätzen erzogen würden: immer gebieterischer verlangte die Stimme eines großen Theils der Franzosen die Einschränkung des staatlichen Monopols. Diese Fragen, welche in der Gegenwart wieder das Schiboleth der parlamentarischen Kämpfe in Paris bilden, kamen zu einem vorläufigen Abschluß 1849 durch das Gesetz Falloux, worauf wir sofort eingehen werden. Aber schon seit 1841 hatte Dupanloup den regsten Antheil an der Debatte genommen. In seiner Stellung als Lehrer und Vorsteher des kleinen Seminars von S. Nicolas hatte er mit unglaublichem Eifer sich dem Werke der Erziehung hingegeben und jene praktischen Erfahrungen gesammelt, die er in seinen zahlreichen Schriften über Erziehung niederlegte — Schriften, die gesammelt nicht weniger als 25 Bände füllen würden.

Wenn ich, was mir von diesen Schriften bekannt ist<sup>1)</sup>, übersehe, so finde ich darin den Nachhall zweier Schriftsteller des goldenen Zeitalters der französischen Literatur, die beide zu Dupanloup's Lieblingsautoren zählten: Fénelon's und der Maintenon. Keinen Schriftsteller hat Dupanloup mehr gelesen als den Verfasser des *Télémaque*, keinen hat er mit größerem Eifer zu verbreiten gesucht<sup>2)</sup>. Und doch waren Temperament und Gemüthsart beider Männer sehr verschieden: Fénelon eine milde Größe von unvergleichlicher Sanftmuth, Dupanloup hastig, abspringend, leidenschaftlich. Nicht weniger merkwürdig ist des Letzteren Vorliebe für Frau von Maintenon. Ueber die geistige Bedeutung dieser Dame hat meines Wissens nie ein Zweifel bestanden; von ihrem sittlichen Werthe konnten Viele, konnte auch ich mich spät erst überzeugen. In den letzten dreißig Jahren ist in Frankreich von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden, die Maintenon auch nach dieser Seite zu rehabilitiren; vielleicht nirgend glücklicher als durch die Veröffentlichung ihrer Briefe über „die Erziehung der Mädchen“<sup>3)</sup>, welche Sainte-Beuve sofort auf ihre Seite zog<sup>4)</sup>. In diesen Briefen finden sich Grundsätze, denen wir in Dupanloup's Schriften über weibliche Erziehung, wenn auch in anderer Form, wiederbegeggen. Man solle den Mädchen gegenüber eine christliche und zugleich besonnene, vernünftige Sprache führen — ihr Unterricht soll einen heiteren Charakter annehmen — die Lehrstunden sollen nicht zu lang sein — sie sollen zu guten Christinnen, aber zu Bürgerinnen

<sup>1)</sup> De la pacification religieuse — De l'Éducation, 3 voll. (Hauptwerk) — De la haute Éducation intellectuelle — La femme chrétienne et française — L'Enfant — La Femme studieuse.

<sup>2)</sup> Vergl. La vraie et solide piété sacerdotale, 1837 — La vraie et solide piété recueillie de Fénelon, 1845 — Le Christianisme présenté aux hommes du monde u. a.

<sup>3)</sup> Lettres sur l'éducation des filles, par Mme. de Maintenon, publ. pour la première fois etc. par Th. Lavallée. Par. 1854.

<sup>4)</sup> Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, Tome complet. Par. 1856. p. 88 f.



dieser Welt erzogen und nicht zu klösterlichen Uebungen herangezogen werden: kurz, was man ihnen zu lehren hat, sind: Christenthum und Vernunft, zwei Dinge, die Prinzessinnen und Bettlerinnen gleich nothwendig sind. Das sind Grundsätze, nach denen sich ein starkes christliches Weib erziehen läßt und die zu anderen Resultaten führen, als die heutige Erziehungsmethode so vieler französischen Klöster, wo das „*toujours raisonnablement*“ leider nicht immer Platz greift. Dupanloup gab seinen eigenen Zöglingen im kleinen Seminar von S. Nicolas eine starke, kräftige Erziehung, die den Wettstreit und das Ehrgefühl der jungen Leute anregte und welche streng war, ohne den Frohsinn zu tödten; er mochte den finsternen Ernst von Port-Royal nicht. Ich habe Personen gekannt, die von ihm geformt waren und die Muster einer freien christlichen Erziehung darstellten. Er wirkte aber weit über die Grenzen seiner Anstalt hinaus. Der Ruf seiner pädagogischen Meisterschaft führte ihm eine Menge von Eltern zu, die mit ihren Erziehungskünsten am Ende waren und in ihrer Noth seine Erfahrung anflehten: er hat zahllose Jünglinge auf bessere Pfade gebracht und Trost und Glück in viele Familien zurückgeführt.

Weniger glücklich war Dupanloup in einer Controverse, die er in jener Zeit mit dem Herzog von Broglie, dem damaligen Unterrichtsminister, führte. Der Vater des späteren Premierministers Mac Mahon's war ein Mann, dessen hoher gerader Sinn, dessen tiefe Einsichten und dessen edler Charakter ihn weit höher stellen, als dies im Auslande gewußt ist. Seiner religiösen Richtung nach zählte er zu den liberalen Katholiken im Sinne Montalembert's, was ihn nicht hinderte, mit Guizot auf's innigste befreundet zu sein. Herr Guizot war mehr als ein Achtziger, als ich bei ihm eingeführt wurde. Wir hatten über ernste Dinge gesprochen, als er mich vor ein Porträt des Herzogs von Broglie führte und bis zu Thränen gerührt, auch die Unterschrift lesen ließ. Der Herzog hatte ihm sterbend dies Bildniß vermacht und darauf geschrieben: das größte Glück seines Lebens sei das gewesen, die Freundschaft Guizot's gewonnen zu haben. Als Broglie das Portefeuille des Unterrichts übernahm, entspann sich zwischen ihm und den Bischöfen eine Debatte über die wissenschaftliche Vorbildung der künftigen Geistlichen in den sog. kleinen Seminarien. Dupanloup unternahm es, letztere zu vertheidigen. Es war ihm nicht schwer zu beweisen, daß in den religiösen Erziehungsanstalten für die sittliche Ausbildung der Zöglinge besser gesorgt werde, als in den Staatscollegien; dagegen überführte ihn der Minister von der wissenschaftlichen Inferiorität jener. Seine Argumentation bestand in einem einfachen Hinweis auf die thatsächlichen Verhältnisse des in den Seminarien angestellten Lehrkörpers. Die Bischöfe verwenden zum Lehramte in ihren Gymnasien meist ganz unzureichend vorbereitete Kräfte, die, elend bezahlt, froh sind, wenn sie ihre jämmerliche „Professur“ gegen eine einträgliche Vicarie oder Dorfpfarre eintauschen können; man bleibt zwei, drei, wenn es hoch kommt, zehn Jahre Lehrer und empfiehlt sich möglichst rasch. Auf diese Weise ist der Episkopat nie dazu gekommen, sich einen Gymnasiallehrerstand zu schaffen, und gerade dies Amt, führte der Herzog gegen Dupanloup aus, erfordert wie kein anderes die volle Hingebung eines sorgfältig vorbereiteten, in seiner geistigen und materiellen Existenz geschützten, ganz für seinen Beruf lebenden Standes. Die Ausführungen

des Ministers, so beherzigenswerth sie wären, blieben ohne Erfolg. Nur die Schulen der Orden waren im Stande, sich über das Niveau der übrigen zu erheben.

In einem anderen Streite sehen wir dagegen Dupanloup wieder in seinem rechten Rechte. Der Abbé Gaume hatte in einem bekannten Buche die Lectüre der griechischen und römischen Classiker in den Schulen als die Quelle des modernen Unglaubens gebrandmarkt und verlangte die Entfernung dieser Autoren und ihre Ersetzung durch Kirchenväter in den katholischen Gymnasien. Beuillot unterstützte diese Forderung in seinem „Univers“ mit Heftigkeit. Dupanloup erhob sich mit dem Jesuiten Daniel gegen diese neue Methode, Latein und Griechisch zu lehren; der Streit zog sich bis in die Zeiten seines Episkopats und legte den Grund zu der tiefen Verstimmung des „Univers“ gegen den Bischof von Orléans, der aus dieser Debatte siegreich hervorging.

Dupanloup's pädagogische und schriftstellerische Thätigkeit, sein Ruf als Prediger hatten ihn bereits vor 1848 zu einem der bekanntesten und angesehensten Mitglieder des französischen Alerus gemacht; was ihm in gewissen Kreisen aber schnell Ansehen gewonnen und das allgemeinere Interesse für seine Person geweckt hatte, war die Verbindung, in welche sein Name mit Talleyrand's berühmter „Bekehrung“ gelangte. Warmont erzählt diese Begebenheit etwas anders, als z. B. der „Voltaire“ sie gleich nach dem Tode Dupanloup's aufzischte. Das Wesentliche ist, daß sowohl der Fürst als seine Umgebung beim Herannahen des Todes seine Ausöhnung mit der Kirche suchten, und daß Dupanloup mit diesem schwierigen Geschäft betraut wurde. Die Richterin Talleyrand's, die Herzogin von Dino, die unter dem Kaiserreich einst zu den schönen Sünderinnen gehört, jetzt fromm geworden war, interessirte sich ganz besonders für das Zustandekommen dieser „Conversion“ und führte den Abbé Dupanloup, den Religionslehrer ihrer Tochter, bei dem Oheim ein. Eine Einladung zu Tisch, welche der Fürst bald darauf dem Abbé schickte, lehnte dieser ab, so daß Talleyrand meinte: „der Mann versteht sein Geschäft nicht“. Indessen verschlimmerte sich der Gesundheitszustand des Kranken. Man hatte eine Erklärung aufgesetzt, welche in Rom als hinreichend erfunden wurde, um das von dem früheren Abbé von Périgord und Bischof von Autun gegebene Begergniß vor der Welt gut zu machen, und welche der Fürst zu unterzeichnen sich bereit erklärt hatte. Aber so oft man ihm das Blatt hinreichte, hieß es: „pas encore“. Endlich erweichten ihn die Thränen seiner Nichte, er unterschrieb, und nun konnte Dupanloup seines Amtes walten. Talleyrand starb im Schoße der katholischen Kirche. „Er hat Gott, seinen König, den Kaiser, kurz alle Welt betrogen; schließlich betrügt er nun auch den Teufel,“ sagte man in Paris, als am 17. Mai 1838 die Kunde von der Bekehrung des Fürsten auf dem Sterbebett sich verbreitete. Ob der „Mann mit den elf Weineiden“ dem Teufel dies Schnippchen wirklich geschlagen, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls hat seine pénitence tardive nichts von dem gut gemacht, was er im Leben verbrochen.

## II.

Die Ereignisse des Jahres 1848 fanden Dupanloup in einer geachteten und nach keiner Seite compromittirten Stellung. Seine politische Auffassung war gemäßigt legitimistisch, doch war er mit den legitimistischen Frondeurs in keine Verbindung getreten. Ohne im Grunde bis dahin einer der ihren zu sein, zählte er zu jenem Kreise liberaler Katholiken, deren geistige Häupter Lacordaire und Montalembert waren. Ein Theil dieser Männer, und gerade die genannten, waren bekanntlich aus der Schule Lamennais' hervorgegangen. Dupanloup hatte nie zu dieser gestanden, er war vielleicht der einzige bedeutende Vertreter des damaligen katholischen Frankreichs, den kein geistiges oder gesellschaftliches Band mit dem Einsiedler von La Chénaie verknüpfte. Montalembert hatte er 1826 in La Roche Guyon, bei seinem Freunde, dem Herzog de Rohan, kennen gelernt, welcher 1819 in den geistlichen Stand getreten war, nachdem er seine Frau durch ein fürchtbares Unglück verloren hatte. Der Graf Montalembert war damals noch Schüler und kaum sechzehn Jahre alt; aber die Verbindung blieb eine dauernde, wenn gleich der für die Freiheit schwärmende Jüngling sich bei Dupanloup nicht völlig wohl fühlte: „ich kann,“ schrieb er an seinen Freund Cornudet, „meine innerste Seele einem Priester und Franzosen nicht hingeben, dem Freiheit und constitutionelle Gleichheit Chimären sind.“ So schlimm standen die Dinge nun nicht, aber immerhin zählte Dupanloup nicht zu der „Linken“ der liberalen Katholiken, welche, Ozanam, Lacordaire, Maret an der Spitze, im Frühling 1848 die „Ère nouvelle“ gründeten. Will man wissen, wie sich die Zeiten seither geändert, so lese man den Brief, mit welchem der halb darauf auf den Barricaden erschossene Erzbischof Affre die Zeitschrift begrüßte, welche den Bund der Kirche mit der Freiheit proclamirte<sup>1)</sup>. Die „Ère nouvelle“ ging schon im Herbst desselben Jahres ein und der wenige Monate später aufsteigende Stern Louis Napoleon's begann sofort mit seinem fahlen Lichte die Einheit der katholischen Partei zu zersetzen.

Gegen Dupanloup konnte der Vorwurf nie erhoben werden, mit dem Manne des zweiten December geliebäugelt zu haben. Wenn ihn Napoleon im Jahre 1849 zum Bischof von Orléans erhob, so hatte Dupanloup diese Ernennung durch keinen Liebesdienst gegen den künftigen Cäsaren sich zugezogen; sie war das ausschließliche Werk des Grafen de Falloux, der am 20. December 1848 als Unterrichtsminister in das Ministerium Odilon-Barrot eintrat. Falloux hatte das ihm von Louis Napoleon gemachte Anerbieten dieses Portefeuille's entschieden abgelehnt, dann aber auf inständige Bitten Molé's, Thiers', Montalembert's und Dupanloup's angenommen, nachdem der Präsident erklärt hatte, daß die Weigerung des Grafen den Krieg mit der Rechten bedeute und er genöthigt sei, seine Stütze nun auf der Linken zu suchen. Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß das Unterrichtsministerium einem Mitglied der katholischen Partei in die Hände fiel: alle Freunde derselben waren entzückt, nur Lacordaire zeigte hier wie immer die Sicherheit seines Blickes und die stolze Unabhängigkeit seines

<sup>1)</sup> Siehe Ozanam, Œuvres complètes, t. XI (Lettres II), p. 257, 3e édit.



Charakters. „Sie sind also Minister,“ schrieb er Falloux sofort; „unter anderen Umständen würde ich Ihnen und der Religion Glück dazu wünschen. So wie die Dinge liegen, muß ich Ihnen hauptsächlich deshalb Glück wünschen, weil Sie nur nach langem und aufrichtigem Widerstand zugefagt haben. Alles spricht dafür, daß Ihre Ernennung nur die Einleitung ist zu einer Rückkehr zur Monarchie, aber der des Kaiserreichs. Diese Rückkehr zur Monarchie wird aber meiner Ueberzeugung nach für Frankreich verderblich sein, weil es sich dabei nur um eine unfruchtbare und erbärmliche Wiederholung vergangener Zeiten handelt. Ich besorge daher, daß Ihr Name und derjenige der Katholiken durch die Theilnahme an einem Unternehmen compromittirt werde, das im besten Falle erfolglos sein wird.“<sup>1)</sup>

Der Graf von Falloux hatte indessen das Ministerium nur unter der formellen Bedingung angenommen, daß ein Unterrichtsgesetz von der Regierung vereinbart werde, welches die Forderungen der Katholiken gegenüber den universitären Einrichtungen befriedigte. Am 4. Januar wurde in der That eine Commission ernannt, welche den Gegenstand zu prüfen hatte und in welcher die drei Elemente vertreten waren, deren Interessen durch eine neue Gesetzgebung in dieser Richtung betroffen wurden: die Universität, vertreten durch die Herren Cousin, St. Marc Girardin, Dubois, Poulain de Bossay, Bellaguet, Michel; die Katholiken, vertreten durch Montalembert, de Melun, Laurentie, Augustin Cochin, Henry de Riancey, de Montreuil, Roux-Labergne und die Abbé's Sibour (Neffen des Erzbischofs von Paris) und Dupanloup; endlich der Staat, bezw. die Nationalversammlung, vertreten durch Thiers, Freslon, de Corcelle, Eugen Janvier, Peupin, Fresneau, Buchez, Corne, den evangelischen Pastor Cubier. Die Verhandlungen und Protocolle dieser Commission, welche unter Falloux' Präsidentschaft tagte, sind im vorigen Jahre im „Correspondant“ veröffentlicht worden; sie haben ein besonderes Interesse in diesem Augenblick, wo das Falloux'sche Gesetz durch die Ferry'schen Vorlagen nach dreißigjähriger Wirksamkeit beseitigt werden soll.

In Deutschland hätte man zu der Zusammensetzung der Commission den Kopf geschüttelt: unter ihren vierundzwanzig Mitgliedern befand sich nur der eine oder der andere, der mit sachmännischen Kenntnissen und Erfahrungen über Schulangelegenheiten urtheilen konnte. Aber darauf kam es den Franzosen weder in jener Stunde noch in der gegenwärtigen an; die Commission hatte vielmehr ein politisches Werk zu verrichten, sie stellte die verschiedenen Parteien oder Gewalten dar, welche sich à l'amiable in die Seelen Frankreichs theilen sollten. Man war dem Abgrund entronnen, in welchen die Julirevolution die Gesellschaft stoßen zu schleudern gedroht; wie bei uns nach den Attentaten vom 1878 herrschte eine conservative Strömung vor, welche die Nothwendigkeit einfaß, die erste conservative Macht, die Kirche, zu stützen. Herr Thiers war damals auf der Höhe seiner reactionären Stimmung: er erklärte von vornherein in der Commission: „in einer so ernsten Lage heißt es wachsam sein; nur ein Condé konnte die Nacht vor Rocroy schlafen.“ In dieser Stimmung mochte er den

<sup>1)</sup> Falloux, l'évêque d'Orléans, p. 26.

Abbé Dupanloup gerne anhören, welcher an den Verhandlungen einen hervorragenden Antheil nahm. Wo die Frage sich erhob, ob man auch den Jesuiten gleiche Berechtigung für den Gymnasialunterricht zugestehen sollte, und Dupanloup dies energisch befürwortete — „im Namen der Gerechtigkeit und der Unschuld“, brach zwar Thiers in die Worte aus: „der Teufel von Abbé, es hört sich schön an Gerechtigkeit und Unschuld!“<sup>1)</sup> aber er vertrat doch später auch auf der Tribüne im Wesentlichen denselben Satz, indem er die Nothwendigkeit betonte, allen Franzosen das gleiche Recht und die gleiche Freiheit zuzugestehen und die alten Besorgnisse vor dem Ultramontanismus als überholt, als einer längst vergangenen Zeit angehörend hinstellte. Wo er zu den Worten kam: „gehen wir zu den Jesuiten über“, rief man ihm von der Linken zu: „ja freilich, Sie sind schon zu ihnen übergegangen!“ Aber Thiers blieb bei den in der Commission gemachten Zugeständnissen: „Angeichts der die Gesellschaft bedrohenden Gefahren habe ich meinen früheren Gegnern die Hand gereicht. Meine Hand ruht in der ihren, und wird darin, hoffe ich, bleiben im Kampfe für jene Gesellschaft, die, so gleichgültig sie gewissen Leuten sein mag, uns im höchsten Grade angeht.“

Das Gesetz Falloux' gelangte erst im November 1849 zur Abstimmung, zu einer Zeit, wo der Minister, der ihm den Namen gab, bereits nicht mehr im Amte war. Aber in der kurzen Zeit seiner Verwaltung hatte er noch Gelegenheit gehabt, Dupanloup zum Bischof zu machen. Bekteter hatte das ihm angetragene Bisthum Orléans entschieden abgelehnt und war bei dieser Ablehnung geblieben, auch als Männer wie Molé und Ravignan in ihn drangen. Endlich gelang es dem Cardinal Giraud, seinen Widerstand zu brechen: Dupanloup gab nach mit den Worten: „satius est Dei causa servitutem subire quam crucis fuga perfrui libertate“ — „ich will lieber um Gottes willen ein Joch auf mich laden, als um einem Kreuz zu entgehen meiner Freiheit genießen“<sup>2)</sup>. Wer da weiß, was und wen ein Bischof zu tragen, in was er sich zu schiden hat, wird dies Wort verstehen und als ungeheuchelten Ausdruck seiner Gesinnung achten.

Dupanloup, am 6. April 1849 zum Bischof von Orléans ernannt, wurde am 30. September vom Papst präconisirt und am 9. December zu Paris consecrirt. Seine Beförderung machte ihn nicht zum Freund des Bonapartismus. Hatte er früher einmal bei Napoleon III. „ein bißchen Aberglauben und viel Scheinheiligkeit“ gefunden, so erließ er nach dem Staatsstreich einen Hirtenbrief, in welchem er mit offener Anspielung auf das zweite Kaiserreich von dem ersten sprach und meinte, Napoleon I. habe damit angefangen, eine unfreie Kirche zu wollen und damit geendigt, sie zu verfolgen. Bald sollte dieser „avis au lecteur“ weitläufiger commentirt werden. Vor der Hand widmete sich Dupanloup mit Eifer seinen bischöflichen Pflichten. Vor Allem suchte er in seinem

<sup>1)</sup> Vergl. Warthon a. a. D. S. 233, vergl. Falloux a. a. D. S. 56.

<sup>2)</sup> Die Geschichte der Verhandlungen gab der Graf de Falloux schon in „Le parti catholique, ce qu'il a été, ce qu'il est devenu“, Paris 1856, S. 60 ff.

<sup>3)</sup> Falloux a. a. D. S. 60.

Alerus jenen Eifer und jene Thätigkeit zu wecken, wie er selbst sie entwickelte, wol nicht immer zur größeren Bequemlichkeit seiner Pfarrer. Bezeichnend ist das Wort eines solchen Herrn, dem er unbequem wurde: „ein schrecklicher Mensch, er könnte das Meer anzünden!“<sup>1)</sup> Nichts war dem Bischof verhaßter, als jene gemächliche Sorte von Priestern, denen die Religion etwas „Fertiges“ ist, was man bloß zu repräsentiren brauche. „Glauben sie nicht,“ rief er diesen zu, „es reiche hin, daß die Kirche existirt; das reicht so wenig hin, als die Existenz der Sonne hinreicht, um alle Finsterniß zu zerstreuen. Wir müssen arbeiten und — als Christen — leben.“ Daß er vor Allem sein Augenmerk auf die Erziehung richtete, verstand sich von selbst. Er war mit einem deutschen Convertiten bekannt geworden, einem schwäbischen Arzte Namens Hetsch, der in Frankreich Priester geworden; diesem befähigten und rührigen Manne übergab er die Leitung seines Knabenseminars, das er mit allen Mitteln zu heben suchte. So ließ er in demselben zu einer Zeit, wo dies in Deutschland meines Wissens noch nicht versucht worden, Dramen des Sophokles und Euripides in der Originalsprache spielen. Elektra, Oedipus, Philoktet, die Perser wurden zu wiederholten Malen unter dem Beifall von Kritikern wie Villemain, St. Marc Girardin, Cousin, Patin aufgeführt. Unermüdblich war er dabei in der Predigt. Nicht leicht fehlte er, wo es ein besonderes Fest gab; allem, was in der Diöcese vorging, wandte er seine Aufmerksamkeit zu, bis zu den landwirthschaftlichen Versammlungen, deren einer er am 9. Mai 1861 in seiner Kathedrale eine feierliche Anrede widmete. Aber auch was außerhalb der Diöcese „im Reich“ vorging, verfolgte er genau. Nicht leicht stand Jemand auf, um gegen Christenthum und Kirche zu schreiben — er mochte Renan, Duruy oder Littré heißen — dem nicht bald eine Dupanloup'sche Broschüre antwortete.

Es war im Jahre 1854, als die französische Akademie den Bischof von Orléans zu ihrem Mitgliede wählte; am 9. November desselben Jahres fand die Aufnahme statt. Dupanloup nahm den Fauteuil Tiffot's ein, eines wenig hervorragenden Philologen, dessen ausgesprochener Voltairanismus es seinem Nachfolger schwer machen mußte, ihm das übliche éloge zu sagen. Der Bischof zog sich indessen geschickt aus der Sache. Er erklärte, er habe seinen Blick zunächst auf das gerichtet, was ihm und seinem Vorgänger etwa gemeinschaftlich gewesen: „ich that ihm gegenüber, was ich mit Jedermann, mit jeder Seele thue, die es Gott gefällt, mit mir zusammenzuführen. Ich suche da vor Allem nicht was uns trennt, sondern was uns näher bringt, nicht den Streit, sondern die Uebereinstimmung.“ Salvandy antwortete ihm, wie auch bei der bald darauf folgenden Aufnahme Berryer's (22. Febr. 1855).

Falloux, welcher einige Zeit später gleichfalls Mitglied der französischen Akademie wurde, erzählt aus dieser Periode eine für die Zeitgeschichte nicht uninteressante Episode.<sup>2)</sup> Berryer hatte einige Freunde — ihn selbst, Salvandy, Montalembert, Thiers, Mignet und Vitet auf sein Gut zu Augerville eingeladen, um mit dem auf einer amtlichen Visitationsreise dort eintreffenden Bischof von

<sup>1)</sup> Warmont a. a. O. S. 236.

<sup>2)</sup> Falloux a. a. O. S. 92 f.

Orléans zusammenzutreffen. In Berryer's Landhaus hing ein Bild des Königs Karl X. von Gérard. Thiers betrachtete es aufmerksam, fand in den Zügen Loyalität und Güte und wandte sich an den Hausherrn mit der Bitte: „voyons, Berryer, erklären Sie uns, was der König eigentlich wollte, als er die Ordonnanzen unterzeichnete. Wollte er wirklich die Charte verletzen, oder glaubte er sich kraft Artikel 14 in seinem Recht?“ „Ich will Ihnen,“ erwiderte der Angeredete, „mit aller Offenheit antworten, wenn Sie mir sagen wollen, was sich der Herzog von Orléans dachte und was Sie selbst dachten, als Sie die Juli-revolution machten.“ „Qu'à cela ne tienne!“ rief Thiers und begann sofort zu erzählen, wie weder der Herzog von Orléans, noch Casitte, noch er selbst, als sie die Revolution von 1830 herbeiführten, eine klare Vorstellung von dem hatten, was sie beabsichtigten. Der Herzog haschte allerdings nach Popularität, aber der maßgebende Gesichtspunkt für ihn war doch nur, sich gegen die Fehler des Königs sicher zu stellen („il cherchait surtout un paratonnerre contre les fautes du roi“); ihm stand nur fest, den König nicht zu stürzen, aber auch ihm nicht ein zweites Mal in's Exil zu folgen. Drei Tage nach der Revolution mußte man ihn gewaltsam aus seinem Versteck ziehen („comme si on avait voulu le conduire au carcan“) und ihm beweisen, daß er nur zwischen dem Thron und der Verbannung zu wählen habe. Casitte wollte nur eine Rolle spielen, er hätte sie, wenn man ihm sie zur Zeit angeboten, eben so gern für die Bourbons durchgeführt. Casimir Périer wollte gar nichts von der Beseitigung der Dynastie wissen, Guizot hielt sich abseits, Thiers selbst dachte nicht an die Vertreibung der Bourbonen, deren Regierung er für bedeutend stärker hielt, als sie sich erwies; nur Casahette verlangte ihren Sturz. Alle aber erwarteten eine gewaltsame Unterdrückung der Bewegung, welche sehr zufrieden gewesen wäre, wenn man ihr die Verfassung mit dem Herzog von Orléans als Regenten zurückgegeben hätte. Statt dessen sparte der König das Pulver: „nous avons fait la révolution de Juillet, parce qu'on nous l'a laissé faire.“

Nach diesen Bekenntnissen nahm Berryer das Wort, um zunächst über den Charakter Karl's X. das Nöthige zu sagen. Er stellte fest, daß der König niemals zu den Ordonnanzen gekommen wäre, wenn die Opposition sich nicht unerbittlich gezeigt. Der König hielt nicht viel auf die politische Bedeutung des Fürsten von Polignac, seines Jugendfreundes, er war im Gegentheil sowol auf Martignac wie auf mehrere seiner Freunde gut zu sprechen und verlor erst das Vertrauen zu ihnen, als die Linke das liberale Ministerium Martignac unbarmherzig befördete. Jetzt schien ihm Polignac's Prophezeiung, daß alle Concessionen zu nichts führen würden, sich zu erfüllen; er wandte sich dem Unglückspropheten zu und Polignac's Einfluß ward allmächtig. Der Fürst von Polignac aber war nicht bloß in hohem Grade von der Größe und Bedeutung seiner Familie erfüllt, von der ein auvergnatisches Sprichwort sagte: „wenn es keinen König mehr gäbe, wer wäre König? Herr von Polignac; wenn es keinen Gott mehr gäbe, wer wäre Gott? Herr von Polignac, wenn er Lust dazu hätte.“ Schlimmer noch war, daß der Fürst von Polignac Visionär war; er glaubte sich in übernatürlicher Verbindung mit dem Jenseits. Berryer erzählte, wie er unter dem Ministerium Polignac in die politische Laufbahn eintrat. Er war

eben in der Auvergne zum Deputirten gewählt worden und wurde Polignac von einem Freunde vorgestellt, bei welcher Gelegenheit ihm der Fürst sofort das Portefeuille des Innern anbot. Als der junge Berryer sich mit seiner völligen Unerfahrenheit in der Politik entschuldigte, entgegnete der Ministerpräsident feierlich, es gebe Menschen, die keiner Erfahrung bedürften; Berryer möge Vertrauen in die Politik des Ministeriums haben, er wolle ihm mittheilen, was er bisher nur seinen nächsten Freunden gesagt habe: Gott stehe ihm täglich durch Offenbarungen bei, über deren Ursprung er sich nicht täuschen könne. Bei diesen Worten erbleichte Berryer, er sah das Schicksal der Monarchie einem unfähigen Träumer anvertraut und sah sie im Geiste verloren; er flammelte einige Entschuldigungen und verließ den Fürsten sofort.

Die von Falloux mitgetheilte Erzählung aus dem Munde Berryer's ist seitdem von anderer Seite bestätigt worden. Sowol der Geschichtschreiber des Ministeriums Martignac<sup>1)</sup> als der Graf Lubre in seiner anziehenden Studie über Karl X. und dessen Geschichtschreiber haben es bestätigt, daß Polignac sich durch himmlische Offenbarungen zu seiner Politik aufgefordert glaubte, durch Offenbarungen, denen der König selbst zuletzt fest vertraute und im Vertrauen auf welche er das Eingreifen seiner Armee verschmähte. Er ist nicht der einzige Souverän des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Regierung sich auf Inspirationen stützte und die durch diesen Wahn zerstört wurde.

In Augerville hatten die Gäste des Hauses, wenigstens Thiers, Falloux und Montalembert, eine Besprechung auf dem Zimmer des Bischofs von Orleans, welche im Anschluß an die von Thiers wie von Berryer gemachten Enthüllungen die gegenseitige Zusage dieser Herren herbeiführte, an einer Versöhnung der älteren und jüngeren königlichen Linie zu arbeiten. Thiers bekannte sich bei dieser Gelegenheit als Monarchist, und er erklärte unumwunden, daß die Republik in Frankreich unmöglich sei. An den Bestand des zweiten Kaiserreiches dachte keiner von ihnen. Auf irgend einem Wege gelangten übertriebene Berichte über die Zusammenkunft in die Zeitungen, man sprach von der in Augerville angezettelten „Intrigue“, man erfand für Falloux, Dupanloup und seine nächsten Freunde den Spitznamen „Cocardiers“, weil sie angeblich der Legitimität die Tricolore aufpfropfen wollten. Begreiflicherweise wurde der Bischof von Orleans seitens der kaiserlichen Regierung von jetzt ab mit noch größerem Mißtrauen betrachtet; es sollte nicht lange währen, so hatte sie an ihm einen offenen Feind.

Wenige Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts haben für die innere wie für die äußere Geschichte der europäischen Staaten tiefer eingreifende Folgen gehabt, als der italienische Krieg von 1859. Er hat in seinen Konsequenzen die Einheit Italiens herbeigeführt, diejenige Deutschlands von Weitem eingeleitet. Er hat den Kirchenstaat, wenn auch nicht mit einem Wurf, zerstört, er hat aber auch den Sturz des zweiten Kaiserreiches vorbereitet; denn Napoleon III. entzog sich, indem er die Zerstückelung des Kirchenstaates zugab, die Sympathien derjenigen Kreise, welchen er in erster Linie die Besiegelung des Staatsreiches verdankte.

<sup>1)</sup> E. Daudet, Le Ministère de M. de Martignac, p. 321.



Die weltliche Herrschaft des Papstes war ein Gegenstand delicatester Natur für die liberale Schule unter den französischen Katholiken. Niemand unter ihnen hatte bisher principiell die Nothwendigkeit der weltlichen Macht des Papstes beanstandet; aber die liberalen Katholiken Frankreichs hatten, wie diejenigen Italiens, eine Reform des Kirchenstaates und die Versöhnung des Papstthums mit dem Verlangen der Gegenwart nach politischer Freiheit erwartet. Ihre Erwartungen gingen vielleicht nicht so weit, ihre Hoffnungen waren vielleicht nicht so glänzend, wie diejenigen der Italiener, zur Zeit als Pius IX. den Stuhl Petri bestieg. Man trug sich nicht mit den überschwenglichen Ideen eines Gioberti; aber man hoffte doch von Pius IX. mit Sicherheit, daß er nicht, wie Gregor XVI. und Lambruschini es fort und fort gethan, die Unvereinbarkeit des Papstthums mit constitutionellen Freiheiten behaupten werde. „Vous verrez,“ schrieb Ozanam im Februar 1847, „quo ce sera l'évêque de Rome, qui réconciliera encore une fois le monde avec la papauté“<sup>1)</sup>. Der Sturz der päpstlichen Herrschaft und die nach der Rückkehr von Gaëta eingeleitete Reaction hatte diese Erwartungen geküßelt. Die auf dem Congresse zu Zürich und von der öffentlichen Meinung Frankreichs wie Italiens geforderten Reformen in der päpstlichen Regierung standen in einem zu innigen Zusammenhange mit dem Programm der liberalen Katholiken, als daß dies den Führern derselben entgehen konnte. Man konnte für Rom die Constitution nicht als etwas Verwerfliches erklären, welche man für Paris so lebhaft forderte. Man konnte sich auch nicht verhehlen, daß die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit der Versöhnung des theokratischen Regiments mit den lauten Forderungen des modernen Italiens mit innerer Nothwendigkeit das Aufgehen des Kirchenstaates in den italienischen Einheitsstaat herbeiführte. Es kann unter diesen Umständen befremden, daß, von ein oder zwei Stimmen dritten Ranges abgesehen, die liberalen Katholiken Frankreichs gleichwol energisch für die weltliche Herrschaft des Papstes eintraten, und in einer Weise eintraten, als hätten sie gegen die bisherige Führung der päpstlichen Regierung selbst nicht die mindeste Einwendung zu erheben. Der Einzige, der auch in dieser Stunde das Recht der Freiheit und der Völker forderte, war wiederum Lacordaire. Aber das Räthsel erklärt sich, wenn man die kirchliche Stellung der liberalen Katholiken erwägt. Die katholische Partei war, worauf wir sofort des Näheren zu sprechen kommen werden, seit 1851 endgültig gespalten. Die von Vuillot vertretene ultramontane Richtung hatte im Klerus weitaus die Oberhand gewonnen und die von Montalembert, Lacordaire und ihren Freunden geführte liberale Schattirung nicht bloß in Frankreich nahezu ohnmächtig gemacht, sondern auch in Rom discreditirt. Der Papst nannte damals noch nicht, wie später, den liberalen Katholicismus die schlimmste aller Secten; aber die offenen Gunstbezeugungen, welche auf die Partei Vuillot's herabregneten, verklärten laut genug die wahre Stimmung in Rom; wollten die liberalen Katholiken in der Kirche nicht allen Credit verlieren, oder gar aus ihr herausgeworfen werden, so mußten sie die Empfindlichkeit der Curie um jeden Preis schonen. In keinem Punkte aber war diese größer, als in Sachen

<sup>1)</sup> Ozanam, Lettres II, 141.

der weltlichen Herrschaft. Hätten die liberalen Katholiken es durchblicken lassen, daß ihnen diese Herrschaft als etwas unter Umständen Entbehrliches erscheine, oder hätten sie gar, mit Gregorovius zu reden, in dieser weltlichen Herrschaft die Binde erblickt, welche seit Jahrhunderten die Augen des Pontifex zum Schaden der Christenheit umhüllte, so war, sagten sie sich, ihr Einfluß verloren und ihre Stellung im höchsten Grade precär.

Sie mußten also in's Geſecht, und sie schickten in's Vordertreffen denjenigen von ihnen, der einerseits der wenigst liberale, und der andererseits als Broschürenschreiber von ihnen allen weitaus der schlagfertigste, jederzeit zum Angriff bereiteste war. Es war Dupanloup, dem diese Rolle zufiel. Schon im Jahre 1849 hatte er eine Schrift „De la Souveraineté temporelle du Pape“ geschrieben. Jetzt entwickelte er eine geradezu fieberhafte Thätigkeit für die verletzten Rechte des Papstes; er täufchte sich 1859 nicht über die nothwendigen Folgen des italienischen Feldzuges und des Friedens von Villafranca; 1860 sprach er in einem Hirtenbrieſe zu Gunsten des Peterspfennigs von der bedrohten Lage des Oberhauptes der Christenheit. Als bald darauf der Vicomte de la Guéronnière, im offenbaren Auftrage des Kaisers, seine bekannte Broschüre „Le Pape et le Congrès“ schrieb, und der Chefredacteur des officiösen „Constitutionnel“ den La Guéronnière'schen Vorschlag einer Zerstückelung des Kirchenstaates und einer Beschränkung desselben auf den Vatican und dessen Garten befürwortete, ließ Dupanloup an Beide offene Sendschreiben abgehen, in welchen er den Widerspruch dieser officiösen Ergüsse mit den Interessen der Kirche nicht weniger als mit der Machtstellung und der bisherigen Politik Frankreichs nachzuweisen suchte. Der Kaiser verstand sehr wohl, wem die Polemik des Bischofs von Orléans galt; er ließ die Broschüre gegen Grandguillot gerichtlich verfolgen und den kaiserlichen Beamten in Orléans jede gesellschaftliche Berührung mit dem Bischof, als dem erklärten Feinde der Regierung „abrathen“, worauf die gesammte höhere Gerichtsverwaltung der Stadt dem Bischof sofort einen feierlichen Neujahrsbesuch in corpore abstattete. Dupanloup ließ nun von 1861 bis 1868 eine Reihe von offenen Sendschreiben und Hirtenbrieſen über denselben Gegenstand folgen; er hielt in seiner Kathedrale eine zündende Leichenrede auf die Opfer von Castelfidardo, wo Napoleon mit Vergnügen die Blüthe des legitimistischen Adels den Streichen der Italiener erliegen sah; auf der Katholikenversammlung von Mecheln, 1864, behandelte er dasselbe Thema von der weltlichen Herrschaft mit einer, selbst bei ihm außerordentlichen Heftigkeit; 1865 hielt er in Nantes die Leichenrede auf den General de Lamoricière; 1867 erschien er wieder in Mecheln und gab das „Post-scriptum à la lettre de Monsieur Ratazzi“, 1868 „Les Alarmes de l'épiscopat justifiées par les faits“ heraus, nachdem er 1865 in einer seiner bekanntesten Schriften die September-Convention und die Encyclica vom 8. December beleuchtet hatte.<sup>1)</sup> Es ist nicht zu leugnen, daß die aller Größe entzühnende, ebenso lägnerische als feige Politik Ratazzi's und des Kaisers selbst den Vertheidigern des Papstthums ihre Arbeit leicht machte

<sup>1)</sup> La Convention du 15 septembre et l'Encyclique du 8 décembre. 28<sup>e</sup> édition. Paris Donniol. 1865.

und ihrer Beweisführung um so mehr zu Statten kam, als der Despotismus Napoleon's im schreienden Widerspruch mit den angeblich liberalen Tendenzen der kaiserlichen Politik in Italien stand. Man verschlang die Hirtenbriefe der Bischöfe, und ganz Frankreich lachte vor Vergnügen, als Mgr. Pie die Rolle und den Charakter des Kaisers mit demjenigen des Pontius Pilatus verglich. Im Faubourg S. Germain erzählte man sich, wie der Erzbischof von Rennes, einst einer der ergebensten Hofbischöfe Napoleon's, dem Minister an den Kopf sagte: er setze den Fuß nicht mehr in die Tuilerien; einst habe er Glauben, Hoffnung und Liebe für den Kaiser gehabt, jetzt bleibe ihm nur mehr Reue und Leid.

Jedermann erinnert sich des Aufsehens, welches die nach der September-Convention 1865 erschienene päpstliche Encyclica und der ihr von dem Cardinal Antonelli angehängte Syllabus erregte. Die ganze gebildete Welt fuhr auf: sie sah in dem Syllabus eine offene Kriegserklärung des Papstthums nicht bloß gegen unleugbare Verirrungen der Gegenwart, sondern ebenso gegen das, was die öffentliche Meinung Europa's als den besten Erwerb der modernen Menschheit auf dem Gebiete des Privat- und Staatslebens, der Wissenschaft, der Politik ansah. Sie sagte sich, daß in diesem Actenstücke die gesammte Grundlage des modernen Völkerverlebens, die Freiheit des Gewissens, die Unabhängigkeit des Bürgers wie des Staates geleugnet sei. „Als die Encyclica erschien,“ schrieb Montalembert in einem von Warmont mitgetheilten Briefe vom 30. Januar 1865, „war ich zu Paris; und die ganze gebildete Welt war in einem Grade bestürzt, wie ich das nur nach der Februar-Revolution gesehen habe. U . . . war in diesen ersten Tagen mein Trost, ein Trost, dessen ich jetzt noch mehr bedürfte als damals, denn Nachdenken und Einsamkeit haben meine Unruhe nur noch vermehrt.“ Die Leute, welche päpstliche Schriftstücke zu lesen wissen — ihre Zahl ist nicht groß —, sahen zwar sofort, daß die Besorgnisse der europäischen Presse und vieler Regierungen — in mehreren Ländern durfte die Encyclica nicht auf den Kanzeln verlesen werden — zum großen Theil auf Mißverständnis beruhte und daß mit der Censurirung gewisser Sätze nach römischer Uebung keineswegs die contradictorischen Sätze jedes Mal als maßgebend aufgestellt werden sollten. Aber Montalembert und seine Freunde konnten sich bei allen Künsten der Eregese nicht verheimlichen, wie sehr die Encyclica und der Syllabus ihrer Partei den Boden unter den Füßen wegziehe. Es mußte ihnen im höchsten Grade wünschenswerth sein, von kompetenter Seite den Nachweis geliefert zu sehen, daß die Censuren der Encyclica, daß der Syllabus nicht die liberalen Katholiken, sondern die unkatholischen Liberalen und die Ausschreitungen des liberalen Princips bekämpften. Dupanloup mußte auch hier vor den Riß treten: er leistete in der oben angeführten, außerordentlich verbreiteten Broschüre, deren fünfundzwanzigste Auflage mir vorliegt, das Mögliche. „Der Bischof,“ schrieb Montalembert, „hat ein wahres Kraftstückchen vollbracht, nichts mehr und nichts weniger. Seine Schrift ist ein Meisterstück eloquenten Versteckenspiels. Um uns zu retten, hat er sich übermenschlich angestrengt; freilich enthält seine Abhandlung auch Seiten voll wahren Pathos

und edelster Empfindung.“<sup>1)</sup> Diese Zeilen sind eine Woche später geschrieben als nachstehender Brief, welcher deutlich zeigt, wie schwer der Führer der liberalen Katholiken Frankreichs durch den Syllabus in seinem Innern gelitten und wie er, wenn nicht mit dem Kopfe, so doch mit dem Herzen, sich schließlich mit demselben abgefunden. „Ich glaube, mit Hilfe gewisser Interpretationen kann selbst das Gewissen eines liberalen Katholiken sich mit der Encyclica abfinden. Im Uebrigen handelt es sich für uns nur um Politik, nicht um Theologie. Weder ich noch einer meiner Freunde haben jemals die absoluten Behauptungen aufgestellt, welche der Syllabus verdammt. Wie aber einmal die Dinge liegen, fordert meine Christenpflicht, daß ich Encyclica und Syllabus annehme, und fordert Ihre priesterliche Pflicht, mir die Unterwerfung unter jenes große Gesetz des Leidens, der Prüfung, der Sühne zu predigen, in welchem unser ganzes Leben, vor Allem das Leben des Christen, und die Bedingung seines Heiles liegt. Glauben Sie mir, lieber Freund, alle Erklärungen und Auslegungen, welche einem andern Boden entwachsen, sind in meinen Augen vergeblich und lächerlich. Nur Ihnen sage ich das und ich verbiete Ihnen ausdrücklich, vor meinem Tode irgend Jemandem diese Aeußerungen mitzutheilen.“<sup>2)</sup> Das „Journal des Débats“ nannte den Bischof von Orléans einen geschickten Politiker, der wol stillschweigend mit dem Cardinal Antonelli übereingekommen sei, die Encyclica möglichst abzuschwächen und zu idealisiren („à atténuer, adoucir, transfigurer l'Encyclique“). Dupanloup antwortete in einem heftigen Schreiben vom 7. Februar, in welchem er diese Insinuation sehr übel aufnahm. Er hatte im selben Augenblick die Genugthuung, daß Pius IX. es für politisch erachtete, ihn wegen seiner Schrift über die Encyclica zu beglückwünschen, ohne freilich das punctum saliens zu berühren.<sup>3)</sup>

Die Noth der Zeiten hatte die freundschaftliche Verbindung zwischen Dupanloup, Montalembert und dessen Freunden immer enger geknüpft. Diese Herren hatten bereits in den vierziger Jahren den „Correspondant“ zum Organ ihrer Bestrebungen und Interessen gemacht; sie hatten, seit der „Univers“ andere Wege eingeschlagen, sich unter den Tagesblättern hauptsächlich des „Ami de la Religion“ bedient, welchen der Abbe Dupanloup längere Zeit sogar redigirt hatte. Als unter dem Kaiserreich die „France“ gegründet wurde, war jene Zeitung eingegangen. Ein Jahr vor seinem Sturze sah sich der Kaiser bekanntlich genöthigt, den Forderungen der Liberalen nachzugeben und jene „neue Aera“ zu begründen, welche mit dem Schreiben an den Baron von Mackau inaugurirt wurde. Die Presse gewann größere Freiheit, und so gründeten auch die liberalen Katholiken ein neues Organ in dem „Français“, dessen Hauptpatrone und Eigenthümer die Herren von Montalembert, Buffet, Cochin, der Herzog von Broglie und Dupanloup wurden. Der „Français“ blieb Dupanloup auch später treu, als der Bischof nach 1871 sich ein eigenes Journal in der „Défense Sociale et Religieuse“ schuf.

<sup>1)</sup> Warmont, p. 240. Brief vom 30. Januar 1869.

<sup>2)</sup> Besson, M. de Montalembert en Franche-Comté. Besançon, 1872. p. 228 f.

<sup>3)</sup> Vergl. das Breve bei Falloux, Augustin Cochin. Paris, 1875. p. 284.

## III.

Wir sind in unserer Erzählung bis zu dem Jahre 1870 gekommen, welches in Dupanloup's Leben jedenfalls das wichtigste war und in dessen Geschichte sein Name für immer verflochten ist. Es ist nicht unsere Absicht, an diesem Orte eine Geschichte des vaticanischen Concils zu geben, die unseres Erachtens in diesem Augenblicke noch nicht geschrieben werden kann. Jahre werden vorbeigehen, ehe jene Ereignisse von 1869—71 weit genug zurückliegen, um eine partei- und leidenschaftslose Darstellung zu ermöglichen und ehe die Entwidlung der Dinge es gestattet, die Bedeutung jener Begebenheit aus den allmählich erst zu übersehenden, in Jahrzehnten wol erst reifenden geschichtlichen Folgen zu ermessen. Döllinger hat das Concil ein Verbrechen, Alfred von Neumont es ein Unglück genannt; vielleicht wird man nach fünfzig oder hundert Jahren das Jahr 1870 als eine nothwendige und heilsame Krisis in dem Krankheitsproceß der modernen Menschheit erklären. Die letzten Jahre haben es nicht an Versuchen fehlen lassen, diese merkwürdigste Episode der neuesten Kirchengeschichte zur Darstellung zu bringen: wir haben Ceconi und Manning auf der einen, Pomponio Leto, Wallon, Friedrich auf der andern Seite; aber Apothecosen und Anklageschriften sind keine Geschichte.

Beschränken wir uns darauf, den Faden so weit zu verfolgen, als es nöthig ist, um Dupanloup's Bild zu vervollständigen. Wir können das freilich nicht, ohne einen Rückblick zu werfen auf die Entwicklung der Gegensätze, welche zuerst in der französischen Kirche hervortraten und schließlich den gesammten Katholicismus ergriffen.

Als die Wasser der großen Revolution sich verlaufen, hatte Chateaubriand es zuerst versucht, die Meinung der Nation dem zehn Jahre vorher in Acht und Bann erklärten Christenthum wieder zu gewinnen. Seinem ästhetischen Katholicismus kamen bald Andere zu Hilfe, vor allem Joseph de Maistre, gleich Dupanloup ein Sohn des kleinen Savoyen, der Frankreich politisch niemals angehört hat, der aber litterarisch wie der Schweizer Jean Jacques Rousseau, freilich nach einer ganz anderen Richtung, geradezu Epoche machte. Der Graf de Maistre ist der Vater des modernen Ultramontanismus und zugleich dessen geistig bedeutendster und persönlich ehrenwerthester Vertreter. Er hat als Staatsmann im Dienste seines Königs die Revolution und deren Sohn, Napoleon, sein Leben lang bekämpft. Er umschloß Thron und Altar mit derselben Verehrung, aber beide standen für ihn auf dem geheiligten Boden einer untheilbaren Auctorität. Jede Theilung der Gewalten in Staat und Kirche bedeutete in seinen Augen den Ruin und die principielle Zeugnung derselben; er begriff die Regierung nur als Souveränität und die Souveränität nur als absolut und unfehlbar. Joseph de Maistre's berühmtes Buch über den Papst und seine „Abende von St. Petersburg“, beide mit Geist und Wiß geschrieben, verbreiteten diese Anschauungen um so leichter, als die Gesellschaft der Restauration den Schrecken vor der Revolution noch in den Gliedern hatte, und die absolutistischen Tendenzen gewannen im Alerus rasch die Oberhand. Es bedarf des Nachweises nicht, wie sehr die Ausbrüche des Hasses gegen den Letztern während der Re-

volution von 1830 durch die Unterstellung bedingt war, daß er sich zum Bundesgenossen und Werkzeug aller auf die Unterdrückung der Volksfreiheit ausgehenden Bestrebungen gemacht habe. In diesem Alerus besaß zwischen 1815 und 1830 Niemand größeres Ansehen als der Abbé de Lamennais. Felicite de Lamennais hatte bereits unter Napoleon die Lage der französischen Kirche in ernste Erwägung gezogen. Es war seinem scharfen Blicke nicht entgangen, daß die Napoleonische Politik mit Absicht in den organischen Artikeln die Geistlichkeit in eine möglichst gedrückte, von den Bischöfen und dem Staate gänzlich abhängige Lage gebracht hatte. Lamennais war es, der den Blick dieses entwürdigten und tief gedrückten Alerus auf Rom als seinen einzigen Schutz gegen den auf ihm lastenden, ihn zu vollkommener Rechtlosigkeit verurtheilenden Despotismus lenkte. Er hatte sich rasch zum Sprecher des niedern Alerus gemacht, indem er ihm die Trennung vom Staat und die völlige Unabhängigkeit von der Regierung als das zu erstrebende Ziel vor Augen stellte. Lamennais hat aber auch auf einem andern Gebiete als dem der politischen Debatte die Hebel angelegt. Sein gewaltiger Geist vereinigte eine unleugbare Anlage zur Steppis mit der fanatischsten Hingabe an eine Auctorität, deren Gewicht er anrief, um alle Zweifel zu ersticken. Sein verschlossener Charakter hat uns keinen Einblick in die Jugendgeschichte seiner Seele gewährt; aber in dem berühmten „Essai sur l'indifférence en matière de religion“ zeigte er sofort seine skeptische Natur, indem er der menschlichen Vernunft jede sichere Erkenntniß bestritt. Gewißheit, sagte er, erlangen wir nur durch die Annahme dessen, was der sensus communis der Menschheit für wahr annimmt, nicht weil die Menschheit nicht irren kann, sondern weil in ihrem sensus communis sich die unzerstörbaren Reste jener Uroffenbarung erhalten haben, welche der Schöpfer dem menschlichen Geschlechte einst mit auf den Weg gab. Von dieser Annahme aus gelangte Lamennais sehr leicht zu der Ueberzeugung, daß die Kirche als die Bewahrerin der ertweiterten Offenbarung auch die Quelle für alles andere Wissen geworden sei. Die Kirche wird ihm so im Grunde die einzige souveräne Macht dieser Welt, in ihrem Oberhaupte faßt sich alle geistliche und weltliche Souveränität zusammen. Nur in der Rückkehr zu diesen Anschauungen erkennt Lamennais das Heil der Zukunft. Kein Wunder, daß ihm der im Auftrage des Staates gegebene Unterricht ein Greuel war und er bald den offenen Krieg gegen die Univerfität wie einen Kreuzzug predigte. Der Episkopat und die besonnenen Elemente der französischen Geistlichkeit sahen Lamennais mit großem Bedenken zu, Rom selbst, das ihm den Cardinalsstuhle angetragen haben soll, zeigte sich beunruhigt; da brach die Juli-Revolution aus, welche den Bund zwischen Kirche und Regierung beseitigte. Lamennais, um welchen sich ein Kreis aufstrebender Talente gesammelt, suchte nun in dem „Avenir“ seine Ideen zu verbreiten. Er predigte die absolute Trennung von Staat und Kirche; er hatte bisher alles Heil in der Verbindung des Volkes, der Massen mit ihrer Spitze, dem Papste, erblickt; alle dazwischentretenden Gewalten waren ihm nichts. Jetzt, als Gregor XVI. den „Avenir“ verurtheilte, versank ihm die Spitze des Gebäudes und es blieb ihm nur die breite Grundlage der Demokratie. Er ist der Apostel derselben geworden, Niemand hat vor ihm, Niemand nach ihm die Herrschaft des Volkes

mit flammenderen Worten verkündet als seine „Paroles d'un Croyant“ und sein „Livre du Peuple“.

Lamennais hatte die Kirche verlassen, aber sein Geist, der Geist des Lamennais von 1815—30, war in ihr zurückgeblieben, der Geist des Hasses gegen die modernen Institutionen, ein Geist, dem jede geistige Aristokratie zuwider und der das Heil der Welt nur in der durch die Masse gestützten absoluten Souveränität in geistlichen und weltlichen Dingen erblickt. Jene Männer, die wie Montalembert und Lacordaire seit 1830 an der Spitze der katholischen Bewegung erscheinen, waren, obgleich durch Lamennais' Schule hindurchgegangen, im Grunde am wenigsten von seinem Geiste berührt. Lamennais' wirklicher Erbe trat erst in den vierziger Jahren in Louis Veuillot auf. Aber Montalembert und seine Freunde haben, ohne es zu wissen und zu wollen, diesem die Wege gebahnt: indem sie inmitten der französischen Revolution die „katholische Partei“ hervorriefen, schufen sie das Werkzeug, dessen sich der moderne Ultramontanismus mit vollendeter Meisterschaft bedient. Die Gefahr war dem Auge Ozanam's keineswegs entgangen. Als die Discussionen über die Schule die „katholische Partei“ als solche in's Leben gerufen, äußerte er sogleich seine Besorgnisse. In einem Schreiben an Foisset vom 21. October 1843 protestirt er gegen die übertriebenen Angriffe auf die Univerfität und beklagt die sofort herantretenden Folgen solcher Debatten: „mit Schmerz nehme ich wahr, wie unter uns Parteien hervortreten, wie sich Mißtrauen geltend macht und man sich gegenseitige Beschuldigungen an den Kopf wirft. Der Klerus selbst ist getheilt, die Laien durch die Oeffentlichkeit dieser Verhandlungen in die Lage gesetzt, über die Leidenschaften desselben das Seine zu denken. Die Gleichgültigen sind scandalisirt, die Aufregung der Uebelwollenden übersteigt alles Maß, die politischen Parteien bemächtigen sich der religiösen Fragen und bringen in die Discussion derselben ihre eigenen schlechten Gewohnheiten mit.“<sup>1)</sup> Ein Jahr später drückt Ozanam dem nämlichen Freunde gegenüber ähnliche Besürchtungen aus und meint, das journalistische Eingreifen unbefugter Laien habe die französische Kirche in eine gefährliche Krisis gezogen;<sup>2)</sup> am 17. Juni 1845 gesteht er ausdrücklich, wie bedenklich ihm die Existenz einer geschlossenen katholischen Partei sei: „ich möchte nicht, daß es eine katholische Partei gebe, weil es dann bald keine katholische Nation mehr geben wird.“<sup>3)</sup> und er nennt die Redaction des „Univers“ bereits „die verlorenen Söhne des Univers“. <sup>4)</sup> Es ist kein Zweifel, daß die Erzbischöfe von Paris und Besançon gleichfalls das „Univers“ im Auge haben, wo sie über den bitteren und gehässigen Ton einer gewissen katholischen Presse klagen. <sup>5)</sup> Indessen, die Sache war nicht mehr zu ändern. Montalembert hatte in Irland die Organisation der katholischen Opposition gesehen,

<sup>1)</sup> Ozanam, Lettres II. p. 48.

<sup>2)</sup> Ebend. p. 61.

<sup>3)</sup> Ebend. p. 87.

<sup>4)</sup> Ebend. p. 86: „Les enfants perdus de l'Univers que tout le monde désavoue, soit pour cause de violence, soit pour défaut de talent . . .“

<sup>5)</sup> Warront, p. 232. Vergl. daselbst die Aeußerung Tocqueville's Nouv. corresp. inédite, p. 212 und 215.

und so wenig ihm O'Connell persönlich sympathisch war,<sup>1)</sup> so hatten er und seine Freunde doch dessen Thätigkeit sich zum Muster genommen. Man unternahm es, die Massen des katholischen Volkes für die Politik der Parteiführer zu entzünden und zu organisiren: ein Heer, vor dem Montalembert später selber graute; kaum aber war diese Organisation gelungen, als ihm die Führung dieser Elemente aus der Hand gerissen wurde. Der Mann, dem dieser Coup gelang, war sein und Dupanloup's Todfeind, Herr Louis Veuillot.

Louis Veuillot, der Sohn eines burgundischen Küfers und, wenn wir nicht irren, ursprünglich demselben Handwerk bestimmt, ist sehr früh in die Journalistik eingetreten, deren wahrer Nestor er gegenwärtig ist. Er hat als Mensch und Schriftsteller alle Phasen durchgemacht. Er trat in die Presse ein als Republikaner und Ungläubiger; zum Catholicismus belehrt, ist er für diesen eine europäische Großmacht geworden. Emil Ollivier behauptet nicht zu viel, wenn er meint, Louis Veuillot habe nach dem Papstthum, dem Episkopat und dem Priesterthum ein viertes Element, das Säkularthum, in die Regierung der Kirche gebracht.<sup>2)</sup> Aber Veuillot verstand das nicht so, als sollte die Säkularwelt wieder dem Klerus gegenüber in jene Stellung rücken, welche sie in der alten Kirche eingenommen. Im Gegentheil, de Maistre's und Lamennais' Geist war über ihn gekommen: ihm war der Papst die Kirche; wie er die constitutionellen Freiheiten des modernen Staates haßte, so wollte er in der Kirche nur die absolute Monarchie auf der breiten Basis einer dem Papstthum blindlings ergebenen Masse. Dies System haßt alle Theilung der Gewalten: es ist, wie gesagt, der natürliche Gegner aller Aristokratie und vor allem der Aristokratie des Geistes. Sainte-Beuve erzählt eine reizende Anekdote von einem Freunde des Vicomte de Bonald, des berühmten Freundes de Maistre's und eines nicht minder starren Verfechters des Absolutismus. Der Graf de Marcellus trat einst in die Bureau der „Quotidienne“, welche damals Michaud mit großem Erfolge leitete. „Nun,“ rief ihn Michaud an, „Sie müssen zufrieden sein, es ist doch Geist in unserem Journal.“ „Ja,“ antwortete der Freund Bonald's, „das ist es eben, was ich nicht liebe; wo Geist ist, ist immer etwas vom Teufel.“<sup>3)</sup> Jene Elite auserwählter, hochgebildeter und relativ freisinniger Männer wie Montalembert, Lacordaire, Cochin, Dupanloup, war daher für Veuillot's Richtung von vorne herein ein Stein des Anstoßes. Er bediente sich ihrer oder diente ihnen vielmehr, bis er als Publicist fest im Sattel saß: von da ab machte er den „Univers“ von jenen Herren vollkommen unabhängig und gestaltete ihn zum Hauptorgan jener extremen Partei, welche man die ultramontane zu nennen pflegt. Veuillot war bald der ausgesprochene Herr dieser Partei. Seine wissenschaftliche Vorbildung war sehr unzureichend und dilettantisch, aber für die Tagesliteratur besaß er ein Talent von unvergleichlicher Reichtigkeit und Gewalt. Wäre sein Geist tiefer und sein Wissen gründlicher, man könnte ihn einen

<sup>1)</sup> Vergl. Mrs. Oliphant Memoir of Count de Montalembert. Leipzig, Tauchnitz-édition, II. p. 84.

<sup>2)</sup> E. Ollivier, L'Église et l'État ou concil du Vatican. Paris, 1879. I. p. 306.

<sup>3)</sup> Causeries du Lundi IV, p. 329 f.



modernen Tertullian nennen. Jenen Geist einer zersekenden, alles zerfleischenden Kritik, der zuweilen auch bei J. de Maistre auftritt und dessenthalb man ihn den „katholischen Voltaire“ genannt hat, ihn besitzt Beauvillot in noch weit höherem Grade, ohne daß derselbe durch eine Spur von Edelmuth und Güte gemildert wäre. Dem Papste gegenüber legt er die niedrigste Schmeichelei, allen Andern gegenüber ungemessenen Hochmuth an den Tag. Alle Künste der journalistischen Technik kennt und gebraucht er, keine ist ihm geläufiger als die Lüge, wenn es sich um die Thatfachen der Geschichte, und das liebloseste Herabreißen, wenn es sich um die Lahmlegung eines Gegners handelt. Im Kampfe gegen Montalembert, Sacordaire, Dupanloup hat Beauvillot den ausgiebigsten Gebrauch von diesen Mitteln gemacht. Ihm auf den verschlungenen Wegen seiner Polemik nachzugehen, wäre eine psychologisch-interessante Studie. Oder gäbe es einen zweiten Schriftsteller unserer Zeit, der mit derselben Gewandtheit seine Farben der Palette eines Tiesole und der eines Eugen Sue entnähme, wie dies Beauvillot in seinen „Parfums de Rome“ und den „Odeurs de Paris“ trauriger Weise gelungen ist!

L. Beauvillot kämpfte nicht allein für sein Ideal einer Allianz des absoluten Papstthums mit der Ochlokratie. Der größte Theil des sogenannten niedern französischen Klerus fiel ihm zu. Es ist bereits die Rede gewesen von der unerquidlichen Lage, in welcher dieser Klerus durch Napoleon I. gesetzt worden war, den man deshalb geradezu als einen der Hauptbegründer des französischen Ultramontanismus bezeichnet hat<sup>1)</sup>. Es kam noch ein anderes Element hinzu, um in der französischen Geistlichkeit die alten gallicanischen Tendenzen völlig zu tilgen und das Gefühl einer gewissen nationalen Selbständigkeit Rom gegenüber gänzlich zu erdrücken. Tocqueville hat in einem seiner Briefe an Frau Swetschine diesen Punkt berührt, indem er seine früheren Ausführungen in „Ancien Régime et la Révolution“ gegen die Einwendungen seiner geistvollen Freundin in Schutz nimmt<sup>2)</sup>. Er führt da den Gedanken aus, daß, wer weder durch Familienbande noch durch Grundbesitz an sein Land gebunden ist, für die Geschichte und das Wohlfsein desselben schließlich gleichgültig wird. In diesem Falle sei die französische Geistlichkeit, seit ihr die Revolution den Grundbesitz genommen; in politischen Dingen sei darum ihre natürliche Gesinnung die Indifferenz und in diesem Sinne sei die von ihr geleitete Erziehung. Namentlich in der unter dem wesentlichen Einflusse des Klerus erzogenen Frauenwelt vermisst Tocqueville gänzlich die Ahnung jener Pflichten, welche sich auf das öffentliche Leben und den Staat beziehen, während sich in dem Klerus des Ancien Régime stets eine lebhafteste Theilnahme für die Interessen und die Pflichten des Staatsbürgers kundgegeben habe. Es kann hier nicht auf die Frage eingegangen werden, ob die Lösung des Klerus von irdischem Besitz, speciell von Grundbesitz, für die Kirche ein Nachtheil, oder, wie Frau Swetschine ihrem berühmten Freunde gegenüber

<sup>1)</sup> Vergl. Vicomte de Meaux, La Question religieuse au Sénat, im Correspondant, 1865, März, p. 457. Warmont a. a. O. S. 224.

<sup>2)</sup> Tocqueville, l'Ancien régime et la Révolution, p. 172, und Lettres inédites de Mme. Swetschine, 2. éd. Paris, 1869, p. 461.

geltend machte, ein Vortheil war: gewiß ist, daß sie den größeren Theil ihrer Diener gegen die bürgerliche Freiheit und die nationale Wohlfahrt gleichgültiger gemacht hat, als Männer wie Tocqueville und Montalembert es wünschen konnten; gewiß ist, daß die so erzeugte Denkart der Geistlichkeit es wesentlich war, welche sie dahin brachte, den 2. December nicht bloß zu ertragen, sondern willkommen zu heißen.

L. Veuillot trieb die Kirche Frankreichs Napoleon III. in die Arme: ohne die allgemeine Theilnahme des Seelsorgelers wäre der Staatsstreich niemals von der Nation anerkannt worden. Der Präsident der Republik hatte die Wahrung der conservativen Interessen auf seine Fahne geschrieben; er hatte durch das Gesetz Falloux, welches der „Univers“ freilich für eine ganz unzureichende Abschlagszahlung erklärte, dem katholischen Unterricht und der Action des Welt- und Ordensklerus großen Spielraum eingeräumt; er hatte den Papst nach Rom zurückgeführt und die weltliche Herrschaft hergestellt; er hatte die spärliche Besoldung der Pfarrer erhöht und der Kirche Achtung und Wohlwollen gezeigt. War es zu verwundern, daß die katholische Partei in Masse ihm zufließt: „César, l'Église fait vos affaires, payez-la de retour, faites les siennes.“ Der Bund wurde geschlossen und Herr Veuillot war im Beginne des zweiten Kaiserreichs Herr der Situation. Er durfte sich jetzt erlauben, was kein Laie oder Priester sich den Bischöfen gegenüber je erlaubt hat. Der „Univers“ zerriß die bischöflichen Hirtenbriefe, welche ihm zu kalt oder zu gemäßigt schienen; er controlirte die gesammte Verwaltung und das Privatleben der sechsundachtzig Bischöfe des Reiches. Der Erzbischof Sibour hatte auf einer Pariser Provinzialsynode noch 1850 Klage darüber geführt, daß „Bischöfe und Priester unter dem Vorwande der Vertheidigung der päpstlichen Rechte insultirt würden“. Rom nöthigte den Erzbischof, zu retractiren, forderte Veuillot auf, seinen „Univers“ fortzusetzen und ermahnte die Bischöfe, die religiöse Presse „unter ihren Schutz“ zu nehmen. Außer Sibour wurde Niemand directer als Dupanloup von diesem Erlasse der Curie betroffen: denn mit keinem der Bischöfe hatte der „Univers“ öfter und erbitterter Krieg geführt als mit ihm; keiner war aber auch in seinen Maßregeln gegen das Blatt weitergegangen als der Bischof von Orléans, der es geradezu in seinen Seminarien verbot.

Es war in jener Zeit, wo Veuillot's Wort mehr als das aller Bischöfe galt, daß er sein „Waterloo“ schrieb, eine Broschüre, welche man in Deutschland so gefällig war, unbeachtet zu lassen: und doch war in ihr nicht bloß die Herzensmeinung, der französischen Ultramontanen, sondern auch die des Kaisers ausgesprochen, die Rheingrenze für Frankreich gefordert und die Niederwerfung des protestantischen Preußens als eine Forderung, als erstes Ziel der „katholischen Politik“ hingestellt.

Die Freundschaft mit dem Kaiser nahm indessen ihr Ende, als dieser seit 1859 zugab, daß Victor Emanuel Italien Stück für Stück — in Paris sagte man, wie eine Artischocke — verschluckte. Die Kirche hatte die Geschäfte Cäsars bestens besorgt; aber Cäsar dachte, seit sein Thron feststand, mehr an die seinigen als an die der „Kirche“. Von dem Augenblicke an erklärte sich Veuillot gegen die Politik der Regierung in Italien, und die heftige Art, wie er es that, zog ihm

die Unterdrückung des „Univers“ zu. Wir sind streng gegen Veuillot gewesen, seien wir auch gerecht. Er hatte für seine großen Dienste persönlich nichts von dem Kaiser verlangt; er wollte in der That nur der Kirche dienen. Jetzt, wo ihm die Herausgabe eines Journals unterfagt wurde, konnte er übrigens auf seinen Vorbeern ausruhen: das große Werk der vollkommenen Austilgung alles dessen, was an die alte gallicanische Kirche erinnerte, war zwischen 1850 und 1870 auf der ganzen Linie vollbracht worden. Die römische Liturgie hatte überall die Diöcesanliturgieen verdrängt, die alten Katechismen und Lehrbücher waren durch neue, im Geiste der Gesellschaft Jesu geschriebene ersetzt, der Widerstand der Bischöfe war bis zu dem Maße gebrochen, daß der Bischof von Nevers Herrn Veuillot seinem Klerus als eine bei seinen theologischen Conferenzen zu consultirende Quelle bezeichnete<sup>1)</sup>. Der Triumph des Ultramontanismus, wie ihn die „Civiltà cattolica“, wie ihn der „Univers“ repräsentirten, war auf's Beste vorbereitet.

Der Ultramontanismus ist keine Erfindung unseres Jahrhunderts. Er ist in seinen Keimen so alt wie das Christenthum selbst. Freilich, es gibt Leute, welche ihn mit dem Katholicismus identisch setzen; ich werde mich nicht so tief bücken, um mit diesem Standpunkt zu verhandeln. Der Ultramontanismus ist jene Gesinnung, die es nie verstehen kann, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist; die obgleich von dem Stifter der christlichen Religion mit seinem „retro Satana“ zurückgewiesen, sich immer und immer wieder an dieselbe heranschleicht. Seit die Kirche ihren Gang durch die Jahrhunderte genommen, folgt sie ihr, bald von ferne, bald näher wie der Verführer der Unschuld auf ihrem Wege nachgeht. Sie hält der christlichen Gesellschaft die Fata Morgana einer irdischen Herrschaft vor, macht den Papst nicht nur zum einzigen unbeschränkten Herrn der Kirche, sondern auch zum obersten Gebieter über Fürsten und Völker. Diese Gesinnung muß, um sich mit der Geschichte abzufinden, diese ignoriren oder fälschen, sie muß, wie Herr Gaume, den Satz aufstellen, je absurder und härter eine Lehre klinge, desto göttlicher sei sie. Hatte Christus erklärt, daß er gekommen sei zu dienen, so erklärt sie, daß die Kirche da sei, um zu herrschen; sie denkt sich aber diese Herrschaft nicht als eine Herrschaft der Liebe, vielmehr als eine Herrschaft der Gewalt und des Schreckens. Es kann scheinen, als ob der Schritt des Versuchers heute dichter als jemals hinter dem der Kirche vernommen werde und als ob er die Hand ausgestreckt habe, um sie in diejenige der letzteren zu legen. Ich kann trotzdem nimmer zugeben, daß, was man heute nur allzugerne annimmt, sich Katholicismus und Ultramontanismus identificirt haben. Selbst was Frankreich anlangt, konnte Thiers im Jahre 1874 in Venedig mit Recht sagen: „wenn ich auch den Ausdruck „Klericale Partei“ nie anwende, so kann ich doch versichern, daß diese Partei in Frankreich in sehr starker Minorität ist“<sup>2)</sup>. Als im Frühjahr 1878 Leo XIII. sofort nach seiner Inthronisation L. Veuillot jene scharfe Zurechtweisung zu Theil werden ließ, war in Frankreich die Freude unter den gebildeten Katholiken allgemein: man war

<sup>1)</sup> Vergl. „Univers“ vom 23. December 1873.

<sup>2)</sup> Vergl. République française, die Nummern vom 13. und 25. October 1874.

entzündet, daß gerade dies eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Papstes war.

Gegen Ende der sechziger Jahre hatte Napoleon III. das Wiedererscheinen des „Univers“ gestattet: Veillot konnte in demselben Augenblicke wieder hervortreten, wo seine Partei des Bestandes seiner einflußreichen Feder am meisten bedurfte. Pius IX. hatte das Concil angefangt; Dupanloup dasselbe willkommen geheißen und in einer auch in Deutschland in zwei Uebersetzungen verbreiteten Schrift<sup>1)</sup> alles Gute auseinandergesetzt, welches die katholische Welt von dieser Kirchenversammlung zu hoffen berechtigt sei. Da schlug wie eine Bombe jener vielberufene Artikel der „Civiltà cattolica“ ein, welcher die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit als den wahren Zweck des Concils offenbarte. Die liberalen Katholiken Frankreichs waren wie vom Donner gerührt; Niemand war tiefer enttäuscht als Montalembert, den eine grausame Krankheit eben dem Tod entgegenführte. Auf der Tribüne der Pairskammer vor 1848 hatte er die Freiheit für die Kirche, die Freiheit für die Jesuiten verlangt, weil er tief überzeugt war, daß Beide mit der Gewissensfreiheit und der constitutionellen Verfassung in keinem Kriege lebten. Noch im Jahre 1852 sah er im Ultramontanismus nichts als den berechtigten Gegensatz zu jener slavischen Abhängigkeit, in welche der alte Gallicanismus die Kirche der französischen Krone gegenüber gebracht hatte. Jetzt, auf seinem Krankenbette, schrieb er jenen berühmten Aufsatz: „L'Espagne et la Liberté“, den der „Correspondant“ schon nicht mehr zu drucken wagte, und dessen Herausgabe durch den Pater Hyacinthe jenen merkwürdigen Proceß der Erben Montalembert's gegen den Excarmeliten und die „Revue Suisse“ im Jahre 1876 hervorrief. Man meint in dieser Abhandlung die vor Schmerz zitternde Sprache des großen Redners zu hören, wie er alles das zurücdruft, was er und seine Freunde einst gethan, um im Namen der Freiheit den Jesuiten selbst Existenz und Wirksamkeit in Frankreich zu sichern; nun muß er in der „Civiltà“ lesen, daß die Kirche mit keiner modernen Freiheit zusammen leben, daß ein liberaler Katholik oder ein katholischer Liberaler nur ein Heuchler oder Dummkopf sein kann. Gut, sagt Montalembert, man hätte uns das aber damals sagen sollen, man hätte nicht zwanzig Jahre von der von uns für die Jesuiten eroberten Freiheit leben und profitiren sollen, um schließlich zu kommen und zu sagen, daß die Freiheit eine Pest ist. „Vielleicht ist das, was die „Civiltà“ sagt, sehr orthodox, ich weiß es nicht, denn ich bin nicht Richter in Dingen der Theologie, aber ich glaube es einigermaßen in Dingen der Ehre und des Anstandes zu sein, und ich glaube, was die „Civiltà“ treibt, ist vollkommen ehrlos“.

Die Führer der liberalen Katholiken fanden es für nöthig, in einem förmlichen Programm Stellung zu den sich vorbereitenden Ereignissen zu nehmen und die römische Curie, wenn auch in einer Sprache tiefster Ergebenheit, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche ein Sieg der von der „Civiltà“ vertretenen Tendenzen unfehlbar nach sich ziehen werde. Der „Correspondant“ veröffentlichte die Denkschrift unter dem Titel: „Le Concil“ am 10. October 1869. Sie soll

<sup>1)</sup> Lettre sur le futur Concile œcuménique (1. nov. 1868).

aus der Feder des Herzogs Albert von Broglie geflossen sein, indessen habe ich Gründe zu vermuthen, daß Augustin Cochin an der Abfassung wenigstens theilhaftig war. Unterdessen war aber auch Dupanloup auf dem Kampfplatz erschienen. Auf ihn und die Opposition der deutschen Wissenschaft setzte Montalembert vor allem seine Hoffnung. Seit langer Zeit mit Döllinger befreundet, veranlaßte er den Bischof von Orléans, sich mit diesem über die Lage der Dinge zu besprechen. Die Zusammenkunft fand auf dem Schlosse Dalberg bei Worms, dem mütterlichen Erbsitze des Lord Acton, statt. Zurückgelehrt, veröffentlichte Dupanloup nach einander drei Streitschriften, in welchen er sich gegen die beabsichtigte Definition aussprach<sup>1)</sup>. Die dritte dieser Schriften machte am meisten Aufsehen: sie theilte dem Klerus der Diocese Orléans das „Avertissement“ mit, welches der Bischof Herr E. Veillot als Antwort auf dessen Kritik seiner letzten Broschüre zu Theil werden ließ. Sowol die „Observations“ als das „Avertissement“ sind im Tone äußerster Gereiztheit und Heftigkeit geschrieben. Bossuet wurde einst in seinem Garten von einem Platzregen überrascht; seine Umgebung flüchtete so schnell sie konnte unter Dach, während er selbst in gewohnter, majestätischer Ruhe nach dem Hause schritt. „Sie werden naß,“ rief man ihm zu: „un évêquo,“ antwortete Bossuet, ne court jamais“. An diese Anekdote erinnert Emil Ollivier boshafter Weise, wo er von Dupanloup's „Avertissement“ spricht<sup>2)</sup>: „dieser“, setzt er hinzu, macht es nicht wie Bossuet, er läuft immer auf etwas hin oder läuft jemanden um.“ Ollivier läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne dem Bischof von Orléans am Zeuge zu fliden. Aber man kann ihm nicht ganz Unrecht geben, wenn er behauptet, daß die heftige Sprache dieser Pamphlete der von Dupanloup vertretenen Sache mehr geschadet als genützt und die tiefe Erbitterung der Gegenpartei am meisten verschuldet habe. Freilich war der Bischof schwer herausgefordert: mit deutlicher Anspielung auf ihn hatte der „Univers“ von „neumodischen unwürdigen Katholiken, Neuerern, Complicen kirchenfeindlicher Secten“ gesprochen; aber ein Bischof sollte nicht zornig werden.

Man begreift, daß Dupanloup bei seiner Ankunft in Rom nicht besonders freundlich aufgenommen wurde. Es war klar, daß ein Theil des „Avertissement“ höher zielte als auf Herrn Veillot. Trotzdem soll ihn Pius IX., der alten Verdienste des Bischofs eingedenk, freundlich empfangen haben. Man erzählte sich, der Papst habe nach der ersten Audienz Dupanloup's seiner Umgebung gegenüber von der erprobten Anhänglichkeit des Bischofs an seine Person gesprochen und sich der Innigkeit gefreut, mit welcher derselbe seine Hand geküßt, worauf Marbi dreist genug war, das sofort in der ganzen Stadt colportirte Wort „baccio di Giuda“ hinzutwerfen.

Der Bischof von Orléans bewohnte während des Concils die in einem Garten am Maccao bei Porta Pia gelegene Villa Grazioli, welche bald der

<sup>1)</sup> Lettre au Clergé de son diocèse, relativement à la définition de l'Infallibilité (11. nov. 1869); Lettre au Clergé et aux fidèles de son diocèse avant son départ pour Rome; Lettre aux prêtres de son diocèse pour leur donner communication de son avertissement à M. Louis Veillot (21 nov. 1869).

<sup>2)</sup> E. Ollivier a. a. O. II. p. 442.

Sammelpunkt der Opposition wurde. Er frühstückte meistens in Gesellschaft weniger Gesinnungsgenossen und Freunde um zwölf Uhr; nach dem Dejeuner pflegten die hervortragendsten Vertreter seiner Richtung sich bei ihm einzufinden. Der Winter 1869—1870 sah in den Mauern Roms interessante und durch Geist und Stellung hervorragende Persönlichkeiten aus allen Welttheilen vereinigt. Viele von ihnen werden eine angenehme Erinnerung an die Hospitalität und die geistige Anregung bewahren, welche sie in der Villa Grazioli fanden. Die Verhandlungen entsprachen bekanntlich den Wünschen der Opposition nicht. Dupanloup sah sich von der mit dem Hauptgegenstand des Concils beauftragten Commission ausgeschlossen<sup>1)</sup>: er mußte wieder zur Feder greifen, um seiner Stimme Gehör zu verschaffen; es geschah in jener Polemik, welche er im Frühjahr 1870 mit dem Erzbischof Dechamps von Mecheln führte. In den Versammlungen des französischen Episcopates entfaltete er natürlich neben Darbois, Ginouilhac und den übrigen Führern der Opposition eine unermüdlige Thätigkeit. Der Erfolg war gegen ihn. Seit dem März 1870 waren die Dinge entschieden; die Curie konnte nicht zurück, ohne sich einer Niederlage auszusetzen, von der sie sich schwerer erholt haben würde, als von dem Caput Frequens der Constanzer Synode.

Frankreich war damals beim heiligen Stuhle durch den Marquis de Banneville vertreten. Da die katholischen Staaten keine Gesandten zum Concil geschickt hatten, indem sie nicht dazu eingeladen waren, so konnten die in Rom beglaubigten Minister nur einen sehr indirecten Einfluß auf den Gang der Ereignisse üben. Aber während die Gesandten Oesterreichs, Preußens, Baierns, wenigstens ihr Mögliches thaten, um den Intentionen ihrer Regierungen entsprechend zu handeln, that der Marquis von Banneville ungefähr das gerade Gegentheil von dem, was sein Auftraggeber ihm vorgeschrieben. Der Graf Daru, der damals das Ministerium des Aeußern bekleidete, gehörte seiner Gesinnung nach den liberalen Katholiken an und instruirte den französischen Gesandten in Rom, sowol bei Sr. Heiligkeit, als den Prälaten im Sinne Montalembert's zu wirken. Herr von Banneville that nichts von dem, sei es aus eigener Inspiration, sei es im geheimen Auftrag eines Höhern. Er sprach im Gegentheil bei der Curie in einer Weise, welche diese über die etwaigen Absichten der kaiserlichen Regierung völlig beruhigen mußte. Die Bischöfe, vorab Darbois und Dupanloup, beklagten sich über diese Haltung des Gesandten bei dem Ministerium wie bei dem Kaiser. Es fanden Verhandlungen im Ministerrath und hinter den Coulissen des Ministeriums statt, welche den Rücktritt Daru's und die Beauftragung des Conferenzpräsidenten E. Ollivier mit den Geschäften des auswärtigen Ministeriums zur Folge hatten. Ollivier macht in seinem mehrfach angeführten Werke sehr werthvolle Mittheilungen über diese Ereignisse, die indessen den wahren Verlauf der Dinge und die eigentlichen Absichten des Kaisers keineswegs ganz enthüllen<sup>2)</sup>.

Ich bin in der Lage, hier Einiges zu seiner Darstellung nachtragen zu können.

<sup>1)</sup> Vergl. darüber den Brief Montalembert's vom 31. December 1869 bei Warmont, p. 243.

<sup>2)</sup> Ollivier a. a. O. II. p. 216 f., bes. 218—219.

Wer diese Darstellung liest, hat sofort den Eindruck, daß Herr Olivier hinsichtlich der römischen Dinge anders dachte als der Graf Daru. Während dieser alle politischen Hebel anzufassen suchte, um die Opposition zu stützen und soeben sein bekanntes „Memorandum“ an Antonelli gesandt, leitete Olivier eine Politik der Abfention ein, deren Motive vermuthlich eine Zeit lang zwischen dem Kaiser und ihm geheim gehalten wurden. Napoleon mag es gerade recht gewesen sein, von dem mit den Liberalen von Montalembert's Richtung zu nahe liierten Daru loszukommen: er hatte an Olivier einen „verständnisvollern“ und geschmeidigern Diener seiner Absichten gefunden. Der Bericht, welchen Olivier über die Sitzung des Ministerconseils gibt, in welchem über die Rückberufung des Marquis von Banneville verhandelt und dessen Belassung auf dem römischen Botschafterposten beschlossen wurde, ist geradezu naiv. „Wir nahmen im Ministerconseil die Erklärungen des Herrn de Banneville entgegen und wir waren in hohem Grade befriedigt von der Art seines Auftretens wie von seiner einsichtsvollen und würdigen Sprache. Die Zurückhaltung, derenthalben man ihn tabelte, die Vorsicht, die man ihm vorwarf, erschienen uns als ein Vorzug, keineswegs aber als ein Grund zur Ungnade; wir schickten ihn also einstimmig auf seinen Posten zurück, mit dem Auftrag, seine Politik in keinem Punkte zu ändern und sich mit keiner der bischöflichen Parteien zu identificiren“<sup>1)</sup>).

Ich verkehrte in jener Zeit mehrfach mit zwei Staatsmännern, von denen der eine Mitglied des Ministeriums Olivier, der andere Senator, einer der mächtigsten und intimsten Vertrauten des Kaisers war. Ich konnte die Mittheilungen beider Herren durch ihre Uebereinstimmung controliren. Von ihnen erfuhr ich also, einmal, daß der Papst selbst an den Kaiser geschrieben und ihn gebeten habe, ihm Herrn von Banneville zu lassen. Auf die Bemerkung, darin liege wol der beste Beweis, daß der Marquis nicht die Geschäfte Frankreichs, sondern die des römischen Hofes besorge, zuckte man die Achseln und bedeutete mich, das „fin mot“ der kaiserlichen Entschliebung sei eben das, daß der Kaiser sich mit Absichten trage, bei denen er schon in nächster Zeit des Beistandes der Partei des Herrn Louis Deuillot bringend bedürfe; es war das Plebisit, welches Napoleon im Auge hatte und der Krieg gegen Preußen, welchem das Plebisit vorausgeschickt werden sollte. Der Mann „mit dem leichten Herzen“ hütet sich natürlich, mit einem Worte darauf anzuspielen, daß dieser Krieg bereits im März 1870 beschlossene Sache war. Und doch war dem so. Jules Favre<sup>2)</sup> erzählt, Daru habe sich aus dem Cabinet zurückgezogen, weil sein Vorschlag, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen, von dem Conseil nicht angenommen worden sei. Emil Olivier erklärt dem gegenüber, Daru habe niemals einen solchen Antrag gestellt<sup>3)</sup>. Die „Times“ veröffentlichten seiner Zeit einen Brief Daru's an den Grafen Werner de Mécrode, in welchem der Rückzug der französischen Besatzung als die sofortige Antwort der Regierung auf die Definition der Unfehlbarkeit in Aussicht gestellt war;

<sup>1)</sup> Olivier a. a. O. II. p. 219.

<sup>2)</sup> Jules Favre, Rome, p. 26 und 31.

<sup>3)</sup> Olivier a. a. O. II. p. 225.

die Existenz dieses Briefes soll Herr Daru abgeleugnet haben<sup>1)</sup>. Welche Bedeutung Daru's Rücktritt hatte, verrieth der Jubel Veuillot's und seiner Gefinnungsgeoffen in unzweideutiger Art. Die „Unità Cattolica“ von Turin frohlockte darüber, als über eine gnädige Schickung der Vorsehung; am selben Abende noch telegraphirte man an Herrn Veuillot nach Rom: „Daru zieht sich zurück, Ollivier ersetzt ihn, Concil frei.“ („Daru se retire, Ollivier remplace, concile libre“<sup>2)</sup>). Daru war offenbar weiter gegangen, als es dem Kaiser im Hinblick auf die ihm wieder nothwendig gewordene Bundesgenossenschaft der extremen Partei bequem war. Von dem Tage ab war der Ausgang des Concils entschieden. Was aber die angebrohte Rückberufung der französischen Truppen betrifft, so verdanke ich meinen beiden eben erwähnten Gewährsmännern die Kenntniß einer hochinteressanten, natürlich ängstlich geheim gehaltenen Depesche Daru's an Antonelli, in welcher auf die schwierige Lage hingewiesen wurde, die der kaiserlichen Regierung aus Concilsbeschlüssen erwachsen müsse, die mit dem Geiste der französischen Institutionen und den Wünschen der öffentlichen Meinung in einem bedauerlichen Widerspruch ständen; eine Situation, welche es an sich der kaiserlichen Regierung schwer machen werde, der päpstlichen Herrschaft auch ferner ihren Schutz angebeihen zu lassen, und das um so mehr, falls gewisse politische Verwickelungen eintreten; man könne nicht am Rhein kämpfen und sich durch Belassung einer Division in Civita-Vecchia Italien zum Feinde machen. Als ich diese Worte vernahm, wußte ich, wessen wir uns von Frankreich zu versehen hatten. Wenige Wochen vorher hatte ein mir befreundeter Diplomat einer mit Frankreich damals auf vertrautem Fuß stehenden Großmacht mich ungläubig gefunden, als er mir die Versicherung gab, Preußen werde noch vor Ablauf des Sommers mit Frankreich Krieg zu führen haben.

## IV.

Am 18. Juli waren die Würfel gefallen, Dupanloup kehrte mit den übrigen Bischöfen nach Frankreich zurück, um einem Trauerspiele beizuwohnen, welches das Herz jedes Franzosen zerreißen mußte. Es wurde behauptet, Napoleon III. habe beabsichtigt, nach der Besiegung Preußens die französische Kirche vom Vatican loszureißen und er habe bereits dreißig Bischöfe für dies sein Vorhaben gewonnen gehabt. Ich halte diese Erzählung für eine Fabel; wer sie erfunden, kannte die Verhältnisse nicht. Ein Schisma wäre in Frankreich eine kirchliche Mißgeburt gewesen, der sich kaum ein anständiger Katholik angeschlossen hätte. Jener Auswurf des französischen Alerus, der sich für die altkatholischen Gemeinden im Jura gemeldet hat, und den die Schweizer so bald wie möglich wieder loszuwerden sich bemühten, bietet eine schlagende Illustration meiner Behauptung. Wenn aber Herr Ollivier meint, wie Dupanloup in seiner Opposition über die Schnur gehauen, so sei er auch im Ausdruck seiner Unterwerfung zu weit gegangen, indem er Pius IX. gegenüber sich auf seine stete

<sup>1)</sup> Ollivier a. a. D. II. p. 213.

<sup>2)</sup> Louis Veuillot, Rome pendant le concile. Samedi saint.



Ergebenheit und seine Hochhaltung der päpstlichen Prerogative berufen, so vergiftet derselbe, daß die Decrete vom 18. Juli weit hinter dem zurückblieben, was die „Civiltà Cattolica“, was Manning, Ward, Beuillot und ihr Anhang erstrebt hatten. Sein Vorwurf ist von einem Hasse dictirt, welcher sich vollkommen erklärt, wenn man Dupanloup's Aeußerung über die Rolle kennt, die Herr Ollivier als Mitanktister des Krieges gespielt hat. „Das Rad der Zeit,“ sagt der Bischof in der Sitzung der Nationalversammlung vom 22. Juli 1871, „hat uns in diesem Monat zu jenen beklagenswerthen Tagen zurückgeführt, wo ein Minister mit nur zu leichtem Herzen, Diener eines Herrn mit nur zu leichtem Gewissen, zu gleicher Zeit und mit derselben Hand Deutschland herausgefordert und Rom verlassen hat.“ Damit steht freilich die Ansprache im Widerspruch, welche der Bischof von Orleans am 27. Juli 1870 in einem Hirtenbrief an seine Diocese ergehen ließ<sup>1)</sup>. Aber welcher Franzose hatte damals nicht, von der Regierung getäuscht, den Kopf verloren! Halten wir es Dupanloup wenigstens zu gute, daß er den seinigen wiedergefunden hat.

Wir vermögen uns vorzustellen, welcher Schmerz es für Dupanloup's patriotische Gesinnung war, im Verlaufe des Krieges seine eigene Bischofsstadt zweimal in den Händen der Feinde zu sehen. Als Orleans zum erstenmal durch den General von der Tann erobert war, that der Bischof sein Mögliches, um das Loos der Stadt zu erleichtern; und seine Fürsprache erreichte von dem Sieger die Verminderung der auferlegten Kriegscontribution, die Verproviantirung der Stadt, den Schutz der französischen Verwundeten. Seine lebhafteste Einmischung in diese Angelegenheiten mag den Prinzen Friedrich Karl veranlaßt haben, bei der zweiten Einnahme von Orleans den Bischof einige Tage in seinem Palais gefangen zu halten. Die Einwohner des Departements bezeugten ihre Dankbarkeit, indem sie am 8. Februar 1871 ihn einstimmig neben Thiers als Abgeordneten in die Nationalversammlung sandten. Mitten in diesen Wirren fand es der „Univers“ für passend, den Bischof wieder auf's heftigste anzugreifen. Einer seiner Correspondenten hatte Beuillot die Copie einer Inschrift geschickt, welche er auf dem Schlosse de la Roche-en-Brénil, dem Landstuhle Montalembert's, gefunden hatte. Ein Stein in der Kapelle daselbst erinnerte an ein Messopfer, welches der Bischof von Orleans 1862 hier gefeiert hatte, und zwar in Anwesenheit des Schloßherrn selbst und der Herren de Falloux, Foisset, Cochin, „der Kleinen Schar, die, wie die Inschrift sagte, für die freie Kirche im freien Vaterland gestritten hatte, und die bei dieser Veranlassung das Gelübniß erneuerte, diesem Kampfe für Gott und die Freiheit auch den Rest ihres Lebens zu weihen“<sup>2)</sup>.

Unter den in dieser Inschrift genannten Männern war derjenige, welchen der „Univers“ neben Dupanloup am meisten mit seinem Hasse beehrte, Herr Augustin Cochin, der in den letzten Jahren Dupanloup auf's nächste befreundet war. Ich kann den Namen Cochin's hier nicht niederschreiben, ohne ihm den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung zu widmen. Herr Cochin, aus einer der

<sup>1)</sup> Ollivier a. a. O. II. p. 402 f.

<sup>2)</sup> „Univers“, Mercredi 8 mars 1871. Vergl. C<sup>te</sup>. de Falloux, Aug. Cochin, p. 370.

ältesten und reichsten Patricierfamilien von Paris hervorgegangen, war, wie wenig andere, ein Freund und Wohlthäter des Volkes. Wo es die materiellen und geistigen Interessen, wo es die Binderung der Noth, wo es die Hebung der armen, leidenden Classen galt, da stand sein Name seit langen Jahren immer obenan; das Institut de France hatte sein Rednertalent und seine tüchtigen Arbeiten auf dem Gebiete der Socialwissenschaft durch Aufnahme in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften geehrt. Noch erinnere ich mich, mit welcher Bewunderung mir, nach einer Sitzung der Akademie, der greise Guizot von den Verdiensten und dem Charakter Cochin's sprach. Der reiche Geist dieses Mannes hat in einem seltenen Maße nationale Einseitigkeit überwunden: „lernen Sie Deutsch, Deutschland gehört die Zukunft,“ hatte einst Cuvier zu ihm gesagt. Herr Cochin citirte mir den Ausspruch im Jahre 1870 wie im Vorgefühle unserer steigenden Größe. Nach dem Kriege gelangte er in die Kammer und ward bald als besonderer Vertrauensmann der Versailler Regierung mit der Präfectur von Versailles betraut, wo ihn am 15. März 1872 ein bössartiges Fieber dahinraffte. In Thränen zerfließend hat ihm der Bischof von Orléans die letzten Tröstungen einer Religion gespendet, welcher der Sterbende wie wenig andere Männer dieses Jahrhunderts Ehre gemacht hat.

Durch Darbois's Ermordung war der erzbischöfliche Stuhl von Paris frei geworden, Dupanloup war selbstverständlich die erste Person, an welche die Regierung bei der Wiederbesetzung dachte. Er lehnte indessen den ersten Bischofsstiz Frankreichs ab, indem er auf die Verstimung hinwies, welche Pius IX. seit dem Concil gegen ihn hegen mußte.

Die letzten Jahre in Dupanloup's Leben waren mehr, als Vielen, gewiß auch ihm selbst erwünscht war, der Politik gewidmet. In der Versailler Nationalversammlung übte er einen Einfluß, der sich weniger auf der Rednerbühne, als in seinen persönlichen Beziehungen zu den Häuptionern seiner Partei zeigte. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß er eine Zeit lang geradezu die Seele der „Union conservatrice“ gewesen ist. Niemand hat eifriger als er an der Ausöhnung der beiden königlichen Linien gearbeitet, die parlamentarische Constellation, welche den Rücktritt Thiers' herbeiführte, und die Erhebung des Marschalls Mac Mahon war zweifellos, wenigstens theilweise sein Werk. Wenn dies Unternehmen nicht wieder zur Aufrihtung der Monarchie führte, so trug Dupanloup die Schuld nicht. Jedermann erinnert sich des denkwürdigen Briefes, den er am 25. Januar 1873 an den Grafen von Chambord richtete und in welchem er diesen bat, sich nicht durch eine Formalität wie die Frage der Tricolore von der Erfüllung seiner Pflichten gegen Frankreich abhalten zu lassen. Die Antwort des Fürsten war eine brüste Abweisung dieses wohlgemeinten Rathes; sie machte dem Charakter Heinrich's V. mehr Ehre als seiner politischen Einsicht. Wem fällt dabei nicht Napoleon's beißende Bemerkung ein, welche uns die Denkwürdigkeiten der Frau von Remusat neulich mitgetheilt haben: „die Bourbonen werden die Dinge immer nur durch das Ciel de Bœuf sehen; sie sind verurtheilt, sich ewig in Illusionen zu bewegen.“

Dupanloup wurde am 18. December 1875 zum Senator auf Lebenszeit

ernannt; er verglich sich bei dieser Gelegenheit mit Daniel, wie er in den Feuerofen von Babylon geworfen wird. Je mehr die Möglichkeit einer monarchischen Restauration hinter ihm versank, desto düsterere Aussichten eröffneten sich ihm für die Zukunft Frankreichs. Er gab 1876 seinen Besorgnissen Ausdruck in der Broschüre „Où allons nous“. Noch einmal schöpfte er Hoffnung, als seine Freunde nach der Entlassung des Ministeriums Jules Simon abermals an's Ruder gelangten. Es war ein merkwürdiges Verhängniß, daß ein Mann von persönlich so liberalen Ideen wie der Herzog von Broglie genöthigt war, den politischen Einfluß der liberalen Katholiken Frankreichs durch eine, ihren eignen Principien keineswegs entsprechende Politik zu Grunde zu tragen. Aber die Dinge lagen so, daß Broglie und seine Freunde die Gewalt nur besitzen konnten, wenn sie das Bündniß der Exaltados annahmen. Die Partei des Herrn Beuillot erlebte die Genugthuung, ihren Willen in Bezug auf die Gründung der katholischen Universitäten, die Examina, die Ertheilung der akademischen Grade, die Zuertheilung der juristischen Rechte an die Bischöfen gerade durch diejenigen Männer durchgesetzt zu sehen, welche sie seit dreißig Jahren als den Krebsbuben des katholischen Frankreich bekämpft hatte. Indem die liberalen Katholiken, indem die Herren de Broglie, Wallon, Dupanloup diese Bundesgenossenschaft annahmen, zerstörten sie die Consequenz ihrer bisherigen politischen Action und mußten sich es selbst zuschreiben, wenn sie schließlich, wenigstens für eine Zeit lang, ohne Glanz von der politischen Schaubühne verschwanden.

Dupanloup's letzte öffentliche Handlung in Versailles war die Interpellation, welche er an Dufaure betreffs des Voltaire'schen Centenariums stellte. Dies Centenarium beschäftigte seine letzten Lebensmonate in besonderem Grade. Er wollte öffentlich dagegen auftreten. Für ihn hat die Polemik gegen Dufaure die Folge gehabt, daß er nicht als Cardinal starb. So lange Pius IX. lebte, konnte freilich Seitens der Regierung nicht daran gedacht werden, den Purpur für Dupanloup zu verlangen, der zudem in Rom noch immer als liberaler Katholik verdächtig<sup>1)</sup> und der diesen Verdacht keineswegs zu entkräften bemüht war. Im Sommer 1878 aber dachten die Freunde des Bischofs ernstlich daran, ihm den Cardinals Hut zu verschaffen. Leo XIII. verbanden alte Beziehungen der Achtung und Freundschaft mit Dupanloup. Der neue Papst hatte diesem und seinen Freunden mehr als eine glänzende Genugthuung gegeben — einmal in jenem öffentlichen Label gegen Beuillot, dann in der Art, wie er das Andenken Montalembert's geehrt. Es war nicht anzunehmen, daß er dem Bischof von Orléans jene höchste Anerkennung versagen werde. Wenn dieser gleichwol nicht wie Newman Cardinal wurde, so lag die Schuld, wie dies Falloux ausführlich auseinandersetzt, an Herrn Dufaure (homme supérieur

<sup>1)</sup> Balan a. a. O. II. p. 1122 weist darauf hin, daß die in Orléans erscheinenden „Annales religieuses“ die in den Reden Pius' IX. vorkommenden Verurtheilungen des liberalen Katholicismus nicht abdruckten. „Das ist, sagt er, ein neuer Beweis für die Bosheit der liberalen Katholiken. In Orléans lebte Jemand, der dieser Art von Katholicismus treu bleiben wollte, obwol Pius IX. mehr als vierzig Mal den liberalen Katholicismus als eine wahre Geißel bezeichnet hatte.“

et caractère d'un homme médiocre, sagt Graf de Falloux von ihm), der dem Bischof seine politische Gegnerschaft nicht verzeihen konnte. Dupanloup selbst hat nie einen Schritt gethan, um den rothen Hut zu erlangen. Er mochte denken, daß er ohne eine Ehre leben könne, die weder Bossuet noch Fénelon zu Theil ward.

Dupanloup liebte es, in der heißen Jahreszeit, zur Abspannung seiner durch übermäßige Arbeiten stets überreizten Nerven, die Luft seiner heimatlichen Berge einzuathmen. Er besuchte fast jedes Jahr Einsiedeln und ging dann von dort nach Savoyen, wo er, in zwei befreundeten Häusern, allzeit willkommener Gast war. Das eine dieser Häuser war Schloß Menthon bei Anney, eine der ältesten und malerischsten Burgen Savoyens, dessen Hausherrn ich selbst meine persönliche Bekanntschaft mit dem Bischof verdanke<sup>1)</sup>. Das andere war das Schloß Lacombe, in der Nähe von Grenoble, wo er bei seinem Freunde, Herrn Albert Du Boys, eingekehrt war, als ihn der Tod ereilte. Dupanloup's Gesundheit war längst erschüttert, ein Herzleiden führte den Schlagfluß herbei, dem er am 11. October 1878, Abends um 7 Uhr erlag. Kurz vor seinem Ende hatte er noch in de Maistre und Sainte-Beuve gelesen, unmittelbar vorher war ihm im „Courrier du Dauphiné“ eine Rede Gambetta's in die Augen gefallen; „j'y répondrai“, hatte er ausgerufen, als ihn die kalte Hand des Todes anfaßte. Die Beisehung seiner irdischen Reste fand am 23. October in Orléans unter großen Feierlichkeiten statt. Leo XIII., welcher kurz vorher Dupanloup zwei schmeichelhafte Breven hatte zukommen lassen, ermangelte nicht, seinem Nachfolger, Msgr. Coullie, der bereits als Coadjutor zu Lebzeiten des Bischofs angestellt war, seine Theilnahme an dem Hintritt des berühmten Prälaten auszudrücken<sup>2)</sup>. Anders als der Papst urtheilte Herr Beauvillot. Nachdem er die Reputation des Todten als Bischof, Lehrer, Politiker und Schriftsteller zersezt, sendet er ihm mit den Worten: er sei einer der Ehrgeizigen gewesen, die ihr Ziel nicht erreicht, den letzten Fußtritt in's Grab nach<sup>3)</sup>.

Dupanloup war von mittlerer Größe, von hagerer, knöchiger Gestalt, das Gesicht groß, geröthet, die Stirn war etwas zu schmal gegen die breiten Backenknochen; der Mund war scharf geschnitten, die starke Adlernase und das

<sup>1)</sup> Der Graf Alexandre de Menthon starb am 1. August 1879. Seine Gemahlin war am 8. Februar 1871 in Neuchâtel gestorben, wohin sie geeilt war, um die Verwundeten der Bourbakischen Armee zu pflegen; dies Liebeswerk kostete ihr das Leben. Die edle und geistvolle Gräfin war die Verfasserin eines größeren, seither erschienenen Wertes über die heilige Chantal und ihre Töchter.

<sup>2)</sup> Falloux, L'Evêque d'Orléans, p. 199 ff.

<sup>3)</sup> „Univers“ vom 13. October 1878: „wir glauben, daß die Ansicht seiner Freunde verfehlt ist, und daß die Bezeichnung eines „musterhaften“ Bischofs viele Eigenschaften in sich schließt, welche Dupanloup nicht besaß. Von zweifelhafter Bedeutung als Lehrer, war er es nicht minder als Politiker und Schriftsteller. Auf allen Pfaden, die zum Ruhm führen, erschien er mit einem gewissen Glanz: auf der Nebnerbühne, in der Akademie, auf der Kanzel, sogar in der Journalistik, endlich auf dem Concil, wo er sich leider zum Parteichef aufwarf. Nach dem Concil kam seine Unterwerfung, die ihn an sich ehrt, unglücklicher Weise nur zu spät. Man hatte, bei seiner großen Reputation, gedacht, daß er sich mehr eilen werde; kurz, er war im Leben nur einer der hervorragenden Passanten, die ihr Ziel nicht erreichen.“

Feuer der Augen, deren Licht ihm in den letzten Jahren fast erloschen war, gaben dem Kopf den Ausdruck großer Energie. Seine Bewegungen waren lebhaft, eckig, der Schritt lang; es fehlte ihm ganz jene Grazie, die so oft den französischen und namentlich den italienischen Prälaten schmückt. Seine heftige Art, die Dinge anzufassen, setzte ihn häufig Uebereilungen aus. Die Lebhaftigkeit seines Geistes gestattete ihm keine Ruhe. Man hätte von ihm sagen können, was ein Sicilianer einst über den greisen Grafen de Maistre geäußert: „er gleicht unserm Aetna, Schnee auf dem Kopf und Feuer auf den Lippen 1)“. Als er im Grabe lag, meinte der „Constitutionnel“, man könne das Epitaph des Tribulcius darauf schreiben: hic tandem quiescit, qui nunquam quievit.

Selbst seine Feinde konnten sein Privatleben nicht antasten. Es war, was bei einem Bischof nicht viel sagen will, nicht nur über den Tadel erhaben, es war in hohem Grade musterhaft. Er lebte mitten in der Welt, und doch konnte Niemand weniger weltlich als er gefinnt sein. Der Reinheit seiner Sitten entsprach seine Losschälung von den Gütern dieser Welt. Freigebig, fast verschwenderisch gegen die Armen, war er karg und streng gegen sich. Er starb arm. Das Honorar der französischen Akademie hatte er nicht mehr berührt, seit er dieselbe, in Folge des Eintritts Vittré's, nicht mehr besuchte —, es war das Einzige, worüber er testamentarisch zu verfügen hatte. Sein Körper war abgehärtet und an Anstrengungen gewöhnt. Er stand früh auf, las und meditierte und celebrierte dann seine Messe. Um zwölf Uhr aß er in Gesellschaft einiger Geistlichen und, in Orleans, selten ohne einheimische oder fremde Gäste. Seine Unterhaltung war einfach, lebhaft, geistreich; von der Bescheidenheit seines Wesens legte sein Bemühen Zeugniß ab, von Andern zu lernen und ihren Rath einzuholen. Sein Tisch war, von festlicher Gelegenheit abgesehen, sehr mäßig, aber allzeit von vornehmem Anstrich. Am liebsten weilte er auf seinem Landhause La Chapelle, am Ufer der Loire, dessen Park und weitläufige Alleen ihm einen angenehmen Spaziergang gewährten, den er oft ganz allein in die Umgegend des Dörfchens ausdehnte. Sein Salon in Orleans war von Fremden aller Zungen, Herren und Damen, gesucht: der Bischof verstand es, der Conversation einen heiteren Charakter zu geben und sie doch über das Niveau der alltäglichen Salonplauderei weit zu erheben 2).

Autoren, die so viel geschrieben haben, wie Dupanloup, sind nicht leicht zu beurtheilen; man gewinnt zu schwer den Standpunkt, von dem aus man ihre gesammte Thätigkeit überblicken kann und das Urtheil zersplittert sich wie ihre litterarische Production. Ein großer Theologe ist Dupanloup nicht gewesen. Seine starke Seite war die Praxis und das Leben. An die geistige Bedeutung eines Bossuet oder Fénelon reicht er entfernt nicht heran, sein Wissen steht hinter dem ihren weit zurück. Unter seinen Mitarbeitern überragte ihn Sacorbairre an Genialität des Geistes wie an Größe des Charakters. Dupanloup fühlte sich nur wohl inmitten des Getümmels, er mußte Menschen um sich

1) Sainte-Beuve, Portraits, p. 457.

2) Vergl. auch Warmond, p. 285 f.

haben, für nichts war er weniger gemacht, als für die gesellschaftliche oder gar die geistige Isolirung. Wie groß erscheint neben ihm jener Predigermönch in seiner majestätischen Einsamkeit! Wenn irgend Jemand, konnte Sacordaire, von seiner Zeit unverstanden, sagen: „ich habe Eltern, Nachbarn, Verwandte: mein Geist aber hat keine Familie, kein Vaterland mehr<sup>1)</sup>.“ Wenn Joubert's Definition richtig ist<sup>2)</sup>, so würde man den Bischof von Orléans auch nicht einen „esprit délicat“ nennen. Im Gegentheil, seine geistige Constitution war gleich seiner körperlichen kräftig, fast massiv; gab er ein Lebenszeichen von sich, so geschah es nicht mit dem kleinen Finger, sondern mit der Wucht eines Armes, der eine ebenso scharfe als schlagfertige Feder führte. Wäre er Papst gewesen, meint Herr Ollivier, er würde das verrostete Schwert Julius' II. zur Hand genommen und bei Castelfidardo mitgeschlagen haben. Durch diese Festigkeit seines Wesens machte er sich zahlreiche Feinde: und doch war er persönlich mild und freundlich, frei von Groll, selbst gegen seine Widersacher. Tocqueville hätte von ihm vielleicht auch gesagt: „ich habe eine leidenschaftliche Neigung für den Menschen, aber mit dem Schriftsteller kann ich nicht leben, und ich glaube wirklich, seine Seele war größer als sein Geist<sup>3)</sup>.“ Es war wirklich eine große Seele, deren Geschichte wir zu erzählen versucht haben: ein großes Herz, das nur für eine große Sache schlug. Diese Sache durch die Leidenschaft und das Ungeschick Anderer geschädigt und damit das Werk seines Lebens fast zerstört zu sehen, war der Schmerz, der den Abend dieses Lebens verdunkelte. „Nunmehr,“ war eines seiner letzten Worte, „betrübt mich nichts lebhafter, als der Anblick jener Seelen, die wir durch unsere eigenen Fehler erkaltet oder verloren haben<sup>4)</sup>.“

---

1) Worte Tocqueville's in einem Briefe an Frau Swetschine, s. Falloux, *Nouv. lettres de Mme. Swetschine*, p. 470.

2) „Les esprits délicats sont tous des esprits nés sublimes qui n'ont pas pu prendre l'essor parce que, ou des organes trop faibles, ou une santé trop variée, ou de trop molles habitudes, ont retenu leurs élans.“

3) Tocqueville a. a. O. p. 451.

4) Falloux, *L'évêque d'Orléans*, p. 139.

# Die Insel Cypern.

Von  
Prof. Gustav Hirschfeld.

Als am letzten Juli des Jahres 1878 der Vertrag vom 4. Juni bekannt wurde, nach welchem die Insel Cypern — scheinbar provisorisch — von den Engländern besetzt werden sollte, war es schwer, die Tragweite dieses Ereignisses sogleich gebührend zu schätzen. So fern gerückt war das Eiland den Blicken und dem Interesse Europa's, daß die widersprechendsten Nachrichten, auch in materieller Beziehung auftauchen, verbreitet werden und Glauben finden konnten, Nachrichten, die freilich ein Eingeweihter bald auf einige wenige altbewährte Handbücher, als ihre Hauptquelle, zurückführen konnte. Man erschöpfte sich in Verwunderung über einen scheinbar so ganz unerwarteten und neuen Seitenzug: denn es war längst vergessen, daß schon fast 50 Jahre früher die hohe Pforte die Inseln Cypern und Kreta den Engländern pfandweise dargeboten hatte, falls sie einen günstigen Frieden mit Mehmed Ali vermittelten, der außer Aegypten auch die Abtretung von Syrien, Kreta und Cypern verlangte. Diesem Ansprüche lag, übermäßig wie er war, doch eine klare Einsicht in die wahren Verhältnisse zu Grunde: denn in der That hat niemals ein großes Reich die ägyptische und syrische Küste berührt, ohne auch sogleich nach dem Besitz der Insel zu streben und sich Cyperns zu bemächtigen, welches auf diese Weise allen Großstaaten dieser Regionen in der Reihenfolge ihrer Machtentwicklung nach einander hätte angehören müssen. So hatte der Anspruch Mehmed Ali's Nichts mehr und Nichts weniger für sich, als die gesammte Vorgeschichte des Eilands. Es ist wol wahr, daß die Geschichte niemals völlig sich wiederholt, sie kann es ja nicht bei der unberechenbaren Mannigfaltigkeit in der Quantität und Qualität ihrer Factoren; aber auf der anderen Seite ist es ebenso wahr, daß Völker so wenig wie Individuen hinaus kommen können über die von Natur in sie gelegten Eigenschaften; und wir rücken dem geschichtlichen Verständniß und damit auch der Würdigung der Zukunft um so viel näher, je deutlicher wir die Züge erkennen, welche die Natur mit fester Hand auch den Völkern unter ihren Producten aufgedrückt hat. Es gibt historisch-geographische Wahrheiten, die unter bestimmten Bedingungen ebenso absolut und sicher sind, wie ein mathematischer

Lehrsatz. Dies ist in einem ungleich höheren Grade erkennbar für das Alterthum, als für die moderne Zeit, in welcher die natürlichen Bedingungen durch so viele künstliche und gewordene verschoben, durchkreuzt, ja wesentlich verändert worden sind.

Zu den antiken Culturländern, welche den ausgesprochenen Satz klar widerpiegeln, gehört die Insel Cypren, welche zugleich in ihrer Entwicklung und in ihrem jetzigen Zustande als ein Typus der classischen Länder des Orients überhaupt betrachtet werden kann. Ohne eine Regung selbständigen Lebens scheinen dieselben in einem Todeschlaf zu liegen. In Italien hat jegliche Culturperiode ihre Spuren, ihre bedeutenden Eindrücke und Werke hinterlassen, man liest darin, wie in einem offenen Buche von Seite zu Seite, deshalb ist die Durchwanderung dieses Landes so überaus erfreulich, tröstlich und bildend; im classischen Orient liegt fast überall eine elende Gegenwart un vermittelt neben den Resten einer großen Vergangenheit, parasitenartig leben die zusammengesetzten Bewohner auch materiell vom Abfall des Alterthums, mit dem jeder Lebendige Zusammenhang längst unterbrochen ist. Darum ist der Eindruck ein so enfter, schwermüthiger, darum ist der Charakter dieser Landschaften und Ruinen in eminentem Sinne historisch, darum die Sprache dieser Trümmer so unmittelbar und eindringlich.

Wenn wir beim Beginn der Geschichte unseren Blick auf das östliche Mittelmeer richten, so bietet sich uns ein eigenthümliches Schauspiel dar: wie absichtsvoll und sich gegenseitig ablösend erwachsen Aegypten, Assyrien, Griechen zu einem überwältigenden Culturvolk, wobei mit der geistigen Bedeutung die politische im großen Ganzen parallel geht. An der Peripherie einer jeden dieser großen Mächte liegt Cypren, und in jede neue Schwingung dieser Culturen wird die Insel auf diese Weise unentrinnbar hineingerissen.

Betrachten wir zuerst kurz das Verhältniß der Insel zu ihrer weiteren Umgebung, zu Kleinasien, um ihrer Stellung gerecht werden zu können. Nicht grundlos hat West- und Ostküste des ägäischen Meeres in lebendig historischer Zeit immer zu einander gehört, denn in wunderbarer Wechselwirkung entsprechen einander die Westküste Kleasiens und das östliche Griechenland. Wie ihre Conturen aufgelöst sind in einzigem Reichthum, so vereinigt sie eine Fülle losgelöster Glieder, Inseln, welche sich fortsetzen, brüdenartig verbinden, in ihrer Richtung durchkreuzen, ein großer zusammenhängender Tummelplatz regen Verkehrs, welchen im Süden die früh entwickelten Inseln Kreta und Rhodos abschließen.

Wesentlich verschieden ist der Norden Kleasiens: durch eine doppelte Meeresenge isolirt, deren ersten schreckhaften Eindruck auf die Seefahrer die Argonautensage so lebendig spiegelt, ist auch die am schwarzen Meere liegende Küste unwirthlich, kahl, ohne vorgelagerte Inseln und ohne genügende Häfen; im anstoßenden Hinterlande groß und weitläufig angelegt, ganz vorgebildet für größere Reiche, wie sie nicht im Charakter ursprünglich griechischer Entwicklung liegen; daher denn das nördliche Kleasien anfänglich in jedes anstoßende große orientalische Reich aufgeht und erst am Ende der eigentlich griechischen Geschichte selbständige Bedeutung gewinnt.



Ganz anders der Süden Kleinasien: wenn man hinausfährt zwischen Rhodos und Kreta, so liegt die ganze Küstenlinie auf einen Schlag offen da, mit Häfen, welche dem Alterthum genügten, auch da, wo, wie in Syrien und dem rauhen Cilicien, die zackigen bedeutenden Höhen des Taurus unmittelbar bis an den Meeresfaum treten; doch die Inseln scheinen zu fehlen, wenigstens die größeren. Da steigt, fast am östlichen Ende des Landes, aus einem Nebelschleier noch einmal eine hohe lustige Masse empor, rings vom Meere umgeben: — das ist die Insel Cypern, also gleichsam das Schlußglied der im ägäischen Meere herrschenden, eigentlich griechischen Bildung und doch schon in ihrer massigen Gliederung und Richtung die Ueberleitung zur Formation Asiens, von welchem sie östlich und nördlich bei günstigem Winde nur durch eine Tagesfahrt getrennt ist, während ihr die ägyptische Küste bis auf fünfzig deutsche Meilen südlich nahe tritt.

Die eigenthümliche Gestalt der Insel, welche die Alten einem Felle oder auch einem gallischen Schilde verglichen, wird bestimmt durch zwei Gebirgszüge, einen massigen, 2000 Meter hohen im Süden und einen um die Hälfte niedrigeren, aber rauheren Streifen im Norden; beide verbunden durch die große Culturebene, welche der Fluß Pedaios bewässert und befruchtet. Die Fauna und Flora Cyperns bestätigen die Behauptung der Alten, daß die Insel einst mit der syrischen Küste continental verbunden war; sie ist dann allmählig gesunken, wie sie noch heute sinkt, vielleicht auch plötzlich einmal losgerissen worden, da sie Erderstöße ausgeht, welche wir schon vom Beginn unserer Zeitrechnung bis jetzt dauernd verfolgen können.

Der Flächeninhalt der Insel beträgt etwa 173 deutsche Quadrat-Meilen, also etwa so viel, wie die vier thüringischen Staaten zusammen, oder Oldenburg nebst Sachsen-Weimar; hiervon ist jetzt fast die Hälfte mit Buschwerk und Gestrüpp überzogen, etwas über ein Viertel bedeckt eine lichte Waldung, das letzte Viertel ist Culturland, aber nur ein kleiner Theil desselben wird wirklich bebaut. Doch das ist der heutige Zustand der Insel; ein ganz anderer Anblick bot sich denen dar, welche zuerst den schmalen nördlichen Meeresarm von Cilicien her zu überfahren wagten und die noch unbevölkerte Insel ruhig in Besitz nahmen. Wer diese ersten Besiedeler waren, woher sie kamen, welchen Bildungsgrad sie mit sich brachten, ist schwer zu sagen, nur deuten sichere Anzeichen darauf hin, daß diese ersten Bewohner einem anderen kleinasiatischen Stamme, den Phrygiern oder Phoenicern, verwandt waren und den Hellenen nahe standen, mit welchen sie in Folge dessen später auf das Leichteste verschmelzen konnten. Als einen dichten dunkeln Urwald sahen diese ersten Ankömmlinge die Insel vor sich emportauschen. Die Strandfichte und die karamanische Föhre bildeten, wie noch jetzt, so wohl auch damals die Hauptbestandtheile der Waldung, vielleicht auch schon die Cypresse, welche ihren Namen von der Insel zu tragen scheint, während das seltenere Laubholz hier überall und stets ohne Einfluß auf den landschaftlichen Charakter gewesen ist.

Aber ebenso natürlich, wie die cilicischen Küstenbewohner, mußte das nahe, sichtbar gelegene Giland das an der syrischen Küste wohnende Volk der Phoenicier reizen, welche ruhelos von Gestade zu Gestade schweifend die Hilfsquellen der Länder erst sich und damit auch den Eingeborenen erschlossen, die überall

die Spuren ihrer Thätigkeit, ihrer Cultur, ihres ausgedehnten großartigen Zwischenhandels zurückließen, gleichsam die Agenten der alten Cultur im Gebiete des Mittelmeeres. Neben dem willkommenen Schiffsbauholz entdeckt ihr findiger Geist bald auch andere Reichthümer der Insel, zunächst das Kupfer, dessen alter — und heutiger — Name daher mit dem Namen des Eilandes *Kίρρος* identisch ist, dann Eisen, Salz und Weihrauch, welchen seine vielfache Verwendung im orientalischen Cultus zu einem so bequemen Tauschmittel machte. Als Entgelt bringen die Phönicier ihre Cultur: ihre Götter Melkarth und Astarte, ihre eigenen Kunstproducte, wie diejenigen der damals blühenden orientalischen Völker, vor Allem, wie es scheint, die Anlage von gemeinsamen Wohnplätzen, von Städten, unter denen Salamis und Amathus ihre orientalische Herkunft schon durch ihre Namen verrathen, während Sition noch in später Zeit den uralten Namen von Sittim bewahrte, welchen das alte Testament der Insel Cypren, wie bisweilen auch den Westvölkern überhaupt gegeben hat. Hier, nahe ihrer Heimath, richteten sich die Phönicier häuslich ein auf sicheren Hügeln am Meere, über passenden Ankerplätzen, sie brachten vielleicht die Feigenbäume, sicherlich aber die Palme, deren griechische Benennung zugleich den Baum und den Phönicier bezeichnet, und welche seitdem die landschaftliche Umgebung der Städte im Morgenlande bis Rhodos hin überall bestimmt hat.

Es ist begreiflich, daß die phöniciischen Städte hauptsächlich an der dem Mutterlande zugewendeten Seite der Insel lagen. Die Ureinwohner hielten sich als ruhige Binnenländer im Innern, wo man noch spät gewisse Städte ausdrücklich als ihnen gehörig bezeichnet. So war die Nordküste und ein Theil der westlichen noch frei für eine dritte Zuwanderung, welche alsbald erfolgte. Der trojanische Krieg hat auch in diesem Falle als ein willkommenes Sagenmittel gedient, um später die weite Zerstreung des griechischen Volkes zu erklären; gleich nach dem Kriege läßt die Sage der Griechen die Insel Cypren von ihren Stammesgenossen aufgesucht werden, welche unter Abnignsöhnen nicht bloß im Norden Städte gründen, wie Soli, sondern auch unmittelbar neben den wohlgelegenen phöniciischen Orten (rivalisirend) sich niederlassen, neben Salamis und anscheinend neben Paphos. Vor wenigen Jahren erst haben diese Sagen die endgültige Bestätigung gefunden, welcher sie doch zu bedürfen schienen. Denn in der That ist ja Cypren der äußerste Punkt hier im Südosten, welchen die Griechen während ihrer originalen Entwicklung aufgesucht und besiedelt haben, aber das ist freilich durch das oben charakterisirte Verhältniß der Insel zum ägäischen Meer auch schon hinlänglich erklärt und begründet.

Auf keinem anderen Punkte ihres ausgedehnten Colonialgebietes trafen aber die Griechen auf so eigenthümliche Verhältnisse, wie auf der Insel Cypren: in den Urbewohnern fanden sie Stammverwandte, in den Phöniciern einen ihnen an Absorptionsfähigkeit und Beweglichkeit gleichstehenden Stamm, den sie freilich, einmal zu Seefahrern und Händlern geworden, an allen anderen Punkten ihrer Meere siegreich aus dem Felde geschlagen hatten, der aber hier zu stark und zu nahe seinem Mutterlande war, um sich vertreiben zu lassen. So entsteht denn aus der Natur der Sache — im Grunde aus der Sage der Insel — dieses Doppelverhältniß: die Griechen verschmelzen mit den Urbewohnern, deren Be-

nennung der Insel Kypros sie ebenfalls annehmen, zu einer Gemeinschaft, auch in Schrift und Sprache, welche erst vor wenigen Jahrzehnten durch inschriftliche Denkmäler überhaupt bekannter geworden, und erst vor Kurzem glücklich und unwiderleglich entziffert und mit Erstaunen als ein griechischer Dialect erkannt worden ist. Das ist die glänzende Bestätigung der alten griechischen Zuwanderungssagen.

Gegen diese Gemeinschaft bilden die Phöniciër das Gegengewicht, nach Kämpfen, die wir nur ahnen können, findet eine Versöhnung statt; wo die Städte beider Parteien bisher feindselig neben einander lagen, werden sie — wie auch sonst so vielfach auf dem Boden der alten Geschichte — zu einer einzigen verschmolzen, oder doch freundschaftlich verbunden. Die Phöniciër erkennen den Apollo der Hellenen an, wie diese ihre Aphrodite der phönicißchen Astarte vereinen, welche nun zur weitaus vornehmsten Gottheit der Insel, ja zur eigentlichen cyprischen Göttin wird, die griechischen Sagen durchkreuzen und flechten sich vielfach den phönicißchen ein. Die Griechen wol sind es gewesen, welche endgültig der Physiognomie der Landschaft den Delbaum und den Weinberg eingefügt haben.

Aber beide Theile gaben bei der Versöhnung naturgemäß ein Stück ihrer Eigenthümlichkeiten in Kauf. Hier auf dem äußersten, fast verlorenen Posten wurden die Hellenen weicher, unthätiger, orientalißcher als irgendwo anders; ihren Fürsten folgen gemietete Schmeichler, ihr Wohlleben — freilich auch eine Folge des sinnbefangenden Aphroditedienstes — wird sprichwörtlich, ihre Theilnahme an der geistigen Bewegung in Hellas ist gering, wenn auch keineswegs ganz bedeutungslos. Wenn es wahr ist, was mehrere langjährige Beobachter behaupten, es seien die Griechen der Insel noch jetzt verschieden von allen ihren übrigen Stammesgenossen, so würde darin nur eine neue Bestätigung für die fast beispiellose Vitalität der griechischen Race liegen, die überall und nach allen Mischungen und Zusätzen ihre Eigenthümlichkeiten, sowie deren Nuancen gewahrt hat, so sehr, daß dem gegenüber die Frage nach ihrer althellenischen Abstammung ganz unbedeutend erscheint.

Aber niemals vergaßen die beiden Elemente der Insel die griechischen Cyprier und die Phöniciër ihre ursprüngliche Stammesverschiedenheit: wie ihre Sprache und Schrift geschieden neben einander fortbestehen, so gehen die beiden Gegensätze hellenischer und orientalißcher Sympathien bestimmend und erklärend durch die ganze Geschichte Cyperns und füllen sie aus, sobald Griechenland überhaupt auf den Kampfplatz des Orients getreten ist. Doch ist daneben eine Homogenität in den inneren Verhältnissen und im Charakter nicht zu verkennen: die auch in Griechenland uralte Form der Königsherrschaft wird hier in den phönicißchen und griechischen Städten bis zur Zeit der Diadochen gewahrt, und dann gibt es schon einen alten Vorwurf, welcher alle Cyprier gleichmäßig betrifft, daß nämlich ihr Gang zum Wohlleben sie unkriegerißch gemacht und so jedem Mächtigen als leichte Beute zuwerfen habe. Ursprünglich und in Zwischenräumen immer wieder vom nahen Phöniciën abhängig, wird die Insel auch zugleich als nothwendige Stütze von jeder Hand ergriffen, die nach der syrischen Küste sich ausstreckte. Und wie war das bei der Lage des Eilandes anders möglich?

So ist früh die werthvolle Insel in ägyptischem Besiz, „Aesti (Phönicien) und Asebi (Cypern) sind voll Ehrfurcht“, heißt es in einem Gedicht an Thutmes III., der schon um das Jahr 1600 v. Chr. über Aegypten gebot. Dies Verhältniß läßt sich etwa bis zum zwölften Jahrhundert verfolgen. Dann entwickelt Cypern unmittelbar unter der Botmäßigkeit der Phönicier sich zur höchsten Macht, es theilt mit diesen die Herrschaft über die See, es sendet Colonien in weite Ferne, es vermittelt den Hellenen des Mutterlandes die Producte seiner eigenen orientalischen Kunstfertigkeit, wie ja Agamemnon beim Homer einen cyprischen Panzer besitzt, wie die griechischen Sagen ein Geschlecht von Kunstdämonen von Cypern aus über Rhodos und Areta sich Griechenland nähern lassen.

Da erhebt sich im neunten Jahrhundert im Mittelstromlande eine neue Militärmacht, die der Assyrier von Ninive; im nächsten Jahrhundert ergreifen sie Phönicien und Cypern, welches ihre Keilschriften Patnan nennen, und dem damaligen Hauptort der Insel, dem südlich gelegenen phöniciſchen Aition, sendet der assyrische König Sargon sein Bild in Relief an einem Pfeiler, ein ehrwürdiges Werk, das vor wenigen Jahrzehnten in Sarnata gefunden ward und jetzt im Berliner Museum aufbewahrt wird, das erste Beispiel vom Geschenk eines königlichen Porträts an die getreuen Unterthanen. Nur wenig später nennt eine assyrische Inschrift zehn cyprische Könige semitischen und griechischen Namens, welche Tribut in Gold, Silber, Gefäßen, Elfenbein und einheimischen Arbeiten an den König nach Ninive bringen.

Es würde für unsern Zweck zu weit führen, die Schicksale der Insel im Einzelnen weiter zu verfolgen. Von Assur an Babylon, von diesem an das noch einmal auflebende Aegypten gekommen, geht es dann an das siegreiche Persien über, dessen außerordentliche Anstrengungen gegen das revoltirende und von Griechenland nunmehr gestützte Ciland am Besten den Werth ermessen lassen, welchen man auf den Besiz von Cypern legte.

Erst am Ende des fünften vorchristlichen Jahrhunderts bringt hier griechische Bildung, Schrift und Sprache endgültig durch, gleichsam ein Vorläufer des Triumphzuges, welchen der Hellenismus alsbald im Gefolge Alexanders d. Gr. über alle Länder der alten orientalischen Cultur halten sollte. Damals ging naturgemäß das Hauptgewicht vom semitischen Aition auf das ganz hellenisirte Salamis über.

Nun ist es ja bei der relativen Kleinheit der Insel nicht zu verwundern, wenn sie dem Andringen von Großmächten erfolgreichen Widerstand nicht entgegenzusetzen vermochte; aber es blieb hier nicht allein bei der jedesmaligen Eroberung durch Waffengewalt. Und hierin liegt ein neuer Beweis für die Homogenität des Charakters. So biegsam, so leicht eindrucksfähig war der Charakter und die Auffassung dieses zusammengewürfelten Volkes geworden, daß auch die Cultur des jedesmaligen Herrschervolkes die tiefsten Eindrücke hinterlassen konnte. Und wenn keine Hieroglyphen, keine Keilschrift, keine griechischen Inschriften, Münzen und Berichte uns die wechselvollen Schicksale des Cilandes erzählten, — deutlich und unverkennbar würden die Alterthümer davon zeugen,

welche in den letzten anderthalb Jahrzehnten zu vielen Tausenden dem Boden Cyperns entziffen worden find.

Diese Alterthümer, welche hauptsächlich in Gräbern und Tempelruinen gefunden wurden, und von welchen jedes größere europäische Museum etwas, New-York aber das Meiste erhalten hat, find außerordentlich mannigfaltiger Art, zunächst schon materiell: Gold, Silber, Bronze, Edelsteine, Elfenbein und Thon auf der einen Seite, ein leicht zu bearbeitender Kalkstein auf der anderen; aus den ersten Stoffen bestehen zahlreiche, oft kunstvolle Schmuckgegenstände, Schalen, Gemmen, Gefäße jeder Art, aus dem Kalkstein Statuen von Göttern, Heroen und Menschen in allen Größen.

So unsicher zunächst die Herkunft der ersteren Gegenstände ist, da sie bei ihrer Kleinheit doch leicht importirt werden konnten, so sicher sind die Statuen einheimisch, weil sie aus einheimischem Material bestehen. Dann aber werfen sie ein eigenthümliches Licht auf ihre Verfertiger. Vor eine Reihe dieser Statuen geführt, glaubt man sich zunächst einer internationalen Sammlung von allen Hauptpunkten der alten Kultur gegenüber: wie eine Reihe dieser Gestalten ganz den ägyptischen Statuen gleich sieht, so sind andere durchaus assyrisch gebildet, während dritte den alterthümlichen Stil der griechischen Kunst veranschaulichen, noch andere endlich Producte der leicht arbeitenden späteren griechischen und griechisch-römischen Kunstübung sind.

Daß diese Werke importirt sind, ist vollkommen ausgeschlossen, daß ägyptische, assyrische, griechische Arbeitshände je für sie verschrieben worden wären, ist bei der allgemeinen und unterschiedslosen Verbreitung dieser Werke über die ganze Insel unannehmbar. So bleibt nur übrig, daß die Cyprier selber ihre Verfertiger waren; es bleibt nur übrig, daß diese, nicht ohne Kunstgeschick, aber ohne eigenen Kunsttrieb und Stil dem jedesmaligen Einfluß willenlos unterlagen. Wie ganz anders, als die übrigen Hellenen, welchen dieselben Muster vor Augen lagen, die von denselben lernten, aber durch eigene Auffassung von vornherein so sie umgestalteten, daß die Frage nach ihren Lehrmeistern zum größten Theil müßig erscheint.

Einmal aufmerksam geworden, macht man auf Cypern eine analoge Beobachtung an den geschnittenen Steinen, an den silbernen Schalen mit getriebenen Darstellungen: nur könnten diese auch Producte phöniciſcher Kunstfertigkeit sein. Dies ist sicher der Fall bei den allermeisten Thongefäßen, welche ohne tektonische Einsicht mit geometrischen Verzierungen und Thierbildern bemalt sind, wie sie durch das Volk der Phönicier bis nach Griechenland verbreitet wurden, wo sie die älteste Classe dieser so überaus wichtigen — weil vollzähligen — Handwerksproducte bilden. Auf Cypern beweisen sie greifbar einen zu allen Zeiten regen Verkehr mit der syrischen Küste.

Nach dem Ende Alexanders d. Gr. gehört alsdann Cypern mit geringer Unterbrechung mehrere Jahrhunderte hindurch zu dem Diadochenreiche Aegypten, eine unverfiegbare Hilfsquelle für Bauholz, Getreide, Kupfer; ein überaus wichtiges Glied des Reiches, in dessen Königstitel die Insel figurirt, während sie als eine Art von Secundogenitur von einem Bruder oder nahen Verwandten des Herrschers verwaltet zu werden pflegte. Erst das römische Weltreich mit

seiner Verdrückung der alten Centren, drückt die Insel zu secundärer Bedeutung herab, bis sie bei erneuter Verschiebung durch die Theilung des Reiches und die Begründung des byzantinischen im vierten christlichen Jahrhundert in die Bewegung der Geschichte auf's Neue hineingerissen werden mußte. Suchen wir uns nun ein Bild von der Insel während der classischen Zeit zu gestalten, so ist zunächst festzuhalten, daß solche Bilder bei der Blüthenhaftigkeit unserer Quellen in den meisten Fällen nur ideale sein können, welche weder dem Anfang, noch dem Ende, noch auch der Mitte der Entwicklung ganz entsprechen.

Wir fanden die Insel mit dichtem Urwald bedeckt, welcher der Bebauung ernstliche Schwierigkeiten entgegensezte; selbst die Ausrodung, um Schiffbauholz zu gewinnen, um Erze zu schmelzen, war hier ungenügend, und so entstand ein Utilitätsgesetz — welches Jeden mit einer wahren Sehnsucht nach solchen Zeiten der classischen Länder erfüllen muß — es solle Jedermann als Acker gehören, soviel er auszuroden im Stande sei. Damit beginnt die Bedeutung Cyperns als eines Culturlandes im eigentlichen Sinne (des Wortes: auf der weiten zusammenhängenden Ebene zwischen den Gebirgen, welche die Stadt Salamis beherrschte, und die der Pedaios gleich dem ägyptischen Nil fast jährlich mit fruchtbarem Schlamm überzog, gedieh die Fülle des Getreides, welches von hier nach allen bedürftigen Punkten der alten Welt verschifft wurde; hier waren näher dem Gestade Delbaumhaine, höher am Gebirge die Weingärten, welche dem cyprischen Product schon im Alterthum einen weiten Ruf verschafften. Aber auch die schmalen Küstengelände waren auf allen Seiten nicht ohne fruchtbaren Boden; und erst das erklärt den Bestand so vieler relativ bedeutenden Orte auf so engem Raume neben einander. Hier am Südrhang des Gebirges gedieh, wie noch jetzt, der beste Wein, und die Felder von Paphos schien die cyprische Göttin selber zu segnen. So wird der Insel das größte Lob der alten Volkswirthschaft zu Theil, daß sie ganz von eigenen Producten allein existiren könne. Unersehöpflich schienen die altberühmten Wälder, noch Horaz setzt „cyprischen Ael“ wo er allgemein Schiffe des Mittelmeers bezeichnen will; und noch ein Schriftsteller am Ausgang des fünften Jahrhunderts exemplificirt den außerordentlichen Reichtum des Landes daran, daß man auf Cypern ein Schiff ausrüsten könne vom Mast bis zum Ael mit allem Zubehör, ohne doch irgend eines ausländischen Productes dazu zu bedürfen.

So gelten die Cyprier für die beglücktesten Insulaner, deren Reichthümer in erster Linie die Römer zur Besitznahme reizten; die Bevölkerungszahl muß sicherlich anderthalb Millionen betragen haben, ein Verhältniß zur Größe des Landes, welches nur in den bevölkertsten Districten Sachsens, der Rheinprovinz und im Elsaß sein Analogon findet.

Wenn schon überall, wo der Boden mühelos in Fülle spendet, die Bevölkerung Gefahr läuft zu verweichlichen, so war der Hauptcultus der Insel nur allzusehr geeignet, diese Gefahr noch zu vermehren. Der Cultus der Aphrodite, der cyprischen Göttin war über die ganze Insel als der eigentliche Staatsdienst verbreitet: in jeder Stadt, an allen Wegen war in heiligen Hainen eine Stätte, ein Tempel, eine Capelle der Göttin bereitet. In Europa ist es nur in katholischen Ländern jetzt noch möglich sich zu vergegenwärtigen, wie dicht auch die alten

Culturländer mit Verehrungsstätten übersponnen waren. Aber der Hauptsitz des Cultus war auf Cypem im südwestlich gelegenen Paphos, wo sehr frühe die phönicische Astarte und die griechische Aphrodite sich begegnet und vereint hatten. Hier sollte die Göttin dem Meereschaume entstiegen sein und zuerst sich niedergelassen haben. In einer eigenthümlichen Schaumbildung an jenem Gestade will man noch jetzt die Entstehung der Sage verfolgen können; uns erscheint als glaublichere Erklärung, daß es eben Seefahrer waren, welche die Göttin brachten, Phönicier und Griechen, die ersten im alten Paphos, die letzteren im neuen, welches anderthalb deutsche Meilen von jenem entfernt war. Die frühe Verbindung beider drückte die jährliche Feier deutlich genug aus. „Alle Bewohner des Eilandes strömten an jenen festlichen Tagen bei der Wiebergeburt des Jahres zu Neu-Paphos zusammen; fremde Völker und Städte schickten ihre Gesandtschaften zur Ehre der Weltkönigin, und alle, Jung und Alt, Männer und Jünglinge, Frauen und Mädchen, welche der Göttin in Angelegenheiten der Liebe und des Herzens sich anvertrauen wollten, stellten sich an jenen großen Festtagen zur Nachtfeier der Geburt Aphrodites ein.“ Von Neu-Paphos aus zog die versammelte Menge in fröhlicher Wallfahrt die heilige Straße entlang, welche nach der Hafensstadt des alten Paphos führte. Dort empfing sie gleich am Strande ein Tempel, wo Jungfrauen die Göttin feierten; „von hier zog die andächtige Menge mit Myrthen bekränzt in feierlichem Bittgange die schattige Feststraße zur alten Stadt und zum Haupttempel empor,“ der nach orientalischer Weise durch eine bedeutende starke Mauer versteckt und umständlich zugänglich war. Vor dem Tempel standen kegelförmige Steine, wol uralte Natursymbole, im innern Heiligthum das Cultbild der Aphrodite: — nicht ein heiteres Bild der Göttin der Schönheit nach griechischer Weise, noch ein alterthümliches Werk der Kunst, wie sie sonst so vielfach in der Verehrung den Vorzug vor den vollendeten genossen und noch genießen, — nichts als ein Stein in Regelform war hier das Bild der Göttin, einer jener Meteoriten, welche auch an andern Punkten der alten Welt — in Sidon und Tyros als Astarte — göttlicher Ehre theilhaftig wurden. Freilich ist später auch hier, wie so viele Reste beweisen, die griechische Anschauung durchgedrungen, welche die Götter nun einmal nur in menschlicher Gestalt sich denken und vergegenwärtigen konnte.

Schon vom Orient her enthielt hier der Dienst der Aphrodite mancherlei bedenkliche Elemente, welche nur allzuleicht und vielfach in Mißbräuche ausarteten und früh schon Aergerniß gaben. Und wie man stets beobachten kann, daß in den überhaupt zu Extremen neigenden Landschaften die Gegensätze nahe bei einander liegen, so ist es nicht als Zufall anzusehen, wenn gerade aus dem aphrodisischen Cypem der strenge Lehrer der stoischen Schule Zeno stammte, und nicht als Zufall, wenn gerade Cypem eine der frühesten Stätten des Christenthums werden konnte. Barnabas der Schrift ist nur einer jener cypriischen Männer, welche früh die neue Lehre, die so große und strenge Ansprüche an den Menschen stellte, inbrünstig erfaßten und predigten; schon im zweiten Jahrhundert sind hier Sitze des Christenthums; vom fünften Jahrhundert an nehmen die Erzbischöfe Cypems einen besonders hohen Rang ein und unterschreiben mit rother Tinte, wie nur noch die Kaiser in Byzanz.

Mit der byzantinischen Zeit, welche im Interesse der Menschheit nie genug beklagt werden kann, sinkt gleichsam ein Vorhang über die meisten Länder der altclassischen Cultur im Osten. Nur ein wüster Waffenlärm auf jenen Schauplätzen verräth von Zeit zu Zeit, was bei der endlichen Enthüllung in neuerer Zeit auch die gealterten Züge der Länder und die Trümmer ihrer Städte erzählen, welches furchtbare Elend während dieses tausendjährigen Miß- und Stillstandes über die griechische Welt sich ergossen hat.

Mit Cypren hat es eine etwas verschiedene Bewandniß, es ist ein zu begehrenswerthes und zu viel versprechendes Kleinod in zu exponirter Lage, um nicht von Zeit zu Zeit in das Licht der Geschichte zu treten. Der alte Kampf erneuet sich, denn die Lage der Insel ist ja die gleiche geblieben und die antiken Verhältnisse scheinen sich zu wiederholen; wie einst die Aegyptier, so dringen jetzt die Araber vor und legen ihre Hand schon im siebenten Jahrhundert auf Cypren; aber diese Insel gaben selbst die Byzantiner nicht leichtem Kaufes dahin, sie jagen sie den Arabern ab, wie später den Abbassiden, deren berühmtester, Harun Al Raschid, der Held aus tausendundeine Nacht, sich Cyprens bemächtigt hatte. Wieder — wie in der Diadochenzeit — pflegt ein naher Verwandter des Herrschers als Herzog über die Insel zu gebieten, der letzte ein Comnene am Ausgang des zwölften Jahrhunderts.

Inzwischen ist zum dritten Male der Schwerpunkt der Insel verrückt worden: vom phöniciſchen Piton war die Bedeutung auf das hellenisirte Salamis übergegangen; nun ist im frühen Mittelalter das binnenländische Nicosia, welches die Griechen Levcoſia nennen, zur Hauptstadt geworden. Solche Wanderungen pflegen weder dem Zufall noch der Laune verdankt zu werden; hier bedeutet sie, daß Cyprens Bewohner den Charakter eines seefahrenden Volkes verloren, daß die Ausbeutung seiner Acker ganz zur Hauptsache geworden, und so liegt die neue Hauptstadt naturgemäß beherrschend über und mitten in der fruchtbaren Ebene des Pediaios.

Mit dem dritten Kreuzzuge, am Ende des zwölften Jahrhunderts, beginnt, was man als den zweiten mittelalterlichen Act in den Geschichten Cyprens bezeichnen kann. Wie wichtig mußte für die auf das heilige Land gerichteten Bestrebungen der Abendländer das nahe gelegene Cypren als ein Stütz- und Angriffspunkt sein!

Die Unklugheit des letzten byzantinischen Herzogs bot dem englischen König Richard Löwenherz den willkommenen Vorwand, sich der Insel zu bemächtigen; nach kurzem Besitze der Templer geht sie 1192 an den fränkischen Ritter Guido aus dem Hause Lusignan über, der zum Stifter einer Dynastie wird, welche dreihundert Jahre lang fast ununterbrochen über Cypren gebot. Die neuen Könige von Cypren, vom Deutschen Kaiser mit ihrem Besizthum in aller Form Rechtsens belehnt, fügen der Pſyſiognomie der Insel einen völlig neuen Zug hinzu, und wir erleben das seltsame Schauspiel einer ausgebildeten mittelalterlichen Feudalherrschaft auf dem Boden der alten classischen Cultur. Wohl können wir gleiche Vorgänge in Creta und Rhodus, besonders in Morea und Athen verfolgen, aber hier reiben sich die Herrschaften zum Theil durch innere Kämpfe auf, leben sich langsam aus und kommen zu keiner dauernden Gestalt;



abgefallen wie fremde, durchaus unvereinbare Bestandtheile haben sie kaum eine Spur in ihren Ländern hinterlassen, und wie vor einer märchenhaften unerklärlichen Erscheinung stutzt der Wanderer im Peloponnes, wenn vor ihm einmal aus wildem Gestrüpp die gebrochenen überwucherten Trümmer einer gothischen Kirche emportauchen.

Ein anderes Leben entwickelte sich auf Cypern: hier herrschte eine Reihenfolge von achtzehn Fürsten, von welchen die ersten höchst kraftvolle und einsichtige Regenten waren. Zu den unerbittlichen Naturbedingungen kamen neue historische hinzu: das Unglück der Christen im heiligen Lande, die Verfolgungen, die allmählig in Kleinasien — nach der erleuchteten Herrschaft der Selbjuden — sich fühlbar machen, treiben eine große, thätige Bevölkerung auf der Insel zusammen, welche so durch ihre Lage zu einem unschätzbaren Hort der Christenheit wurde. Am Meere blüht als Hafenstadt das südlich vom alten Salamis gelegene Famagosta auf, im Lande bleibt Nicosia Hauptstadt, wird zum Sitz einer berühmten Rechtschule und füllt sich mit römisch- und griechisch-katholischen Kirchen und Palästen, welche noch jetzt der Stadt ein mittelalterlich christliches Gepräge geben. In ihrem gothischen Dome werden die Könige Cyperns gekrönt. Noch einmal scheint für die Insel ein goldenes Zeitalter gekommen, besonders als seit der Einnahme St. Jean d'Acres durch die Araber (1291) Cypern zum Transitohafen des ganzen Levantehandels wurde, wie im Alterthum Delos, dann Rhodos, und heute das schnell aufblühende Syra. Nach Aegypten und Syrien, nach Klein-Armenien — wie damals die jenseitige Küste Kleinasiens, das alte Cilicien, hieß — nach Pamphylien und Smyrna reichten Cyperns orientalische Verbindungen. Damals saßen Consuln der großen italienischen Handelsstädte Pisa, Genua, Venedig in Nicosia, die Interessen ihrer Staaten zu wahren.

Aber nicht blos zu friedlichem Handel gingen die Galeeren aus den Häfen; die Könige Cyperns fanden stets eine mächtige Stütze an ihren Rittern, deren Ideal ein so ganz nach ihrem Herzen geformtes Königreich sein mußte, und die hier in reichen Baronien über die Insel verstreuet saßen, viel besser als in ihrer fränkischen Heimath. So richteten die Fürsten bald ihre Blicke auf die gegenüberliegenden Küsten: vom frühesten Alterthum an bis jetzt ist es ein natürliches und sehr richtiges Streben von Inselbewohnern gewesen, sich auch ein Stück des jenseitigen nahen Festlandes zu sichern, wie andererseits Küstenvölker nach einem Zipfel der vor ihnen liegenden Inseln zu greifen pflegen. So dehnten sich auch die Cyprioten aus; und nachdem die vorübergehenden Eroberungen Smyrna, Adalia, Alexandrien längst verloren gegangen, behaupteten sie sich doch im Besitze mehrerer fester Plätze an der Küste Ciliciens.

Aber schließlich macht die Natur des Landes sich geltend wie im Alterthum: maßlose Ueppigkeit und Verschwendung verrathen genugsam, daß Cypern nun einmal das Land der Aphrodite ist, mag auch ihr altes Idol gestürzt und die Form ihrer Verehrung vergessen sein. Treuherzige Berichte wandernder Abendländer aus dem vierzehnten Jahrhundert muthen uns an, als ob wir vom Leben indischer Fürsten läsen. Ueberall im Abendlande scandalisirte man sich über ein so unerhörtes Wohlleben, und wieder ward cypriische Ueppigkeit sprichwört-

lich; nur so — aus dieser allgemeinen Entrüstung — ist zu erklären, wie die heilige Brigitte im vierzehnten Jahrhundert in ihren sogenannten revolutionären den heiligen Geist die Stadt Famagosta so anreden lassen konnte: „Du wirst vergehen, neues Gomorrha, vernichtet durch das Feuer der Ueppigkeit, durch den Ueberschwang an eitlem Gut und Sinn, Deine Häuser werden stürzen, Deine Bewohner fliehen, von Deiner Züchtigung wird man sprechen in fernem Landen, denn ich bin erzürnt gegen Dich!“ Freilich konnte jede tiefere Einsicht schon damals sich kaum verhehlen, daß es mit der Herrlichkeit auf Cypern über lang oder kurz zu Ende gehen müsse. Zu drohend erhob sich die muselmanische Macht, zu unumgänglich nöthig war der Besitz Cyperns jedem emporstrebenden Reiche des Orients. Diese richtige Einsicht war es, welche die letzte abendländische Macht, die im Orient überhaupt noch Kraft und Interesse besaß, veranlaßte, sich noch schließlich der Insel zu bemächtigen: die Abtretung Cyperns an Venedig 1489 durch Catharina Cornaro, die Gattin des letzten mündigen Lusignan, war daher ein historisch nothwendiger Schritt, wenn auch nur als ein letzter Versuch. Ich darf diese Dinge als allgemein bekannt voraussetzen; hier genüge, daß am 1. August des Jahres 1571 durch die türkische Eroberung das Geschick Famagostas sich erfüllte, und damit fiel die letzte Festung der Venetianer. Man hat sich gewöhnt, hier wie bei so vielen anderen Gelegenheiten die überaus grausame Behandlung der Besiegten durch die Türken mit einer Indignation zu betrachten, welche nicht immer mit Unparteilichkeit identisch ist. Es soll hier nichts beschönigt werden, allein für die Venetianer spricht es kaum, daß ein Theil der Inselbewohner sich freiwillig den Türken angeschlossen, und ebensowenig, daß die Bevölkerung, die unter den ersten fränkischen Fürsten an Zahl der alten kaum nachgestanden haben dürfte, auf weniger als den zehnten Theil, auf 150,000 zusammengeschnitten war. So sehr hatten sie die Insel ausgezogen, ohne ihr zu nützen.

Länger als dreihundert Jahre ist nun Cypern unter türkischer Herrschaft gewesen: erst vor vierzig Jahren ist die alte Paschawirthschaft, — das Raubsystem infolge der Käuflichkeit der Stellen — aufgehoben und ein besoldeter Beamter eingesetzt worden, der freilich alle Inseln verwalten sollte und daher auf keiner von ihnen, sondern fern in den Dardanellen saß. Auch hier konnte man beobachten, wie es der Fluch einer so gründlichen Mißregierung ist, daß auch ihre wohlmeinenden Absichten sich in ihr Gegentheil verkehren.

Noch immer aber ist es nicht gelungen, das Eiland zu entkräften; zwar, wenn wir seine heutigen Züge mit denen der classischen Zeit vergleichen, so scheint das Antlitz stark gealtert und verheert, auf die Höhe der Berge hat sich die einst so übermächtige Waldung zurückgezogen, auch dort ist sie nicht gedrängt, sondern licht. Die Entwaldung hat die climatischen und die Feuchtigkeitsverhältnisse wesentlich zum Nachtheil verändert: im Sommer und Herbst steigt die Temperatur höher als in dem so viel südlicheren Kairo. Ueber drückende Hitze auf der Insel klagt freilich schon das römische Alterthum; über Ungesundheit hört man erst in der neuen Zeit begründete Klagen; es ist die Art der Hitze, welche die vernachlässigte Natur zu allen Zeiten und überall genommen hat: Versumpfung, die nur der Ableitung und Trockenlegung bedürfen; und auch hier

schwächt eine geeignete Lebensweise den ungünstigen Einfluß climatischer Verhältnisse bedeutend ab. Das ist ein subjectives Mittel der Verbesserung.

Der so gesteigerte Hitzeegrad hat auf die ganze Physiognomie der Landschaft bestimmend eingewirkt: ein lockeres Gewebe gestählter, lebenszäher Pflanzen tritt hier an die Stelle der Wiese, während die der Cultur jetzt ganz entzogenen und unbewaldeten ausgedehnten Strecken durch ihre Dürr- und Zwergkräuter und ihre Gestrüppformation der Landschaft einen Steppencharakter anbrücken. Die Zahl der Bewohner beträgt auch heute anscheinend 150,000 wie am Ende der venetianischen Zeit, doch sind davon fast ein Drittel Türken, einige Wenige römische Katholiken (1000), Armenier (300), Maroniten (1500) und Fremde (200), die Uebrigen (fast zwei Drittel) Griechen.

Wenn trotz allen diesen ungünstigen Verhältnissen der Export der letzten fünf Jahre — vorzüglich in Getreide, dann Wein, Cocons, Baumwolle und Salz — eine Summe von je 6,000,000 M. repräsentirt, wenn die Hohe Pforte noch bis jetzt aus Cypern alljährlich 3,520,000 M. bezog, so wird man mit freudigem Erstaunen gewahr, hier können die alten Bedingungen des Segens und Wohlstandes noch nicht unrettbar vernichtet sein.

Der civilisirte Staat, welcher jetzt Cypern in seine Hand genommen, steht vor einer großen und schweren Aufgabe, er hat in vielen Beziehungen eine tabula rasa vor sich: er muß die verstopften Hilfsquellen wieder erschließen, auf Metall und Brunnen bohren, einen sicheren Hafen anlegen, und die laufenden Hilfsquellen durch systematische Benutzung flüssiger machen. Es ist ganz die alte Aufgabe der Phönicier, mit denen ja die heutigen Beherrscher der Insel so Manches gemein haben; was jetzt an der Aufgabe schwieriger erscheint, als in jenen alten Zeiten, da das Land noch frisch und kräftig war — das ersetzen auf der anderen Seite die größeren und kunstvolleren Mittel. Für die Insel ist der erfolgte Besitzwechsel rückhaltslos als eine Wohlthat zu bezeichnen: so kann sie hoffen, am schnellsten wieder jene Stufe zu erreichen, welche das Alterthum bezeichnete mit den Worten: „Wahrlich, keiner der Inseln steht Cypern nach an Vermögen!“

Man kann heutzutage nicht über die Insel sprechen, ohne wenigstens mit einigen Worten der politischen Seite zu gedenken. Was die Türkei angeht, so gibt es zwei Auffassungen; die Einen meinen, sie könne noch einmal in modernem Sinne regenerirt werden, dann ist es ein Glück, daß sie in solcher Nähe nun die Einrichtungen eines civilisirten Staates als Muster vor sich haben wird.

Anderer meinen, und ich selber gehöre zu Diesen, daß die Regeneration der Türkei unmöglich, daß ihre Auflösung sich nach einem Naturgesetze vollziehen muß, so sehr man das aus manchen Gründen, besonders um des so ehrenhaften Kerns der Nation willen beklagen darf. Dann ist es ein Glück, daß dem allgemeinen Ruin ein so kostbares Kleinod wie Cypern noch rechtzeitig entrissen, und damit einer unberechenbaren Zukunft vorläufig entrückt erscheint.

Dann, wie die Sache nun einmal liegt, muß der Hohen Pforte bei ihrer Entkräftung die englische Besetzung Cyperns genehm sein, nicht bloß weil ihr dadurch ihr kleinasiatischer Besitzstand garantirt worden ist, sondern auch weil Aegypten dadurch in Schwach gehalten wird, freilich ein gefährliches Schwach,

aber nothwendig, selbst in seinen eventuellen Folgen, für die Freihaltung der Communication durch den Suezcanal nach Indien. Und das ist allerdings der springende Punkt bei der englischen Inselbesetzung; sie bedeutet die Hinausverlegung der englischen Grenze nach Osten, auch Gibraltar und Malta haben dadurch eine weit höhere Bedeutung und erst ihren nothwendigen Abschluß erhalten. Aus dem nahen Kleinasien aber führen die cilicischen Ströme aufwärts in das Euphrat- und Tigrisland, das ist der Landweg nach Persien und Indien.

Mögen die Centren des Weltverkehrs verschoben und vermehrt sein, alle Verhältnisse überhaupt viel größere Dimensionen angenommen haben — in dem meisterhaften Schachzuge der Engländer, der sie dem orientalischen Schauplatz so nahe bringt, ruht doch wieder, wovon wir im Anfang ausgingen: einmal daß jedem Lande seine Eigenschaften unverrückbar eingeschrieben sind — es ist nur Jemand nöthig, der sie erkennen und benützen kann — und dann dieses: wer im Orient eine Großmacht werden und bleiben will, muß Cypern in seiner Hand halten. Das ist nun eine Wahrheit der Weltgeschichte seit drei und einem halben Jahrtausend, seit den Zeiten Thutmes III. von Aegypten bis auf die Tage der Königin Victoria.

---

# Neue Ergebnisse der ägyptologischen Studien auf dem Gebiete der hieroglyphischen Volksschrift.

Von  
Georg Ebers.

Es mag manchem Leser dieser Zeilen befremdlich erscheinen, daß ein so engbegrenztes Gebiet der Wissenschaft wie die Aegyptologie ihre besonderen Specialitäten besitzt, aber es verhält sich dennoch so, denn da der junge Baum dieser Disciplin an Aesten reich ist, so erscheint es begreiflich und ist nicht zu vermeiden, daß die verschiedenen Forscher sich angemessen ihrer Begabung und Neigung dieser oder jener Unterabtheilung ihrer Wissenschaft mit besonderem Eifer und Erfolg zuwenden.

Als die Tafel von Rosette während der französischen Expedition nach Aegypten 1799 ausgegraben worden war, und man auf ihr dasselbe priesterliche Decret in griechischer Sprache und griechischen Lettern und daneben in zwei verschiedenen ägyptischen Dialekten und Schreibweisen fand, richtete die Forschung zuerst ihre Aufmerksamkeit auf das zweite unter den für die Aegypter bestimmten Decreten, das in der demotischen oder epistolographischen, d. h. der Volks- oder Brieffchrift der Aegypter verfaßt war, von deren Vorhandensein man durch griechische Schriftsteller Kunde besaß und als welche sie der griechische Text der Tafel von Rosette selbst bezeichnete. Und man handelte so aus folgendem Grunde:

Die schriftbildenden Zeichen, aus denen sich das im heiligen Dialekt der Aegypter verfaßte Decret zusammensetzte, bestanden aus deutlichen Bildern concreter Gegenstände, und dieser Umstand führte auf die durch falsche oder falsch verstandene griechische Berichte unterstützte Vermuthung, daß sie nicht bestimmt wären wie die Zeichen unserer Alphabete, Laute und Lauttöne (Vocale), sondern Ideen zur Darstellung zu bringen. Das Bild eines Löwen, glaubte man, bedeute den König der Thiere selbst, oder in allegorischer Auffassungsweise einen Helden, Muth, Kraft und dergleichen, aber nicht, wie dieses thatächlich der Fall ist, einen Laut (den Buchstaben L). Nur durch Rebusrathen schien ein solcher Text entziffert werden zu können, und wem es gelungen wäre, seinen Inhalt richtig zu erfassen, dem mußte, so glaubte man, dennoch der Klang der Sprache seiner Verfasser völlig fremd bleiben.

Anders schien es sich mit dem demotischen Decrete zu verhalten, denn dieses bestand aus Lettern, welche keinem concreten Gegenstande glichen, und die man darum für reine Lautzeichen halten zu dürfen meinte. Die de Sacy, Aterblad, Th. Young, Rosegarten u. A. gelangten auch wirklich durch das Studium des demotischen Textes der Rosettanea zu den ersten bahnbrechenden Resultaten, nachdem aber F. Champollion und Young entdeckt hatten, daß auch in der eigentlichen Hieroglyphenschrift dem Lautsysteme ein großer Raum zukomme, da wandte man sich mit Vorliebe der heiligen Bilderschrift zu und die Volksschrift und Sprache ward mehr und mehr vernachlässigt.

Und für den Anfang konnte es kaum anders sein, denn während sich Laufende von schön geschriebenen oder sorgfältig gemeißelten Texten in reinen Hieroglyphen auf großen und gut erhaltenen Papyrustollen oder an den Thoren, den Wänden, Säulen und Architraven zahlreicher Tempel, sowie in vielen Gräbern, auf unzähligen Sarkophagen, Stelen, Bildsäulen und Geräthen der Forschung darboten, fanden sich demotisch geschriebene Stücke gewöhnlich nur auf kleinen Papyrusfragmenten. Dazu kam, daß die hieroglyphischen Zeichen deutlich und oftmals schön geschrieben zu sein pflegten, die demotischen dagegen mit eilender Feder für den bloßen Gebrauch und ohne Rücksicht auf kalligraphische Vollendung.

Wer einen hieroglyphischen Text zu lesen verstand, der bewältigte leicht alle anderen, in den demotischen Stücken machten sich hingegen die individuellen Handschriften der Verfasser geltend, und jedes neue Manuscript bot neue graphische Schwierigkeiten. Dazu kam, daß das hohe Alter vieler hieroglyphischen Texte ihnen einen besonderen Werth und Reiz verleiht, und es nicht lange verborgen bleiben konnte, daß alles was im demotischen Dialect und mit demotischen Lettern geschrieben ist verhältnißmäßig spätem Tagen seinen Ursprung verdankt, denn die ältesten demotischen Stücke stammen aus dem neunten Jahrhundert vor Christus, die meisten aber aus der viel jüngeren Sagiden- und Römerzeit. Auch der Inhalt der hieroglyphischen Inschriften wurde für bedeutender gehalten als der der demotischen Texte, denn während die Ersteren viele wichtige Aufschlüsse über die Religion und Geschichte des alten Aegyptens gewährten, schienen sich die Letzteren mit geringen Ausnahmen auf persönliche Interessen, auf Fragen des Mein und Dein zu beziehen. Nur in einer Hinsicht mußte der hohe Werth der demotischen Documente von vorn herein einleuchten. Die Sprache, in der sie geschrieben waren, wich beträchtlich von der in den hieroglyphischen Texten gebrauchten ab. Sie war gleich dem vom ägyptischen Volke in den letzten Jahrhunderten vor Christus geredeten Idiom und stand dem Koptischen, der in nachchristlicher Zeit gesprochenen und mit griechischen Lettern geschriebenen ägyptischen Sprache, weit näher als der alte heilige viele Jahrhunderte nur in der Schrift künstlich erhaltene Dialect, der sich zum Koptischen verhielt wie das Gothische zum Deutschen unserer Tage, während das Demotische dem Koptischen noch näher stand als das Mittelhochdeutsch der von uns geredeten Sprache; allein durch das Koptische aber, das wir durch die in ihm verfaßte Uebersetzung der Bibel genau kennen, ist es möglich geworden die Sprache der alten Aegypter aus ihrem Jahrtausende langen Tode zu neuem Leben zu erwecken. Die alten heiligen Texte stehen, wie sich aus dem Gesagten ergibt, dem Koptischen ziemlich fern, das Demo-

tische aber ist die Brücke, welche beide verbindet, und schon um dieses Vorzuges willen verdienten seine grammatischen Eigenthümlichkeiten sorgsam erforscht zu werden. Dies ist denn auch geschehen, und zwar mit besonderem Eifer und Erfolg von de Saulcy und G. Brugsch Bey, welcher Letztere kaum der Schule entwachsen, erst in einer vortrefflichen lateinischen Schrift, dann aber erschöpfender in seiner *grammaire démotique* die Volkssprache und Schrift der Aegypter zu behandeln unternahm. Während andere, und unter diesen besonders lexicalische und geographische Arbeiten unseren scharfsinnigen Landsmann bestimmten sich mit besonderem Eifer dem Studium der hieroglyphischen und jener hieratischen Texte hinzugeben, denen der alte heilige Dialekt zu Grunde liegt und die nur dadurch von den hieroglyphischen abweichen, daß sie mit abgekürzten und für die schnellere Schreibung geschikt gewählten Lettern (meist auf Papyrus) geschrieben werden, wuchs in Frankreich ein Gelehrter heran, der sich das koptische und demotische zur Specialität wählte und mit ausgezeichneter Begabung, mit frischer Kraft und unermüdblichem Eifer die gesammte in der Volkssprache der Aegypter geschriebene Literatur, und nur diese, durchforschte.

Enthaltfamen Sinnes sah Eugène Rebillout <sup>1)</sup> völlig von den hieroglyphischen Texten ab, und die Regierung seines Landes gewährte ihm die materielle Möglichkeit, alle europäischen Museen und Bibliotheken zu besuchen, in denen er koptische oder demotische Handschriften zu finden erwarten durfte. So gelangte er zu einer bis dahin unerreichten Vollständigkeit der Kenntniß sämtlicher bis auf uns gekommenen demotischen Schriftstücke, und aus dem tiefen Studium, mit dem er in ihren Sinn und Inhalt einzudringen bestrebt war, ergaben sich höchst merkwürdige und bedeutende Resultate <sup>2)</sup>. Diese können zum Theil nur von den Aegyptologen von Fach verstanden und verwerthet werden, viele aber sind so beschaffen, daß sie uns wol geeignet erscheinen, auch das Interesse weiterer Kreise anzuregen, und für diese sind die folgenden Zeilen bestimmt.

Es wird sich, denken wir, aus dem zu Sagenden ergeben, daß die politische und ganz besonders die Culturgeschichte Aegyptens in den demotischen Documenten an neuen und überraschenden Mittheilungen reiche Quellen besitzt und daß namentlich über die privaten Beziehungen der Aegypter und Aegypterinnen unter einander kein griechischer oder römischer Autor auch nur annähernd gleich authentische und eingehende Aufschlüsse zu gewähren vermag. Mehrere theologische Stücke haben sich erhalten, und auch an einigen wenigen mittheilungswerthen Proben der dichterischen Gattung fehlt es nicht, wie wir später zu zeigen gedenken, in der demotischen Literatur.

Geschichtliches. Den meisten Lesern dieser Zeitschrift wird der Name des Manetho bekannt sein. Er war ein ägyptischer zu Sebennytus im Delta geborener Priester, der neben der Kenntniß seiner Landessprache auch die der

<sup>1)</sup> Seb. 1843 zu Belançon.

<sup>2)</sup> In Rebillout's Uebersetzungen kann wol manches Wort, und hier und da ein ganzer Satz anders verstanden werden, wie von ihm, doch sind sie in Bezug auf ihren Gehalt völlig unanfechtbar.

griechischen besaß und im Auftrage der ersten macedonischen Herrscher über Aegypten (Ptolemäus Soter und Philadelphus) eine ägyptische Geschichte verfaßte. Durch diese wünschten sich die genannten Fürsten über die Schicksale des Landes, welches sie nun beherrschten, und die Folge und Thaten ihrer Vorgänger zu unterrichten.

Dieses Werk <sup>1)</sup> ging bis auf einzelne bei Flavius Josephus erhaltene Bruchstücke und die durch christliche Chronographen erhaltenen Listen der Könige verloren, und dies ist tief zu beklagen, da sein Verfasser, wie sich das aus seinen Kenntnissen und seiner Stellung schließen läßt, die Tempelarchive und die in ihnen niedergelegten geschichtlichen Aufzeichnungen, von denen auch der Sicilier Diodor redet, benutzt haben muß. Es ließ sich kaum mehr hoffen, neue Stücke des untergegangenen Schatzes wieder zu finden, noch weniger aber erschien die Erhaltung von ägyptischen Quellen, aus denen Manetho geschöpft haben konnte, wahrscheinlich; ja man begann zu vermuthen, daß dem im Dienste der Ptolemäer thätigen Priester keine chronistischen Aufzeichnungen, sondern nur dürre Listen mit Namen und Zahlen und spärlichen auf wunderbare Ereignisse bezüglichen Notizen zur Verfügung gestanden hätten, bis es Revillout gelang das Gegentheil zu beweisen. Denn seine scharfsinnige Entzifferung eines in der Pariser Bibliothek aufbewahrten demotischen Manuscriptes lehrt, daß es ein aus Manetho's Zeit stammendes Stück ägyptischer Geschichte enthält, in dem die behandelten Ereignisse in ausführlicher chronistischer Darstellungsweise erzählt werden. Schwerlich darf dieses wichtige Fragment als eine Uebertragung des Manetho in die Volkssprache betrachtet werden, wohl aber lehrt es, wie die Quellen beschaffen waren, welche einem des Aegyptischen kundigen Historiographen im Anfange der Ptolemäerzeit zur Benutzung offen <sup>2)</sup> standen. Die Art und Wesenheit und den eigenthümlichen Geist dieses merkwürdigen Schriftstückes können wir nicht besser charakterisiren, als dieses von seinem Entdecker geschehen ist. „Es wurde,“ sagt Revillout, „ganz gewiß von einem Priester und zwar wahrscheinlich zu Memphis verfaßt. Der Ton, in dem es gehalten ist, darf entschieden religiös und mythisch genannt werden. Er ist demjenigen verwandt, den wir aus den heiligen Chroniken der Juden und aus der „allgemeinen Geschichte“ kennen, welche Bossuet in einer viel späteren Zeit zu schreiben unternahm. Hier wie dort werden die Ereignisse als Wirkungen der göttlichen Vorsehung aufgefaßt und dargestellt, und die die Völker treffenden Unglücksschläge scheinen hier aus keinem anderen Grunde über sie verhängt worden zu sein, als um das Gesetz, oder wie die Aegypter sich ausdrückten, „das Recht“ zu bekräftigen, sowie als Strafe für ihre Vergehen. Wo von solchen Bückigungen die Rede ist, unterbricht sich der Verfasser, um seine Empfindungen in einem brünstigen Gebete auszu-

<sup>1)</sup> Möglicherweise hat zu ihm eine Liste der Könige Aegyptens mit kurzen, auf besonders bemerkenswerthe Ereignisse bezüglichen Notizen gehört. Vielleicht lag auch den christlichen Verfassern von Zeittafeln Manetho's Geschichte als Ganzes vor, und wir haben die erwähnten Tabellen als Auszüge von ihrer Hand zu betrachten.

<sup>2)</sup> H. Revillout, dem wir jüngst in Nizza begegneten, theilte uns mit, daß er auf dem Rücken des oben erwähnten Papyrus auch eine auf die Regierung des Amasis und seine Begünstigung der fremden Soldner bezügliche Mittheilung gefunden habe.



strömen, oder sich über das Unglück seines Geschlechtes durch Dichtungen zu trösten, die oft einen hohen Grad von Schönheit erreichen.“

Freilich sind es Ereignisse der furchtbarsten Art, welche dieses Document zur Darstellung bringt, aber sie besitzen ein besonderes Interesse, weil sie sich in Zeiten zugetragen haben, von denen auch außerägyptische Quellen berichten. Was hier erzählt wird, gehört eben nicht nur in die Geschichte Aegyptens, sondern berührt auch die von anderen bekannten Völkern, welche in feindliche oder freundliche Beziehungen zum Nilthal getreten waren; denn die Handschrift, von der wir reden, beschäftigt sich mit der Zeit der Eroberung Aegyptens durch die Perser, und mit den dieser letzteren folgenden unaufhörlichen Versuchen des ägyptischen Volkes, sich von dem Joche der asiatischen Fremdherrscher zu befreien und an die Stelle ihrer Satrapen einheimische Fürsten zu setzen. Mit dieser Epoche der Auflehnung der Aegypter gegen Persien fällt die der Kämpfe Griechenlands gegen denselben Staatencoloß zusammen, und so ist es natürlich, daß wir die Hellenen den Aegyptern Hilfe gegen den gemeinsamen Landesfeind leisten sehen. Wer sich mit dem Studium der spärlichen und häufig gar schwer mit einander in Einklang zu bringenden Quellen beschäftigt hat, aus welchen uns Kunde zufließt von dem Bündniß der Athener mit Amyrtäus, dem Vertrage der Spartaner mit Nepherites, von der Hilfe, welche der Athener Chabrias den Aegyptern leistete, von den Beziehungen des Königs von Sparta Agesilaus zu Nektanebo von Aegypten und desselben Lacedämoniers Abfall von seinem Verbündeten Teos oder Tachos, des letzteren Flucht zu den Persern und des Artaxerges Ochos glücklichen Feldzug gegen das Nilthal, durch welchen der zweite Nektanebo seiner Krone beraubt und seine Heimat von neuem eine Satrapie des asiatischen Weltreiches wurde, der wird unschwer verstehen, von wie großer Wichtigkeit für die Forschung ein neuer ägyptischer Bericht über diese Ereignisse sein muß. Die Griechen erzählten immer nur das, was sie selbst bei diesen Verwickelungen betraf, der demotische Papyrus beschäftigt sich dagegen natürlich fast ausschließlich mit dem, was die Aegypter anging, und so wird durch unser Document die Geschichte der genannten Epoche vervollständigt und mit seiner Hilfe gelingt es, die Folge der ägyptischen Könige, die gegen die Perser aufstanden, festzustellen. Nektanebo II., durch dessen Verrath und Schuld seine Heimat wieder den Persern zugefallen war, wird durch den Verfasser unseres Manuscriptes hart gebrandmarkt, die Griechen aber, welche das Nilthal den verhassten Afiaten entrißen, und unter deren Herrschaft unser Manuscript geschrieben wurde, werden laut gepriesen. Nachdem sie den letzten Darius geschlagen und sich in kurzer Zeit Aegyptens bemächtigt hatten, schenkten sie seinen Bewohnern „Glück und Frieden“.

In der That waren die ersten drei Beherrscher des Nilthals aus dem macedonischen Hause der Ptolemäer, Männer von ausgezeichneter Begabung und Tüchtigkeit, denen es gelang, das ihnen zugefallene Reich, welches durch die erwähnten Unabhängigkeitskämpfe furchtbar geschwächt und von den persischen Satrapen in unerhörter Weise ausgefaugt worden war, neu zu kräftigen und durch verständige Entwicklung seiner unerschöpflichen Hilfsmittel mit neuem blühenden Wohlstand zu segnen. Der erste Ptolemäer, welcher anfänglich als Statthalter Alexanders II., des Sohnes Alexander des Großen, und auch noch nach

dem Lobe des Ersteren in seinem Namen regiert hatte, wird von den Griechen ein Sohn des Lagos genannt; aber die demotischen Documente nennen ihn nicht Ptolemäus Sohn des Lagos, sondern Ptolemäus Sohn des Ptolemäus. Bei der Einstimmigkeit der hellenischen Zeugnisse über den Namen des Vaters des Begründers der ptolemäischen Herrscherfamilie kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dieses letzteren Vater wirklich Lagos hieß; weil aber lagos (lagós oder lagóos) der Gase bedeutet und dieses Thier unter den Aegyptern für verächtlich galt, so scheint der später mit dem Beinamen Soter (der Retter) geschmückte Ptolemäus den abellklingenden Namen seines Erzeugers in den öffentlichen Urkunden durch seinen eigenen ersetzt zu haben. Wie wenig den Aegyptern der Name „Lagos“ für den Vater eines Königs behagt haben muß, das beweist auch der schon früher entdeckte Umstand, daß die unter den ersten Ptolemäern thätigen Uebersetzer der hebräischen Bibel in's Griechische (die sogenannten LXX oder septuaginta) überall wo im Grundtexte „Gase“ vorkommt, dieses Wort durch ein anderes wie lagos wiedergeben.

Die Aegypter empfanden es, wie wir gesehen haben, mit Dank, daß sie ihren macedonischen Herrschern „Glück und Frieden“ schuldeten, und erwiesen sich ihnen gegenüber als gehorsame Unterthanen; und so konnten die Ptolemäer mit uneingeschränkter Herrschergewalt gebieten, aber sie mußten dennoch den strengen Anforderungen der Priester in Bezug auf die unantastbare Heiligkeit einer legitimen Thronfolge Rechnung tragen. Der erste unter ihnen (Soter) war als echter Pharao, als Sohn der Sonne anerkannt worden; da er aber seinen Erstgeborenen Ptolemaeus, der in der Fremde als Vertriebener lebte, von der Thronfolge ausgeschlossen und seinen Sohn Philadelphus zum Nachfolger ernannt hatte, so fehlte diesem Letzteren im Sinne der Aegypter eines der wichtigsten Attribute der Legitimität (die Erstgeburt), und so sah er (Philadelphus), wie demotische Manuscripte lehren, sich gezwungen, auch nach dem Tode seines Vaters dessen Namen in den Unterschriften der öffentlichen Urkunden mit dem seinen in ähnlicher Weise zu verbinden, wie es Soter mit dem des verstorbenen Alexander II. gethan hatte, bis ihm die Priester selbst die Würde eines Gottes ertheilten.

Unter seiner und seines Nachfolgers Euergetes I. Regierung geschah viel, was die Macht und das Ansehen des ptolemäischen Herrscherhauses nach Außen und Innen kräftigen mußte, und als unter dem letztgenannten Fürsten (Euergetes I.) das zu seiner Ehre hergestellte Decret von Kanopus, welches Pappus zu Tanis wieder auffand, in griechischer, der alten heiligen, sowie in der Volkssprache der Aegypter verfaßt wurde, da stand die Macht seines Hauses auf dem höchsten Gipfel und eine Vergleichung der ägyptischen Theile des Decrets mit dem griechischen lehrt denn auch, daß die ersteren als bloße Uebersetzungen der letzteren zu betrachten sind und es keinem Zweifel unterliegt, daß königliche Behörden, wahrscheinlich durch den Mund des Oberpriesters von Alexandria, dies Document im Sinne des ptolemäischen Fürsten den einheimischen Priestern dictirt haben, ohne von diesen letzteren den geringsten Widerspruch zu erfahren. Die ägyptische Hierarchie war eben in dieser Zeit den macedonischen Herrschern gegenüber machtlos. Nur die Ertheilung von gewissen äußeren Attributen und Ehren blieb

ihnen stets als ihr Recht überlassen, und demotische Documente liefern den Beweis, daß den Sagiden ihre Beinamen durch die ägyptischen Priester in feierlicher Weise übertragen worden sind, ein Umstand, welcher früher bestritten worden ist.

In ganz anderen Zeiten als das Decret von Kanopus ward das von Kette verfaßt, jenes berühmte gleichfalls dreisprachige Document, welches der Forschung den Schlüssel in die Hand gab, mit dessen Hilfe es ihr gelang das Thor zu öffnen, welches Einlaß zum Verständniß der Jahrhunderte lang vergessenen Schrift und Sprache der Aegypter gewährte. Auch dieses Decret bringt einem Ptolemäer Dankfagungen und die Huldbigung der Priester dar, aber der hieroglyphische Theil desselben ist nicht wie bei dem von Kanopus aus dem Griechischen übersetzt, sondern umgekehrt, der griechische aus dem ägyptischen. Man erkennt leicht aus seiner Haltung, daß die einheimische Hierarchie, und besonders die von Memphis zu neuem Einfluß gelangt war und daß der König, zu dessen Ehre es abgefaßt wurde (Ptolemäus V. Epiphanes v. 204—181 v. Chr.), nicht mehr über ein willig gehorchendes Volk regierte, sondern sich gegen ernste Aufstände zu vertheidigen hatte. Von solchen erzählen auch griechische Berichtserstatter, unter diesen aber das Zuverlässigste Polybius. Und wahrlich, die Aegypter waren berechtigt, unzufrieden mit ihren, einer fremden Nationalität angehörenden Regenten zu sein, nachdem Cuergetes I. Sohn Philopator trotz der von ihm gewonnenen Schlacht von Raphia einen erniedrigenden Frieden mit dem syrischen Könige Antiochus dem Großen geschlossen und des Ersteren Sohn als fünfjähriger Knabe den Thron bestiegen hatte. Die Geliebte seines Vaters sammt ihrem unwürdigen Bruder führten für diesen Knaben im Purpur die Vormundschaft, bis sie von den Alexandrinern, welche sich mit Recht gegen solche schmählige Regentschaft empörten, aus dem Wege geräumt wurden. Der von einem Kinde geleitete Staat mußte seinem mächtigen und begehrliehen Nachbar Antiochus wie eine reife Frucht erscheinen, nach der er nur die Hand auszustrecken habe, um sie zu pflücken, und so zog nicht allein er, sondern auch der fünfte Philipp von Macedonien aus, um sich ihrer zu bemächtigen. Die Armee des Epiphanes wurde geschlagen und die Selbstständigkeit Aegyptens würde schon damals verloren gewesen sein, wenn nicht dem römischen Senat die Vormundschaft über das gekrönte Kind angetragen und von ihm übernommen worden wäre.

In das griechische mischte sich nun ein zweites fremdes Element, das römische, bei der Regierung des Landes, in Alexandria folgte ein Aufruhr dem anderen und die Truppen des schwachen Königs wehrten sich nur mit kläglichem Erfolge gegen die auswärtigen Feinde. Die Hand des Herrschers gewährte dem Lande keinerlei Wohlthat, und doch drückte sie fühlbar genug; denn die Gaue Aegyptens wurden zu unerschwinglichen Steuerleistungen von einer Regierung herangezogen, gegen welche die nationale Abneigung mit neuer Stärke erwachen mußte, nachdem sie die Achtung und Dankbarkeit ihrer Unterthanen verschert hatte. Als auch die Furcht vor ihr geschwunden war, da ergriff die Bewohner von Oberägypten die Luft, da wuchs in ihren Herzen der Muth, sich

gegen den verhaßten, ausländischen Schwächling, der sich ihr Gebieter nannte, zu erheben.

Die nationalägyptischen Gaufürsten standen auf, und ausführlichere Berichte sind namentlich über den Abfall von Sykopolis erhalten, welches durch die Truppen des Epiphanes förmlich belagert werden mußte. Der stark anschwellende Nil erleichterte die Einnahme der tapferen Widerstand leistenden Stadt, deren rebellische Bewohner sammt ihren Führern umgebracht wurden. „Preisgegeben der Vernichtung,“ heißt es wörtlich im demotischen Theile der Tafel von Rosette, „wurden all' die Elenden, welche sich in ihr befanden.“ Die „Dynasten“ der Aegypter, welche sich, wie Polybius bezeugt, nach dem Falle von Sykopolis dem Könige unterwarfen, sind nicht, wie dies seit Letronne geschehen ist, für die höchsten griechischen Beamten der Gaue, sondern für kleine von den Aegyptern selbst auf den Thron erhobene Fürsten aus ihrer Mitte zu betrachten. In Theben wußte sich ein solcher „kleiner Pharao“ weit länger zu halten als seine Genossen im Delta, und das, was einige demotische Documente über den Abfall der Ammonsstadt lehren, gehört zu den bemerkenswerthesten Entdeckungen Revillout's, denn wenn es auch längst bekannt war, daß es in der Zeit, von welcher wir reden, weder in Unter- noch in Oberägypten an Aufständen gegen die Ptolemäer gefehlt hat, so ahnte doch Niemand, daß sich in Theben wahrscheinlich 19 Jahre lang zwei national-ägyptische Könige Harmachis und Anchtu, welche mit den Attributen der Pharaonenmacht ausgestattet waren, in ähnlicher Weise gegen die Macedonier zu halten wußten, wie die oben erwähnten national-ägyptischen Gegenkönige gegen die Perser.

Manchem geschichtskundigen Leser dieser Zeitschrift, dem die Specialarbeiten der Aegyptologen nicht zugänglich sind, wird die Mittheilung dieser Notizen, welche wichtige historische Ereignisse, die man zu den wohlbekannten rechnete, in einem ganz neuen Lichte zeigen, willkommen und dienlich sein, und doch ist der für die politische Geschichte sich aus der demotischen Literatur ergebende Gewinn gering anzuschlagen im Vergleich zu demjenigen, welchen sie in kulturhistorischer Hinsicht gewährt.

H. Revillout spricht in der Vorrede zu seiner „Chrestomathie démotique“<sup>1)</sup> in sehr hohem Tone von den Resultaten, welche durch sein Studium der in der Volksschrift geschriebenen Documente für die Kenntniß des privaten und geschäftlichen Lebens der späteren Aegypter erworben worden sind, und wer diese Resultate, die scheinbar unbedeutenden Verträge, Contracte u. dergl., aus denen sie herausdestillirt wurden, und den Weg, auf denen man ihnen auf die Spur kam und sich ihrer bemächtigte, kennt, der wird nicht leugnen können, daß es sich hier um hochbedeutende wissenschaftliche Erwerbungen handelt.

Es ist uns an dieser Stelle leider nur das Wichtigste unter dem Gewonnenen in großen Zügen mitzutheilen gestattet. Es schließt sich an das, was

<sup>1)</sup> Wir können uns mit der Methode dieses wichtigen Buches, in dem sein Verfasser Wort für Wort ohne Umschrift überseht, nicht befreunden. Für den Vernennenden wäre es dienlicher gewesen, die demotische mit hieroglyphischer Schrift wieder zu geben, wie G. Maspero dies zu thun versucht hat, oder doch wie in seinem Roman des Setnau mit koptischer.

bereits früher durch jene ägyptisch-griechischen Papyrus bekannt geworden ist, die Adolf Schmidt in einer mustergültigen Arbeit zu verwerthen gelehrt hat.

Die meisten demotischen Documente enthalten Verträge, Contracte, Protocolle und dergleichen, und bereichern also vor allen Dingen unsere Kenntniß der wirtschaftlichen und rechtlichen Zustände in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt. Sie lehren uns, in welcher Weise Schulverhältnisse jeder Art geregelt zu werden pflegten und daß man nicht nur Geldforderungen, sondern auch Ansprüche an liegende Gründe, Korn und andere bewegliche Güter durch notarielle Acte zu sichern bestrebt war. Das Gesetz schützt das Eigenthum, und kein Besitz wird ohne Mitwirkung der öffentlichen Behörden und den schriftlichen Abschluß der getroffenen Uebereinkunft von dem Einen auf den Anderen übertragen. Wir sehen Cessionen unter nichts weniger als einfachen Bedingungen vor sich gehen und bemerken, daß auch in verwickelten Fällen nach bestimmten Rechtsgrundsätzen verfahren wurde. Ein Vater oder eine Mutter vertheilen ihren ganzen Besitz oder nur ihre liegenden Gründe bei ihren Lebzeiten unter ihre Kinder, und behalten sich doch bis zu deren Tode das volle Eigenthumsrecht vor. Solchthun übertragen auf einander und ordnen unter sich durch Verträge die Befugniß der Todtenbestattung für bestimmte Stadtviertel von Theben. Verkaufs- und Pachtverträge, die sich auf Felder, Weinberge und Brachland beziehen, werden mit Voracht und weitschweifiger Genauigkeit abgefaßt, und zwar zu Theben in anderer Form wie zu Memphis und in späterer Zeit, jedenfalls unter dem Einfluß der in geschäftlichen Dingen gewandteren Griechen, in einfacherer Weise als früher. Unter den Persern und noch unter den ersten Ptolemäern wurden beim Abschluß jeden Vertrages 16 Zeugen hinzugezogen, von denen jeder eine Abschrift der Urkunde, um die es sich handelte, herzustellen und zu unterzeichnen hatte; später schrieb ein für diesen Zweck angestellter Beamter das Instrument, und die Zeugen brauchten nur noch ihren Namen auf den Rücken des betreffenden Schriftstückes zu setzen. Ein ausgebildetes Pfandrecht ordnet die hypothekarischen Verhältnisse, aber es kommt dennoch häufig zur Klage, und von besonderem Interesse sind jedenfalls diejenigen Handschriften, welche uns Einblick in die Gesetze, gerichtlichen Formeln und das processualische Verfahren jener Zeit gewähren.

Durch die griechischen Papyrus ist bereits viel von diesen juristischen Dingen bekannt und von Sumbroso in seiner gekrönten Preisschrift: *Sur l'économie politique des Lagides* verarbeitet und leicht zugänglich gemacht worden. Entschiedener noch als die griechischen lehren die demotischen Handschriften, daß zur Zeit der Ptolemäer neben dem macedonischen auch noch das alte ägyptische Gesetz gültig war. Je nach der Nationalität der Parteien oder des Angeklagten konnte nach dem einen oder dem anderen Recht gesprochen werden, aber nicht allein die Urtheile des griechischen, sowie des ägyptischen Richters, sondern auch die Gesetze konnten durch königliche Cabinetsordres verändert werden. Sehr interessant ist es zu beobachten, in welcher Weise bei concreten Rechtsstreitigkeiten die Gesetze zur Anwendung kommen. — Es ist z. B. Jedem gestattet, sich auf rechtlichem Wege Entschädigung von Demjenigen zu erstreiten, der ihm eine fremde Sache verkauft hat, und dennoch kann der Käufer einer solchen nicht unter allen Um-

händen gezwungen werden, sie dem früheren Besitzer zurückzugeben. Das hat der Soldat Hermias zu seinem Kummer erfahren. Er gehörte zu einer seit vielen Generationen dem Waffenhandwerk ergebenen Familie, welche früher zu Theben in Garnison gelegen und dort ein Haus erworben hatte. In Folge jenes großen Aufstandes, von dem wir oben geredet haben, und bei welchem kleine Pharaonen an die Stelle des Ptolemäus Epiphanes gesetzt wurden, mußte sein Vnzherr aus Theben nach dem südlicheren Aegypten fliehen. Viele Jahre lang blieb nun das Haus der Soldatenfamilie unbewohnt, bis es endlich ein Mann aus der Classe der Kolchytten oder Reicheneinsegner, auf deren Gebiet das betreffende Bauwerk gelegen war, in aller Form Rechtsens kaufte. — Als der Soldat Hermias nach Theben zurückkehrte und von dem Hause seiner Väter Besitz zu ergreifen wünschte, fand er fremde Gäste darin, die, auf ihren Kaufcontract pochend, ihm die Thür verschlossen und ihn an den Richter wiesen. Sie hatten das Haus in guter Form erworben und stritten dem Soldaten jedes Recht an dem Besitz desselben ab. Der Advocat Dinon vertrat die Sache des Kolchytten und erwies, daß, da die Familie der Hermias seit vielen Jahren ihr Domicil in Theben aufgegeben habe, Hermias selbst keinen Anspruch mehr auf das in guter Form erworbene Gebäude erheben könne.

Nach den großen Aufständen, von denen wir gesprochen haben, und ihre endgültige durch Ptolemäus X., Soter II., welcher den Beinamen Rathyrus trug, bewirkte Niedertwerfung (86 v. Chr.), konnte sich Theben nicht wieder erholen. Seine alte Größe, sein Glanz und Reichthum waren völlig gebrochen, verblüht und gewaltsam zu Grunde gerichtet worden. Selbst die Tempel, hinter deren Mauern sich die Empörer verschantzt hatten, sollten nicht von den Siegern geschont werden, doch spottete ihre Festigkeit und Größe der Wuth der Zerstörer, denn ihre völlige Vernichtung würde ein Riesentwurf gewesen sein. Die Macht und die Mittel des Rathyrus zeigten sich auch so wenig solchem Unternehmen gewachsen, daß sich unter den Trümmern der Ammonsstadt heute noch die großartigsten von allen Tempelresten aus dem früheren Alterthum befinden, welche die Erde trägt. Weit schlimmer als den Tempeln und den „ewigen Wohnungen“, der Todten erging es den aus leichtem Baumaterial errichteten Häusern der Bürger.

Sie müssen in solchen Massen der Erde gleich gemacht worden sein, daß das hundertthorige Theben des Homer „. . . Aegyptens Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen“, den späteren Griechen nur noch „Nektenweise“ bewohnt zu sein schien.

Verhältnißmäßig glimpflich scheinen bei den wiederholten Plünderungen Thebens durch die Söldner der letzten Ptolemäer die bei der Bestattung der Todten thätigen Familien fortgekommen zu sein, denn unter ihnen, welche größtentheils die Todtenstadt bewohnten, erfreuten sich mehrere auch noch in späterer Zeit eines recht ansehnlichen Besitzes, und ein großer Theil der erhaltenen demotischen Verträge bezieht sich auf sie und die rechtliche Ordnung ihres Vermögens und Grund und Bodens.

Am häufigsten genannt werden die Kolchytten, welche zu der Priesterordnung der Pastophoren gehörten, und mit der Einsegnung der Leichen u. s. w.,

den Recitationen, Gesängen, Ausgießungen und Opfern betraut waren, die bei keiner Bestattung eines wohlhabenden Ägypters fehlen durften. In früherer Zeit gab es neben ihnen als gesonderte Classen die eigentlichen Balsamirer (Taricheuten) und die Eröffner des Leichnams oder Paraschiften<sup>1)</sup>, welche, nachdem sie ihre Pflicht erfüllt hatten, von den Angehörigen der durch sie verwundeten Leiche in die Flucht gejagt worden sein sollen und der allgemeinen Verachtung preisgegeben gewesen zu sein scheinen.

In späterer Zeit wurden die in den griechischen Papyrus Paraschiften genannten Leute mit dem gleichen demotischen Worte bezeichnet, wie diejenigen, welchen die hellenischen Handschriften Taricheuten heißen; es wurden also die Obliegenheiten beider von den gleichen Persönlichkeiten verrichtet. Zu Memphis, dessen Blüte und Wohlstand den von Theben überdauerte, haben sich auch in späterer Zeit die Todtenbestatter nicht mit der Eröffnung der Leichen beschäftigt. Diese besiedende Handlung überließen sie geringen Leuten, und sie waren in der Lage, solche zu besolden, denn die Contracte, welche sie abschlossen, lehren, daß sie über außerordentlich großen Besitz verfügten. Außer mit den Obliegenheiten der Kolchytten beschäftigten sich die reichen Begräbnisunternehmer nur mit der Mumifizierung der Leichen; diese Thätigkeit aber ließ sich keineswegs allein mit den Händen verrichten, denn die erhaltenen Balsamirungs-Rituale lehren, daß dabei auch viele Segensprüche gesprochen und schützende Formeln recitirt werden mußten. Wer da weiß, mit wie reichem Schmuck und wie kostbaren Amuletten die Mumien der vornehmen Ägypter ausgestattet zu werden pflegten, der wird an die hohen Summen glauben, welche nach den Berichten der Griechen für die beiden kostbarsten Arten der Balsamirung den Besorgern des „Pompe funèbre“ in Ägypten gezahlt werden mußten und nicht mehr staunen, wenn er in den unter Kolchytten abgeschlossenen, in demotischer Schrift und Sprache geschriebenen Verträgen Summen von ganz überraschender Größe nennen hört.

Es ist Revillout's Verdienst, festgestellt zu haben, welchen Werth die in den Contracten so häufig vorkommenden verschiedenen Zahlungsmittel besaßen. Die Sedel (hebr. Schekel) entsprachen den griechischen Silberdrachmen; Hellenen und Ägypter bedienten sich ihrer in gleicher Weise. Schlechthin „das Silber“ wird ein Geldstück genannt, welches 5 Sedel oder Drachmen werth war und sich mit keiner griechischen Münze deckte. Es scheint aus alter Zeit zu stammen, und Revillout übersetzt seinen Namen sehr passend „argenteus“. Der „Serter“ oder das Talent enthielt 300 Silber-Stücke (argenteus) oder 1500 Sedel oder Drachmen, — und dieser Umstand ist im höchsten Grade bemerkenswerth, denn er bestätigt und erklärt in völlig befriedigender Weise die bis jetzt für irrig gehaltene oder falsch gedeutete Angabe aus der Zeit der Lagiden, daß das attische Talent von 6000 Drachmen viermal so groß sei als das alexandrinische.

<sup>1)</sup> Das griechische Wort „Paraschif“ scheint uns durch eine Volksetymologie aus dem ägyptischen „pa-rä-schit“, derjenige, welcher den Schnitt macht, entstanden zu sein. Aus diesem Grunde nannte ich in meinem Romane „Narda“ den alten Leicheneröffner Tiuem nicht einen Paraschiften, sondern einen Paraschiten. Es erschien mir passend, in der Zeit Ramses II. das späte griechische Wort in derjenigen Gestalt zu gebrauchen, welche ich für seine ägyptische Grundform halte.

Durch die Kenntniß dieser Münzwerthe wird die Bedeutung der demotischen Handschriften nicht unbeträchtlich gesteigert, denn sie gibt uns die Möglichkeit an die Hand, den Werth des Geldes und des Grund und Bodens in der Lagidenzeit ungefähr zu schätzen und uns über die Höhe der bei verschiedenen Gelegenheiten zu zahlenden Buß- oder Entschädigungssummen einen Begriff zu bilden. In vielen Verträgen verpflichten sich die Contrahenten im Falle der Verletzung von gewissen Bedingungen, deren Erfüllung sie auf sich genommen, bestimmte Summen an den in seinen Ansprüchen beschädigten Theil zu zahlen. Andere Bußgelder fielen der Krone zu oder, wie es in der demotischen Kanzleisprache heißt, waren für „die Opfer des Königs und der Königin“ zu entrichten.

Von weit allgemeinerem Interesse als das bis hierher Mitgetheilte ist alles, was die demotischen Handschriften über die Stellung der Frauen in Aegypten lehren; beweisen sie doch, daß die Nachrichten des Herodot und Diodor über diese Dinge meistentheils auf guten Grundlagen beruhen. Wie oft sind diese seltsam klingenden Mittheilungen angezweifelt worden, und es fällt ja auch schwer zu glauben, daß unter einem Volke des Alterthums, welches sich in der Zeit seiner Blüthe durch gewaltige Kriegsthaten auszeichnete und selbst die Großstaaten Westasiens zwang, ihm Tribute zu zahlen, daß in einem von einer thatkräftigen Priesterschaft, welche alle Zweige der Kunst und Wissenschaft durch energische Arbeit förderte, geleiteten und von einem als irdische Erscheinungsform des höchsten Gottes verehrten Könige regierten Reiche des Alterthums die Männer sich in vielen Stücken den Frauen untergeordnet haben sollen.

Dem Griechen Herodot, der wie alle Hellenen gewohnt war, daß die Männer auf dem Markt gingen, während die Frauen das Haus hüteten, mußte es auffallen, daß in Aegypten die Weiber den Einkauf besorgten, während ihre Gatten zu Hause blieben und webten; Diodor wollte gehört haben, daß es unter den Aegyptern den Töchtern, nicht den Söhnen obliege, ihre alternden Eltern zu ernähren und beide zuckten über die Weiberknechte am Nil die Ächseln, von denen es hieß, daß sie sich ihren Frauen gehorsam zu sein verpflichteten und die jedenfalls dem schwächeren Geschlecht im häuslichen und öffentlichen Leben Rechte einräumten und Freiheiten gestatteten, welche einem Griechen unerhört vorkommen mußten.

Wenn es wahr ist, daß man die Höhe der Cultur eines Volkes nach der mehr oder weniger günstigen Stellung, welche es seinen Frauen anweist, bemessen darf, so läuft die ägyptische der Cultur aller anderen Gesellschaften des Alterthums den Rang ab.

Schon seit Jahren konnte nicht nur durch die Classiker, sondern auch durch die bildlichen Darstellungen auf tausend Denkmälern und die sie begleitenden Inschriften, sowie durch den Inhalt mehrerer auf Papyrus geschriebener hieroglyphischer und hieratischer Texte nicht mehr der geringste Zweifel über die bevorzugte Stellung herrschen, welche den Frauen im Reiche der Pharaonen eingeräumt worden war.

Schon in den Gräbern, welche den Verwandten und höchsten Beamten der alten Könige, die sich Pyramiden als Grabmonumente errichten ließen, angehören, heißt die Gattin „Herrin des Hauses“, nennt man die Kinder nicht nur nach



dem Vater, sondern auch nach der Mutter, so zwar, daß jeder N. sich rühmt, der Sohn eines K. und einer J. gewesen zu sein. In vielen Fällen begnügt sich sogar der N. mit der Aufzeichnung des Namens seiner Mutter und läßt den seines Vaters unerwähnt. In den Gräbern vornehmer Ägypter mußte die Statue des Verstorbenen aufgestellt werden, weil an ihr gewisse Ceremonien zu verrichten waren und sich an sie der Ka (das Bild, die individuelle Eigenart, die Person) des Dahingegangenen, die Form, durch die er sich von anderen Menschen, während er lebte, unterschieden hatte, heften konnte, derselbe Ka, in den sich die gerechtfertigte Seele kleidete, wenn es ihr beliebte, in ihrer früheren Gestalt zur Erde zurückzukehren. Für die Frauen wurden nun solche Statuen ebenso gut hergestellt, wie für die Männer, ihre Leichen wurden ebenso sorgfältig balsamirt, wie die ihrer Gatten, ja viele weibliche Mumien sind um Vieles reicher ausgestattet, als die männlichen in der gleichen Epoche. Vor den Todtenrichtern wurden Mann und Weib für ihre Handlungen auf Erden zur Rechenschaft gezogen, funéraire Papyrus wurden auch für Frauen hergestellt und es gibt wenige Todtenbücher, welche nicht die neben ihrem Gemahl sitzende oder stehende Hausfrau zur Anschauung brächten. Schon unter den Pyramidenerbauern waren auch Prinzessinnen regierungsfähig, auch sie genossen, nachdem sie den Thron bestiegen hatten, die gleichen göttlichen Ehren, welche die Pharaonen für sich selbst beanspruchten. Für einige von ihnen wurden Dienste eingerichtet, welche sie lange überlebten, und noch unter den Ptolemäern konnten, wie das Decret von Kanopus lehrt, junge Königstöchter divinifirt werden.

Wie streng die Ägypter auf die legitime Geburt ihrer Könige hielten, ist schon oben erwähnt worden.

Nachkommen des Sonnengottes Ka, und nur solche sollten über Ägypten herrschen, aber das Geschlecht des Gottes konnte ebensogut durch Frauen als durch Männer weiter geführt werden, und so kommt es, daß Usurpatoren von unköniglichem Blut sich um jeden Preis mit Erbtochtern aus dem Hause ihrer Vorgänger zu vermählen suchten. In solchen Fällen repräsentiren sie selbst die Macht, ihre Gattinnen aber das anerkannte Recht, und in ihrem gemeinsamen Sohne finden sich beide (Macht und Recht) vereint, erkennen die Priester wiederum einen echten Pharaon.

Bei Festen und feierlichen Handlungen tritt die Königin neben ihrem Gemahle in die Oeffentlichkeit, und dem Beispiele, welches der Hof gab, folgten die Privatleute, welche die „Herrinnen ihres Hauses“, denen natürlich auch die Wirthschaftsführung oblag, nicht nur an den Sorgen und Freuden der Kindererziehung, sondern auch an fast allen geselligen Vergnügungen Theil nehmen ließen, die ihnen selbst offen standen. Die an den Wänden mehrerer Gräfte in farbigen Bildern zur Darstellung gebrachten festlichen Zusammenkünfte, bei denen Männer und Frauen so frei wie bei uns mit einander verkehrten, sind jetzt nur noch wenigen Gebildeten völlig unbekannt. Dagegen ist kaum über den engen Kreis der ägyptologischen Fachgenossen die Kenntniß des Umstandes hinausgedrungen, daß es längst vor jenen „Eingeschlossenen“ oder „Klausnern“ des Serapis, von denen griechische Papyrus reden, Jungfrauen in Ägypten gab, welche sich gleichfalls, und zwar im Dienste des Ammon, der Klausur unterzogen. Da eine

Obere (ur-t) dieser Mädchen<sup>1)</sup> genannt wird, so müssen wol ganze Schwesternschaften vorhanden gewesen sein, und Revillout vermuthet mit Recht, daß im heidnischen Aegypten die Nonnen den Mönchen vorangegangen wären. Er und in Deutschland Weingarten haben erwiesen, daß das klösterliche Leben in Aegypten wurzelt. Nur wurzelt, denn erst im Kreise der christlichen Lehre ist es zu einer höheren Ausbildung und zur Vertiefung des ihm zu Grunde liegenden, auch unter den Buddhisten und anderen Religionsgenossenschaften lebendigen Gedankens gelangt. Aber über diese Dinge liefern die demotischen Papyrus nur spärliche Andeutungen; wir begnügen uns also mit dem Gesagten, um auf sie an einer passenderen Stelle zurückzukommen. Die Frage nach dem Ursprung des Mönchthums ist eine so wichtige, daß von demjenigen, welcher sie berührt, ein tieferes Eingehen als hier am Platze sein würde, gefordert werden darf.

Wir kehren zu unseren Mittheilungen über die Stellung der Frauen im alten Aegypten zurück und werden mit Hilfe der demotischen Papyrus das über diesen Gegenstand durch die hieroglyphischen und hieratischen Texte bekannt Gewordene zu bekräftigen und mit wichtigen Einzelheiten zu bereichern vermögen.

Wie es bei der Natur der in der Volkssprache geschriebenen Handschriften, welche sich meist mit Angelegenheiten der Privatleute, der Familie, des Eigenthums und Forderungsrechtes beschäftigen, von selbst versteht, werden wir durch sie in erster Reihe über die rechtliche Stellung der Frau ihrem Gatten, ihrer Familie und den öffentlichen Behörden gegenüber unterrichtet und diese Stellung war eine so überaus und in manchen Fällen mit Rücksicht auf den Mann geradezu unbillig günstige, daß wir alles das in den folgenden Zeilen Mittheilende für unwahr oder übertrieben halten müßten, wenn es uns von griechischen oder römischen Verächterstattern erzählt würde; so aber duldet es keinen Zweifel, denn unsere Quellen sind rechtskräftige Documente, und alles, was den Frauen in ihnen zugestanden wird, war bindend für denjenigen, welcher vor Zeugen schriftlich erklärt hatte, es gewähren zu wollen. Wir erfahren auch durch andere Papyrus, daß das schwächere Geschlecht es keineswegs scheute, sein Recht zu erstreiten und daß es, vor dem Gesetze völlig gleich mit dem Manne, seine Sache getrost dem Richter vorlegen durfte.

Die erhaltenen Heirathscontracte lehren, daß in der seit der frühesten Zeit streng monogamischen ägyptischen Gesellschaft bei Eheschließungen<sup>2)</sup> von beiden Theilen mit großer Vorsicht verfahren worden ist, ja diese ging so weit, daß in manchen Fällen Probebündnisse eingegangen wurden. Braut und Bräutigam reichen einander die Hand, doch nicht von vorn herein für eine rechtsgültige Ehe. Der Mann behält sich vielmehr die Befugniß vor, den geschlossenen Bund zu lösen, verpflichtet sich aber, bevor er das Weib in sein Haus führt, durch einen rechtsgültigen, schriftlichen Vertrag, ihm im Falle der Verstoßung eine mehr oder weniger hohe Entschädigung zu zahlen, und wenn es ihn mit einem Sohne beschenken sollte, diesen letzteren zum Erben einzusetzen. Entsprech seine Genossin

<sup>1)</sup> Diesen Frauen war es gestattet, in die Ehe zu treten.

<sup>2)</sup> Die Pharaonen sehen wir Kebsweiber halten, aber auch ihnen war es nur gestattet, ein einziges ihnen gesetzlich angetrautes Weib zu besitzen.

seinen Erwartungen, so erhob sie der Mann zu seiner rechtmäßigen Gattin, und war dies geschehen, so mußte er mit ihr vereint bleiben bis in den Tod und durfte sie nicht mehr verstoßen. Gewiß sind solche „Probeehe“ in den meisten Fällen eingegangen worden, um sich Nachkommen zu sichern, Nachkommen, auf deren Besitz unter allen Völkern des Orients stets ein noch höherer Werth gelegt wurde, als unter denen des Abendlandes. Man wahrte das Recht, sich von der ungesegneten Frau zu trennen, um dann an ihre Stelle mit neuer Hoffnung auf einen Erben eine andere zu setzen. Im heutigen Aegypten wird gleichfalls der Frau vor ihrer Hochzeit von ihrem Bräutigam ein gewisses Heirathsgut ausgekehrt, welches ihr auch, wenn sie ihr Gatte verstoßt, als ihr Eigenthum verbleibt; aber jede Ehe, selbst eine durch vieljähriges Zusammenleben gefestigte ist getrennt, sobald es dem Gemahle gefällt, dreimal die Worte „Du bist verstoßen!“ zu wiederholen. Eine unverbrüchliche Festigkeit der Ehe, wie sie unter den alten Aegyptern bestand, kennen die Muslime nicht, und nichts hat der Islam am Nil einer so durchgreifenden Umwandlung unterworfen wie die Stellung der Frauen. Die meisten demotischen Ehecontracte, welche wir besitzen, stammen aus Theben, woselbst sich das ägyptische Wesen viel unbeeinflusster von den Sitten der Hellenen zu erhalten vermochte als in Unterägypten. Hier wurde vor der Hochzeit der Frau von dem Manne eine Mitgift und außerdem ein bestimmtes Jahresgeld zugesichert. Um den ehelichen Frieden zu sichern, mußte sich der Mann verpflichten kein anderes Weib wie seine Vermählte in sein Haus zu führen und eine beträchtliche Straffsumme zu zahlen, falls er dies dennoch thun sollte.

Dem zu erwartenden erstgeborenen Sohne wird schon vor der Vermählung das Anrecht auf den Besitz des vom Vater zu hinterlassenden Vermögens verschrieben, das Eingebachte der Frau aber hypothekarisch sicher gestellt. Durch dieses Verfahren geschieht es manchmal, daß der Frau das gesammte Eigenthum ihres Gatten zufällt, zufällt als ihr eigenster Besitz, denn dem Weibe steht durchaus freie Verfügung über Alles zu, was ihr an Grund und Boden, an Sachen oder Geld von Hause aus, durch Schenkungen oder rechtliche Uebertragungen zukommt. Wie gegen jeden Anderen, so kann sie auch gegen den eigenen Mann das Recht auf jedes ihrer Besitztümer geltend machen. Sie gewährt ihrem Gatten Darlehne, und zwar manchmal unter so schwierigen Bedingungen, daß ihr Gemahl sich zuletzt gezwungen sieht, ihr sein gesamtes Vermögen abzutreten. Ueber dieses letztere darf sie, wie über jeden anderen ihr rechtlich zukommenden Besitz, ohne jede Einschränkung schalten und walten. Selbst Grund und Boden, Haus und Hof kann sie in diesem Falle, ohne den Mann zu fragen und selbst gegen seinen Willen, kaufen und verkaufen. Ja, die Macht der Gattin und Mutter geht so weit, daß, wenn Söhne vorhanden sind und der Mann das Familiengut beschädigt, die Frau zu Gunsten der Kinder Einsprache erheben darf. Der Vater wird, sobald ihm sein Weib männliche Erben geschenkt hat, nur noch als der Vertreter und Verwalter des Besitzes dieser letzteren betrachtet, und will er sein Haus verkaufen, so kann er dies nur im Namen seiner Söhne thun. Selbst Töchter dürfen Einspruch erheben, und erheben ihn thatsächlich,

wenn der Vater sich bestimmen läßt, sich des Familiengutes (z. B. zu Gunsten einer zweiten Frau) zu entäußern.

Das Gesagte genügt, um zu beweisen, daß die Griechen wohl berechtigt waren, sich über die bevorzugte Stellung der ägyptischen Frau zu wundern. Durch das Christenthum und namentlich wol durch den Mariencult ist die Würde des Weibes zu einer unter den meisten Völkern des heidnischen Alterthums unbekanntem Anerkennung gelangt, aber selbst unter uns, die wir die Frauen uns in den meisten Stücken gleichstellen und ihnen die freiwillige Gabe der Verehrung sollen, sind sie rechtlich weniger günstig gestellt als unter ihren längst dahingegangenen Schwestern am Nil.

Auch unsere Kenntniß der schönen Literatur der Aegypter ist durch die demotischen Papyrus bereichert worden. Eine merkwürdige zwischen Märchen und Roman die Mitte haltende Erzählung hat Brugsch-Bey und nach ihm auch Revillout bereits weiteren Kreisen zugänglich gemacht, und die von Lauth aufgefunden und von Brugsch neu übersezte, in der Volkssprache aufgezeichnete Fabel vom Löwen und der Maus, welche ein leydener Papyrus enthält, gibt über die Heimat vieler Thierfabeln zu denken. Vor allem wird neu ertwogen werden müssen, was auf diesem Gebiet Indien, was Aegypten gehört. Es sei uns gestattet die Fabel von der Maus und dem Löwen in ihrer ägyptischen Form den Lesern mitzutheilen. Wir geben sie wörtlich nach der vortrefflichen Uebersetzung von H. Brugsch-Bey<sup>1)</sup>, die wir seiner Zeit mit dem Original verglichen haben und der wir nichts hinzuzufügen wüßten; am wenigsten hier, wo uns die leydener Papyrus unzugänglich sind.

„Es ereignete sich, daß der Löwe sich in einer (Höhle?) befand, und daß er nach Schlaf verlangte. Eine kleine Maus kam in seine Nähe. Sie war winzigen Leibes und so klein wie ein Ei. Da erwachte (?) er und bemächtigte sich ihrer. Zu ihm sprach die Maus: „O Du anderer, der mir überlegen ist, mein Herr, o Du Löwe, wenn Du mich auffriszt, so wirst Du nicht von mir satt werden, und wenn Du mich laufen läßt, so wirst Du doch keinen Hunger nach mir haben. Wenn Du mir jetzt die Freiheit schenkst, so werde ich Dir einst die Freiheit schenken bei dem, was Dir bevorsteht. Wenn Du mich los läßt, so wird das Dein (eignes) Heil sein, denn ich werde Dich erlösen aus Deiner elenden Sage.“ Da lachte der Löwe über die Maus, indem er sagte: „Was ist denn das, was Du mir thun wirst . . . ? Ist denn irgend Jemand auf Erden, der meinen Leib vernichten kann?“ Sie (aber) leistete einen Eid vor seinem Angesicht, indem sie also sprach: „Ich werde Dich erlösen aus Deiner elenden Sage an dem schlimmen Tage, der eintreffen wird.“ — Da dachte der Löwe nach über das, was ihm die Maus gesagt hatte im Gespräch. — Er machte bei sich selbst die Erwägung, indem er also sprach: „Wenn ich sie auffresse, so werde ich in Wahrheit nicht satt werden.“ Er ließ sie laufen.

Kurz darauf geschah es, daß ein Jägermann dem Löwen nachstellte, an der Stelle unter einem Palmenbaume, in der Weise, daß er ein Loch gegraben hatte vor dem Löwen. Er fiel hinein und ward gefaßt, der Löwe in dem Loch.

<sup>1)</sup> Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde, 1878. S. 47.

Er ward mit Gewalt der Hand des Menschen unterworfen, man brachte ihn bis zum Palmenbaum, man band ihn (daran) mit trocknen Lederriemen, man fesselte ihn mit frischen Lederriemen und also stand er da angefächelt des Gebirges. Da war er traurig. Als nun die Nacht hereinbrach, da wünschte der Gewaltige, daß sich bewähren möchten die Worte gegenüber der Behauptung von der Stärke, welche er, der Löwe, ausgesprochen hatte. Da stand die kleine Maus vor dem Löwen und sie sprach also zu ihm: „Erfennst Du mich, ich bin die kleine Maus, welcher Du einst die Freiheit schenkest. Das werde ich Dir an dem heutigen Tage wieder vergelten, dadurch, daß ich Dich erlösen werde aus Deiner elenden Lage, in Folge der Gewaltthat, welche Du hast über Dich ergehen lassen müssen. Eine gute Handlung vollzieht der, welcher vergilt.“ Die Maus näherte ihren Mund den Fesseln des Löwen. Sie zernagte die trocknen Lederriemen, sie zerbiß die frischen Lederriemen, welche ihn fesselten, alle insgesammt. Es trat heraus der Löwe aus seinen Banden. Es versteckte sich die Maus in seiner Mähne und er begab sich in's Gebirge mit ihr an diesem Tage.“

Brugsch hat völlig Recht, wenn er auf den gleichen Inhalt der griechischen und ägyptischen Fabel hinweist, wenn er sagt, die äsopische erscheine wie ein Auszug aus der ägyptischen und endlich behauptet der ägyptische sei der ältere Grundtext. In der That ist dieser letztere voll von Einzelheiten, welche die Erzählung beleben und die in der Fassung Aesops gänzlich fortfallen. Wir erinnern an den Löwen, der nach Schlaf verlangt, die Maus, die so klein ist wie ein Ei, die Prahlerei des Löwen, den Eid der Maus, die Erwägung des Löwen, daß sie kein sättigender Wissen sei, die Schilderung der Gefangennahme des Löwen durch eine von jenen Fallgruben, deren man sich heute noch namentlich in Algerien bedienen soll, um Raubthiere zu erbeuten, und endlich an den hübschen Schluß der Fabel, nach dem die Maus in die Mähne des Löwen schlüpft und sich von ihrem geretteten Freunde in das Gebirge tragen läßt. Das sind lauter kleine, aber dennoch charakteristische Züge, welche der nach möglichster Knappheit ringende griechische Erzähler leicht fortlassen konnte, aber so organisch in die ägyptische Darstellung verflochten sind, daß sie kein Unbefangener für Ausschmückungen des kurzen äsopischen Textes halten wird. — Unmöglich scheint auch die Annahme, daß beide Fabeln völlig unabhängig von einander entstanden sein sollten. Dagegen sprechen mehrere beiden gemeinsame Einzelheiten, wie das Laufen des Löwen, die Gefangennahme des letzteren bei oder unter (*évi*) einem Baume, und die letzte Rede der Maus, und so darf wol die griechische als eine in geschickter und energischer Weise gekürzte Nacherzählung der ägyptischen Fabel betrachtet werden.

# Ein Tag in der Heimat.

(Sommer-Erinnerung 1879.)

Von

Berthold Auerbach.

## I.

Behaglich in die Waldbucht eingeschmiegt liegt Dorf und Bad Niedernau. Die Badegäste sind vorherrschend Frauen, die sich hier an Eisen und Schwefel der Quellen neu stärken. Die Gesellschaft hält noch patriarchalisch zusammen, man lebt im heimischen Dialekt, Speise und Trank sind gut und reichlich, im Walde sind schattige Sitze.

An Sonntagen und Donnerstagen kommen die Tübinger Studenten mit bunten Mützen und zerfetzten Gesichtern. Die Jugend will ihren Uebermuth haben. Vergiß nicht, warst auch einmal dabei. Und willst du wissen, wie alt du bist, sieh auf deine Jugendgenossen. Da ist eine Frau bei Jahren, deren Jugendschönheit noch jetzt durchleuchtet. Vor vier oder fünf Jahrzehnten wärest du der Glückliche aller Sterblichen gewesen, wenn du ihre Hand hättest berühren dürfen; heute ist sie dankbar, wenn du ihr den Arm bietest bei ihrem unsichern Schritt; ihre Stimme, in welcher sich der Schmerz vergangenen Lebens mit dem Schmelz der bewahrten Weiblichkeit eint, spricht Worte voll Ruhe und Reife.

Sieh deine Studiengenossen, die in der Heimat verblieben, jetzt auf den letzten Sprossen der Staats- und Kirchenämter stehen. Da das mild freundliche Gesicht des jahnlosen, trefflichen Gelehrten mit dem spärlichen Haar, das war einst ein Jüngling voll Schwung und kühnem Hoffnungsmuth, und wir Alle hatten ihm hohen Dichterberuf zugetraut . . . Von todtten Genossen haben wir lange zu sprechen.

Dann geht's doch wieder zur Heiterkeit des Tages und trotz aller Erübungen zur Freude, daß wir die heiß ersehnte Aufrichtung eines einigen Deutschland erlebt. Die Reichsempfindung ist in Oberdeutschland viel wärmer und belebter, als im Norden, wo man schon früher in einem gewissen stolzen Selbstgefühl stand.

Man könnte es sinnbildlich nehmen: in Süddeutschland hört man fast nie mehr Gulden und Kreuzer sagen, in Norddeutschland dagegen noch immer Thaler und Groschen . . .

In jedem echten Schwaben zumal steckt eine Partikel Umland, das ist ein Singen und Klingen vom Vaterland und Recht, und darüber hin schwebt ein leiser, romantischer Duft, der vom Hohenstaufen und Hohenzollern herüber weht.

Der Freund hat sich heute zum Wiedersehen den Weg etwas erschwert, ist über die Berge gewandert, von wo wir einstmals die Wurminger Capelle — Umland'schen und Lenau'schen Gedekens — auf dem Goldgrund der scheidenden Abendsonne betrachteten und Unendliches träumten.

Wer diese Landschaft von der Eisenbahn aus sieht, von Schweizerausblicken satt, oder auf der Hinreise nach solchen begierig, auch wer nur kurz verweilt, der kennt diese Gegend nicht; denn die Landschaft hier hat's mit ihren Heimlichkeiten, wie der schwäbische Mensch überhaupt, erst bei näherer Bekanntschaft findet man die reichen, üppigen Gründe, die tiefen Einblicke und weiten Ausblicke. Freilich ist zum Intimeren wol auch nöthig, daß man verwandt, ich meine ein Landsmann ist. Der Einzelne, der in dieser Landschaft seine Kindheit verlebte, empfing Einflüsse, die wie unterirdische Quellen forttriefeln, und bald da, bald dort zu Tage dringen.

Da ist das mit allem Schönen ausgestattete Haus, umbüht von den seltensten wohlgepflegten Blumen und hineinversetzt in den gesunden Wald, der von wohlgebiehenen Roth- und Weißtannen bestanden ist.

Solch ein Haus am Waldestrand! Die Eisenbahn ermöglcht es, nach jedem stillen Fleck der Erde alle Bequemlichkeiten und Schönheiten der Cultur zu versehen, und das Familienleben der Städter gewinnt — allsommerlich hinaus verpflanzt in Wald und Feld — in sich eine neue Entfaltung. Die Eltern, die heutigen Tages ganz hingenommen von Haus und Beruf, der Vater, der so oft den Fahrtenplan zur Hand nehmen und verreisen muß, die Mutter, von geselligen und Wohlthätigkeitspflichten beansprucht, sie leben wieder ganze Tage und Wochen mit den Kindern bei der großen Allmutter Natur.

Auch die Kinder der Armen, in den großen Städten eingeengt, gewinnen wieder freies Aufathmen in Feld und Wald, frische Nahrung und vergnügliches Leben mit den Thieren. Von der Schweiz herüber beginnt sich die Sitte einzubürgern, daß man durch mildthätige Sammlungen es ganzen Schulen ermöglcht, die Ferien in Dörfern zuzubringen, und die Bauern sind willig, den Stadtkindern alles Gute zuzuwenden.

Die Verklärer unserer Zeit werden doch inne werden, daß man in unseren Tagen die Tugend der Selbstlosigkeit neu übt und auf das Wohl seiner Mitmenschen bedacht ist, mehr als vielleicht je vordem.

Und ist nicht auch die Gastfreundschaft in unseren Tagen zu neuer Blüthe gelangt?

Bei großen Festversammlungen zur Pflege des Gesangs und der Wissenschaft werden ganze Städte zu Gastfreunden. Bei dem letzten großen schwäbischen Sängerefest in Sigmaringen hat man eine transportable Festhalle aufgerichtet. Sind das nicht Erscheinungen, die den olympischen Spielen gegenüber eine moderne Eigenart darstellen? Und die Gastfreundschaft der Einzelnen, wo Bildung und Wohlstand sich vereinen, steht der homerischen nicht nach.

Das Waldhaus hier hat der berühmte Pathologe Riemeyer gebaut. Es

bleibt ein Denkmal seines guten Geschmacks, sowol in Wahl des Ortes, wie in der Structur des Hauses und der Anlage des doppelten Gartens. Es ist mir zugleich eine Bewährung vielfacher Wahrnehmungen, daß bei den Naturforschern der ästhetische Naturfönn sich nicht mindert, sondern erhöht.

Das Antwiesen gedeiht in der neuen Hand zu neuer Schönheit.

Dem Waldbauer wächst, wie man sagt, der Reichthum im Schläse zu; dem Manne, der mit künstlerischem Wohlbedacht das Wachstum der Pflanzen hegt, wächst das Schöne auch im Schläse zu, aber die materielle und geistige Arbeit hiefür muß ständig wach sein. Es erfordert eine dichterische Facultät, die Beete und Hänge so zu stellen und zu halten, daß sie zu gehöriger Zeit vielfarbig harmonisch zu einander grünen und blühen. Der Rhythmus im Einzelnen wie im Gesamten muß wohl bemessen werden und die Peripetie so wie der fünfte Act muß voraus fest in der Phantasie stehen. Das Gute hat freilich die Gartenkunst gegenüber der Dichtkunst, keine Einzelgestalt überwuchert und verliert oder verändert ihre Farbe fast gegen den Willen des Schaffenden, so daß Held und Heldin, um die sich Alles gruppiren sollte, in's Episodische verfällt . . .

Der Thaumniederschlag ist, wie man erforscht haben will, in unserm Schwarzwalde mächtiger als irgendwo. Die Blüthen fremdländischer Pflanzen gewinnen tiefere sattere Farben. Wie da die *Lobelia cardinalis* in dunkel brennender Gluth sich von der epheubewachsenen Terrasse abhebt, das ist ein wunderbarer Anblick. Am Morgen glüht und leuchtet Blume und Blattpflanze im reichen Thau und im Auge des bewußt Schauenden strahltes wieder. Wie mögen die Schwarzwaldbienen sich verwundern, wenn sie hier am Berghang den Honig der japanischen Silie einschlürfen? Und es ist ein märchenhafter Anblick, diese weißen sich frei ausladenden Dolben mit seltsam gestalteten Griffeln und Staubfäden auf dem schlanken in jedem Lufthauch sich bewegenden Schaft zu sehen. Am Abend kommen zahllose Nachtschmetterlinge, denen die Blüthen wie Astrallampen zu leuchten, sie aber in ihrem Instincte nicht trügen und ihnen nicht den Feuertod bereiten.

Und wieder der Wald! Er wird der freie Wald, er wird schön und lustig bleiben trotz des so scharfen eben in der Württembergischen Kammer fertig berathenen Waldstrafgesetzes. Ja schön ist's hier. Freilich, noch schöner wär's, wenn nicht täglich zwei- auch dreimal die Turmusik die Wälder durchdrönte. Das beginnt in der stillen Morgenfröhe mit einem Choral zur Beruhigung des frommen Gemüthes, dann machen sich Verdi und Offenbach und die letzte Rose laut, die Posaune wird sentimental schmelzend in einem elegischen Niede und dann kommen die entsephlichen Potpourris. Ist es denkbar, daß Menschen fast täglich an einem Flichsack von Fezen aus Dichtungen von Goethe und Blumauer, von Sophokles und Saphir, von Shakespeare und Dumas u. s. w. sich vergnügen könnten?

Die öffentliche Musik hat etwas Aufdringliches. Aber freilich, was dir störfam ist, ist Anderen vergnüglich, und sie haben auch nicht die Gewohnheit, sich dem Gehörten hinzugeben; ohne Musik wäre der Tag leer und sie dient dazu, das Gespräch lebhafter zu machen.

Wandre hinauf auf die Weilerhöhe, dorthin bringt kein künstlicher Ton, da hörst du den Schrei des Falken und der Fühnerweibe und Glodengeldute



von unsichtbaren Dörfern, wie solches einstmal's Hartmann von der Aue vernahm, der da drüben in Obernau hauste. Wo damals ununterbrochener Wald sich hinzog, wogt jetzt das Korn und winden sich Hopfenranken an den Stangen empor. Die Menschengeschichte wandelt sich, die Naturmächte bleiben sich ewig gleich und lebenspendend, sie bringen uns neben der Brodfrucht noch andere Nahrungs- und Genußmittel. Hartmann von der Aue wußte nichts von der Kartoffel, und welch ein Gebräu mag sein Bier gewesen sein?

Der Jungwald am Wege ist gemischter Bestand, Kiefern und Tannen durch einander. Die Bäume gedeihen bei rationaler Beforstung nicht minder als beim Wildwuchs. Freilich, so symmetrisch aufgebaut wie der wilde Holzbirnenbaum am Wege, ist kein oculirter Obstbaum.

Im Walde summen zahllose Bienen, sie finden an Bäumen, Gestrüpp und Blumen reichliche Nahrung, die Hopfenpflanze scheint ihnen keine zu bieten. Da auf der Hochebene ist eine Haide. Man hat vor Zeiten hier wol unbedacht kahl abgeholzt, was noch vereinzelt von Nadelholz sich findet, ist verkrüppelt.

Aber was soll jetzt der Blick in's Kleine? Hier breitet sich vor deinem Auge die ganze Kette der rauhen Alp aus. Dort auf der Bergeskuppe, die so geschickt wie zur Umschau auf die Hochebene aufgesetzt ist, Weilerburg auch Alt-Rottenburg genannt, dort winkt der weiße Thurm. Dort war einst der Sitz der Grafen von Hohenberg, aus deren Stamm die Habsburg und Hohenzollern entsprossen. Im Waldesgrunde ziehen Wurzeln dahin und übereinander, da wo sie sich berühren, deckt sie Eine Rinde, aber jede Wurzel strömt den Erdenfaß dem besonderen Baume zu.

Der Weg führt jenseits des Dorfes durch einen Kiefernwald und dann höher hinauf durch den Laubwald. Wie emporgehoben stehen wir auf dem Thurme, der die seltsame Aufschrift: Sieges- und Minnesänger-Denkmal trägt. Ueber Berge, Städte und Dörfer schweift der Blick. Da die Stadt Rottenburg. Von den Römern schon im zweiten Jahrhundert gegründet, bis die Alemannen kamen und sie hinaus drängten, bis Attila kam und mit seinen Hunnen Alles vernichtete, und dann die reiche Geschichte in der wieder erbauten Stadt. Da kämpfte Kaiser Karl IV. mit geschlossenem Helm im Turnier, mußte sich's aber gefallen lassen, in den Sand gesetzt zu werden.

Dort der Hohenstaufen! Der Name schon sagt Alles. Und wie klingt der Name Osterdingen herauf aus dem Steinlach-Thal. Auf dem Roßberg dort weideten die Sonnenpferde. Auf Hohen-Urach dort verblutete der gefangene Nicodemus Frischlin, der unerschrockene Kämpfer gegen Hochmuth und Verderb des Adels. Es ist nicht Zufall, daß David Strauß diesen wie Schubart zum Gegenstande seiner classischen Darstellungen wählte. Und wieder hastet der Blick an der Burg Hohenzollern, von der einer der edelsten und weitwichtigsten deutschen Männer, Paul Pfizer, gesungen:

Ader Friedrich's des Großen,  
Gleich der Sonne, decke du  
Die Verlass'nen, Heimatlosen  
Mit der gold'nen Schwinge zu!

Und mit mächt'gem Flügelschlage,  
 Triff die Eulen, Rab' und Weih, —  
 Stets empor zum neuen Tage,  
 Sonnenauge, Kühn und frei!

Drunten auf der Burgebene in der Buchenlaube, die wie herausgemeißelt aus dichtem Walde erscheint, gesellte sich ein alter Genosse zu mir, der mich schon vor Jahrzehnten zu dem ausgearbeiteten Plane angeregt hatte, die Geschichte eines Bauerngeschlechtes durch fünf Jahrhunderte zu führen. Der Entwurf ist wie so viele andere unausgeführt geblieben.

Jetzt war der alte Kamerad wieder da und flüsterte so leise als eindringlich: Wunderlich, wie Ihr heutigen Poeten in der Peripherie deutschen Lebens verbleibt und nicht in's Centrum geht!

Der groß angelegte Romanchklus Gustav Freytag's hält sich in Thüringen und Ostpreußen und hier an dieser Stelle wäre doch die Axt für den erneuten historischen Roman.

Ein Held der epischen Dichtung, mit allen Erfordernissen in ergiebigstem Maße, wäre der hier heimische Graf Albert von Hohenberg. Er hat die rechte Mittelstellung, nicht auf dem höchsten Punkte der zeitlichen Herrschermacht und doch ihr nahe, beweglich und bewegt, der freien Erfindung offen; alles geschichtliche Material findest du leicht und reichlich bei Pfister, Stälin, Schmidt, Jaumann u. Graf Hohenberg ist „ein Sänger und ein Held zugleich“, ein freier Mann für sich und ein Staatsmann, denn er war nicht nur Reichslandvogt, sondern auch Diplomat, sowol für seinen Schwager Rudolf von Habsburg, als dann auch für dessen Sohn Herzog Albrecht von Oesterreich, bei den schwäbischen Rittern wie beim Papste selber in Rom werbend und endlich zum Schwerte greifend.

Dieser Held ist historisch in alle Kreise versetzt, und so ließe sich durch ihn das bunteste Leben des 13. Jahrhunderts veranschaulichen.

Drei Jahre vor dem Tode seines Vaters, Anno 1250, vermählt sich in Rottenburg seine Schwester Gertrud, 16 Jahre alt, mit dem 22jährigen Rudolf von Habsburg. Der Stammhalter Albert war sicherlich bei der Hochzeit seiner Schwester Gertrud, die bei der Kaiserkrönung in Aachen den Namen Anna annahm. Sie gebar 13 Kinder, sechs Söhne, von denen drei im Kindesalter starben und sieben Töchter, die alle an deutsche Fürsten verheirathet waren. Sie war die Stammutter der Habsburger, und Hohenzollern stammt aus dem im 15. Jahrhunderte erloschenen Geschlecht der Hohenberge.

Albert war selber Minnesänger, ja auch sein Hofnarr, ein Geistlicher, der „Rappadocier“ genannt, war auch ein Minnesänger und sogar sein Küchenmeister, Heinzelin von Konstanz, hat uns ein selbstverfaßtes Minnelied hinterlassen. Wie mögen hier auf Altrottenburg die fahrenden Sänger aus- und eingezogen sein und tapfer gezecht und gesungen haben. Elegisch antönend wäre dann, wie Albert dem zehnjährigen Knaben Konradin von Hohenstaufen in Konstanz huldigt. Und dann Albert als Feldherr im Kriege gegen Burgund und endlich im Geleite seines Schwagers Kaiser Rudolf auf dessen Ritt zum Grabe in Speier.

Eine Tochter Albert's wird — das ist geschichtlich — Nonne im Dominicaner-Frauenkloster zu Kirchberg da drüben. Sie kann im Gegensatz zum lustigen Minnesängertreiben des Vaters stehen, oder auch in Liebe zu einem der Ritter, die sich zu Kaiser Adolf von Nassau halten. Denn Albert, von diesem als Landvogt abgesetzt, nimmt Theil an der Coalition gegen Adolf und wirkt für seinen Neffen Albrecht. Im nun ausbrechenden Kriege wirft sich Albert mit wenigen Mannen dem Herzog Otto von Niederbayern entgegen und fällt da drüben im Glottthale bei Veinstetten aus vielen Wunden blutend, wie annoch zu sehen ist auf einem feinen Wilde der Manessischen Lieder Sammlung. Albert wird in Kirchberg begraben, im Kloster seiner Tochter, wo heute noch sein Grabstein zu sehen. . .

So phantasirte und träumte der alte Genosse.

Es war Nacht geworden, ich wanderte heim. Der Wald, durch den ich dahin schritt, war da oben auf dem Thurme der Burg als kleiner grüner Fleck erschienen, und jetzt schauerten die hohen Tannen und empfingen den Nachthau, die Schwarzjamsel zwitscherte noch manchmal auf wie sich ihres wohligen Nestes freuend. Durch die Stämme hindurch leuchtete es aus dem Hause, wo unser Lieutenant sich am Clavier die Signale für seine Schwadron zu der nächsten Feldübung neu einprägt, und jetzt singt eine Altstimme eine Arie aus Händel's Messias . . .

Als ich am Morgen erwachte, war mein erstes Denken: das Kloster Kirchberg ist jetzt eine Ackerbauschule, dort traf ich vor Jahren den Sohn des Buchmaier als Bögling. Eines schickt sich nicht für Alle. Mir ist die Bewegung im historischen Roman, als sollte ich in einem Ritterharnisch lustwandeln. Mögen Andere den historischen Roman pflegen mit weit auffassenden Gesichtsbildern, ich bleibe bei dem concreten Leben der Gegenwart und bei dem Kleinen, aus dem sich doch schließlich alles große Leben zusammensetzt. Ich lehre aus dem Blick in's Weite und Historische wieder zurück in's Nahe und Gegenwartige<sup>1)</sup>.

## II.

Ich bezwang nicht länger die Sehnsucht nach meinem Heimatdorf.

Der Tag war schön, ein echter Sommertag — man muß das heuer und seit Jahren besonders hervorheben — ich fuhr mit meinen Gastfreunden gen Nordstetten.

Auf dem Bahnhofe traf ich den Dorfschullehrer von N., der Abgeordneter zum Württembergischen Landtag ist. Die Stellung der Volkslehrer, an deren Erhöhung seit einem halben Jahrhundert der gesunde Liberalismus arbeitete, ist in der That, wenn auch noch Manches zu wünschen ist, eine andere und bessere geworden, und es ist nun Aufgabe der Lehrer, in ihrer besseren Verfassung sich auch die Idealität zu erhalten und nicht lässig zu werden in ihrem hohen Berufe.

<sup>1)</sup> Seitdem ich Obiges im September v. J. geschrieben, ist das umfassende das ganze Zeitalter darstellende Werk von Professor Ludwig Schmid erschienen: Graf Albert von Hohenberg, Kaiserloth, Rottenburg, vom Hohenollernstamm der Sängler und Feld, ein Geleuß von culturhistorischen Bildern aus dem 13. Jahrhundert. (Zwei Bände. Stuttgart bei Cotta.)

Man streitet darüber, ob unsere Gegend zum Ragoldgäu, zum Neckargäu oder zur Wertholdsbaar gehört habe. Sollte man sich für letzteres entscheiden, so würde ich deshalb doch keine Erbansprüche erheben. Uebrigens habe ich nachweislich in dem berühmten wunderthätigen Rabbi Maharam Kottenburg, dem Märtyrer in den Kreuzzügen, einen vom Mythos eingehüllten Ahn, dessen sich jedes stolze Adelsgeschlecht rühmen dürfte.

Da ist Obernau. Hier sind noch Ueberreste der römischen Wasserleitung. —

Doch genug von alten Zeiten. Wir reisen ohne historisches Gepäc. „Heut ist Trumpf“, sagt ein hieländisches Sprichwort.

Wir fahren durch's Neckarthal auf der Bahn, dort neben auf der weißen Landstraße ist vor Zeiten Emmerenz gewandert, die ihren Juv im katholischen Condict zu Tübingen aufsuchte.

Ein anmuthiges Genrebild sei unbergessen, vielleicht wäre es ein Motiv für Paul Meyerheim, für seinen Vater wäre es sicherlich gewesen. Ein vollbärtiger Mann von stattlicher Gestalt raucht eine Cigarre, die Mutter, eine anmuthvolle Erscheinung voll innigen Ausdrucks, steht mit einem dreijährigen blondlockigen Knaben, der wie ein Engel der Klugheit ausfieht, vor dem Vater, und der Knabe, der ein längliches Stück Backwerk im Munde hat, sagt zum Vater: „Bitte, Feuer!“ Das Lächeln der drei Menschen gäbe in erhöhten Kreisen ein Bild ähnlich dem von Defregger, wie die besuchenden Bauernmädchen dem ersten Kinde der Gespiele einen Apfel darreichen.

Station Biringen! ruft der Schaffner. Der Name dieses Dorfes war vor dem nur uns Nachbarn geläufig, denn von da kamen Besenbinder und Wachholderverkäufer in unser Elternhaus, jetzt ist der Name weltbekannt und prangt in Reisehandbüchern. — Durch die Eisenbahn ist auch die Azazie in meine schwarzwäldische Heimat verpflanzt und gedeiht als Baum und Strauch an den Böschungen. Auch ein Tunnel ist hier gegraben und mag den Dorfbewohnern eine befremdliche Erscheinung gewesen sein.

Station Gsch! Es ist kein Dorf da, das so heißt, man hat den Namen des Flüsschens zur Bezeichnung der Haltestelle genommen, von wo man nach dem lieblichen Bad Innau kommt. Dort kannst du neben den natürlichen Quellen das getreu nach Pompejanischem Stil eingerichtete und geschmückte römische Bad finden, wie es nach den in Kottenburg beim Gasthof zum Waldborn aufgefundenen Spuren die Römer selbst nicht besser hatten.

Da droben aus dem Walde heraus ragen noch zwei spitze Mauerreste der Burg Frembeck. Vor dreißig Jahren spielte da eine wunderfame Schatzgräber-Geschichte. Der Hentkerle von Mühringen — der Volksmund gab sogar dem graufigen Beruf des Hentkers den kindlich kosenden Beisatz — stammte von der Schauspielertruppe, die vor Zeiten ein Baron in der Nähe auf seinem Schlosse gehalten. Der Hentkerle rühmte sich, im Besitze des sechsten Buchs Moses zu sein, das zu allerlei Zauber befähigt. Ich habe das Pergament gesehen, es enthielt mit ebräischen Buchstaben eitel Unsinn und dazu Spott über den Leszer.

Der Hentkerle war auch Clarinetist und spielte bei Hochzeiten und Kirchweihen auf, Niemand fand dabei etwas Seltsames.

Ich habe den Hentkerle und seine Helfer im Untersuchungs-Gefängniß ge-

sehen. Ein Beamter führte mich in die Zellen und that vor den Gefangenen, als ob ich ein Baumeister wäre, der für einen Umbau Einsicht zu nehmen habe. Der Henkerle, eine verschmitzte hagere Gestalt, saß barfuß auf seiner Pritsche und glockte mich an, ohne ein Wort aus sich heraus bringen zu lassen. Seine Haupthelfer waren seine Töchter und ein verkommener Student der katholischen Theologie. Um die Bauern sicher zu machen und vor dem Teufel zu schützen, der den vergrabenen Schatz auf Burg Fremded hütete, führte der Henkerle die Goldgierigen nach Rottenburg in ein Wirthshaus, dort saß im Herrenstüble ein nachdenklicher Geistlicher, der sich durch vieles Zureden endlich erbitten ließ, Weihwasser herzugeben und die Maßnahmen zu bestätigen. Das war eben der verkommene Student.

Die Töchter des Henkerle spielte das unerlöste Burgfräulein, sie erschien als gebannter Geist, sogenannte geschworene Jungfrau. Anfangs erschien sie tohl-schwarz, dann nach gebrachten Opfern halb schwarz halb weiß, und mit gellender Stimme verkündete sie, daß sie bald ganz weiß sein und der Schatz gehoben würde. Sie hatte eine weiße Katzenhaut, worin Löcher für Mund und Augen geschnitten waren, über dem Gesichte, ihre Augen funkelten wundersam und ein Bruder des Henkerle kam aus einer Höhle und verschwand wieder; er trug einen Helm, auf welchem angezündeter Spiritus in blauen Flammen züngelte und rasselte mit Ketten und brüllte dazu, wie eben nur der „Lüdenbold“, der Anführer des „Muvliškeeres“ brüllen kann. Die Bauern mußten dabei beständig, ohne abzusehen, Vaterunser und den großen Segen beten, bis sie schwigten. Das unerlöste Burgfräulein hatte einen besonders gläubigen reichen Bauern aus Empfingen in vornehmliche Affection genommen, sie gab ihm einen Kuß — er war von dem Katzenfell besonders durchschauert — und verkündete ihm, daß er dazu auserwählt sei, sie und ihren Goldschatz zu erlösen, wenn er so und so viel nagelneues Geld, dreierlei Sorten — kreuzweis in das Hemd eines unschuldigen siebentägigen Kindes gebunden — unter ständigem Beten nach Kloster Einsiedeln in der Schweiz trage, wo der heilige Meinrad verehrt wird, der aus der hiesigen Gegend stammt.

Ich hatte früher den Plan, diese ganze Geschichte zu einer Erzählung zu bearbeiten; ich hätte zur psychologischen Vertiefung die Quellen der Zauber und Wunder aufgraben müssen und hier waren polemische Erfordernisse, die ich möglichst vermeide. Anderes drängt sich vor.

Vorbei!

Die Eisenbahn hat den Lauf des Neckars, wie es scheint, sehr verändert und den Fluß mehr nach links gedrängt. Ein Floß treibt hinab, darauf die mächtigen Gestalten. Die Eisenbahn hat hier zu Lande die Flößerei noch nicht verdrängt. Der Wiesenbau ist offenbar jetzt viel besser, als in meiner Jugendzeit. Die neue Landwirthschaft war vornehmlich auf Fleischproduction bedacht. Es wurde aus der hiesigen Gegend viel Mastvieh nach dem Elßaß und Frankreich ausgeführt.

Station Mühlen! ruft der Schaffner. Da ist die Brücke, auf der ein Bruder des Rukherschel am Freitag Nachmittag extrant, als er von der Uberschwemmung sich nicht abhalten ließ, über die unter Wasser stehende Brücke

zu seiner Braut zu reiten; er sollte den Dienstag mit ihr getraut werden und morgen am Sabbath war die Vorfeier, das sogenannte Spinnholz<sup>1)</sup>. Schauerlich aber war's, wie den ganzen Sabbath von dem Unglück gesprochen wurde. Wir Kinder wagten nicht, unsere gewohnten Spiele zu spielen; es durfte keine Lustigkeit laut werden. Die Frauen auf den Bänken vor den Häusern hatten nichts Anderes zu reden und die Männer, die in Mädchen auf der Straße standen, ebenso. Man hörte kein Lachen und Reden, wie sonst am Ruhetage. Die Angehörigen der Braut und des Bräutigams gingen in Werktagskleidern umher, denn sie durften sich nicht sabbathlich schmücken, sie mußten bereits trauern um den Todten. Aus dem Hause der Braut kamen Gespielen, die sich schon des Tanzes gefreut hatten, zögernden Schrittes, und als Verwandte aus Dettensee kamen, hörte man gellendes Schreien und Weinen aus dem Hause der Braut.

Das Pferd hatte sich auf der Brücke niedergelegt und ertrank mit dem Reiter. Alles im Dorfe sagte, der Neckar werde die Leiche ausspeien und dieses Wort „ausspeien“ quälte die Kinderphantasie. Wie macht der Fluß das? Sogar unser vielerfahrener Knecht konnte mir das nicht erklären.

Dort am Waldestrand ist der jüdische Kirchhof, Gutort genannt, von lebendigem Zaun umgeben. Es ruhen da Viele, die ich kannte, denn Mühlen war eine Filiale von Nordstetten, und es wohnten hier auch manche aus Nordstetten Geborene, die an Feiertagen besucht wurden, und da gab es immer gute Aufwartung, wie hier zu Lande die gastliche Bewirthung genannt wird.

Neben dem Gutort ist noch ein Stück Feld für künftige Zeiten eingezäunt. Man wird dessen wol kaum bedürfen, denn die Freizügigkeit zerstreut die jüdischen Dorfgemeinden.

Egelsthal! Da ist in der Waldbucht die Papiermühle und die Walkmühle, wer schaut darnach? wer denkt noch an des Schaderle's Christian, der hier seiner Ziege nachkletterte, die sich losgerissen hatte? Er stürzte vom Felsen und man merkte erst den Abend, daß ihm Etwas geschehen sein müsse, weil die Ziege mit nachschlappendem Seil heimkam und vor dem verschlossenen Stall mederte. Wer weiß noch von dem schönen Jäger von Egelsthal und seiner schönen Frau, die das stattlichste Paar waren, das allsonntags in unser Dorf zur Kirche kam?

Wer weiß noch von der großen Buche am Wege, in die so viele Namen eingeschnitten waren, auch die meiner Brüder? Der Baum ist umgehauen. Meine Brüder sind todt.

Station Horb! Heute steht da noch ein Stellwagen, darauf ein Postillon mit Posthorn, der nach Freudenstadt fährt. Binnen wenigen Tagen wird die Eisenbahn dorthin eröffnet, und dann vorbei mit Posthornklang, aber auch mit Abdrern der Pferde die steilen Steigen hinan.

Die Aufrichtung des deutschen Reiches rückt den Meisten durch die veränderte Militär-Verfassung in's Auge. Auf dem Bahnhofe steht ein Major, der als Landwehr-Major hier in Horb Garnison hat. In den Dörfern ist an Rathhaus oder Schulhaus Bataillon, Landwehr-Regiment und Compagnie

<sup>1)</sup> Man erklärt das Wort Spinnholz, ziemlich gewaltsam, aus den ebräischen „Schebenn Holz“ (der Sohn freut sich), da im Gegenjage die Hausstochter in der Regel schwermüthig ist vor der Hochzeit.

angeschrieben, zu welchen die Ortsbewohner gehören. Die Bauern nennen das preussisch, und man findet es in Süddeutschland seltsam, daß Jedem und vor Allem den Kindern zugerufen wird, daß man Soldat werden muß. Man wird sich daran gewöhnen. Traurig aber ist, daß man es versäumt hat, durch die überall errichteten Denkmäler für die gefallenen Krieger dem Volke eine Kunstschönheit vor Augen zu stellen. Es wäre wol der Mühe werth gewesen, eine symbolische Gestalt zu schaffen, die sich der Volkspheantasie einprägte, und dabei hätte sich die Mannigfaltigkeit der Denksäulen wohl wahren lassen. Hat das deutsche Reich nicht auch die Pflicht, neue Schönheit zu pflanzen und zu pflegen? Wann wird sich je wieder ein Zeitpunkt ergeben, wo neue Gebilde in die offenen Gemüthher aller Volksgenossen dringen können?

Ein Nordstetter Kind begrüßt mich auf dem Bahnhofe; aber es ist kein Kind, vielmehr ein hochgewachsener soldatisch strammer Mann aus der Sippe Joo's, der hier im Bahndienst steht.

Das Städtchen hat sich theilweise verändert, man hat von der Eisenbahn gelernt, auch die Wege besser zu legen; die steile Straße, die ehemals nach der oberen Stadt führte, ist in eine weitere, ebenere verwandelt worden. Das Brückenthor mit dem Gefängniß, dort, wo einstmal's Florian und der Schlunkel saßen, ist abgebrochen und dafür ein Haus im Tuilerienstil erbaut, natürlich eine Bierhalle.

Harb ist ein Knotenpunkt für die obere Neckarthalbahn geworden. Auf der Bahnhof-Restoration — das Wort Restauration klebt sich überall an — wirthen wieder Nordstetter und schenken von dem guten Bier, das in den vielen Kellern lagert, die in die bewaldete Bergwand an der Steige eingegraben sind. Der steile Fußweg von Nordstetten herab ist durch diese Keller vernichtet. Wie oft bin ich ihn als Knabe hinab gerannt, wenn ich in die Apotheke mußte, oder zum Hummel, dem großen Kaufmann, der auf der Steintreppe stand und mit kropfiger Stimme jedes Kind anrief.

Die Bäume am Wege, die ich dem Wegnecht — dem sogenannten blinden Roanradle — pflanzen half, sind alt und gebeugt und heuer ohne Obfrucht. War der Wald zur Linken nicht vordem mit Weißtannen bestanden? Jetzt ist es ein Kiefernwald.

Von hier aus ist der Anblick des Bergstädtchens, wie es im Zickzack an die Höhe hinan gebaut ist, ein malerisch schöner. Was weiß das Kindesauge von schöner Lage? Damals ärgerten mich die steilen Straßen und die vielen Stufen, die man hinan zu steigen hat.

Hier am Wege in dem Durchlaß, wo die wilden Wasser des Frühlings ablaufen, da spielt eine böse Geschichte von einer Kindesmörderin. Sie kam wieder heim, nachdem sie ihre vieljährige Strafe abgehüßt, ihre Augen waren noch immer unheimlich glänzend, und man sah ihr die ehemalige Schönheit an; sie ist erst vor wenigen Jahren gestorben.

Eine Biegung um die Bergecke und da ist der Gemarkungspfad! Ich mag nicht aufwählen, was mir Alles durch die Seele ging, wenn ich in verschiedenen Lebensbewegungen hier anlangte und still hielt . . .

Wir kamen auf die Hochebene. Hier vor der Schlucht am Schießmauern-

feld war vordem Haidefeld, jetzt sind da fruchtbare Aecker und dort am Gelände stehen jetzt Hopfenpflanzungen. Man zählt den Hopfenacker nach Stangen und der Hopfen ist, wie der Weinstock, eine eifersüchtige Pflanze; er will den Bodensaft allein haben, man darf nichts Anderes in die großen leeren Zwischenräume pflanzen und muß sorgsam alles Unkraut vertilgen. Der Anbau von Hopfen gibt dem Getreidebauer etwas von der sanguinischen Aufgeregtheit des Weinbauern, das Erträgniß ist ebenso fraglich als veränderlich; indeß ist der Anbau von Hopfen hier immer nur noch Nebenfrucht.

Der Kirchturm ragt aus dem wogenden Getreide — es ist in dieser Gemarkung vorzugsweise Gerste gebaut — bald taucht auch das Schloß auf, und dann das ganze Dorf, umwachsen von Obstbäumen. Wie viele von den Bäumen, an welchen ich hinauf kletterte, sind noch da?

Die Begleitenden waren überrascht und entzückt von der weiten schönen Umschau über die Feldbreite hinweg zu den Wäldern und Höhen und hinüber in's sogenannte Strohgau über das Neckarthal hinweg, dessen Einschnitt man hier nicht sieht. Mir selber erschien auch mein Heimatdorf so schön, wie noch nie. Ober war es, weil das Wohlgefallen aus Freundesaugen leuchtete? Es ist ein Wohlgefühl eigener Art, seine Heimat gepriesen zu hören. Und Eines steht mir fest, Luft und Wasser sind nirgends erquickender, als hier. Die Luft auf den Alpen und am Meer ist freilich noch frischer und reiner, aber hier ist nicht bloß Sommerfrische, hier ist zum Bleiben geberühliche, ich möchte sagen, Wohnluft.

Ein Erfreuliches zeigt sich, freilich noch sehr vereinzelt. Die Zugochsen und Zugkühe (denn der kleine Bauer muß auch die Kühe einspannen) haben doch schon theilweise die freien Stirnjöckle, die, unter den Hörnern angerieimt, den Thieren freie Bewegung lassen, so daß sie auch die Stechfliegen abwehren können. Die Zähigkeit des Bauern ist groß, das hat auch sein Gutes, er läßt nicht mit sich experimentiren und beharrt gern beim Altbewährten. Das qualvolle Doppeljoch bleibt verwendbar auf Geschlechter hinaus, und nur schwer wird dafür etwas Neues angeschafft; auch ist — zumal in bergiger Gegend — das Doppeljoch bequemer für den Lenkenden, es bedarf nicht so vieler Aufmerksamkeit, wie beim Stirnjöckle; aber Lehrer und Geistliche, sowie die landwirthschaftlichen und Thierschutzvereine müssen unablässig gegen die Barbarei arbeiten, sie haben die Pflicht, die Verstümmelung des Menschen durch sorgsamem Bedacht gegen die Thierwelt zu pflegen.

Warum muß ich auf der Schwelle meiner Heimat immer zuerst über eine Bitterniß hinweg?

Da steht am Wege ein steinernes Kreuz, die Jesuiten haben es bei ihren Missionspredigten, im Jahre 1856, errichtet und es ist gestiftet von Johannes Pfeffer und seiner Ehefrau M. Anna Zahn. Auf der Vorderseite des Sockels steht die Inschrift: „Wir predigen Christum, den Gekreuzigten, der den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit ist.“ (1. Corinthher 1, 23.)

Warum just diesen Spruch des Apostels hieher setzen an den Eingang des Dorfes, wo Juden und Christen in friedlicher Gemeinschaft leben?



Ist das Liebe, ist das Andacht, wenn zugleich Aufstachelung des Gemüths gegen anders Glaubende, anders Betende sich daran schließt?

Freilich sagt mir unser wohlwollender Dorfpfarrer, daß Niemand mehr den Spruch hier lese; aber müßte nicht der Apostel selber erschrecken, wenn er die ausgerissene Stelle aus seinem Briefe hier sähe? Ist denn heute noch wahr, daß Jesus den Juden ein Aergerniß ist?

Die ungebildeten Juden hören den Namen Jesus mit dem stillen Schmerze, daß sie in diesem Namen unsägliches Leid erfahren mußten und noch erfahren. — Die Darstellungen der Wissenschaft des Judenthums, sowie die gebildeten Juden selber erkennen die hohe Reinheit Jesu, ohne sich zu seiner Göttlichkeit zu bekennen.

Jener Ausspruch des Apostels Paulus ist nur Umdeutung der Stelle Jesaias 8, 14: „Siehe, ich lege in Zion einen Stein des Anstoßes und einen Fels des Aergernisses, und wer an ihn glaubet, der soll nicht zu Schanden werden.“

Jesaias sprach, Paulus schrieb.

Im neuen Testament hat sich die Form des Briefstils festgesetzt. Die Bibel des alten Kanons gibt die Geschichte eines Volkes, im neuen Testament dagegen tritt das Individuum heraus und eine neue Religion verbreitet sich nicht mehr innerhalb der Grenzen einer Nation und eines einzelnen Sprachgebietes. Der monologisirende Brief hat nicht die Schranke und Mäßigung der subjectiven momentanen Erregung, wie solche das tönende Wort durch Anwesenheit der Zuhörerschaft erheißt und bedingt. Und wenn der Apostel gegen die Juden seiner Zeit ankämpft, die einen politischen Messias erwarten mußten, so ist dieser Gegensatz heute hinfällig.

Heute hat sich im Volke eine religiöse Friedsamkeit ausgebildet, auch in den Dörfern.

In meinem Heimatdorfe und weit umher leben Juden und Christen in guter Eintracht. Ich kenne die hiesige Landschaft genau und man darf in Aufstellung solcher Thatfachen nur nach jahrelangen gründlichen Wahrnehmungen Bestimmtes bezeichnen.

Daß die Juden niemals religiöse Bekehrungen anstrebten, ist geschichtlich erwiesen und an sich selbstverständlich.

Die katholische Kirche hat in Rom eine Missionsanstalt zur Bekehrung der Juden, sendet aber keine Missionäre zu diesem Behufe aus. Die Juden-Missionäre, die großen Theils ehemalige Juden sind und in Oberdeutschland, meist von Basel aus, entsendet werden, sind Protestanten.

Ich hatte vor wenigen Tagen eine derartige Begegnung. Ein Nachbarssohn aus Nordstetten ist auf seiner Wanderschaft als Handwerksbursche zur protestantischen Kirche bekehrt worden. Er wohnt in Ragold und er besuchte mich. Er war voll Glückseligkeit über die ihm aufgeschlossene Heilslehre und gehört zu den sogenannten Betständlern, die sich nicht an den bräuchlichen Kirchgängen genügen, sondern fast täglich gemeinsame Betstunden abhalten. Er hatte gehört, daß ich ihn seinen Familienangehörigen gegenüber vertheidigt hatte, weil er seiner Ueberzeugung gefolgt war; er war ein Mann von großem religiösem Eifer, aber von geringer Bildung; von den neuen Bekehrungen gegen die Juden wußte er Nichts.

Es ist ein schweres Aufathmen, wenn man hieran denkt.

Welche Wandlungen dieses immer neue Formen annehmenden dämonischen Zuges habe ich bereits im eigenen Leben erfahren.

Es sind jetzt 45 Jahre, seit ich als ersten litterarischen Versuch die Schrift veröffentlichte: „Das Judenthum und die neueste Litteratur“ (Stuttgart bei Brodhag, 1835). Damals hatte Wolfgang Menzel im Kampfe um seine bedrohte Autorität zur Denunciation gegriffen, die zugleich eine Lüge war, indem er dem Bundestage und dem deutschen Volke zurief: die Männer des sogenannten jungen Deutschlands (Gutzkow, Raabe, Wienberg, Mundt &c.), die alles deutsche Volk zu entfittlichen streben sollten, seien Juden. Und heute wagt man wieder ähnliche Denunciationen.

Erfnsthafte Männer — denn von verkommenen Subjecten, die sich auf nichts berufen können, als daß sie geborene Christen sind, rede ich nicht — Geistliche und Gelehrte, wollen für Unzuträglichkeiten des Zeitnehmens die Juden verantwortlich machen.

Es ist eine bittere Wahrnehmung, daß von Tausenden, die eine Anschuldigung lesen, nur der geringste Theil die Rechtfertigung beachtet. Um so behutsamer sollte der gewissenhafte Mann mit einer öffentlichen Anklage hervortreten.

Es ist ein frebles Spiel mit den höchsten Gefühlen für Vaterland und Sittlichkeit, das man im neu errichteten deutschen Reich — für das wir Alle kämpften — nun auf's Neue wagt. Man schmäh't den ganzen Charakter des modernen Weltnehmens, dessen innerster Kern als Liberalismus bezeichnet werden muß, und um den Liberalismus zu verunehren, muß man dessen reine Quelle, die Humanität trüben. Es ist ein trauriges, aber bedeutsames Wahrzeichen, daß, um das Wesen der Humanität in Frage zu stellen, wieder eine Judenfrage aufgeworfen wird. Darf ein solches Unterfangen sich christlich, und darf es sich deutsch nennen?

Seit der Zeit Lessing's, von wo der deutsche Geist auf Grund der Humanität die ideale Welt einer neuen Cultur schuf, von damals an, da Moses Mendelssohn in die deutsche Culturarbeit eintrat, stehen die deutschen Juden denen aller anderen Völker voran. Sollte das nicht auch als ein Stück deutscher Ehre betrachtet werden?

Bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen, daß ein Wortwurf gegen Besonderheit der Juden, frivol oder pathetisch vorgebracht, Bestand hielt.

Vorbei!

Ich wandere weiter in mein Heimatsdorf hinein.

Die Nußbäume gegenüber von des Maurers Mendle's Haus sind noch dieselben wie in meiner Kindheit, der eine trägt längliche Frucht, sogenannte Voller, der andere rundliche, sogenannte Böllerle. Die Bäume sind gewaltig gewachsen, sie tragen heuer reichliche Früchte und haben die Weiden in der Nähe erstickt.

Es sind wenig neue Häuser im Dorfe gebaut; da neben des Zundelmann's Haus war ehedem ein Weiher, er ist ausgefüllt und da steht nun ein stattliches Haus und Ranken ranken sich vom Blumenbrett vor den Fenstern weit herab, es ist noch die Bauernnelke, die bereits selten geworden ist.

Der Wohlstand im Dorf hat sich gehoben. Gab es ehemals kein Haus im Dorfe, aus dem nicht ein Angehöriges oder Verwandtes nach Amerika ausgewandert war, so findet jetzt Jedermann daheim Arbeit und Nahrung; die Auswanderung ist nur noch gering. Ich traf auch mehrere aus Amerika Heimgelehrte. Der Ohlreit (all right), der sonst durch die Gassen lärmt, ist in der That gestorben. Ein junger sonst gar nicht sentimentaler Bursche sagte mir: Ich habe in Amerika Vieles und Großes gesehen aber keine Mutter. — Jetzt lebt er wieder mit befriedigtem Gemüthe bei seiner verwittweten Mutter.

Da kommt eine Alte, die Wasser holt — man hat auch neue Brunnen gegraben — wer ist die Alte? Ich erkenne sie. Es ist die Schwester von des Maurizels Marann, die Ruhmagd bei uns im Hause gewesen.

Des Jakob Marannele, die ich mit Namen in die Geschichte vom Tolpatz gekehrt hatte, hieß mich sonst von ferne willkommen, indem sie halb ärgerlich, halb geschmeichelt rief: „I gang nimmei (ich gehe nicht mehr) zu dir hin, dau bringst mi no emohl (noch einmal) in e Buch.“ Das Marannele ist nun auch todt. Das Haus des Mathes vom Berg, das droben an der Kirche stand, ist abgebrochen, man hat den Berg ausgegraben und da hinein ein Haus gebaut.

Da drüben, wo der Gäfle's Franz, auch Profi genannt, mit seiner Monika wohnte, da wirthet jetzt der Peter, dessen guter Name bereits in Reisebüchern angemerkt ist. Er sieht frisch an, da wir kommen; er gilt für grob, ist's aber nicht, er hält es nur nicht der Mühe werth, vor Jedem sein Sonntagsgewand mit der rothen Scharlachweste anzuziehen, und wir sind, wenn auch etwas im Alter verschieden, doch auch in Manchem gleich. Wir brauen bei größerer Kundschaft nicht mehr als unser gewohntes Quantum, thun ehrlich Hopfen und Malz dran wie sich's gehört, und verzapfen auch kein junges unreifes Bier; lieber schließen wir zu.

Die letzte Zigeunerin im Dorfe, die Tochter der Mantua, die den Räuber Hanikel einfangen half, ist krank und im Armenhaus, sie hinkte aber doch herbei und ging mit dankbar blickenden Augen davon.

Ich fragte nach den ältesten Leuten im Dorfe, man nannte mir lauter Kameraden aus der Dorfschule. . .

Was ist dein Leben im Vergleich mit denen hier, die in dem Orte, wo sie geboren wurden, lebten und sterben werden? Ich kann und mag nicht all die auftauchenden Gestalten und Erinnerungen jetzt im Worte festhalten; es wird sich wol noch andern Ortes finden.

Ein alter Schullehrer will beobachtet haben, daß die stehenden Schnaken (sie fliegen wie die apokalyptischen Reiter über die Lande, sagte er) sich erst seit der Eisenbahn an vielen Orten des Schwarzwalbes eingenistet haben; sie seien als blinde Passagiere auf dem Dach der Waggonn vom Rhein hieher gefahren, aufgefliegen und seien nun hier fruchtbar und mehren sich.

Wird die Eisenbahn noch andere Plagen und Störungen bringen?

Es wurde Abend, ich war allein. Auf der Hochbug lagen Bauhölzer wie ehemals, als Ivo hier saß, und in den abendlichen Horizont hinein schauend, meinte, da drüben bei Hochdorf stehe das Himmelsgewölbe auf.

Es träumt sich da still in die untergehende Sonne hinein. Man überschaut die Hochebene des Strohgäus und dort zeigen sich jetzt neue Bahnhäuschen für die halb zu eröffnende Säubahn. Bald wird man auch die Schlangentwollen aus der Locomotive sehen und den schrillen Pfiff hören. Welche Gebilde werden sich in den Kinderseelen gestalten, die in dieser neuen Welt träumen und erwachen? Der Pfiff der Locomotive kann ihnen werden was uns der Posthornklang war.

Die Kinder spielen jetzt hier zu Lande Meterle's, sie zählen einander ab in Metern und wer von dem, der den Kaufmann spielt, zu kurz befunden wird, muß austreten und das Metermaß zu erringen suchen. So faßt der Kinderfing — und er ist die Quelle aller Poesie — die neuen Formen, Töne und Namen, und bildet daraus ein heiteres Spiel.

Es gibt noch immer Menschen, die da glauben, die Eisenbahn sei die Zerförerin aller Poesie, ohne zu bedenken — abgesehen davon, daß der Mensch die wilde Dampfkraft schafft und bändigt — daß von jener Stunde an, da ein Fußweg durch den Wald getreten wird, die Reihenfolge begonnen hat, die zur Legung der Eisenbahn führt.

Man klagt über Schwinden der Poesie, weil man zunächst die gewohnten Lebensformen und besonders die der eigenen Jugendzeit als schön und anmuthend betrachten mag. Nun heißt es, die Stille der Vertiefung und Sammlung, die Traumvergessenheit und Traumseligkeit, in der alle Kunstgebilde erkeimen, sie werden durch die modernen Einrichtungen verschleucht. Unzweifelhaft ist der Entstehungsprozeß aller Kunstgebilde in wachen Träumen und seiner mythenbildenden Kraft; da setzt die Blüthe mit dem Fruchtkeime an, aber die Reife erheischt die helle Sonne, die mit Willenskraft erfüllte wohlbemessene Erkenntniß.

Die Maschinen rasseln traumverschleucht. Aber war nicht zu allen Zeiten das Geräusch des Weltgewühls? finden sich nicht immer wieder Orte, wo man mit sich selber allein sein kann? Und sind solche Orte jetzt nicht öfter und leichter zu erreichen und daneben begleitet von dem Wohlgefühl, nicht von den Stätten der Cultur abgeschnitten zu sein? Das Gesetz von Erhaltung der Kraft gilt auch im Reiche der Phantasie, der Umfaß in andere Erscheinungsformen ist nicht Zerstörung.

Und schafft nicht die Eisenbahn ein Stück einer neuen kosmischen Ethik, so eindringlich und fest, wie keine Zeit vorher ahnen konnte? Ueber dem eisernen Netz strahlt ein goldenes, ein Netz von Ordnung und Pünktlichkeit, von Halten auf die Minute; das spannt sich über die ganze Erde, klingt in allen Sprachen. Ist das nicht ein Ausleuchten der alle Realitäten beseelenden Idee? Und das soll nicht schön und groß sein, nicht eine Erscheinung, wie sie kein Apostel und kein Dichter vorschauen und verkünden konnte?

„Gott ist Ordnung“ sagen die alten Kirchenväter. Wir bekennen in unserer Fassung diesen Satz.

Es ist eine alte romantische Bahnvorstellung, daß willkürliches Belieben, schwankend Bagabundirendes das vornehmlich Poetische sei, Ordnung und Gesetz dagegen Feinde des Schönen und Poetischen; während doch Ordnung schon ein

Innewohnen der Schönheit hat, und innerhalb des Gesetzes noch freie Bewegung genug ist für den kühnsten Flug des subjectiven Genius.

Durch die ganze moderne Geschichte geht die Plage, daß diese und jene neue Einrichtung der Tod der Poesie sei. Und die Poesie lebte fort und trieb immer neue Blüthen. Wann war je eine Zeit, die von den darin Lebenden als die poetische anerkannt wurde? Schon König Davids der Dichter klagt (Psalm 12, 2): „Hilf Gott! Die Frommen (und Frömmigkeit und Kunstschönheit waren damals eins) sind verschwunden unter den Kindern Adams.“ Oder haben unsere Dichterheroen ihre Zeit schön gefunden und nicht vielmehr im Widerspruche und in reineren Heischungen ihre Schöpfungen auf harmonischere Zeiten verlegt?

Es gibt sehr viele mit dem künstlerisch Größtenwahn Behaftete, die ausrufen: gebt uns eine schöne Welt und wir werden Euch schöne Kunstwerke schaffen.

Die wirkliche Welt war nie eine schöne oder auch sie ist es immer. Die wirkliche Welt kann sich nie absolut bedecken mit den freien Möglichkeiten der Phantasie. Denn das ist des Menschen und des Künstlers und seine Erhebung über alles bloße Natursein und dessen unbeugsame Gewalten, daß er in träumerischem Sehnen und klarer Erkenntniß die Idee des rein Schönen faßt und zu gestalten sucht, aus dem Gegenwärtigen und Wirklichen, dasselbe durchklärend und — wenn man es so nennen will — verklärend, sich vom Boden aufschwingend in den freien Aether, aber wieder zum Boden zurückkehrend. Eitel romantischer Dunst ist eine Kunst, die das Schöne nur in der Vergangenheit sieht, und nicht minder eine solche, die das Schöne und sein Verständniß nur in der Zukunft finden will.

Jede Zeit ist ein Stück Ewigkeit, aber auch nur ein Stück.

In der Weltbewegung herrschen die äußeren strengen Gewalten in Natur und Völkern mit den inneren. Die Kunst kann die Welt nicht beherrschen, regieren und ordnen; sie strebt aber nach Weltversöhnung, in der die Einheit von Gedanken und Wirklichkeit; sie gestaltet und erlöst das Göttliche, das allen Zeiten und allen Wesen inne wohnt, daß es aufleuchte aus allem Unscheinbaren . . .

Wie viel habe ich als Knabe hier auf dieser Stelle geträumt. Ist das, was jetzt durch meine Seele zieht, auch ein Traum?

Es ist Nacht geworden, aber am Himmel leuchtet das zahllose Heer der Sterne. Es kann nie ganz Nacht werden.

Im Aufblick zur Sternentwelt wird die Seele erfüllt vom Gefühle des Unendlichen, und alles zeitliche und alles persönliche Leben zerfließt in dem Schauern vom Gedanken des Unvergänglichen.

Weit wandelte ich noch hinaus.

Auch da drüben über dem jüdischen Gottesacker strahlen die confessionslosen Sterne. —

## Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar.

Briefe von Ernst Rietschel an Eduard Devrient<sup>1)</sup>.

Am 11. Mai 1852 hatte Dr. Ernst Förster, der bekannte Kunsthistoriker, bei Rietschel angefragt, ob er geneigt sei, ein Modell zu einem Goethe-Schiller-Denkmal zu entwerfen. Die Idee der Errichtung eines solchen war vom Erbgroßherzog Karl Alexander von Weimar ausgegangen und sollte ursprünglich durch Rauch ihre Verwirklichung finden. Meinungsverschiedenheiten über die Auffassung des Wertes zwischen Rauch und dem König Ludwig von Baiern, der sich erboten hatte, das Metall für den Grguß beizusteuern, zerschlugen dieses Project und Rietschel ward gewählt, die Arbeit zu übernehmen. Er ließ sich bereit finden. Am 8. Juli 1852 schloß der Erbgroßherzog Karl Alexander mit ihm einen Contract ab, worin sich Rietschel zur Herstellung eines 9 Fuß 3 Zoll hohen Modells gegen ein Honorar von 5500 Thalern verpflichtete. Ungefäumt ging Rietschel an die Ausarbeitung des Entwurfs, den er schon Ende des Jahres vollendete. Die größte Schwierigkeit der Aufgabe lag für den Künstler in der beziehungsvollen Gruppierung beider Dichter zu einander. Auch Eduard Devrient begeisterte sich für das nationale Werk; ja er hat sogar einen bestimmenden Einfluß geltend gemacht. „Vor Jahren,“ so erzählt, Januar 1857, Auerbach in seinen „Deutschen Abenden“ (Ges. Schriften, Bd. XIX, S. 169), „hat unser gemeinschaftlicher Freund Eduard Devrient mit seinem Collegen Emil Walter, dem Künstler (der Goethe noch persönlich kannte) dadurch eine neue Lebensanschauung vermittelt, daß Devrient mit seiner schlanken, hageren Gestalt in der Schiller-Kleidung, und der breitbrustige Walter im Gewande Goethe's auf einem Postamente dem Bildner verschiedene Stellungen nach seinem Motive vormachten.“ Indessen sollte Devrient nur noch kurze Zeit persönlich mit dem Künstler verkehren. Bereits im October schied Devrient von Dresden, nachdem er am 14. d. M. als „Nathan“ von der Bühne des dortigen Hoftheaters und der Bühne überhaupt Abschied genommen hatte, um die Direction des Karlsruher Hoftheaters zu übernehmen. Einer der ersten Grüße, der aus Dresdner Freundeskreisen in die neue Heimath Devrient's gesendet wurde, mag folgendes Schreiben Rietschel's gewesen sein.

<sup>1)</sup> Aus dessen Nachlaß; vergl. „Deutsche Rundschau“, Band XIX, S. 87 ff.

## I.

Dresden d. 12. Nov. 1852.

Verehrter Freund!

Daß Sie alle glücklich in ihrer neuen Heimath angelangt sind, haben wir zu unserer Freude und Beruhigung gehört. Unsere Wünsche und Gedanken haben Sie viel begleitet. Ihre Entbehrung, so schmerzlich sie uns ist, wollen wir gern erleiden, wissen wir, daß es Ihnen wohl geht, so wohl als Sie es verdienen, und da muß es also recht, recht gut sein.

Es hat gewiß Niemand ein Gedächtniß an seine Person hinterlassen, das reiner, hochachtungs- und liebenswerther ist als das an Sie, welches im Herzen Ihrer Freunde lebt. Obwohl in der Entbehrung eines Gutes nicht dessen voller Werth zum klaren Bewußtsein kommt, so wissen wir doch jetzt nicht erst, was wir verloren, wir haben es immer warm gefühlt, was wir besaßen.

Möge auf Ihrem neuen Wirkungskreise, wie in Ihrem Hause und Familie Gottes Segen ruhen, mögen Muth, Kraft und Hoffnung wie bisher Sie halten und zu einem frohen, glücklichen Ziele führen, und wer so für alles Gute, Schöne, Rechte erfüllt ist, wer ausharrt, wie Sie, der erzwingt sich diesen Segen, er bleibt nicht aus.

Erhalten Sie und Ihre liebe Familie uns ein freundliches Andenken.

Im Kunstverein will ich Ihr Portrait<sup>1)</sup> noch hinstellen, daß es auch in weiteren Kreisen gekannt wird, ich glaube, daß es mein bestes Portrait ist.

Ich bin an Goethe und Schiller und danke es Ihnen oft, daß sie durch die dramatische Vorstellung der Gruppe die Ueberzeugung ihrer plastischen Darstellbarkeit bei mir sicherten. Auch das Motiv der Kranzhaltung habe ich behalten und komme nicht mehr darüber hinaus, als Verbindungsmittel trefflich. Nur eins, das ist nicht auszudrücken und wäre doch so gut, wenns ginge.

Den Kranz haben sie gleichsam entgegen genommen und halten ihn noch, ich möchte sagen, den Arm zurück ziehend (wenn das ginge). Allein es wird immer erscheinen, als wenn Goethe den Kranz darreichte, hinstreckte. Könnte ich die Mitte treffen d. h. nicht durchfühlen lassen, daß der Arm weder vorgestreckt noch zurückziehend gedacht sei, sondern nach dem Empfange des Kranzes ihn bloß haltend, so wäre alles gut, dazu aber streckt man den Arm nicht so weit vor, wie es geschehen muß, wenn Schiller noch seine Hand daran legen muß. Goethe mein ich ist leichter als Schiller. Goethe ist plastisch als Erscheinung und Charakter, ich glaube, ihn habe ich, Schiller dagegen in seiner Bewegung darf nicht weich sein und jede Bewegung hat eine Weichheit als Grundbedingung in sich. Auch zum Gegensatz zu Goethe darf ich das eine Bein nicht ebenfalls vorrücken, was eine gewisse Festigkeit gäbe, die immer mit Beweglichkeit gepaart sein könnte, allein beide müssen verschieden stehen der künstlerischen Wirkung wegen.

Dennoch aber und trotz alledem und alledem, ich hoffe auf Erfolg, und sehe wenigstens, daß das moderne Costüm (welches König Ludwig von Baiern zur Verbindung gemacht hatte) der Gruppe nicht hinderlich ist.

Später laß' ich Ihnen Weiteres darüber zukommen. Wie gern, wie gern zeigte ich Ihnen jetzt die Arbeit, die noch Niemand gesehen.

Wir möchten wohl einmal etwas von Ihnen hören, doch muthen wir Niemand zu zu schreiben; in welcher Unruhe mögen Sie alle noch leben und noch lange kein Ende voraus sehen.

So schwer Ihr Wirkungskreis ist, so denke ich mir's doch schön, so auf frischem Acker zu pflügen. Man sieht etwas vor sich, und weiß, was man gethan. Die schönsten Früchte, hält man dort sein Wort, werden nicht ausbleiben und zum Frommen der Kunst in Deutschland noch manchen erquicken.

<sup>1)</sup> Nietzschel schuf 1852 ein Relief-Portrait Devrient's, von dem eine lithographirte Nachbildung zu finden ist im „Album des königl. Schauspiels und der königl. Oper zu Berlin“. Berlin 1858. Ein Relief Emil Devrient's hat der Künstler 1855 ausgeführt.

Leben Sie wohl, theurer Freund, Frau und Töchter wollen mit mir den lieben Ihrigen bestens empfohlen sein. Feiern Sie ein frohes Weihnachten, ein glückliches Neujahr. Alles Liebe und Gute von Ihrem treu ergebenen E. Rietschel.

Von dem Eindruck, den der inzwischen vollendete Entwurf des Denkmals hervorrief, berichtet der folgende Brief:

## II.

Dresden d. 25. März 1853.

Theurer lieber Freund!

Mit herzlichster Theilnahme und Freude habe ich direkte und indirekte Nachrichten von Ihnen und den Ihrigen aufgenommen. Es hat etwas gar beruhigendes, liebe Freunde und gute Menschen, die man scheiden sah, um ein anderes Schicksal sich zu gründen, das bei allen guten Aussichten doch immer die Eigenschaft alles Irdischen in sich trägt, die der Ungewißheit, daß man diese gute Menschen geborgen weiß, es läßt sich das eigene Glück dann ganz anders genießen. In Ihrem Wirkungskreise sind Sie beglückt. Manches hat sich in Ihrer Familie glücklicher gestaltet, manches und gar Schweres ist ferner zu tragen. Die Kraft dazu werden Sie wie bisher behalten, da die Liebe und das Streben für höchste Vollendung, für Geist und Seele in Ihnen wohnt. Man muß Sie oft beklagen, müßte man Sie nicht öfter noch beneiden.

Die freundliche Einladung Ihrer lieben Frau an mich, durch meine Schwägerin Seebeck hat mich erfreut, obwohl Sie alle wissen können, daß an solche Reife bei mir nicht zu denken ist, so weiß ich aber, Sie würden sich gefreut haben, wäre ich gekommen, und wäre freundlichst aufgenommen. Wie mag Ihnen für den 2. November<sup>1)</sup> das Herz schlagen, eine Anstalt in's Leben treten zu sehen, die jetzt schon Ihr Werk ist und sein wird, und von wo aus manches Singen für Erhebung und Bildung des Volkes und nicht bloß in Karlsruhe, sondern weiter hinaus hervorgehen soll. Wir werden Ihrer aller herzlich gedenken und Ihren Ehrentag mitfeiern.

Von meiner Goethe-Schillergruppe haben Sie vielleicht gehört, gelesen. Ich hatte mich mit der Idee, wie wir damals die Gruppe concipirten mit dem gemeinschaftlichen Kranz so eingelebt, daß mir etwas anderes unmöglich geworden. Durch die dramatische Vorführung wurde das Ganze in mir lebendig, und ich danke Ihnen viel. Ich habe beide so aufgefaßt und in Charakter und Stellung der Bewegung so fein als ich's vermocht zu fassen gesucht, daß hier in Dresden (ich selbst fühle eine gewisse Befriedigung) alle die es sehen, sonst auch sehr kritische Kritiker, befriedigt waren, ja es ist mir viel Lob geworden. Aus Weimar hörte ich theilweis sogar enthusiastischen Beifall (namentlich von dem berühmten Maler Preller), die größte, kaum gehoffte Anerkennung, nur war dort bei manchen, ja den meisten, der Eine Kranz ein gewisses Bedenken, und man hoffte, daß sich ein anderes Motiv fände. — Ich kann mir keins mehr denken und möchte es nicht, der Eine Kranz ist das Rechte! Der Erbgroßherzog hat nicht nur nichts dagegen, er war hocherfreut. — In München war der König sehr zufrieden, hat mir selbst geschrieben. Nur wünscht er Goethe auch im Oberrod. Allein er sagt, daß es kein Wunsch zur Abänderung sei, er glaube mir es nur äußern zu müssen, also äußerst gnädig und wohlwollend. Förster schreibt zuerst entzückt, geradezu enthusiastisch. Der Kranz ist ihm grad der Mittelpunkt. Der zweite Brief enthielt nur Aussetzungen, Förster hatte das Urtheil der Münchner Künstler vernommen. Dort gilt der hohe Styl, der an Kälte und Unnatur streift, dafür kann der große Cornelius, der herrliche Schnorr nichts, es sind Traditionen geworden, und solche krystallisiren, da sie des thätigen Lebens entbehren. Alles was Natur und Wahrheit hervorhebt, erscheint als Naturalismus, Realismus.

<sup>1)</sup> Die Eröffnung des neuen, von Hübsch erbauten Theaters unter Devrient's Direction and nicht am 2. November, sondern schon am 17. Mai 1853 statt.



Förster möchte sogar die Mäntel wieder angewendet. (Beilage Nr. 76 der Allgemeinen Zeitung steht sein Glaubensbekenntniß.) Sonderbar! Hier war alles einverstanden mit Kranz und Röden, in Weimar mehr gegen den Kranz, in München gegen die Röde. Ich glaube, die Mitte ist Kranz und Rod, wie es ist.

Ich verzweifelte, sollte ich Goethe einen Oberrock geben, den ich, da Schiller ihn geöffnet hat, zur Abwechslung zumachen müßte, dann also ein Sack auf 2 Beinen! Goethe's Gestalt tritt lebendig und menschlich im offenen Hofrock hervor, und ist er als Dichter nicht grad so geworden, daß er Staatsmann und Hofmann mit war? Hätte er als Professor wo gelebt, er hätte uns auch trotzdem Großes gegeben, doch was anders als so, die äußere Stellung influenzirt den innern geistigen Menschen. Wenn Körner oder Kleist ein Monument erhielten, würden sie als Krieger gebildet, und dem Dichter würde es doch gelten. Als wenn Goethe dadurch Schiller's Protector würde! Schiller soll sich nur erst recht neben ihm bewegen, wie alles das in der Skizze noch leicht sein kann, dann könnte er am Ende vornehmer aussehen, nicht trotzdem daß, sondern weil er einen Oberrock an hat, wie ein Fürst im einfachen Kleid, der von goldbedeckten Wärdenträgern umgeben ist.

Raulbach ist, glaub' ich, gegen den Kranz. Meinetwegen, der Erbgroßherzog und König Ludwig haben die Skizze genehmigt, ich schweige jetzt gegen Widersprüche, um nicht zuvor weitere Angriffe herauszufordern und mache es dann, wie mir's im Interesse geboten wird. Ich könnte die Figuren in einem fort rücken, umkleiden, verwandeln, um Jedem etwas recht zu thun. Ich gehe mit Freude und Muth an's Werk und denke im Juli anzufangen, wenn ich mein neues Atelier habe. Wie oft habe ich Sie herbei gewünscht, wie würde mich Ihr Lob oder Tadel erfreut haben, Sie fühlen sein das Rechte. Ich habe die Skizze nicht formen lassen, da sie ziemlich groß ist, und die Kosten deßhalb bedeutend würden. Ich will erst die großen Figuren kopiren lassen, daß die Kopien, wie Lessing, ein vollendet Werkchen sind, dann sind Sie der Erste, der einen Abguß erhält, als Zeichen dankbarer Anhänglichkeit und Freundschaft.

Alle Freunde hier denken Ihrer in Liebe, und manch gutes Wort folgt Ihnen nach. Wie will ich mich freuen von Ihrem Wirken, das bis jetzt verborgen sein mußte, nun öffentlich hervorgetreten, zu lesen. Wie mag Ihre Thätigkeit Sie beglücken, etwas Großes, Neues von Grund aus zu schaffen, trotz allen, gar peinlichen Umständen, unter denen etwas Gutes entstehen kann. Ihre liebe Frau hat angedeutet, wie sehr Ihr Herz oft in Zwiespalt mit der Pflicht treten muß, das ist schwer und hart, aber wird doch zuletzt ertragbar, wenn die Pflicht oder besser Bewußtsein das leitende Princip bleibt. So geb' Ihnen Gott ferner Kraft Ihren herrlichen Beruf mit segnetem Erfolg zu erfüllen. In Ihrer Familie möge sich alles besser und schöner und beruhigender gestalten, der böse Geist der Krankheit mehr und mehr das Feld räumen. Zuletzt wird doch alles gut.

Schnorr's sind wohl, er arbeitet rüstig mit seinem Auge fort an seiner „Bibel in Bildern“ (bei Wigand in Leipzig erschienen), prächtige Compositionen. Bendenmann ist geistig sehr frisch, thätig die beiden Cartons zu den letzten Bildern seines schönen Saals (im königlichen Schloß zu Dresden) zu zeichnen. Er bleibt der liebe, treue, gute Mensch, bei dem einem friedlich im Gemüth wird, wenn man ihn nur sieht.

Haben Sie Auerbach's neueste Vorgeschichte gelesen? Diethelm von Buchenberg? Ich finde diese so ausgezeichnet, so psychologisch wahr, so natürlich und ungezwungen, und dabei doch so ergreifend in ihrer Verwicklung und spannend in ihrem Verlaufe, daß ich nichts von ihm gelesen, was mich so gleichmäßig bis ans Ende gefesselt hätte, wo der innere Organismus so naturgemäß, so nothwendig sich entwickelt.

Den großen Schmerz, der die Familie Carus getroffen, haben Sie gehört, ein schweres Geschick, das alle mit Theilnahme erfüllt hat. Wie Carus sich genommen, hat mich erbaut.

Bei Whittle's<sup>1)</sup> sind wir mehrmals gewesen, sie bei uns. Ich kenne keinen Engländer von größerer Liebenswürdigkeit, was ist das für eine löbliche Frau, sie hängen mit großer Liebe an Ihrer Familie.

Nun leben Sie wohl; obwohl mich ein Lebenszeichen von Ihnen erfreuen würde, so fällt mir nicht ein, es nur zu wünschen, denn Sie müßten das Unmögliche möglich machen können. Also fürchten Sie nichts, und schreiben Sie nicht, auf Ihren Schultern ruht Wichtigeres. Aber behalten Sie mich lieb. Meine Frau und Tochter grüßen Sie und mit mir Ihre Frau und Tochter und Schwägerin. Gebe Ihnen Gott viel Freude. Mit aufrichtiger Freundschaft

Ihr  
E. Rietschel.

### III.

Dresden den 15 April 1853.

Verehrter lieber Freund!

In Vorbereitung zur morgenden Reise nach Berlin, wo es vielerlei Briefe abzuthun giebt, nur einige Zeilen, daß während meiner Abwesenheit die Gypse fort können.

Von Shalespeare und Molière sind keine besseren Abgüsse mehr zu haben, sie sind standalbs stumpf und Pagetsch, der sie schon lange da stehen hat, freut sich, daß er sie verkauft. Er läßt mir sagen, ich solle fordern, was ich glaubte, ich weiß es nicht, was haben Sie für Ihre früheren Abgüsse gegeben?

Ihr Brief war herrlich, er hat mich unbändig gefreut, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen; — wird mir noch zu schaffen machen. Ich wollte, ich könnte mündlich mit Ihnen sprechen. Dank von mir und Grüße, die herzlichsten von den Meinen an Sie alle.

Eine Gerechtigkeit giebt es doch in der Welt, Ihre gypsene Taglioni<sup>2)</sup> giebt einen neuen Beweis, alles Schlechte muß untergehen. Diese Nachricht hat meinem Herzen wohl gethan.

Doch zum Schluß, ich muß. Gott mit Ihnen und Ihren Lieben. Später Näheres. Freundschaftlichst

Der Ihrige

E. Rietschel.

Schon 1854 sollte die Gruppe vollendet sein, aber das Jahr 1855 kam heran, ohne sie vollendet zu sehen, und auch die Devrient gegenüber gemachte Andeutung über den Zeitpunkt der Fertigstellung des Modells bewahrheitete sich nicht. Nicht anschaulicher ließe sich der Zustand Rietschel's bei seiner Arbeit schildern, als es durch ihn selbst in den nachstehenden Zeilen geschieht.

### IV.

Dresden d. 9 Dezember 1855.

Lieber verehrter Freund!

Der liebenswürdige Einfall Ihres Fräulein Schwägerin, Briefe Ihrer Freunde an Ihren Christbaum zu hängen, ist ein so drängender Anlaß den faulen guten Willen des Briefschreibers zur That werden zu lassen, daß ich dafür ganz besonders dankbar bin und mich obendrein geehrt fühle, daß Ihnen mein Brief als eine Weih-

<sup>1)</sup> Whittle, ein Irländer von Geburt, war mit seiner Gattin und Schwägerin (den Schwestern des englischen Schriftstellers Tom Taylor) aus London nach Cassel, dann nach Dresden gekommen, wo er zu den Freunden des Devrient'schen Hauses gehörte. Seine Frau war Schriftstellerin und hat Reisebriefe aus Italien herausgegeben. Ein Mebailon-Porträt Whittle's kauf Rietschel 1854.

<sup>2)</sup> Eine Statuette der Pariser Tänzerin Taglioni als Sylphide war auf der Reise zerbrochen.

nachtsfreude gelten soll. Wenn Sie mich nach meinem Schweigen beurtheilen, so ziehen Sie für sich einen falschen Schluß. Aus den Augen aus dem Sinn hat der gemüthlose Leichtfinn erfunden. Bei uns ist's anders. Ihrer aller ist oft noch gedacht und rühmend Ihr Umgang, beklagend Ihr Verlust für uns erwähnt worden. Wir denken Ihrer in Liebe und Verehrung, freuen uns aber durch Schnorr's besonders von Ihrer erfolgreichen Thätigkeit und der Befriedigung, die Ihnen dadurch werden muß, zu hören. Gott erhalte Ihnen Gesundheit und Kraft, so fort zur Ehre und Blüthe der Kunst zu wirken. Wie oft denk' ich bei meiner Arbeit der Goethe- und Schillergruppe an Sie und was Sie sagen würden, wenn Sie solche sähen. Rechne ich die Skizze dazu, bin ich nun über 2 Jahre damit anstrengend beschäftigt und denke in 3 Monaten zu endigen.

Ich habe Zeiten der größten Verzagtheit durchgemacht und körperlicher Anstrengung, daß ich oft gemeint, es nicht durchzuführen zu können. Die Aufgabe der Durchführung scharf ausgesprochener Individualitäten, die in die Seele des Volkes mit einer gewissen Idealität in der äußeren Erscheinung sich hinein gebildet haben, diese Gestalten in Handlung und der dadurch geforderten Gruppierung und Linien zu einander zu bringen, ist unendlich schwer und über meine Erwartung weit hinaus gegangen. Den Gedanken, wie Sie ihn damals in der Gruppierungs- und Kostümprobe aufstellten, habe ich als das bedeutungsvollste festgehalten mit Zustimmung und Opposition von dieser und jener Seite. Ich erkenne es unerschütterlich als das Rechte an, und beirrt mich nichts mehr. Darf ich nach dem Urtheil Aller gehen, so hoff ich, würden Sie auch Ihre Zufriedenheit aussprechen. Ich glaube dran, wenn auch nicht ohne fortdauernd aufsteigende Opposition gegen Vieles und Alles, wie es in meinem Geiste vor mir steht, und nach diesem Vorbild fahre ich fort zu bessern und weiter durchzubilden. Nie hab ich eine schwerere Arbeit gehabt, nie mehr dabei gelitten, nie glücklichere Momente, aber nur Momente gehabt, und so freudig ich jetzt daran arbeite, sehne ich mich doch nach dem Ende. Wird es denn auf dem Postamente, im Freien, die gewünschte Wirkung machen? noch eine lange Zeit hangen Zuwartens.

Sobald dies fertig habe ich eine kolossale Quadriga auf das Braunschweiger Schloß zu machen, eine ehrenvolle, schöne Arbeit, aber eine Arbeit großer Sorge und ungeheurer Anstrengung, 4 kolossaler Pferde und noch ohne Kenntniß derselben. Ich hätte es für feig gehalten, einen solchen Auftrag abzulehnen, obwohl ich mir beglückenderes denken kann<sup>1)</sup>.

Viel wäre zu erzählen. Doch ist wohl ein Ausflug von hier dorthin weniger zu erwarten, als ich von Ihnen zu uns hoffe, wenigstens ist mir oft die Aussicht gerüchtweis eröffnet worden.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und erhalten Sie mir in Ihrem Herzen das freundschaftliche Andenken, wie ich es Ihnen bewahre.

Mit den theilnehmendsten Wünschen für ein neues glückliches Jahr

Ihr

treu ergebenster E. Rietschel.

Nach der endlichen Vollendung des Modells schreibt Rietschel an Devrient:

V.

Dresden den 7ten Februar 1857.

Verehrter Freund!

Nachdem ich nach 14tägiger Abwesenheit in Berlin eine Menge Briefe, Geschäfte, Vorbereitungen zu neuer Arbeit vorfinde, sagt mir mein Gewissen, daß in diesem

<sup>1)</sup> Rietschel hat diese Quadriga noch vor Vollendung des Schiller-Goethe-Denkmales begonnen und bereits im April 1856 das Skizzenmodell vollendet. Was die „kolossalen Pferde“ betrifft, so sollte ursprünglich jedes derselben 13—14 Fuß Höhe haben, nachdem sich aber das Schloß

Augenblicke kein Mensch ein größeres Recht auf Nachricht von mir habe als Sie, nachdem die Dichtergruppe vollendet, an der Sie so thatsächlichen Antheil genommen, daß ich Ihnen herzlich dankbar bleibe. Der Kranz ist der Mittelpunkt gewesen, um den sich alle Polemik Derer gedreht hat, die Antheil an dem Monument genommen, und die mir, fast alleinstehend, Sorge und Kummer gemacht hat. Denn im Geiste sah ich, wenn es gelänge, mußte sich dieser Gedanke bedeutungsvoll aussprechen, doch welche Schwierigkeiten traten entgegen. Beiden Kränze geben, wäre trivial, keinem einen, woher ein verbindendes Motiv, nur so, eins oder das andere, wollte der König Ludwig; Ihre Ansicht, daß beiden der Eine Kranz (der Kranz par excellence) gehöre, war das allein Richtige, das auch mich erfüllte der Idee nach als nothwendig, von Seiten der Kunst als fast unlösbar. Denn immer wollte es erscheinen oder konnte gedeutet werden und wurde auch gedeutet, als könnte einer oder der andere den Kranz an sich ziehen wollen. Ich hatte schon in der Skizze Goethe, der 10 Jahre früher im Besitz des Ruhmes gewesen, den Kranz allein gegeben und wie mir die Frage allein gelöst zu werden schien, Schiller darnach greifen lassen. Doch war es der Kleinheit und skizzenhaften Behandlung wegen nicht zum Ausdruck gekommen. Man sah immer das Zusammengreifen und protestirte dagegen. Ich war in mir meiner Sache gewiß, daß so, wenn es sein gelöst werden könnte, in Hinsicht des Gedankens und in künstlerischer Hinsicht die Handlung bedeutungsvoll und schön werden könnte. Aber welche Versuche sind gemacht worden, immer an Kleinigkeiten hing Selingen und Mißlingen. Die Hand Goethe's etwas zu sehr nach Schiller gewendet oder etwas weniger, der Kranz gerader, flacher stehend, die Hand Schiller's geöffnet, ein Zoll gerader oder liegender, und alles wurde klar oder unklar, je nachdem die Linien zusammen stimmten, daher wird auch in der Zeichnung die Handlung nicht so klar werden, weil die absteigende und nach dem Kranze greifende Hand Schiller's in einer Zeichnung oder gar Holzschnitt nicht ausdrückbar ist. Doch im Munde ist es nicht zweifelhaft, und merkwürdig haben sich keine Stimmen (vielleicht nur einzelne) dagegen erhoben, so manche zurückgenommen, was sie erst einzuwenden hatten. Daß natürlich auch gedankenlose Beschauer wie der Korrespondent des Grenzboten oder Schwäbischen Merkurs gesehen haben soll, daß Schiller, den Blick gen Himmel, (wie unpassend schon ist dies bezeichnet) den Kranz von sich weisend (eine zugreifende und abwehrende Bewegung ist doch verschieden) in einen kurztailligen Frack mit langen Schößen gekleidet sei! (Der Mensch hat einen langen weiten Oberrock nicht erkennen können, sowie in Goethe's einfachem Frack jener Zeit das Staatskleid des Ministers erkannt.)

Wie oft habe ich den Wunsch ausgedrückt, daß ich Ihnen meine Arbeit zeigen könnte, aus Ihrem Munde vielleicht die Bestimmung hören könnte, die Andere aussprechen, oder auch das, wo ich Ihrer geistigen Anschauung des Gegenstandes nicht entspreche. Ich weiß, welche Theilnahme Sie dafür haben und darf mich rühmen auch für mich. Ich wurde zur Absendung so gedrängt, daß Tage, fast Stunden von Werth wurden, denn den 3ten September soll das Monument stehen. Ich konnte nicht mehr eine Copie machen, nur anfertigen lassen. Nach Photographien soll sie beendet werden, ich bin so müde von der Arbeit geworden, daß ich keine Fähigkeit habe, selbst die Sache in so kleinem Maßstabe in die Hand zu nehmen, und die Schüler kommen nicht recht damit fort. Noch habe ich es nicht aufgegeben und will es etwas verschoben. Kommt es zu Stande, dann erhalten Sie den ersten Abguß, wie ich versprochen.

Vendemann arbeitet wieder nach anderthalbjähriger Pause, er hat ein treffliches Bild unter Händen, Schnorr ist immer frisch und thätig, von ihm hören Sie mehr.

als nicht tragfähig erwies, die Last eines Ergusses dieser Größe zu tragen und die Quadriga in getriebenem Kupfer hergestellt werden mußte, genügte ein Modell von einem Drittel der in Aussicht genommenen Größe. Renner rühmen an dem Werk besonders die Gestalt der Brunonia, welche 1859 vollendet wurde, ein Jahr später als die vier Pferde.

Wie habe ich mich gestreut, als ich hörte, Sie würden Dresden auf einer Reise berühren, gar viel wäre zu sprechen, machen Sie das Gerücht wahr, Sie sind hier so unvergessen, als wären Sie 14 Tage fort. Meine Frau grüßt Sie und mit mir Ihre Lieben insgesammt. Leben Sie wohl und lassen mich gelegentlich ein kleines Zeichen sehen, daß Sie meiner nicht vergessen.

Herzlichst

Ihr

E. Rietschel.

Die Vollendung in der Ausführung des Modells, dessen Anblick dem König Ludwig von Bayern den begeisterten Ausruf entlockte, „Das ist mein Schiller“, und die reichen Erfahrungen des Directors der Münchener Erzgießerei, von Müller, ermöglichten es, daß bereits am 4. September 1857 in Weimar, zur Feier des hundertsten Geburtstages des Herzogs Karl August, das Denkmal enthüllt werden konnte. Der Jubelruf, der damals erscholl, fand ein hellklingendes Echo, wo immer nur Deutsche weilten, und er galt nicht nur dem Andenken des großen Fürsten auf Weimar's Thron, nicht allein dem hehren Dichterpaaar, er war gleichzeitig Zoll und Tribut dem genialen Bildner Ernst Rietschel.

## Die Julimonarchie.

Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philippe's bis zum Falle Napoleon's III. Von Karl Hillebrand. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. I. Theil. 1877. II. Band. 1879.

Unter den gegenwärtigen Historikern war wol niemand so befähigt, die neuere Geschichte Frankreichs zu schreiben, wie K. Hillebrand. Viele Jahre an der Rechtsfacultät von Douai thätig, war es ihm möglich mit der Unparteilichkeit eines Fremden eine Kenntniß des Landes und der Personen zu vereinen, wie sie sonst nur geborne Franzosen besitzen. Außerdem hat er sich nicht begnügt das allgemein zugängliche Material zu verwerthen, sondern hat zum ersten Male die Archive von Berlin, Turin und Neapel benutzen dürfen, welche in den Berichten der betreffenden Gesandten aus Paris wichtige Aufschlüsse über Fragen der auswärtigen Politik sowol als über innere Angelegenheiten geben. Das aber, was wir an dem Werke vor allem hochschätzen, ist, daß es im wirklich staatsmännischen Geiste geschrieben; überall macht sich das unbefangene, von keinen Parteanichten und Theorien getrübt Urtheil eines Mannes geltend, der selbst weiß, wie Geschichte gemacht wird, und daß der gewaltige Stoff mit feltner Kunst der Darstellung bewältigt ist, braucht den Lesern dieser Blätter nicht erst versichert zu werden.

Von dem Werke, das uns bis 1871 führen soll, liegt uns jetzt die Geschichte der Julimonarchie vor. Obwol der Verf. nur beabsichtigt, mit der Thronbesteigung Louis Philippe's zu beginnen, hätten wir doch als Einleitung einen kurzen Rückblick auf die Restauration und ihren Sturz gewünscht, denn beides war bestimmend für den Charakter der neuen Monarchie. Trotz aller Schattenseiten war die Restauration wol die glücklichste Periode des neueren Frankreichs. Das Land gesättigt von kriegerrischem Ruhm, athmete im Genuß des Friedens und einer nie gekannten Freiheit auf, sein Wohlstand hob sich mächtig, die Finanzen waren blühend und doch war noch nicht der Kultus des goldenen Kalbes an der Tagesordnung; vielmehr ging mit

der wirtschaftlichen Entwicklung die geistige parallel. Neben den Staatsmännern und Rednern stand eine Reihe der besten schriftstellerischen Namen, vor allem gab es keine antidynastischen Parteien, die Bourbonen waren, wie B. Constant sagte, „la famille incontestée“. Durch den Unverstand eines beschränkten Monarchen und seines visionären Ministers, die Parteileidenschaft ihrer Gegner und den Ehrgeiz eines Fürsten, ward die Nation plötzlich in einen Zustand geworfen, der alles wieder in Frage stellte. Karl X. war kein bössartiger Despot, er hielt auch Polignac keineswegs für einen großen Staatsmann; so lange das Ministerium Martignac erfolgreich war, unterstützte er es. Als aber die Linke unter Connivenz der äußersten Rechten den unverzeihlichen Fehler beging, der Regierung eine Niederlage zu bereiten, erinnerte sich der König der Vorausfrage Polignac's, alle Zugeständnisse würden die Opposition nicht entwaffnen, und berief ihn an die Spitze der Geschäfte. Bolingbroke sagt einmal, die Schläuen wußten stets in eine Verfassung einen Artikel zu bringen, der ihnen die Möglichkeit gebe, sie später zu unterdrücken. Hier fand nicht die Schläuheit, sondern der Unverstand einen solchen Artikel in der Bestimmung: le roi fait les ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois et la sûreté de l'état. Es dauerte fast ein Jahr, bis Polignac Karl X. zur Unterzeichnung der Ordonnangen brachte; der Fürst lebte nicht nur in einer Welt von Theorien, sondern glaubte Verbindungen mit dem Himmel zu haben. Als er Berryer das Justizministerium anbot und dieser es mit Berufung auf seinen Mangel an Erfahrung ausschlug, erwiderte er: „Es gibt Menschen, die keine Erfahrung brauchen. Sie halten mein Unternehmen voreilig und tollkühn, vielleicht hätte ich allein nicht Kraft genug es durchzuführen; aber Gott steht mir täglich durch Mittheilungen bei, über deren Ursprung ich mich nicht täuschen kann“<sup>1)</sup>. Der englische Botschafter Lord Stuart schrieb am 1. Juli: „Jedesmal wenn ich auf das Auswärtige Ministerium gehe, glaube ich in das Narrenparadies Milton's zu treten. Diese Narren sind in der kläglichsten Lage und glauben sich vortrefflich zu befinden.“ Schließlich steckte Polignac den König mit seinen Visionen himmlischer Hilfe an: man schlug daher alle Warnungen auswärtiger wie heimischer Freunde, von dem Werke der Verblendung abzustehen, in den Wind, vernachlässigte jede Vorbereitung einen Widerstand niederzuwerfen, leugnete aber bis zum letzten Augenblick die feststehende Absicht, bis, wie Chateaubriand sagte, die Verschwörung der Dummheit und der Heuchelei plötzlich ausbrach.

Aber die Schuld der Revolution lag nicht bei der Regierung allein. Thiers versichert<sup>2)</sup> und es ist durchaus glaublich, daß der Herzog von Mortemart, den Karl X. schließlich hat, ein neues Ministerium zu bilden, die Sache der Monarchie hätte retten können, wenn er selbst entschlossen gehandelt hätte. „Wir haben die Revolution gemacht, weil man sie uns machen ließ; wir wurden kühner in dem Maß, als die Vertheidigung schwächer wurde.“ Als Talleyrand sah, daß die Truppen jurkückwichen, zog er die Uhr und sagte: „Am 29. Juli 12 Uhr 5 Minuten hat die ältere Linie der Bourbonen aufgehört über Frankreich zu regieren.“ Die Führer der Revolution waren Lafayette, Lafayette und der Herzog von Orléans. Ersterer war der liberale Utopist geblieben, als den schon Washington ihn erkannt hatte, toujours amoureux de la délicieuse sensation du sourire de la multitude wie B. du Pleb treffend sagt; nur der Einfluß des amerikanischen Gesandten Ribes soll ihn verhindert haben, sich wieder für die Republik zu erklären. Lafayette war ein eitler Mann, der als bürgerlicher Warwid des Orleanismus eine Rolle spielen wollte; weder Staatsmann noch Finanzmann, hatte er sich durch seine sympathische Persönlichkeit, getragen durch die Strömung, zum Führer der parlamentarischen Opposition und zum Liebling der Pariser aufgeschwungen. Louis Philipp hatte nicht auf den Sturz der Dynastie gearbeitet, aber er liebte die Popularität und sah in ihr den besten Schutz für seine Familie und sein Vermögen; und sein Ehrgeiz vermochte nicht, sich mit der rühmlichen und

<sup>1)</sup> Falloux, L'évêque d'Orléans. 1879. p. 98.

<sup>2)</sup> Ebenda.

unangreifbaren Stellung eines Regenten, die Karl X. ihm selbst antrug, zu begnügen, nicht der Versuchung zu widerstehen, selbst die Krone zu tragen, wenn auch um den Preis tiefer Demüthigungen. Als der König zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux abgedankt und Louis Philipp als Generallieutenant des Königreichs beauftragte, Heinrich V. zu proclamiren, nahm er Act von der Abdankung, aber schwieg von Heinrich V., obwohl er kurz zuvor dem Herzog von Mortemart versichert, er sei nach Paris gekommen, um die Monarchie zu retten. Er schloß sich damit der revolutionären Anschauung Lafayette's und Dupin's an, welche behaupteten, das Haus Orleans quoique, non parce que Bourbon sei berufen, eine neue Dynastie zu gründen und deshalb den Vorschlag von Guizot, Broglie und Pasquier bekämpften, daß der König, um die Continuität der Monarchie zu erhalten, den Titel Philipp V. annehmen solle. Er begrüßte die „glorreichen Farben der Tricolore“, erließ eine Proclamation an die „heroische Bevölkerung von Paris“, umarmte sich vor derselben mit Lafayette, der ihn die beste der Republiken nannte und versprach „einen volkshämlichen Thron, umgeben von republikanischen Institutionen“. — „So vermaß sich,“ sagt Hillebrand, „der Popularitätsbedürftige, ohne die Stütze des überlieferten Rechtes und ohne Anrufung der rettenden und wagenden Gewalt, allein mit den Mitteln der Klugheit den losgelassenen Feind der gesellschaftlichen Ordnung erst zu benutzen, dann einzulullen und zu zähmen und mit Geduld und Geschäftigkeit auf der Grundlage augenblicklicher Interessen und rationaler Rechte ein dauerhaftes Gebäude für sich und seine Kinder aufzurichten.“ Nichts kann in der That irriger sein als der oft gemachte Versuch der Vertheidiger der Julirevolution, dieselbe mit der Entthronung Jakob's II. zu vergleichen. Derselbe hatte, wie Karl II., England erniedrigt, die Verfassung unaufhörlich verletzt, ohne Zustimmung des Parlaments Steuern erhoben und eine Armee gehalten, die Justiz gefälscht, die Kirche unterdrückt und versucht den Katholicismus herzustellen. Karl X. hatte einen Augenblick der Verirrung gehabt, aber bis dahin hatte Frankreich unter ihm, wie unter Ludwig XVIII., Wohlstand und Freiheit genossen. In England machte die Aristokratie die Revolution, das Parlament berieth mit Ruhe und Würde, der Wechsel war nur ein dynastischer, die Verfassung ward befestigt, nicht geändert. Die Julirevolution ward auf der Straße gemacht, man schaffte die Erblichkeit der Pairie ab und stellte die Charte „unter die Obhut des Patriotismus und des Muthes der Nationalgarde und der Bürger“, legalisirte also fast das Recht des Widerstandes, von dem Fox treffend bemerkte, es sei gut, daß die Könige daran stets und die Völker niemals sich erinnern. Chateaubriand sagte mit Recht „Karl X. und sein Sohn sind entsetzt oder haben abgedankt, wie man will; aber der Thron ist nicht erledigt, nach ihnen kam ein Kind. Indem man es beseitigt, will man das Princip der Volkssouveränität wieder herstellen und zeigt damit, daß unsere alten Demokraten nicht mehr Fortschritte gemacht haben als die unbelehrbaren Royalisten. Sie proclamiren das Recht der Gewalt; nun, dann hätten Sie diese Gewalt, denn wenn Sie dieselbe verlieren, dürfen Sie sich nicht beklagen.“ Die Folge zeigte wie Recht er hatte; indem man die Regentschaft beseitigte, schloß man einen faulen Compromiß mit der Revolution und gründete eine Monarchie ohne Wurzeln, man glaubte die Revolution beendet zu haben, sie fing wieder an seit man die Logik des Pflasters, d. h. der Barricaden, appellirt hatte. Louis Philipp krankte stets an seinem Ursprung: bald sollte er der Erwählte der Nation, bald der legitime König sein; aber er vermochte nicht die Republikaner vom ersten, die Legitimisten vom letzteren zu überzeugen. Die ersteren arbeiteten offen auf seinen Sturz; indem er die letzteren in eine unverständliche Opposition trieb, beraubte er sich der Unterstützung von Männern, die durch ihren Reichthum und ihre gesellschaftliche Stellung die geborenen Vertheidiger der Regierungsgewalt waren.

Mit Recht sagt Renan: „das Königthum wird nicht im Stadthaus geboren; die, welche man Kameraden und theure Mitbürger genannt hat, werden niemals Unterthanen.“ Europa aber, gegen das der Vormund des legitimen Königs eine stolze würdige Sprache hätte führen können, mußte der Wahlkönig durch Bescheidenheit zu

versöhnen suchen, um von dem schwachen Gebäude seiner Dynastie die Gefahren abzuwenden, die es von Außen bedrohten. Um gleichwol Erfolge zu erzielen, ward er auf die Bahn der Intrigue gedrängt; er wollte den Frieden, gefährdete ihn aber immer wieder durch seine zweideutige Haltung, indem er seine Hand nach kleinen Gewinnen ausstreckte, um sie gebrannt sofort wieder zurückzuziehen. Er unterstützte durch Lafayette die italienische Bewegung und ließ öffentlich erklären, Frankreich werde das Princip der Nichtintervention auf die Gefahr des Kriegs hin aufrecht halten; als aber Metternich drohte, den Herzog von Reichstadt zu unterstützen und erlaubte, daß sich um denselben ein provisorisches Cabinet bilde — des ressources pour l'avenir, wie der Kanzler sagte — ließ er die Italiener im Stich und sah der österreichischen Besetzung der Legationen zu. Während Friedrich Wilhelm III. weise Mäßigung alle Aufreizungen Rußlands und Oesterreichs abwies und dem König so eine friedliche Politik möglich machte, intriguirte dieser an den süddeutschen Höfen für einen neuen Rheinbund. Dann zog er sich wieder zurück, that, als ob er von nichts wisse, verleugnete seine Gesandten und Minister. Gegen Vorwürfe suchte er sich durch Berufung auf die Nothwendigkeiten der innern Politik zu rechtfertigen und ward demüthig um Gunst in Berlin, Wien und Petersburg.

„Witten Sie den König,“ sagte er zum preussischen Gesandten, „die Schwierigkeiten meiner Lage zu erwägen, ich mußte Thiers, diesen homme abominable, auf sechs Monate nehmen, um Frankreich zu zeigen, was er werth war“; dem österreichischen Botschafter versicherte er, Broglie, den er wegen seiner Unabhängigkeit besonders haßte, sei eine Nothwendigkeit, die er hinunterwürgen müsse, um sich vor dem Radicalismus zu retten; von Metternich mußte er sich pädagogisch-politische Vorlesungen halten lassen; mit welcher Geringschätzung der Kaiser Nikolaus ihn trotz aller Gefälligkeiten behandelte, ist bekannt.

Im Innern kam die Schwäche der Regierung besonders in den ersten Jahren zur Erscheinung, wo es sich zeigte, daß der revolutionäre Geist durch Zugeständnisse nicht beschwichtigt, sondern nur dreister gemacht war. Nach der eifertigen Verfassungsreform begann man eine Verherrlichung der „Goldentage“. Der König hatte dem Dichter der Marseillaise ein Gnabengehalt bewilligt, es folgten Pensionen und Unterstützungen der Julikämpfer im Betrag von 7 Mill., die Conventsmitglieder wurden zurückberufen, die gestürzten Minister in Anlagestand versetzt, obwol Louis Philippe selbst erklärt hatte, „König Karl sei allein als der Urheber des Unheils zu bezeichnen, welches drei Tage lang Paris heimgesucht“. Die ältere Linie der Bourbonen ward verbannt, ihre Güter verkauft, man entfesselte also den Haß gegen das eine Königthum, während man ein anderes unverlethlich erklärte. Die Civilliste ward auf den dritten Theil herabgesetzt, man wollte eine billige Monarchie. Dahlmann sah schärfer, als er sagte, es habe Deutschland viel gelostet, daß ihm der Kaiser so wenig kostete. Aber schon zwei Monate nach der Umwälzung waren König, Ministerium und Volksvertretung im „Widerspruch mit dem Geiste der Julirevolution“. Die Demagogen von Gewerbe predigten, man habe das Volk um seine Rechte betrogen, die Geheimbünde der Restauration waren öffentliche Clubs geworden und bereiteten neue Aufstände vor. Das erste Ministerium kam in harte Bedrängniß, der König hielt es nicht und nahm den unbedeutenden Vastite, weil es ihm mehr um die Ergebenheit seiner Minister als um deren geistige Bedeutung und sittlichen Werth zu thun war. Aber das Schauspielspiel, den gefährlichen Trieben der Nation zu schmeicheln und doch den Frieden zu erhalten, die Forderungen der vorwärtsdrängenden Demokratie zu befriedigen, ohne die Ordnung und das Ansehen der Regierung preiszugeben, ließ sich am wenigsten von schwachen Händen durchführen. Vastite's Ohnmacht trat vielmehr dabei klar zu Tage. Erst Casimir Périer's Energie gelang es wieder nach Außen und Innen Halt zu gewinnen und Frankreich ohne Dictatur, kraft der Gesetze allein wirksam zu regieren, obwol auch seine Thätigkeit der König oft auf geheimen Wegen kreuzte, wie bei der Erblichkeit der Pairie, die er aus Eifersucht auf eine wirkliche Aristokratie nicht wollte. Er zog die pairs à parapluie vor, wie Willemain die Mit-



glieder der ersten Kammer nannte, der er selbst angehörte; der Haß Louis Blanc's sah schärfer, als er sich über die „nicht wieder gut zu machende Verletzung der monarchischen Idee“ die Hände rieb, weil mit der Erblichkeit der Patrie ein Damm gegen die Demokratie fiel. Aber die revolutionäre Partei war eben so weit entfernt wie die legitimistische, sich bei einem Bruch mit der Revolution zu beruhigen; das Unternehmen der Herzogin von Berry zeigte, daß die Anhänger der alten Dynastie doch nicht ungefährlich seien, und die der Republik trieben zu immer neuen Aufständen. Sie waren an sich nicht zahlreich, aber suchten durch Verschwörungen, Gewaltthat und Mord zu ersetzen, was ihnen an Zahl abging. Die von Barbès und Blanqui gegründeten geheimen Gesellschaften verfolgten die tollsten und wildesten Projecte; mit Verleumdungen und blutdürstiger Rhetorik, Aufreizung zum Classenhaß, Aufruhr und Königsmord griffen sie Minister, Abgeordnete und Barone an. „Nehmt 300 Deputirte, 750 Pairs, Casimir Périer, Sebastiani, Louis Philipp und seine Söhne, schlägt ihnen die Köpfe auf dem Revolutionsplatz ab, und die Luft in Frankreich und Belgien wird gereinigt sein“, das war der Styl der damaligen Pariser Maueranschläge. Von 1830—36 fanden 14 Attentate auf das Leben des Königs und 40 bewaffnete Aufstände oder Versuche dazu statt; die Presse erging sich in der unglaublichsten Zügellosigkeit, selbst das Privatleben war Gegenstand niedrigster Verdächtigung, die Geschworenen aber sprachen in den ange strengten Processen meist frei und die zahlreichen unwirksamen Verfolgungen machten das Uebel nur schlimmer. Nach dem Attentat von Fieschi schritt man endlich zu den bekannten Septemberegesetzen, gegen die Villmain und Montalembert protestirten und deren Wirksamkeit auch Gillebrand insofern bestreitet, als er glaubt, daß die ihnen zugeschriebene Wirkung mehr die Folge einer Reaction in der öffentlichen Meinung war. Jedenfalls schließt hiermit die Periode, welche Gillebrand treffend die Sturm- und Drangperiode der neuen Monarchie nennt, die er aber, wie mir scheint, nicht ganz richtig bis 1837 ausdehnt. In diesen Jahren erscheint die französische Gesellschaft in einem fast ununterbrochenen Siedezustand, der Boden wird rastlos durch unterirdische Kräfte erschütteret, deren fortwährende Ausbrüche das Land in einem Fieber von Furcht und Hoffnung halten. Mit der Herstellung der Ordnung beginnt das Bestreben des Königs, in parlamentarischen Formen persönlich zu regieren. Seine unbequemsten Gegner, wie Freunde hatte der Tod hinweggerafft, oder sie hatten sich überlebt. Nun entlebte er sich auch der unabhängigen Doctrinäre, vor allem ihres Patriarchen, des Herzogs von Broglie, und schließlich des letzten Erfinders des leidigen Wortes „der König herrscht, aber regiert nicht“. So konnte Louis Philipp seine schüchternen Hauspolitik verfolgen, die mit der durch Friedrich Wilhelm III. vermittelten Heirath des Herzogs von Orléans ihren Haupterfolg feierte. Die Dynastie war ausgenommen in den Kreis der legitimen Höfe, die Geburt des Grafen von Paris schien ihre Dauer zu verbürgen, die Eroberung Algiers befriedigte den nationalen Ehrgeiz. Die persönliche Regierung des Königs hinderte freilich nicht das Fortwogen des parlamentarischen Kampfes; nachdem die Feinde der neuen Ordnung niedergeworfen waren, begann der Streit zwischen den verschiedenen Gruppen des siegreichen Bürgertums, welches in den Kammern vertreten war. Zweimal versuchte ihre Coalition, dem König die gewonnene Macht zu entreißen, das zweitemal mit vollem, wenn auch nur mit vorübergehendem Gelingen; erst Ende 1840 gelang es ihm wieder Sieger zu bleiben, wie er meinte nun auf immer. In diesen Kämpfen treten in die vorderste Linie die beiden Männer, die Anfangs vereint, dann getrennt auf die Geschichte Frankreichs den weitreichendsten Einfluß übten. Thiers, sagt Gillebrand, war ganz Nationalist, seine Beredsamkeit hatte weder poetischen Flug noch philosophische Tiefe, ihre Kraft lag in der Fülle der Gedanken und der Klarheit, mit der er die verwickeltesten Fragen behandelte; er bekannte sich stets als echten Sohn der Revolution und hielt die demokratische Monarchie des Kaiserthums für so verträglich mit parlamentarischen Institutionen, wie die Bürokratie „cette belle conquête que l'Europe envie à la France“. Für Selbstverwaltung und Aristokratie hatte er so wenig Sinn wie für fremde In-

stitutionen überhaupt, sein glühender Patriotismus war nativistisch; religiös machte es ihm keine Schwierigkeiten den Voltaire'schen Deismus mit der „Religion der Mehrheit der Franzosen“ zu vereinigen. Ich ergänze diese Charakteristik noch durch einige Aphorismen eines geistreichen französischen Freundes. „Thiers ist nicht ein Franzose, er ist der Franzose; wenn unsre Nation sich lieben und in einem Manne, der ihr gleicht, verkörpern könnte, so wäre er dies Idol. Sein Patriotismus ist nicht religiös, er ist devot. Wirkliche Ehrerbietung hat er nur vor den großen Feldherren, sie sind die Heiligen seines Kalenders; vor ihren Bildnissen würde er gern seine Reden halten. Wenn man ihn von Krieg sprechen hört, riecht man Pulver. — Wenn man einem Manne verzeihen kann, die Wichtigkeit der parlamentarischen Freiheit zu überstreifen, so ist es sicher Thiers; aber ich fürchte, er gibt zu Gunsten der Regierung zu wohlfeil die andern Freiheiten auf, wenn sie nicht im Defalog der französischen Revolution verzeichnet sind, die er vielleicht mehr liebt, als achtet. — In gewissen Theilen seiner geistigen Verfassung gibt es etwas Mageres, das mich erstaunt und oft in meinen feinsten Fibern verlezt. Worin mag die Ursache dieses Mangels an Fülle in einem so reichen Geiste liegen? Ein wenig vielleicht in seiner Anlage, noch mehr in dem zu beschränkten täglichen Gebrauch der substantiellen Nahrung von sittlichen und religiösen Ideen.“ —

Den vollendeten Gegensatz zu ihm bildete Guizot, ein scharf geprägter Hugonott, nicht wie Thiers als Journalist emporgekommen, sondern früh in wichtige Aemter getreten, dann als Lehrer der Geschichte und historischer Schriftsteller thätig. Als Unterrichtsminister hatte er unbestreitbare Verdienste, seine Beredsamkeit war pathetisch, würdevoll, seine Haltung schroff, absprechend; die Kammern wie die Nation unterwarfen sich seiner Ueberlegenheit, aber liebten ihn nicht, während er nur lebte, so lange er die Macht in Händen hielt. Als er Molé das bittere Wort entgegen warf: *omnia serviliter pro dominatione*, erwiderte ihm dieser: „Nicht auf die Höflinge, auf die Ehrgeizigen hat Tacitus das Wort gemünzt.“ Selbst als er hochbejahrt dem politischen Leben ganz abseits stand, wußte er sich im Consistorium seiner Kirche und der Academie ein zu regierendes Gemeinwesen zu verschaffen. Dabei verstand er, obwol er seine sittlichen und politischen Grundsätze jederzeit herauskehrte, im Stillen sehr wol nachzugeben und der König, der ursprünglich sich mehr zu Thiers neigte, wandte sich zu Guizot, als er erkannte, daß der herbe Puritaner ein viel geschmeidigeres Werkzeug sei als der leichte Lebemann, ja als der Mann nach seinem Herzen, Molé. Thiers zwang sich dem König durch die parlamentarische Coalition auf; Guizot machte sich, als er sein Ziel auf dem Wege der heftigsten Opposition nicht erreichen konnte, zum Diener des Königs, er nahm, obwol Mitglied jener Coalition, die Londoner Botschaft an, wo ihm bei allen gesellschaftlichen Erfolgen der politische Faden aus der Hand glitt und ersetzte dann seinen Nebenbuhler, um sich durch eben so volle Gefügigkeit nach Oben wie durch rücksichtslose Herrschaft nach Unten länger als irgend ein Minister jener Epoche zu halten. Für die Demüthigungen, die er von einem Höheren hinnahm, entschädigte er sich durch Geringschätzung gleichgestellter Gegner, wie in dem bekannten „vous n'arriverez jamais à la hauteur de mon mépris.“ Brachte Thiers durch seine orientalische Politik, die er freilich in verfahrenster Lage übernommen, Frankreich in die Alternative der Isolirung oder des Kriegs, und gab er durch die theatralische Heimführung von Napoleon's Leiche der kaiserlichen Legende bedenklich neue Nahrung<sup>1)</sup>, so kann man sagen, daß Guizot Dynastie und

<sup>1)</sup> Sein Minister des Innern sagte bei der Creditforderung für Napoleon's Leichenbegängniß: „Die Monarchie von 1830 ist in der That die einzige und legitime Erbin aller Erinnerungen, auf die Frankreich stolz ist. Dieser Monarchie, die zuerst alle Kräfte der französischen Revolution vereinigte und ihre Wünsche verhöhnt hat, kommt es unzweifelhaft zu, ohne Furcht das Denkmal und das Grab eines volksthümlichen Helden aufzurichten und zu ehren, denn es gibt ein Einziges, was die Vergeltung mit dem Ruhme nicht zu schonen hat — das ist die Freiheit!“ Wie lesen sich solche Worte im Lichte der späteren Ereignisse?

Land dem Sturz zuführte durch die halsstarrige Weigerung der maßvollsten parlamentarischen Reform und die Willkürigkeit, mit der er sich der treulosen Politik Louis Philipps in der spanischen Heirathsfrage zur Verfügung stellte und Frankreich von England fort in die Arme der absolutistischen Mächte trieb.

Die Einmischung in Spanien scheint in der That verhängnißvoll für die französische Politik sein zu sollen, für Ludwig XIV. und Napoleon I., wie für Louis Philipp und Napoleon III. Die Politik des Königs war in Bezug auf dies unglückliche Land stets zweideutig; obwol Theilnehmer des Quadrupelvertrags von 1834, wies er mit stets neuen Winkeln jede Hilfeleistung für die Königin ab und kreuzte die Regentschaft des Herzogs von La Vittoria durch fortwährende Kabalen. Am liebsten hätte er dann den Herzog von Amale mit der jungen Königin vermählt; als ihm jedoch von Wien und London ernstlich bedeutet ward, daß der Vertrag von Utrecht, welcher die französischen Prinzen vom Thron Spaniens ausschloß, noch immer zu Recht bestünde, richtete er seine Absicht darauf, seinen jüngsten Sohn Montpensier mit der jüngeren Schwester Isabellas zu verbinden, für die Königin selbst aber eine Heirath zu stiften, welche möglichst wenig Aussicht auf Nachkommenschaft biete. Und gegen sein, England gegebenes ausdrückliches Versprechen setzte er dies durch, indem trotz langen Sträubens der Königin, den ihr bestimmten „Zämmerling“, den Infanten Franz zu heirathen, ihr die Zustimmung inmitten einer Orgie entrißen wurde. Thiers hatte vollkommen Recht, wenn er auf die triumphirende Sprache des Ministers, der meinte, er könne nun das *Nunc dimittis* singen, erwiderte: „Kein wichtigeres Interesse Frankreichs ist durch die Heirath gefördert, welche uns den Bruch mit England eingetragen“, und Metternich selbst ließ Guizot sagen, man spiele großen Ländern nicht ungestraft kleine Streiche<sup>1)</sup>. Die englische Freundschaft war für immer vercherzt und es half nichts, daß die Regierung nun sich in den Angelegenheiten Italiens und der Schweiz an die absolutistischen Großmächte angeschlossen, ohne doch den Muth ihrer Meinung zu haben; den Sonderbund unterstützte, ihn aber doch fallen ließ; den Reformbestrebungen Italiens öffentlich Hilfe, dem Papst Schutz seiner Unabhängigkeit gegen die Intervention der Fremden versprach, während sie schon 6 Monate zuvor sich durch geheime Abkommen mit Oesterreich verpflichtet hatte, diesem bei einer Intervention in Italien freie Hand zu lassen. Diese Doppelzüngigkeit und die schöne Weise, in der Guizot die junge Königin dem Interesse der Hauspolitik seine Herrn geopfert, zerstörte für immer den puritanischen Heiligenschein, mit dem er sich umgeben und rechtfertigte das bittere Wort Royer-Collards, der, als jemand Guizot einen „austere intrigant“ nannte, erwiderte „austere? non.“

Vorzüglich ist Hillebrand die Schilderung der inneren Zersetzung jener letzten Jahre gelungen. Die Ration war des glänzenden Schauspiels der parlamentarischen Debatten müde, in dem gegenstandslos Talent, Leidenschaften und Kenntnisse verbraucht wurden, während die Wirklichkeit davon kaum beeinflusst ward, vielmehr die allgemeinen Interessen und Theorien so unverböhlen als bloßer Deckmantel gebraucht und so unbefangen bei Seite geworfen wurden, wie selten zuvor. In dem erbitterten Parteikampf um die Majorität verlor die Regierung moralisch alles Ansehen und doch war von wirklicher Freiheit keine Rede. Nicht viel über 2 pCt der volljährigen Männer waren wahlberechtigt, nicht ein Sechstheil der Wähler wählbar und diese Klasse beutete ihr Monopol in rücksichtslosem Jagen nach Macht, Einfluß, Stellen und materiellen Vortheilen aus. Die Regierung aber suchte ihre nimmersatten Anhänger durch Befriedigung örtlicher und persönlicher Interessen zu gewinnen, um sich der Controle der 500 Aufseher in der Kammer möglichst zu entziehen und im Innern so absolut zu verwalten, daß der sardinische Gesandte mit vollem Recht behaupten konnte, in wenigen Staaten werde die Macht so willkürlich gehandhabt wie in

<sup>1)</sup> Unter den citirten Quellen vermiße ich einen wichtigen Aufsatz der „Quarterly Review“ von 1868 über Guizot's Memoiren, der Bultwer selbst zum Verfasser hat.

Frankreich. Unter diesen Einflüssen und dem rücksichtslosen Drucke der Präfecten auf die Wahlen kam zwar die gefügige compacte Majorität in's Palais Bourbon zurück, aber sie ward immer blutleerer, immer ärmer an Talenten; was sich an solchen zeigte, ging in die Opposition. Und in dieser vertraten seltsamer Weise manche Legitimisten nicht conservative Principien, sondern stimmten aus Haß gegen den Ursupator mit den Radicalen, forderten das allgemeine Stimmrecht und unbeschränkte Vereinsfreiheit, als ob aus dem Uebermaß des Uebels das Gute keimen könnte. Als dann die vorgeschrittensten Führer der Opposition daran verzweifelten, Guizot auf dem parlamentarischen Wege aus dem Sattel zu heben, wandten sie sich an die Leidenschaften der Massen; aber statt daß diese Bewegung, die nur Mittel sein sollte den König zum Nachgeben zu zwingen, mit dem Siege ihrer Urheber endete, flog die von ihnen selbst geladene Mine in die Luft und vernichtete sie mit ihrem ganzen Gebäude. Die royauté sur la surface égale, die Mirabeau angestrebt, verschwand in einer Bewegung, die in England kaum ein leises Kräuseln auf der Oberfläche der Fluten erregt hätte. Die Nation stürzte das Julikönigthum nicht, aber sie ließ dasselbe ohne Bedauern fallen, weil das ganze damalige Verfassungswesen eine Unwahrheit war. In England ist die parlamentarische Regierung Selbstzweck, in Frankreich nur ein Mittel, um den Triumph der Republik, der Legitimität, des Imperialismus oder Orleanismus zu erreichen. Zeigt sie sich für diese Parteizwecke nicht wirksam, so wird sie mit derselben Verachtung behandelt, mit der der Wilde sein Götzenbild schlägt, wenn seine Gebete nicht erhört werden. So war es von 1830 bis auf unsere Tage, wo Gambetta erklärt, die Republik stehe über dem allgemeinen Stimmrecht und Paul de Cassagnac aus Bosheit für die allgemeine Amnestie stimmen will. Dies waren die tieferen Ursachen des Falls der Julimonarchie, der Europa so vollständig überraschte, weil man draußen nur die glänzende Seite des parlamentarischen Schaustücks sah; hatte doch im Nov. 1847 Nadowiz von Paris seinem Gebieter geschrieben, Louis Philipps Thron sei auf einem Diamantselzen begründet!

Es fehlt uns der Raum, um auf so manche schöne Seite des vorliegenden Werkes einzugehen, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen, so auf die wirthschaftliche Entwicklung, den Socialismus, die religiöse und literarische Bewegung, die gesellschaftlichen Zustände, das Aufleben des Bonapartismus, Gegenstände, die Niemand berufener war darzustellen, als ein Mann, der so wie Gillebrand das französische Leben mitgelebt hat. Wir sehen in dem ganzen farbenreichen Bilde, das er uns entworfen, ein Volk mit aller Erregbarkeit, Hitze, Eitelkeit und dem Mangel an Selbstbeherrschung der Athener, der Beweglichkeit und Unbulsamkeit der Florentiner, ohne die politische Begabung der alten Griechen wie der mittelalterlichen Italiener, ein Volk das Thiers selbst einmal bezeichnete als „eine Voltaireanische Nation, mit katholischen Sitten und republikanischen Strebungen“. Die wunderbare Mischung dieser widersprechenden und anscheinend unveröhnlichen Eigenschaften erklärt die Wechselfälle dieses Volkes, von dem Tocqueville mit Recht sagen konnte, es sei noch außerordentlicher, als irgend eine Begebenheit seiner Geschichte.

F. S. Geffken.

## Literarische Rundschau.

### Wilhelm Scherer's Literaturgeschichte.

Geschichte der Deutschen Literatur von Dr. Wilhelm Scherer, o. b. Professor der Deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin. 1. Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

In der ersten Lieferung seines neuen Buches, die auf 80 Seiten bereits bis in das 12. Jahrhundert, zu den Anfängen der mittelalterlichen Blüthezeit gelangt, führt Scherer, ohne erst allgemeine Betrachtungen anzustellen, ohne über die Berechtigung oder die Grenzen der Literaturgeschichte, ihr Verhältniß zu andern Wissenschaften, ihre Entwicklung und Fortbildung viel zu sprechen, uns gleich an der Hand der Thatsachen *medias in res*, zunächst zu den alten Germanen, ihren sittlichen und religiösen Anschauungen, den spärlichen Resten ihres Dichtens. Ich möchte mir erlauben, seinem nachahmenswerthen Beispiel zu folgen und gleichfalls ohne weitere Einleitung sofort das Wesentlichste aussprechen: daß Scherer's Werk, so weit das bis jetzt vorliegende erste Heft ein Urtheil gestattet, weitaus die beste von allen populären Literaturgeschichten werden wird, die wir bis auf den heutigen Tag besitzen.

Das klingt vielleicht sehr stolz, in Wahrheit will es aber so gar viel nicht besagen. Wenn sie jemals gepaßt hat, auf Scherer's Werk paßt die abgebrauchte Phrase, daß es „einem längst gefühlten Bedürfniß abhilft“ oder „eine schmerzlich empfundene Lücke auf unserem Büchermarkt ausfüllt.“ Die bekannteste unter den älteren Arbeiten, Wilmar's Literaturgeschichte, so gute Dienste sie einst geleistet hat, steht schon lange nicht mehr auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung; sie leidet überdies auf das Empfindlichste unter der Einseitigkeit und der beschränkten Gesichtswerte des Verfassers, unter seinen nationalen und religiösen Vorurtheilen. So viele Werke auch auf dieses Buch gefolgt sind, sie sind alle, mit sehr wenigen, von der „Rundschau“ bereits gewürdigten Ausnahmen, Literaturgeschichten „aus dem Handgelenk“, sie beruhen weniger auf eigenen Studien, als auf geschickten Compilationen. Oder auch auf ungeschickten, wie das Buch von Robert König, das durch allerlei Brimborium, durch Illustrationen und Facsimiles, einen Erfolg gehabt hat, den der unzuverlässige und jeder Selbständigkeit baare Text jedenfalls nicht verdiente.

Gegenüber solchen Vorgängern hat ein Autor von der hervorragenden Gelehrsamkeit und der glänzenden schriftstellerischen Begabung Scherer's bei allen Urtheilsfähigen von vornherein gewonnenes Spiel, und es mag den streitbaren Mann vielleicht heimlich verdrießen, daß es nicht einen ebenbürtigeren Gegner zu bestehen gilt. Daß der Vertreter der deutschen Literatur an der Hochschule der Reichshauptstadt, der berühmte Gelehrte, der auf allen Gebieten der Literaturhistorie gleichmäßig heimisch ist, und durch eigene Arbeiten die Forschung in hervorragender Weise gefördert hat — daß dieser die erforderliche wissenschaftliche Qualifikation für sein Werk im reich-

sten Maße mitbringt, braucht wol nicht besonders hervorgehoben zu werden; wichtiger ist es, zu sagen, daß auch nach der schriftstellerischen Seite hin das neue Buch die größte Bewunderung fordert, daß Scherer, wie er über dem Gelehrten nie den Menschen vergessen hat, auch nirgends aufhört, als Darsteller, als Künstler sich zu fühlen; daß er nicht, wie so viele Gelehrte, an dem Empirischen hängen bleibt, nicht von dem Stoffe sich tragen und leiten läßt, sondern mit Bewußtsein über dem Stoff steht, den er beherrscht und ausgestaltet nach seinem Willen. Da ist kein Moment, das wesentlich wäre, vernachlässigt, da ist aber auch keines zum Nachtheil des anderen übermäßig begünstigt, alles und jedes erfährt die gleiche Gunst der Beleuchtung, empfängt Licht und Schatten nach Verdienst. Das Geschichtliche ist stets gebührend herangezogen, aber nur als Hintergrund für das eigentliche Thema, ohne sich je störend hervorzudrängen; und auf das Strengste weiß der Verfasser zwei Dinge auseinanderzuhalten, die nur zu oft vermischt werden und die doch gar nichts mit einander zu thun haben: historisches Begreifen und ästhetisches Beurtheilen.

In den ästhetischen Beobachtungen möchte ich das wichtigste und fruchtbringendste Element des ganzen Werkes erblicken; selbst in der modernen Literaturgeschichte ist neuerdings das Aesthetische, zum großen Nachtheil der Wissenschaft und ihres Verhältnisses zum Leben, vielfach über Gebühr vernachlässigt worden, um wie viel mehr aber wurde es in der Betrachtung der älteren Perioden zurückgedrängt, für die nun Scherer auf das Glückliche es wieder in den Vordergrund zieht. Ausgerüstet mit dem zwiefachen Formensinn des Wieners und des Philologen, gibt er eine Fülle feiner und anziehender Beobachtungen über den poetischen Stil, die Technik, die Motive der bedeutendsten älteren Dichtungen; er stellt Untersuchungen an, wie sie meines Wissens noch nirgends in diesem Umfange öffentlich versucht und jedenfalls nirgends mit so volligem Gelingen gelöst sind, über den poetischen Werth des Hildebrandliedes, des Heliand, der Evangelien des Otfried, die bei aller Werthschätzung dieser ehrwürdigen Denkmäler, bei aller Begeisterung für das Große und Gewaltige in ihnen, doch der tritiklosen Ueberschätzung, die insbesondere der Heliand erfahren mußte, ein für alle Mal ein Ende machen.

Auf diese flüchtigen und mehr andeutenden als ausführenden Bemerkungen glauben wir uns für heute beschränken zu sollen; sie werden hoffentlich ausreichen, um das Interesse unserer Leser nachdrücklichst auf Scherer's Buch hinzulenken. Wenn seine Arbeit, die in acht Lieferungen von je 80 Seiten beendet werden soll, erst abgeschlossen vorliegt — und hoffentlich tritt dieser Fall recht bald ein — wird die „Deutsche Rundschau“ Gelegenheit finden, das bedeutende Werk eingehender zu würdigen.

Otto Brahm.

e. **Aus Briefen Adolf Jensen's.** Mit einem Vorwort des Empfängers. Berlin, E. Trautwein. 1880.

Das kleine Buch ist nur als ein Andenken an den verstorbenen Liedercomponisten aufzufassen, wir wüßten sonst für seine Herausgabe keinen Grund. Briefe von Künstlern gleichen den Pflächblättern, welche zwischen ihren Manuscripten liegen. Sie sind und sollen der unmittelbare Abdruck ihrer geistigen Arbeit sein. Je mehr sie diesen Zweck erreichen, je mehr gefallen sie uns. Die vorliegenden Briefe machen ganz den Eindruck des Facsimile's in der Spiegelschrift, nur sind sie tief beschattet durch das körperliche Siechthum des Schreibers, welches in grauenhafter Progression vor unseren Augen wächst. Alle persönlichen Eigenschaften Jensen's, seine Reinheit und Ehrlichkeit, sein himmelstürmender Idealismus, aber auch seine naive Selbstüberschätzung, spiegeln sich darin wieder. Man muß den Mann geliebt haben, wenn man rechte Freude an diesen Briefen haben will.

e. **Rob. Schumann's Werke.** Herausgegeben von Clara Schumann. Serie VII, Lieferung 1. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Der erste Schritt verspöchtet. Nach der Herausgabe der Mendelssohn'schen Werke durfte die berühmte Verlagshandlung es sich nicht versagen, die seines großen Zeitgenossen zu bringen. Da das Eigenthumsrecht erst 1856 erlischt, kann zunächst nur mit der Herausgabe des eigenen Verlags vorgegangen werden. Die erste Lieferung umfaßt den „Carneval“, diese reizenden „scènes mignonnes sur quatre notes“, die Schumann sie romantisch bezeichnet hat, die „Phantastestücke“, „Novellen“ und die Piste gewidmete „Phantastie, op. 17“, der Schreden aller unmusikalischen Philister und die Freude aller congenialen Naturen. Die Ausstattung entspricht den höchsten Anforderungen an monumentale Publicationen. Das von uns immer angezwelfelte „Ges“ in der „Promenade“ des Carnevals (Seite 23, erster Tact) ist stehen geblieben. Frau Schumann selbst spielt „S“, was offenbar gemeint ist, und nicht „Ges“. Wir hören, daß Brahms die Revision dieses Werkes besorgt hat. Ein Manuscript war nicht vorhanden, wol aber die von Schumann revidirten Correcturbogen, in denen jene fragliche Note unbeanstandet geblieben war. Man weiß, wie schlecht Autoren corrigiren. Ein an sich Unwahrscheinliches wird durch solchen Beleg nicht authentisch. — Wir sehen den weiteren Lieferungen voll Theilnahme entgegen.

φ. **Chronik der Weltgeschichte.** Zusammenstellung des Wissenwürdigsten aus Sage und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit specieller Berücksichtigung Deutschlands und Vesterreichs. Von Dr. Karl Ruthardt. 1. Aufl. Stuttgart, Levy & Müller. Eine ganz verdienstliche Arbeit, welche zwischen dem ausführenden Geschichtswerke und der registrirenden Geschichtstabelle die Mitte haltend, ihre Leser in knapper, chronologischer Darstellung über die Ereignisse der Weltgeschichte unterrichten will. Wir finden in der ersten Lieferung, die eine zweckentsprechende Anordnung beweist, neben einer Erläuterung zum Verständnis nöthiger Grund- und Vorbegriffe, die ältesten Culturoßner des Orients sämmtlich, und

von den Culturoßnern des Occidents die Griechen zum Theil behandelt.

φ. **Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein, Leonore Christine,** vermählte Gräfin Ulfeld, aus ihrer Gefangenschaft im blauen Thurm des Königsschlosses zu Copenhagen 1663 — 1685. Nach der dänischen Originalhandschrift im Besitze Sr. Excellenz des Herrn Johan Grafen Waldstein. Herausgegeben von Johannes Ziegler. Zweite Auflage. Wien, Carl Gerold. 1879.

Die traurigen Schicksale der Gräfin Ulfeld sind allgemein bekannt, aber kein Geschichtsschreiber könnte sie berechter schildern als es die Leidensthebin in den für ihre Kinder aufgesetzten Memoiren selbst gethan hat. Ziegler hat das 280 Seiten zählende Manuscript mit großer Sorgfalt verbeutacht und sich dabei mit vielem Glück einer der Entstehungszeit entsprechenden Schreibweise bestreift, die den Memoiren ihr charakteristisches Gepräge beläßt. Zudem hat er eine gute biographische Skizze des Ulfeld'schen Ehepaars vorausgeschickt und in einem Anhang allgemeine, zur Erläuterung dienende Notizen, Geschlechtstafeln, Auszüge aus Geschichtswerken, zeitgenössische Angaben, wie Ungedrucktes aus einer französischen Autobiographie Leonore-Christinens und aus Ulfeld's Vertheidigung gegen die 1663 wider ihn erhobene Anschuldigung des Hochverraths mitgetheilt. Die Memoiren zeigen auf jeder Seite das Bild einer ebenso tugendhaften, mit allen Reizen eines weiblichen Charakters geschmückten, wie mit einer Fülle von Kenntnissen und Scharfsinn begabten Frau, die, auf den verschiedensten Gebieten wohlbewandert, entschieden zu den Vorzüglichsten ihres Geschlechts gehörte. Zugleich sind ihre Aufzeichnungen von außerordentlichem culturgeschichtlichem Interesse, indem sie besonders auf intimere Zeitverhältnisse zahlreiche erhellende Streiflichter werfen.

φ. **Die Philosophie Arthur Schopenhauer's** in ihrer Relation zur Ethik von Joh. Mich. Eschsen. München, Theodor Adermann. 1879.

Der Verfasser stellt zunächst S. 1—16 einige Gedanken Schopenhauer's dar, kritisiert hierauf diese Gedanken (Welt als Wille und Vorstellung). Alsdann wendet er sich S. 36 den zwei Grundproblemen der Ethik zu (über die Freiheit des menschlichen Willens; über das Fundament der Moral). Verfasser zeigt, wie sich Schopenhauer mit der persönlichen Verantwortlichkeit im Conflict befindet und charakterisiert überhaupt einige Schäden der ethischen Betrachtung des berühmten Philosophen.

φ. **Der Sokrates der Renzeit** und sein Gedankenschatz. Sämmtliche Schriften Spinoza's, gemeinverständlich und kurz gefaßt, mit besondrer Hervorhebung aller Lichtstrahlen, von Dr. R. Dessauer. Eßben, Paul Schettler. 1877.

Verfasser schließt sich denen an, welche „die hervorragenden Gedanken der Geistesheroen in Form von Lichtstrahlen sammeln“ (III). „Man verallgemeinert allerdings durch sie die Kernsätze der literarischen Größen — und bei streng durchgeführten philosophischen Systemen, wo der Einzelgedanke als Blüte einer consequenten Ideen-

entwidelung hervordrückt, da muß dieser, vom Stamme gebrochen, noch mehr an Duft und Reiz einbüßen" etc. Möge sich der Leser durch diese Pracht der Sprache weder herauschen noch abschrecken lassen. Verfasser versucht sämtliche Schriften Spinoza's in ihrem ursprünglichen Zusammenhange kurz wiederzugeben. Vorher geht eine kleine Lebensbeschreibung (16 Seiten). In unsrer Zeit sei die Beschäftigung mit Spinoza (auch in dieser Form) allen Freunden reiner Gesinnung, wirklicher Humanität und Toleranz empfohlen. Spinoza, ein Opfer der Intoleranz, war es, welcher zuerst Toleranz gelehrt hat.

9. **The Letters of Charles Dickens.** Edited by his sister-in-law and his eldest daughter. Copyright edition. 3 vols. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1880.

Wie die Herausgeberinnen, Mamie Dickens und Georgina Hogarth, in der Vorrede sagen, soll diese Sammlung von Briefen ein Supplement zu „Charles Dickens' Leben“ von John Forster sein. Es wird an jener unvergleichlichen Biographie getadelt, daß sie den großen Humoristen nur so darstellt, wie er dem Freund erschien, in seinen Verhältnissen zu ihm, in seiner Correspondenz mit ihm; in der That, wenn dieß ein Fehler war, so war er ein solcher, der im Plane des Werkes lag und er würde den Vorzug desselben gebildet haben, wenn Forster es als das gegeben hätte, was es in Wahrheit ist: persönliche Erinnerungen an Charles Dickens. Im Uebrigen möchten wir das Buch um keinen Preis missen und in der vorliegenden Correspondenz Charles Dickens' mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, seiner Schwägerin und seinen Freunden (außer John Forster) erhält es die wünschenswerteste Ergänzung. Der erste Brief ist aus dem Jahr 1833, wo Dickens noch Reporter des „Morning Chronicle“ war; und die beiden letzten, im Facsimile mitgetheilten Briefe sind vom 8. Juni 1870, dem Tage vor seinem Tode. Jedem Jahre geht eine von den Herausgeberinnen eingehaltene Notiz über die Arbeiten, die ihn während desselben beschäftigten, sowie über die wichtigsten Ereignisse in seinem häuslichen und öffentlichen Leben voraus, welche den Leser rasch orientirt und den Genuß der Lectüre wesentlich erhöht. Wir begnügen uns an dieser Stelle damit, die Freunde Dickens' in Deutschland auf das Erscheinen des Buches aufmerksam gemacht zu haben; aber wir werden ausführlich darauf zurückkommen.

10. **Goethe's Märchendichtungen.** Von Friedrich Meyer von Balbeck. Heidelberg, Winter's Universitätsbuchhandlung. 1879.

Der neue Paris“, „die neue Melusine“ und das Märchen von der schönen Lilie (in den Unterhaltungen deutscher Ausgewandelter) werden hier neu herausgegeben und mit ausführlichen Erläuterungen versehen. Die Schrift berührt wohlthunend durch den Fleiß, mit welchem frühere Arbeiten über denselben Gegenstand gesammelt, durch die Sorgfalt, womit sie kritisiert werden. Ueber Symbol und Allegorie bei Goethe hätte wol gründlicher gehandelt werden müssen, als es S. 5 geschehen ist. Die Deutung des Knabenmärchens will uns gar nicht einleuchten. Mit der Auffassung der „neuen Melusine“, die sich

an Lucius anschließt, können wir uns eher einverstanden erklären. Wir finden in eigenen älteren Aufzeichnungen analoge Bemerkungen. Das ethische Grundmotiv liege in der Beschreibung des Zwerggenussstandes, welchem der Held und Erzähler verfallen. Er empfindet in sich einen Maßstab voriger Größe, der ihn unruhig und unglücklich macht; er begreift, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen; er hat ein Ideal von sich selbst und erscheint sich manchmal im Traume wie ein Riese. Man vergleiche was Gottfried von Beroldingen zu Weislingen sagt: als Rathgeber des Bischofs von Bamberg habe dieser sich in einen scheußlichen budlichten Zwerg verwandelt, sich selbst dazu gemacht. Es handelt sich also um den Contrast zwischen dem was einer ist und dem was er sein könnte oder sein möchte. Wer sich wegwirft, verabscheut, wird ein Zwerg, und der Mensch ist nur ein Zwerg gegenüber seinen Idealen. Dieses Gefühl der Zwerghaftigkeit, Kleinheit bewegte Goethe. Nirgends härter als im Faust: „Du gleichst dem Geiß, den du begreifst.“ „Du bist am Ende was du bist.“ Das erste Motiv der „neuen Melusine“ wird denn doch in Goethe's Jugendzeit hinaufreichen. Dem „neuen Paris“ und der „neuen Melusine“ verleiht sich zunächst der „neue Amadis“, worin auch der Gegensatz des Lebens und einer erträumten Phantasiwelt, der Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit das Motiv zerbricht. Einen ähnlichen Gegensatz, den zwischen „Poesie“ und „Realismus“, findet der Verfasser in dem vielbehandelten Märchen von der schönen Lilie: ob er bei der Durchsührung des Gedankens im einzelnen überall das Richtige gefunden, ob hier ein Unzweifelhaftes überhaupt zu finden sei, lassen wir dahin gestellt. Jedenfalls ist die Frage mit solcher Gründlichkeit noch nie in Angriff genommen worden. Dagegen hat es der Verfasser bei dem Lilienmärchen wie beim neuen Paris verschmäht — was er doch bei der neuen Melusine nicht ganz unterläßt — nach den überlieferten poetischen Motiven zu forschen, welche Goethe in seinen Märchendichtungen verwertete. Eine Untersuchung, welche mithin noch ebenso aussteht, wie die eingehende Betrachtung von Stil und Composition.

11. **Weibliches Wirken in Küche, Wohnzimmer und Salon.** Praktische Winke für Frauen und Mädchen von Marie Calm. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Elwin Stände. 1879.

Die Verfasserin hat in diesem kleinen namentlich zu Geschenken sich eignenden Werkchen ihre Ansichten über häusliche Arbeiten, weibliche Handarbeiten, über das Lesen, die Künste, die Geselligkeit und die Toilette niedergelegt. Sie schließt sich den modernen Bestrebungen, die Frau mehr als bisher an der allgemeinen Arbeit theilnehmen zu lassen, durchaus an; aber mit Recht hält sie es für wichtig, die bisher geübte Thätigkeit der Frau zunächst zu wirklich segensreicher Vollkommenheit zu entwickeln. Der Leitfaden dazu soll ihr Schriftchen sein, das wir um so mehr empfehlen können, als es Vorurtheilen in Betreff der geistigen Ausbildung entgegentritt und nachdrücklich für vielseitige Entwidelung der geistigen Kräfte bei der Frau plaidirt.



**Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:**

**Ammon.** — Dr. von Ammon's Brunnenblättlein nebst Führer an die Kurorte. 7. Auflage. Herausgegeben von Dr. Hermann Reimer. Leipzig, S. Hirzel. 1880.

**Andersen.** — H. Ch. Andersen's ausgewählte Werke. Neu übersezt auf Grund der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Leopold Katscher. 1. Hft. Leipzig, G. B. Wartig's Verlag. 1880.

**Bartsch.** — Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Gesammelt und herausgegeben von Karl Bartsch. 2. Band: Gebräuche und Aberglaube. Wien, W. Braumüller, L. F. Hof- & Univ.-Büchlg. 1880.

**Berichte, Literarische, aus Ungarn.** Herausgegeben von Paul Hunfalvy. IV. Bd. 1. Heft. Budapest, C. Knoll, akadem. Buchh. 1880.

**Birnbaum.** — Wichtige Tagesfragen. Vorträge über Parteistandpunkte und Parteibestrebungen auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik. Von Professor Dr. Karl Birnbaum. Berlin, Th. Hofmann. 1880.

**Büchel.** — Inso der Hironenhäuptling. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Alfred Büchel. Mainz, J. Neiner. 1880.

**Brand.** — Die Ueberbürdungsfrage auf der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier. Von Professor Dr. Eduard Brand. Bieleitz, W. Fröhlich. 1880.

**Breitshwert.** — Aquileja das Emborium an der Adria vom Entfinken bis zur Vereinigung mit Deutschland. Ein geschichtliches Essay von Otto von Breitshwert. Stuttgart, A. Bong & Comp. 1880.

**Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Mensebach mit Jacob und Wilhelm Grimm.** Nebst einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhang von der Beratung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1880.

**Bühner.** — Georg Bühner's sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Mit Portrait des Dichters und Ansicht des Hühner Grabsteins. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1880.

**Buonaventura-Schmidt.** — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium. Brief 28—30. Lectlon 55—60. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

**Caro.** — In der Sommernacht. Novelle in Versen von Carl Caro. Wien, S. Kosner. 1880.

**Caro.** — Die Tochter Theodorid's. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Caro. Wien, S. Kosner. 1880.

**Chaucer.** — Ausgewählte kleinere Dichtungen Chaucer's. Im Verlasse des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen von Dr. John Koch. Leipzig, Wih. Friedrich. 1880.

**Darwin'stische Schriften.** No. 6. Erasmus Darwin und seine Stellung in der Geschichte der Descendenz-Theorie von Ernst Krause. Mit seinem Lebens- und Charakterbilde von Charles Darwin. Nebst Lichtdruck-Portrait und Holzschnitten. Leipzig, Ernst Gunther's Verlag. 1880.

**Droste-Hülshoff.** — Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. 2. verm. Aufl. Münster, A. Ruffell's Verlag. 1880.

**Encyclopädie der Naturwissenschaften.** — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath, Dr. Schömlösch, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Prof. Dr. von Zsch. 1. Abthlg. 9. Lfg. Inhalt: Handbuch der Mathematik. 4. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

**Erholungsstunden.** Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 13, 14. Breslau, E. Schottlaender.

**Eugen.** — Ueber Bilder und Gleichnisse in der Philosophie. Eine Festchrift von Professor Rudolph Eugen. Leipzig, Witt & Comp. 1880.

**Falk.** — Reden des Staats-Ministers Dr. Falk gehalten in den Jahren 1872 bis 1879. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und ausführlichen Registern. 1. Theil. Reden über die gesammte Unterrichts-Verwaltung. 3. Heft. Berlin, F. Kortkamp. 1880.

**Friede.** — Die Reichsorthographie. Zur Orientirung in dem Streite über Möglichkeit und Nützlichkeit einer

einfachen Rechtschreibung. Von Dr. Friedr. Wih. Friede. Wiesbaden, E. Schellenberg'sche Hof-Buchdr. 1880.

**Gamp.** — Die wirtschaftlich-sozialen Aufgaben unserer Zeit auf industriellen und landwirtschaftlichem Gebiete. Vom Reg.-Rath Gamp. Berlin, Carl Hermann's Verlag. 1880.

**Gewerbehalle.** Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 4. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

**Girndt.** — Romanhaft. Humoristische Erzählung von Otto Girndt. (Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. Band 47.) Berlin, A. Goldschmidt. 1880.

**Gravenhorst.** — Poetische Kleinigkeiten in vier Abtheilungen zusammengestellt und seinen Freunden gewidmet von G. Th. Gravenhorst. Braunschweig, Joh. Neiner. 1880.

**Harzes Gruss, des dem Kaiser-Jubelpaar.** Ein Festspiel. Als Manuscript gedruckt.

**Heimgarten.** — Eine Monatschrift. Herausgegeben von P. R. Hofegger. IV. Jahrg. Heft 7. April 1880. Graz, Reclam-Polygraph.

**Hefsch.** — Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donauebietes. Von Alex. H. Hefsch. Mit 200 Illustrationen und einer Karte. Hefg. 13—18. Wien, A. Hartleben's Verlag.

**Heyse.** — La Madonna Nell' Oliveto. Novella in ottava rima die Paolo Heyse. Fatta italiana nello stesso metro da C. A. Giusti. Firenze. 1880.

**Honegger.** — Russische Literatur und Kultur. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik derselben von J. J. Honegger. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

**Humoristen-Brevier.** Herausgegeben von P. Giesbert. 3. Heft. Mit Beiträgen von: Wilhelm Anthon, P. Giesbert, Sacher-Masch, Richard Schmidt-Cabanis, Th. Stromer, Emil Taubert. Leipzig, Wfr. Krüger. 1880.

**Jäger.** — Garten- und Blumen-Brevier. Widmungsgabe für unsere Frauen und Jungfrauen. Nebst einem Gartenarbeits-Kalender. Von H. Jäger. Mit 100 Text-Abbildungen nach Zeichnungen von E. Eggel u. A. Leipzig, D. Spamer. 1880.

**Kaerger.** — Die orthographische Frage. Flugschrift von Karl Kaerger. Berlin, S. Hermann. 1880.

**Knecht.** — Dramatische Dichtungen von R. M. Knecht. 1. Band. Würzburg, Stabell'sche Büchlg. 1879.

**Lartey.** — Gastmahl der Verwaltungsräthe von Edgar Lartey. Propez in Paris. — Altenglische Sitten und mosaische Geologie. — Die Handbibliothek eines aufgeklärten Junkers. 1. Lfg. Budapest, W. Lauffer. 1880.

**Leirner.** — Unser Jahrhundert. Ein Gesamtbild der wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leirner. Mit zahlreichen Illustrationen. Hft. 1. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

**Leisingen.** — Caroline von Leisingen, die Gattin eines englischen Prinzen. Ungebrachte Briefe und Abhandlungen aus dem Nachlasse des Freiherrn R. von Reichenbach. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von . . . Leipzig, Duncker & Humblot. 1880.

**Mallery.** — Introduction to the study of sign language among the North American Indians as illustrating the gesture speech of Mankind. By Garrick Mallery. Washington. 1880.

**Meher.** — Der Heilige. Novelle von Conrad Ferdinand Meher. Leipzig, D. Haeffel. 1880.

**Möste.** — Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Eubwig Möste. Großherzoglich Oldenburgischem Generalmajor. Mit einem kurzen Lebensabriss. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhlg.

**Müller.** — Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. Mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens von F. Max Müller. Strassburg, K. J. Trübner. 1880.

**Muster-Ornamente** aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwain, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 4, 5, 6. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

**Raumann.** — Illustrierte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Raumann, R. Professor und Hofkapellmusikdirector. Heft 1. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

**Spemann.** — Benedikt Franz Leo Waldeck, der Führer der preussischen Demokratie (1848—1870).

- Von H. B. Oppenheim. Wohlfeile Volks-Ausgabe mit einer Vorrede vom Januar 1880. Berlin, Kob. Oppenheim, 1880.
- Oeffen.** — Reise eines deutschen Landwirths durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich Oeffen. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhdlg. 1880.
- Perwanoglu.** — Culturbilder aus Griechenland von Dr. J. Perwanoglu. Mit einem Vorwort von A. R. v. Kanabe. Leipzig, W. Friedrich, 1880.
- Phillipson.** — Geschichte des Preussischen Staatswesens vom Tode Friedrich's des Großen bis zu den Freiheitskriegen. Von Martin Phillipson. 1. Band. Leipzig, Veit & Comp. 1880.
- Pichler.** — Margaretha von Schweden. Novelle in Versen von Fritz Pichler. Schleswig, L. Mebes. 1880.
- Post.** — Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis von Dr. Alb. Herm. Post. Bd. I. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1880.
- Riehl.** — Am Feiertabend. Sechs neue Novellen von W. G. Riehl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1880.
- Ruthardt.** — Kronik der Weltgeschichte. Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus Sage und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und Oesterreichs. Von Dr. Carl Ruthardt. Hg. 2-6. Stuttgart, Levy & Müller. 1879.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Volzgenboers. XV. Serie. Heft 339. Die Reichspost der römischen Kaiser. Von Prof. Gottfried Ritter v. Rittershain in Prag. Heft 340. 41. Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit von Dr. Ambros Klement in Budapest. Berlin, G. Habel. 1880.
- Sammlung musikalischer Vorträge.** Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Nr. 13. Robert Schumann's Mantren von Paul Graf Waldersee. Nr. 14. Fr. Chopin's Individualität von Franz Kist. Frei in's Deutsche übertragen von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.
- Sammlung öffentlicher Vorträge und Reden.** Herausgegeben von der Redaction der „Alma Mater“. V. VI—VIII. Wien, G. Verlag von R. Perles. 1880.
- Sammlung von Vorträgen.** Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. II, 9, 10, III, 1, 2. Haehnelt, der Thurmabau zu Vabel. Jacoby, Ueber die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie. — Werner, Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger. — Haud, Die Entdeckung des Christenthums in der abendländischen Kunst. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.
- Sanders.** — Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. Eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutsch-sprachlichen Wörterbücher (einschließlich des Grimmschen). Mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Hg. 1-4. Stuttgart, Ahenheim'sche Verlagsbuchhdlg. 1879. 80.
- Schweiger-Berkenfeld.** — Das Frauenleben der Erde. Geschildert von A. von Schweiger-Berkenfeld. Mit 200 Illustrationen. Hg. 1, 2. Wien, A. Hartleben. 1880.
- Siebeck.** — Geschichte der Psychologie. Von Professor Dr. Hermann Siebeck. I. Theil. 1. Abtheilung: Die Psychologie vor Aristoteles. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.
- Spanien.** In Schilderungen von Theodor Simons. Reich illustriert von Prof. Alexander Wagner in München. Hg. 1-4. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.
- Stangen.** — Eine Reise um die Erde 1878/79. Von Carl Stangen. Mit einem Gruppenbilde von Theilnehmern. Leipzig, Alfr. Krüger. 1880.
- Stark.** — Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst. Von Professor Dr. Carl Bernhard Stark. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1880.
- Sturm.** — Drei neue Novellen. Von Theodor Sturm. Cetenhof. — Im Brauerthause. — Zur „Wald- und Wasserfreude“. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.
- Taubert.** — Ein Mutterherz. Erzählung in Versen von Emil Taubert. Leipzig, Alfr. Krüger. 1880.
- Uhl.** — Die Postkammerin. Roman von Friedrich Uhl. 2 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.
- Vogel.** — Aus der neuen Hexenküche. Skizze des Spiritistentreibens von Prof. Dr. Hermann W. Vogel. Berlin, R. Oppenheim. 1880.
- Windscheid.** — Carl Georg von Waechter. Von Bernhard Windscheid. Leipzig, Duncker & Humblot. 1880.
- Wychgram.** — Alberto Mussato. Ein Beitrag zur italienischen Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts von Dr. phil. J. Wychgram. Leipzig, Veit & Comp. 1880.
- Zeitschrift, Historische,** herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. 7. Bd. Der ganzen Reihe 43. Band. 3. Heft. München, R. Oldenbourg. 1880.
- Zeit- und Streitfragen.** Deutsche Flugblätter zur Kenntniss der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Rudolph, Redacteur A. Sammers etc. herausgegeben von Franz von Holzendorff. Jahrg. IX. Heft 131. Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes von Dr. Ludwig Schöner. Berlin, G. Habel. 1880.
- Zeller.** — Das Reichsgesetz über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften. Nach den Protokollen und Commissionenberichten, unter Berücksichtigung der neuesten Gesetzgebung und der Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts zu Leipzig. Dargestellt von Dr. W. Zeller. Korb-lingen, Beck'sche Buchhdlg. 1880.
- Herden der englischen Litteratur** in biographischen Einzeldarstellungen. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1. Bändchen. Oliver Goldsmith. 2. Bändchen. Daniel Defoe. 3. Bändchen. William M. Thackeray. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.
- Zuñarates-Schmidt.** — Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Spanisch. Von Prof. Gil Zuñarates und Dr. ph. Alb. Schmidt. Brief 28-30. Lection 55-60. 2. Cursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

# Die kleine Welt.

Eine Erzählung aus Japan

von

Rudolph Lindan.

## VIII.

Sämmtliche Mitglieder der englischen Gemeinde, mit nur wenigen Ausnahmen, waren in dem geräumigen Gerichtssaale des englischen Consulats von Yokohama versammelt. Dort tagte nämlich unter dem Vorsitz des Herrn Mitchell ein Gerichtshof, um „in Sachen der Ermordung des Advocaten Daniel Ashbourne aus Bimerid in Irland“ eine öffentliche Untersuchung anzustellen. — Die Zeugen, soweit man dieselben ermittelt hatte, warteten, unter Aufsicht eines Beamten, in einem abgeforderten Zimmer. Es waren die Herren Dr. Wilkins, James Jervis, Walthor Macbean, Arthur Gilmore und der chinesische Comprador des Herrn James Jervis.

Herrn Thomas Ashbourne, dem Bruder des Ermordeten, und dem Diener Patrick Inish war es aus Rücksichten der Menschlichkeit gestattet worden, bei verschlossenen Thüren vernommen zu werden. Consul Mitchell hatte ihre Aussagen jedoch gleich nach Beginn der öffentlichen Sitzung verlesen. Es ging daraus hervor, daß Herr Daniel Ashbourne in keinerlei Conflict mit irgend einem Japaner gerathen war, so daß der Gedanke, der Mord könne möglicherweise ein Werk persönlicher Rache sein, von vorn herein ausgeschlossen wurde.

Dr. Wilkins, der Hauptzeuge, sagte, nach einer ausführlichen Erzählung des Vorfalls auf dem Moore, in Beantwortung der von dem Gerichtshof an ihn gerichteten Fragen, aus, Daniel Ashbourne's Benehmen, den Bewohnern des Yankiro gegenüber, sei ruhig und wohlwollend gewesen; er, Wilkins, könne positiv behaupten, daß der Ermordete im Yankiro weder Mann noch Weib Grund zur Erbitterung gegen ihn gegeben habe.

Wie erklärte Dr. Wilkins, daß weder er, noch Daniel Ashbourne, noch die Diener das Nähen des Mörders bemerkt zu haben schienen?

„Die Nacht war dunkel. Die Laternen erhellten nur die kurze Strecke Weges zwischen den voranschreitenden Dienern und uns. Der Mörder konnte sich hinter unserm Rücken an uns heranschleichen, ohne gesehen zu werden. —

Ich unterhielt mich vollständig sorglos mit Herrn Ashbourne; auch die Diener vor uns sprachen halblaut unter einander. Ich könnte mir erklären, daß wir ein leichtes Geräusch überhört haben würden. Bei dem weichen Boden des Moors und da man festgestellt hat, daß der Mörder auf Sandalen ging, ist es aber wahrscheinlich, daß er sich uns lautlos genähert hat. Das kleine Geräusch, welches mich plötzlich aufmerksam machte, ist meines Erachtens beim Ausgehen zum Hieb durch die Bewegung des Gewandes, welches der Mörder trug, verursacht worden."

"Was haben Sie von dem Fliehenden gesehen?"

"Es war ein Mann, der wie ein Hirsch in mächtigen Sähen davonsprang und im Nu in der Nacht verschwunden war. Ich hatte keine Zeit auf ihn zu zielen, obgleich ich den Revolver in der Hand bereit trug, und ich mußte ihm auf's Gerathewohl nachfeuern. — Er lief in der Richtung nach der japanischen Stadt. Er trug das gewöhnliche, lange japanische Kleid dunkler Farbe und schien mir, für einen Eingeborenen, groß zu sein. Ich wäre demnach geneigt, ihn für eine S'mo (Athleten) zu halten."

"Und Sie sagen, Dr. Wilkins, daß der Mörder sich eines japanischen Schwertes bedient habe?"

"Unzweifelhaft! Es gibt heutzutage gar keine europäische Waffe, mit der ein Hieb von der Wucht des Schlages, der Daniel Ashbourne zu Boden streckte, geführt werden könnte."

"Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?"

"Nein, Herr Consul."

Nach Dr. Wilkins wurde Herr James Jervis in den Saal gerufen. Er war leidend, wie Dr. Wilkins im ersten Theile seiner Vernehmung zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte, und der Gerichtshof ertheilte ihm die Erlaubniß, sich zu setzen. Herr Jervis sah in der That sehr angegriffen aus. Er beantwortete die ersten üblichen Fragen, die zur Constatirung seiner Identität an ihn gerichtet wurden, mit leiser Stimme, aber kurz und bündig und ohne jedes Zaudern.

"James Jervis, Sie schwören, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit?"

"So wahr mir Gott helfe!"

"Müssen Sie die Bibel!"

Jervis gehorchte.

"Was wissen Sie," fuhr Herr Mitchell fort, "die Ermordung Daniel Ashbourne's betreffend?"

"Ich schlief, als ich durch Rufen und Schreien, das ich aber nur undeutlich vernahm, geweckt und gleich darauf durch zwei schnell hintereinander abgefeuerte Pistolenschüsse vollständig wach gemacht wurde. Ich trat an das Fenster und erblickte grade vor mir, ungefähr in der Mitte des Moors, mehrere Laternen. Ich kleidete mich darauf schnell an. Da ich mich sehr unwohl fühlte und nicht ahnte, daß ein so großes Unglück vorgefallen sei, so weckte ich den Groom, als den schnellsten unter meinen Leuten, und befahl ihm, nach der Stelle zu laufen, wo die Laternen standen, und mir sofort Bericht von Dem zu erstatten, was er gesehen habe. Der Mann war verschlafen; es dauerte mehrere Minuten,

ehe ich ihn das Haus verlassen sah. — Die andern Diener waren mittlerweile ebenfalls wach geworden, und mein Comprador hatte sich zu mir auf die Veranda gestellt. — Da erblickten wir in geringer Entfernung einen Mann, der im schnellsten Laufe vorbeischoß. Er lief in der Richtung von der japanischen Stadt nach den Hügel. Wir konnten ihn nur eine Secunde sehen; währenddem er das kurze Sichtfeld, das vor dem Hause lag, durchschritt. Es war ein Japaner oder ein Chinese; es war kein Europäer; das konnte ich, selbst in dem kurzen Augenblicke, wo ich ihn sah, an seinen Gewändern erkennen. — Ich rief meinen zweiten Groom und befahl ihm, dem Fliehenden so schnell er konnte nachzulaufen. Ich versprach ihm ein reichliches Geldgeschenk, wenn er mir berichten könnte, was aus dem Mann geworden sei. — Der Betto war eine halbe Minute später auf der Fährte des Flüchtigen; aber nach einer Viertelstunde kehrte er athemlos zurück und sagte, er sei bis nach Homura (ein Dorf in der Nähe von Yokohama) gelaufen, ohne ein lebendes Wesen zu erblicken. Bald darauf kam auch mein erster Groom zurück und brachte mir die Nachricht von der Ermordung meines Nachbarn. Er hatte geholfen, die Leiche nach dem Hause des Herrn Thomas Ashbourne zu tragen. — Das ist Alles, was ich von dem Vorfalle weiß.“

Der anwesende chinesische Comprador des Herrn Jervis, der, da er den Zeugeneid nicht leisten konnte, einfach „zur besseren Information des Gerichtshofes“ vernommen wurde, bestätigte die von seinem Herrn gemachten Aussagen. Ueber das Aussehen des Mannes, der am Hause vorbeigezogen war, konnte er so gut wie nichts sagen: „Es flog etwas vorbei wie ein Schatten; ich erkannte nicht einmal, daß es ein Mensch war; in demselben Augenblicke, in dem Herr Jervis mich darauf aufmerksam machte, war er auch schon verschwunden; man hörte seine Schritte nicht.“

Herr Macbean, Ashbourne's zweiter Nachbar, trug ebenfalls nur wenig zur Aufklärung des Gerichtshofes bei. Er war durch den Lärm auf dem Moor aufgeweckt worden, hatte sich schnell angekleidet und war auf die Laternen zugelaufen. Dort hatte er Dr. Wilkins, Herrn Thomas Ashbourne und zwei japanische Diener angetroffen. Bald darauf war der Betto des Herrn Jervis dazugekommen, und alle zusammen hatten sie die Leiche Daniel Ashbourne's nach dessen Wohnung getragen. Der fliehende Mörder war ihm nicht zu Gesicht gekommen; aber er erinnerte sich nun, von seinem Zimmer aus ein Geräusch vernommen zu haben, wie wenn Jemand über eine Bretterwand klicke. Er hatte in dem Augenblicke nicht darauf geachtet, da er bedacht gewesen war, so schnell wie möglich auf das Moor zu gelangen.

Herr Gilmore endlich sagte aus, er habe den englischen Club wenige Minuten vor zwölf Uhr verlassen, um nach Hause zu gehen. Beim Einbiegen in eine Seitenstraße sei er von einem Japaner beinahe umgerannt worden. Er habe geglaubt, man wolle ihn anfallen, aber der Mann sei mit einem Satz auf die andere Seite der Straße gesprungen, und gleich darauf verschwunden. Es sei ein großer, schlanker Mann gewesen; das Gesicht habe er nicht sehen können, da dasselbe, nach japanischer Sitte, mit einem Tuche bis auf die Augen verhüllt gewesen sei.

Dies schloß die Vernehmungen. Der Gerichtshof zog sich zurück, erschien

nach einer viertel Stunde wieder und erklärte, „daß nach den übereinstimmenden Aussagen aller vernommenen Zeugen, Daniel Ashbourne aus Stmerick in Irland, in der Nacht vom 12. zum 13. Juni, gegen zwölf Uhr, auf dem Moor von Yokohama, von einem Unbekannten, der sich nach verübter That zunächst nach der japanischen Stadt, westlich vom Moor, gewandt, dann aber nach den Hügeln, östlich vom Moor, geflüchtet zu haben scheine, und der sich bis jetzt der Verhaftung entzogen habe, meuchlings angefallen, und mittels eines scharfen und schweren Instruments, wahrscheinlich eines japanischen Schwertes, ermordet worden sei.“

## IX.

Daniel Ashbourne wurde am nächstfolgenden Tage in aller Fröhe beerdigt. Sämmtliche Mitglieder der englischen Gemeinde und auch viele Deutsche und Amerikaner hatten sich zur Beerdigung eingefunden. — Als erster Leidtragender, unmittelbar hinter dem Sarge, schritt, gebeugten Hauptes, der unglückliche Bruder des Ermordeten; ihm zur Seite der Diener Patrick Inish. Dann folgten in langer Reihe die Mitglieder der fremden Gemeinde.

Jervis hatte am vorhergehenden Abend seinem Arzte erklärt, er fühle sich zu unwohl, um dem Begräbniß beizuhören zu können; Wilkins war der Meinung gewesen, sein Patient werde wohlthun, sich nicht von der Feierlichkeit auszuschließen. „Man hat Sie gestern im Consulate gesehen, und man weiß, daß Sie ausgehen können; man würde allerhand unfreundliche Commentare über Ihr Fortbleiben machen. Folgen Sie meinem Rathe: gehen Sie. Ich werde nicht von Ihrer Seite weichen.“ — Jervis hatte darauf nach einigem Nachdenken gesagt, er werde kommen, wenn es ihm irgend möglich sei. — Er war erschienen, und Jedermann konnte ihm wol ansehen, daß es ihm nicht leicht wurde, den steilen Hügel, auf dessen Gipfel der Kirchhof lag, hinaufzuklimmen. Er sah bleich und verstört aus; und mehrere Male blieb er schwer athmend stehen und legte die Hand auf die Stirn, auf welcher der Schweiß perlte. Man war ihm dankbar dafür, sich aufgerafft zu haben, um Daniel Ashbourne die letzte Ehre zu erweisen, und viele seiner Genossen, die ihn seit Wochen vermieden hatten, näherten sich ihm, um ihm die Hand zu drücken und sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Der Kirchhof war ein wunderbar friedlicher, schöner Platz, ein Hain, der früher zu einem japanischen Tempel gehört hatte, dessen verfallene Ueberreste man in der Nähe erblickte. — Uralte Bäume erhoben sich darauf und bildeten mit ihren mächtigen Zweigen ein großes Laubdach, unter dem es geheimnißvoll schattig und still war. — Wenn man den Kirchhof, der vom Thale gesehen einer Citabelle glich, betrat, so erblickte man vor sich das Meer, links die Stadt von Yokohama und rechts die Berge von Hakoni mit dem das ganze Land beherrschenden, Alles hoch übergipfelnden Krater von Fusi-yama. — Nach den genannten drei Richtungen hin fiel der Hügel steil ab; dem Moore und der Stadt zu bildete er eine fast senkrechte Mauer. Verkrüppelte Bäume und hartes Gesträuch hatten ihre Wurzeln in die Felsrißen geschlagen, und fette, schwarzgrüne Moosarten die ganze Wand mit einer sippigen, weichen Decke überzogen. Am Fuße

des Hügels erhoben sich einige kleine Fischerhütten. — Der Steg, welcher auf der dem Moore entgegengesetzten Seite von der Ebene zum Kirchhof führte, trock in kurzem Zickzack die steile Höhe empor. Die fremde Gemeinde von Yokohama hatte den Friedhof mit einer hohen steinernen Mauer umgeben lassen und zwei japanische Wächter angestellt, die in einer Hütte neben der Eingangsthür wohnten und die Gräber vor Entweihung bewahren sollten.

Der Sarg, in dem Daniel Ashbourne ruhte, stand nun über der offenen Gruft. Der Prediger hielt eine kurze Anrede, verlas die Gebete für die Todten und bedeutete dann durch ein Zeichen, daß die Leiche hinabgesenkt werden solle. Als dies geschehen war, traten die Anwesenden an das offene Grab, um nach altem Brauch eine Hand voll Erde auf den Sarg, „Staub zu Staub“ zu streuen. Thomas Ashbourne und Patrick Inish, die dies vor den Andern gethan hatten, waren bei Seite getreten und sodann am Rande des Grabes stehen geblieben. Ashbourne starrte trocken Blickes auf den mit frischen Blumen und grünen Zweigen bedeckten Sarg; Inish's Augen ruhten mechanisch auf der Stelle, wo in langsamer, feierlicher Reihenfolge die Gemeindeglieder, Einer nach dem Andern, erschienen, sich, gleichsam wie zum letzten Gruß, der Gruft zu beugten, und dann lautlos zurücktraten.

Die feierliche Procession dauerte seit mehreren Minuten inmitten einer schauerlichen Stille, die durch das dumpfe Herabrollen der Erde auf den Sarg nur noch ergreifender wurde. Man hörte kurzes, verhaltenes Schluchzen; vom Meer herauf, ganz leise und sanft, wie Pendelbewegung einer weit entfernten, ungeheuern Uhr, erscholl der regelmäßige Ruder Schlag, der ein Boot an der Klippe vorbeitrieb.

Inish sah wie in einem Traume die fremden Gestalten am Grabe seines Herrn austauschen und verschwinden. — Aber urplötzlich kam wildes Leben in seine starren Züge. Die Augen öffneten sich unnatürlich weit und folgten schauernden Blickes einer schwankenden Gestalt, die jetzt langsam vom Grabe zurücktrat. — Inish's Brust hob und senkte sich in fürchtbarer Aufregung; er öffnete den Mund; die Rippen bewegten sich krampfhaft — aber kein Laut entrang sich seiner Brust. So stand er einen Augenblick, ein Bild stummen Entsetzens. Endlich, den Arm ausstreckend, und mit drohendem, zitterndem Finger auf Jervis zeigend, flammelte er kaum vernehmbar: „Hell . . . Hellington!“ Und dann, als sei er auf einmal von einem Bann erlöst, die Friedhofsruhe fürchtbar unterbrechend, schrie er laut und wild: „Mörder! Mörder Hellington! Hilfe!“

Alle Augen waren eine Secunde auf Inish geheftet und folgten dann der Richtung, nach der sein zitternder Finger wies. Dort war Jemand aus dem weiten Kreise Derer, die das Grab umstanden, zurückgetreten und verschwand nun in großen Säzen hinter den Bäumen. Die weiße, fliehende Gestalt tauchte hier und da, einem gehezten Thiere gleich, in den Richtungen auf, und näherte sich pfeilschnell der Mauer, an derjenigen Stelle, wo sie den Friedhof nach Yokohama hin abgrenzte.

Alle stürmten dem Fliehenden nach. Die Grabstätte war plötzlich verödet. Der Prediger allein stand dort auf den Fußspitzen und streckte den Hals aus, um die Jagd nach dem Verfolgten nicht aus den Augen zu ver-

lieren. — Ein einziger Mann hatte sich der davoneilenden Volksmasse nicht angeschlossen, und lief der Ausgangsthür zu. Das war der Consuls-Constabler, ein erprobter Londoner Polizist, der in seinem Leben schon manchen Verbrecher abgefangen, und der ruhig, inmitten der allgemeinen Aufregung, sich Rechenschaft davon abgelegt hatte, daß der Flüchtige nur auf einem Wege, auf dem, der vom Kirchhof nach Yokohama führte, entkommen könnte.

Jervis hatte einen weiten Vorsprung vor seinen Verfolgern. Jetzt war er nur noch wenige Schritte von der hohen Mauer entfernt; einer Kacke gleich sprang er daran in die Höhe; seine Hände hatten den Rand berühren können und zogen ihn schnell empor. Den zehnten Theil einer Secunde saß er rittlings auf der Mauer, dann glitt er auf der andern Seite ab — und war verschwunden.

Die Nachstürmenden hatten die Stelle, wo sie ihn zuletzt einen Augenblick gesehen, bald erreicht. Einigen gelang es, die Mauer mühsam zu erklimmen. Sie blickten auf einen schmalen Steg, der um den Kirchhof zu führen schien, und unmittelbar dahinter auf den steilen, felsigen Abhang.

„Er hat sich den Hals gebrochen! — Er ist hinter einem Baum versteckt! — Er kann uns nicht entgehen!“

Consul Mitchell, seiner Pflichten eingedenk und deshalb ruhiger als die Andern, zog einige von Denen, die in seiner Nähe waren, bei Seite, und erklärte in schnellen aber klar verständlichen Worten, Jervis werde draußen um den Kirchhof herumgelaufen sein. Der Constabler aber überwache den einzigen Weg, der nach Yokohama hinunter führe, und es sei deshalb angerathen, über die Mauer zu steigen, sich dort in zwei Gruppen zu theilen und nach entgegengesetzten Richtungen hin die Runde um den Kirchhof zu machen. Man werde am Wege wieder zusammentreffen, und könne nicht verfehlen, vorher auf Jervis zu stoßen.

Ashbourne und Jniff, die dem Consul zugehört hatten, waren die Ersten auf der andern Seite der Mauer. Die Uebrigen folgten schnell. Dann theilte sich die Gesellschaft in zwei Gruppen, von denen die eine nach rechts, unter Mitchell's Leitung, die andere nach links, von Ashbourne geführt, abzog.

Der Steg, von dem man auf schwindelnder Höhe in den Abgrund sah, war schmal. An einigen Stellen fiel der Felsen ganz senkrecht, an den anderen doch noch immer so steil ab, daß es unmöglich erschien, ein Mensch könne auf geradem Wege lebend bis zum Fuße desselben gelangt sein. Oftmals mußte man sich an der Mauer und an dem Gesträuch, das aus derselben hervortwuchs, festhalten, um besonders schwierige Stellen zu passiren; jeder unvorsichtige Schritt wäre lebensgefährlich gewesen; auch durfte kein Baum, kein Strauch, kein Vorsprung oder Winkel, der einen Menschen hätte verbergen können, unbeachtet bleiben; und so kam es, daß trotz des furchtlosen Eifers, mit dem die jungen Leute die halbsbrecherische Runde vollendet hatten, mehr denn eine Viertelstunde vergangen war, ehe sie vor der Kirchhofsthür wieder zusammentrafen.

„Nichts gefunden!“ riefen sie sich zu, sobald sie sich erblickten.

Der Policeman erklärte, auf dem Wege nach der Stadt hinunter habe sich Herr Jervis nicht blicken lassen, dafür könne er einstehen.



„Nun, so ist er vom Felsen gestürzt und wir werden ihn unten finden!“ rief Mitchell.

In schnellem Lauf ging es den Berg hinab. Man mußte einen weiten Umweg machen, um bis zu den Hütten zu gelangen, die am Fuße des Felsens standen. Endlich war man dort angelangt. Alles war leer und still. Vergeblich spähten die Augen nach dem verstümmelten Körper, den man zu finden gemeint hatte.

Halbnachte Fischersleute standen in ihren offenen Häusern und blickten neugierig auf die erhitzten, aufgeregten Fremden. Einer von den Japanern begann zu sprechen, und Alles lauschte ihm:

„Herr Jervis?“ sagte er bedächtig. „Ich kenne ihn sehr wol; oftmals sind wir bei stürmischem Wetter weit hinausgesegelt! — Hier, vor meinem eigenen Hause habe ich ihn gesehen; vor einer halben Stunde ungefähr. Er kam den Felsen herunter. — Wie? — Das weiß ich nicht. Ich hörte Rollen von Erde und Steinen und trat vor die Thür, und da stand er plötzlich vor mir mit blutigen Händen und zerrissenen Kleidern — und im nächsten Augenblick war er verschwunden. Er lief nach Yokohama zu!“

Die Sonne brannte unbarmherzig; viele der Fremden fühlten sich vollständig ermattet und nahmen Böte, um nach der Stadt zurückzukehren. Nur Ashbourne, Jnisk, Mitchell und der Policeman machten sich laufend auf den Weg nach Yokohama. Jervis' Haus war eines der ersten, an das man gelangte, wenn man vom Kirchhof kam. Der Flüchtige hatte dasselbe, ohne gesehen zu werden, betreten können, wenn er, wie dies wahrscheinlich war, anstatt durch die Straßen zu gehen, den kürzesten Weg über das zu dieser Stunde verödete, schattenlose Moor gewählt hatte.

Die Verfolger drangen in den Hof, wo Alles still und friedlich aus sah. Die großen Schiebethüren und Fenster des in japanischem Stile erbauten einstöckigen Bungalow standen weit offen, so daß man durch das ganze Haus sehen konnte. Es war leer. — Vor der Stallthür lauerte Jervis' erster Groom, eine Pfeife rauchend. Er erhob sich schnell, als er unter den Fremden den englischen Consul erkannt hatte, und war sofort bereit, alle an ihn gerichteten Fragen nach bestem Wissen zu beantworten.

Herr Jervis, berichtete er, sei vor einiger Zeit vom Kirchhof zurückgekehrt.

„Wie lange vorher?“

„Nun, eine kleine Stunde vielleicht.“ Er habe unerwartet die Stallthür aufgerissen und befohlen, Tautai zu satteln. Dann sei er in das Haus geeilt und nach wenigen Minuten mit einem kleinen Bündel, das leicht am Sattel befestigt werden konnte, zurückgekehrt. Er habe sich auf das Pferd geschwungen und sei im Galopp über das Moor, in der Richtung nach Kanagawa und Yedo davongeritten.

„Was war in dem Bündel?“

„Japanische Kleider und ein Schwert, glaube ich.“

„Wie war Herr Jervis angezogen?“

„Er trug einen leichten, weißen Anzug.“

„War er bewaffnet?“

„Er hatte einen Revolver und eine schwere Reitpeitsche mit einem eisernen Hammergriff.“

Während Consul Mitchell zum Gouverneur von Yokohama eilte, um die polizeiliche Verfolgung des flüchtigen Verbrechers zu veranlassen, drangen Ashbourne und seine Genossen in das Haus ein. — In dem kleinen Arbeitszimmer fanden sie einen offenen Geldschrank. Der Schlüssel war im Schloß. Der Schrank enthielt Briefe und Geschäftsbücher und eine nicht unbedeutende Summe in baarem Gelde. Auf der Matte lagen einige japanische Goldstücke. Jervis hatte augenscheinlich selbst in der Eile der wilden Flucht nicht vergessen, sich reichlich mit Geldmitteln zu versehen. Im Schlafzimmer waren die Schubladen einer Kommode aufgerissen; am Boden lag ein Weinleid und ein weißer Rock: zerfetzt, arg beschmutzt und mit Blut besetzt. Die andern Zimmer schien Jervis nicht betreten zu haben.

Von der japanischen Dienerschaft war Nichts in Erfahrung zu bringen. Herr Jervis war ein gestrenger Herr, der mit seinen Leuten nur sprach, um ihnen Befehle zu erteilen. — Man hatte ihn in das Haus treten sehen und an seinem Anzuge bemerkt, daß ihm ein Anfall zugestoßen sein müsse; aber selbst der Kammerdiener hatte nicht gewagt, ihm in das Schlafzimmer zu folgen, da Herr Jervis ein für alle Male befohlen hatte, man solle dasselbe, bei Strafe sofortiger Entlassung aus dem Dienste, nur auf sein besonderes Geheiß betreten. — Es war augenscheinlich, daß die Leute nichts verheimlichten, und sie wurden einstweilen nicht weiter behelligt.

Die japanische Polizei bot alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel auf, um den Flüchtling zu ergreifen; es gab jedoch derzeit in Japan weder Telegraphen noch Eisenbahnen; und Jervis hatte den Vorsprung vor seinen Verfolgern gut benutzt. In der Umgegend von Yokohama war keine Spur mehr von ihm zu entdecken.

Am dritten Tage nach der Flucht kam eines Morgens der wohlbekannte Pony Tautai reiterlos in Yokohama an. Er schien auf das äußerste ermattet und ging langsam durch die Straße; als aber einige Japaner auf ihn zuliefen, um ihn zu fangen, schlug er wüthend nach ihnen aus, schüttelte die struppige Mähne und trabte schwerfällig nach seinem Stall. Dort ließ er sich ruhig abjäumen und legte sich dann leise wiehernd nieder.

Es wurde den japanischen Behörden leicht, den Weg wiederzufinden, auf dem der Pony nach Yokohama gekommen war. In mehrerer Dörfern hatte man das kleine, weiße Pferd gesehen und auch versucht, es einzufangen. — Gegen Abend erreichten die Polizeibeamten, auf der gefundenen Spur, das Theehaus, in dem Jervis während der Kennzeit einmal eingetreten war und Toilette gemacht hatte. — Die Wirthin war sichtlich befangen, als sie die Yakumin (Officiere) erblickte. Diese, wie die Sitten in Japan es damals mit sich brachten, herrschten die Frau gewaltig an und drohten, noch ehe sie Grund hatten irgend welchen Verdacht zu schöpfen, mit Gefängniß und Folter, wenn nicht sofort gestanden werde, wo Jervis verborgen sei. Die Frau warf sich demüthig auf die Kniee und erzählte in bebender Angst, was sie wußte: der Fremde, dessen Namen sie nicht einmal kannte, sei während des letzten Jahres häufig in

ihr Haus gekommen. Er habe einige Male Thee getrunken und Reis und Fisch gegessen, aber gewöhnlich habe er nur nach Wasser und einem Tuche verlangt, um sich das Gesicht und die Hände zu baden. Er habe sie stets reichlich bezahlt und sei nicht wild und anspruchsvoll gewesen, wie die andern Fremden, sondern habe sich in jeder Beziehung wie ein japanischer Edelmann benommen. Vor drei Tagen sei er zu einer ungewöhnlich frühen Stunde erschienen. Er habe sein mit Schaum bedecktes Pferd nicht abgefättelt und auch nicht in den Stall geführt wie gewöhnlich, sondern es ihr zu halten gegeben. Dann sei er in das Haus getreten und nach einigen Minuten, wie ein japanischer Officier gekleidet, wieder erschienen. Er habe darauf sein Pferd bestiegen und sei den steilen Weg hinaufgeritten, der in die Berge führt. — Als sie, nachdem er verschwunden, in das Haus zurückgetreten sei, habe sie unter einer Matte einen weißen Anzug gefunden, den sie den Herren Officieren sofort übergeben werde. Das sei in der That Alles, was sie wisse; man möge sie nicht peinigen, sie sei eine arme Frau, die im Gehorsam des Gesetzes lebe.

Die Polizeibeamten waren aber mit diesen Aussagen nicht ganz befriedigt, und die des Schlimmsten gewärtige, zitternde Frau wurde von ihnen nach Yokohama abgeführt, um dort noch einmal in Gegenwart des englischen Consuls vernommen zu werden. Ihre Aussagen trugen aber so unverkennbar den Stempel der Wahrhaftigkeit, daß Herr Mitchell selbst, nachdem er mit Ashbourne zu Rathe gegangen war, bat, man möge die Arme wieder auf freien Fuß setzen, was dann auch geschah. Hinter dem Theehause verlor man die Spur des Flüchtigen. In keinem der umliegenden Dörfer war ein Europäer erblickt worden.

Die Nachforschungen wurden noch einige Tage fortgesetzt; dann, als man sah, daß dieselben vergeblich waren, erschlafften die Bemühungen und schlossen endlich ein. — Die englische Regierung setzte einen Preis von 500 Rios (2000 Mark) auf den Kopf des Mörders. Auch dies blieb erfolglos.

Aus der Prüfung der bei Jervis vorgefundenen Papiere ging hervor, daß er lange Zeit in Amerika gelebt hatte. Den Namen Jervis schien er vor vier Jahren angenommen zu haben. Wie er sich bis dahin seit seiner Flucht aus Simerid genannt haben mochte, konnte nicht constatirt werden. Den Paß, mit dem er in Yokohama angekommen war, hatte er, wie man feststellte, einem verwahrlosten Abenteuerer, der sich in den Californischen Goldlagern umhertrieb, abgelaufen oder abgenommen. Ob dieser Bagabund mit demselben Jervis, den Herr Mitchell in Singapore gekannt hatte, identisch sei, war nicht zu ermitteln.

Wochen vergingen, Monate schwandten dahin; die Todten werden schnell vergessen, und die Mitglieder der fremden Gemeinde würden gar nicht mehr an Daniel Ashbourne, den sie nur wenige Tage gekannt hatten, gedacht haben, wenn nicht die trauernden Gestalten von Thomas Ashbourne und Patrick Inish immer wieder daran gemahnt hätten, daß eine abscheuliche Schandthat noch nicht gesühnt sei.

## X.

Um diese Zeit herrschte in ganz Japan große Aufregung. Das Inselreich, das von dem Rest der Welt abgeschlossen, sich in selbständiger, eigenthümlicher Weise entwickelt hatte, war plötzlich von den Fremden heimgesucht und gewisser-

maßen in Besitz genommen worden. Die Regierungspartei duldete die Eindringlinge, da sie weise genug war, um einzusehen, daß sie bei einem kriegerischen Zusammenstoß mit einer der großen Westmächte unfehlbar zu Grunde gehen würden. Die offenen und geheimen Feinde des herrschenden Taitun aber sprachen von den alten, großen Zeiten Japans, als das stolze Nippon, das „Reich der aufgehenden Sonne“, stark genug gewesen war, um die Fremden, die sich ungebeten auf seinem Boden niedergelassen hatten, mit dem Schwerte in der Faust zu vertreiben. Sie klagten den Taitun an, Japan gedemüthigt zu haben; sie warfen ihm vor, Nachkomme eines Usurpators zu sein, der die göttliche Macht des wahren Kaisers von Japan, des Mitado, hinterlistiger Weise an sich gerissen habe, — und sie verlangten, daß er freiwillig abdante, oder drohten, ihn mit Gewalt zu stürzen. Am lautesten äußerte sich die Unzufriedenheit in den Provinzen Sakuma und Mito, wo die Empörung auf offener Straße gepredigt wurde.

Minamoto, der regierende Taitun, machte vergebliche Versuche, die rebellischen Prinzen wieder für sich zu gewinnen. Seine Bitten und Mahnungen fanden kein Gehör; auf seine Drohungen antwortete man durch Aufstellung von kriegerischen Haufen an den Grenzen der Provinzen. — Da starb Minamoto eines gewaltsamen Todes. Die Volksstimme nannte den Prinzen von Mito als seinen Mörder. —

Der Nachfolger des Taitun, der Prinz Yesada, war minderjährig. Der Fürst Kamono-Kami wurde zum Gotairo, d. h. Regenten des Landes ernannt. Aber nun brach der lang vorbereitete Aufstand offen aus. Japan glich einem großen Kriegslager, in dem sich die Anhänger des Taitun und die des Mitado mit gezückten Schwertern gegenüber standen; und häufig drang nach Yokohama die Kunde von blutigen Scharmützeln, in denen die Truppen des Taitun und die der Aufständischen abwechselnd die Oberhand zu haben schienen. — Von besonderem Interesse für die Mitglieder der fremden Gemeinde war dabei der Umstand, daß in vielen Schlachtberichten von Europäern und Amerikanern die Rede war, die in den Reihen der Aufständischen kämpften. Man machte einige von ihnen namhaft: verwegene Abenteurer, die sich in China bereits, im Kriege gegen die Taiping-Rebellen, hervorgethan hatten.

Der Gouverneur von Yokohama hatte sich bei den Consuln zu verschiedenen Malen darüber beklagt, daß Fremde mit den aufständischen Daimios gegen die Regierung des Taitun in's Feld zögen und durch ihre überlegenen militärischen Kenntnisse wesentlich dazu beitrügen, die Unterdrückung der Rebellion zu erschweren. Die europäischen Beamten waren machtlos, diesem Unfug zu steuern, obschon sie festgestellt hatten, daß hier und da einer ihrer Reichsangehörigen plötzlich aus Yokohama verschwunden war, und sodann die Vermuthung nahe lag, er habe sich von den Rebellen anwerben lassen und stehe jetzt in Sakuma oder Mito, um sich tödten zu lassen oder um von dort, in einigen Monaten, mit schwer und blutig verdientem, reichem Sold, im Geheimen, nach China zurückzukehren.

Man wußte aus mündlichen Ueberlieferungen, welches Leben diese Abenteurer in den japanischen Lagern führten. Sie wurden als Officiere verwandt und erfreuten sich hohen Ansehens; aber man erwartete von ihnen, daß sie mit Todesverachtung in den Kampf zogen. Bei den gefährlichsten Expeditionen

waren sie es, denen die Führung übertragen wurde. Eine Weigerung diese anzunehmen hatte sofortige Entlassung aus dem Heere und Ausstoßung aus dem Lager, in andern Worten, Ueberlieferung an die Regierung des Taitun zur Folge. Es erforderte demnach, seitens der fremden Söldlinge, den höchsten Grad persönlichen Muthes, um sich in das Lager der Rebellen zu begeben; denn Jedermann in Japan wußte, daß die Eingeborenen, wenn sie sich auch nicht an Kühnheit und männlichem Troke mit den europäischen Racen messen können, diese durch ihren passiven Muth, ihre apathische Todesverachtung übertreffen. — Das menschliche Leben hat in hoch civilisirten Gesellschaften einen gar nicht mehr zu berechnenden, idealen Werth. Bei barbarischen und halb civilisirten Völkern ist es der Willkür preisgegeben und verhältnißmäßig werthlos. Daher die stoische Ruhe, mit der der Afiat einem gewaltsamen Tode entgegengeht oder sein Leben aufopfert.

Der Gotairo, der Regent von Japan, war seit der Ermordung des Taitun Minamoto unausgesetzt bemüht gewesen, die Rebellion zu ersticken, und hatte zu dem Zwecke harte und energische Maßregeln gegen die aufständischen Daimios ergriffen. Diese erblickten in ihm ihren gefährlichsten Feind, und waren bereit, jedes Mittel, Gewalt und Hinterlist, anzuwenden, um ihn aus dem Wege zu räumen. — Der Gotairo wußte, daß sein Leben bedroht sei, und zeigte sich in den Straßen von Jedo nur noch von Leibgarben umringt, auf deren Treue und Tapferkeit er bauen konnte.

Am einem trüben Herbsttage, vier Monate nach der Ermordung Daniel Ashbourne's, trafen zwölf Männer von verschiedenen Seiten herkommend, wie von ungefähr in der Nähe des kaiserlichen Schlosses von Jedo zusammen. Sie trugen, ein Jeder von ihnen, zwei Schwerter im Gürtel, und gaben sich dadurch als Edelleute zu erkennen.

Das Wetter war unfreundlich und kalt. Es stürmte und regnete. Die Straßen, die das Schloß umgeben und in denen kein Handel getrieben wird, waren verödet.

Die Bewaffneten, nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt hatten, traten unter das große Portal eines Daimio-Palastes, der sich in einer der breiten Hauptstraßen des Viertels und an der Ecke einer engen Gasse erhob. Die Männer schienen darauf zu warten, daß der Regen, der in Strömen goß, nachgelassen habe. Ihre Anwesenheit in der Nähe des Schlosses erregte keines Menschen besondere Aufmerksamkeit, da es in der Residenzstadt von bewaffneten Edelleuten wimmelte, und man diese schwertragenden Müßiggänger zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in den Straßen, namentlich in dem Palast-Viertel, anzutreffen gewohnt war.

Nachdem die Leute eine halbe Stunde lang ruhig gewartet hatten, erschienen am Ende der Hauptstraße einige hundert Samurai (Soldaten), die einer colossalen, von sechzehn starken Männern getragenen Sänfte, einem sogenannten Norimono, als Escorte dienten. Der Zug bewegte sich langsam, inmitten feierlicher Stille vorwärts.

Sobald die kleine Truppe unter dem Portal die Spitzen der Procession gewahrte, trat Einer, der seine Genossen um Kopflänge beinahe überragte, hervor,

blickte spähend nach allen Seiten um sich, und ertheilte sodann den Andern, die jeder seiner Bewegungen aufmerksam gefolgt waren, einige kurze Befehle.

Diese erhoben sich gelassen und begaben sich paarweise nach dem Eingang der engen Gasse, wo sie sich an der Mauer des Palastes aufstellten, als suchten sie unter dem weit hervorspringenden Dache desselben Schutz gegen das Unwetter. — Es waren untersehte Gestalten mit wettergebräunten, wilden Gesichtern und schwarzen, glänzenden Augen. Nur der größte von ihnen, der Führer, war von auffallend heller Farbe. Sein weißes Antlitz leuchtete gewissermaßen neben den dunkeln Gesichtern seiner Gefährten. Die ganze Erscheinung dieses Mannes hatte etwas auffallend Bornehmes. Seine schlanken Gliedmaßen waren von edler Symmetrie; sein Gang schien leicht und elastisch, wie der des sprungfertigen Raubthieres.

Die fürstliche Procession nahte. Vor dem Zuge schritten vier riesige, schwere Männer, die S'mo oder Athleten des Prinzen. Sie wiegten sich beim Gehen in ihren breiten Hüften und warfen verächtliche Blicke auf Alle, an denen sie vorüberstritten. — Den mächtigen Gestalten folgten Bogenschützen, Fellebarden-, Pike- und Standartenträger, von denen diese das wohlbekannte und gefürchtete Wappen des Gotairo Kammono-Kami, des Regenten von Japan, zur Schau trugen. — Die Soldaten, die unmittelbar vor und hinter ihrem Gebieter ohne feste Ordnung marschirten, waren in weite Mäntel gehüllt, die ihre Kleider und ganz besonders ihre werthvollen Waffen gegen den strömenden Regen schützen sollten. Sie hielten die Köpfe gegen den Sturm gebeugt und zogen mißmuthig und unaufmerksam ihres Weges. — Dicht neben der Sänfte gingen zwei Diener, einen langen Kasten tragend, in dem sich die Schwerter der hohen Persönlichkeit befanden, die, nachlässig im Norimono ausgestreckt, ihren Umzug in Jedo hielt.

Jetzt war die Sänfte nur noch wenige Schritte von der engen Gasse entfernt, in der die zwölf Bewaffneten lauerten. Ihr Führer stieß einen kurzen, leisen Schrei aus, und in derselben Secunde stürzten sich acht seiner Begleiter, während die drei andern an der Ecke der Gasse bei ihm stehen blieben, mit gezückten Schwertern, ohne einen Laut von sich zu geben, auf den fürstlichen Norimono. — In einem Augenblick waren die überraschten Leibgarden durchbrochen und mehrere der Sänfenträger niedergehauen. Der Norimono fiel schwer zur Erde. Der Regent, sich aus der Thür lehrend, rief mit lauter Stimme nach seinem Schwerte; aber noch ehe ihm die Waffe gereicht werden konnte, hatte er bereits einen furchtbaren Hieb über den Kopf erhalten, der ihn, fast enthauptet, todt zu Boden streckte.

Die Begleiter des Gotairo hatten nichts thun können, um das Leben ihres Herrn zu vertheidigen. Die Sänfenträger waren unbewaffnet gewesen; die Samurai, in hausliche Mäntel gehüllt, hatten ihre Schwerter erst ziehen können, als die Mordthat bereits verübt war. Nun aber stürzten sie sich, die nackten Schwerter in den Fäusten, unter wüthendem Geheul auf die vertwegenen Bravos. Ein kurzes Gemekel fand statt, in dem fünf von diesen und viele der Leibgarden des Regenten niedergehauen wurden. Die überlebenden drei Mörder hatten sich inzwischen bis zu der Gasse durchgeschlagen, an deren Eingang ihr Führer mit

drei seiner Leute Wache hielt. Diese waren bis jetzt nur Zuschauer des Gefechtes gewesen, aber sie standen kampfbereit und todesmuthig. — Die kleine Reihe, die sie vor der engen Gasse bildeten, öffnete sich einen Augenblick, um die drei Kampfgenossen, die ihre Aufgabe gelöst hatten, durchschlüpfen zu lassen. — Sie entwichen in wilder Flucht und waren schnell verschwunden, wahrscheinlich in einen Schlupfwinkel, den einer der geheimen, in Yedo lebenden Feinde des Gotairo vorher als sicheres Asyl in Bereitschaft gehalten hatte.

Die vier Zurückgebliebenen, um diesen Rückzug zu sichern, kämpften gegen eine erdrückende Uebermacht. Einer von ihnen war bereits tödtlich verwundet niedergesunken; die andern bluteten aus zahlreichen Wunden.

Da plötzlich stieß der Führer wiederum den kurzen Schrei aus, der vorher das Signal zum Angriff gegeben hatte, und in demselben Augenblick ergriffen die noch lebenden drei Bravos die Flucht. Zwei von ihnen wurden von den nachstürmenden Leibgarden schnell überholt und niedergemetzelt; der Dritte, der Führer dagegen, hatte einen Vorsprung gewonnen, der mit jedem seiner mächtigen Sätze größer wurde. — Er hatte bereits zwei kleine Seitengassen passirt und bog, wie Jemand, der seines Weges ganz sicher ist, in die dritte zu seiner Linken ein. Aber nachdem er zweihundert Schritte gelaufen war, blieb er stehen und blickte bestürzt um sich. — Er befand sich in einer Sackgasse, und dicht vor ihm endete sie. — Er flog zurück, um den tödtlichen Irrthum womöglich wieder gut zu machen. — Zu spät! Schon bogen seine Feinde in die Straße ein und stürzten ihm mit wüthendem Geschrei entgegen. Noch einmal wandte er ihnen den Rücken und lief zurück, rechts und links nach irgend einem Ausgang spähend. — Die verschlossenen Häuser auf beiden Seiten der Straße bildeten eine ununterbrochene, feste Mauer. Nun war er am Ende der Straße und seines Weges! — Bis zur letzten Secunde hatte er nicht ganz verzweifelt; jetzt fühlte er, daß Rettung unmöglich sei und wußte, daß er sterben müsse. — Er stellte sich keuchend, die Beine ausgespreizt, mit dem Rücken gegen die Mauer, die ihm die Flucht versperrte; und den langen Griff seines mächtigen, blutgefärbten Schwertes mit beiden Händen packend, die Spitze der Waffe zu Boden gesenkt, zum Hieb bereit, erwartete er seine Verfolger. Aber diese zauberten: eine furchtbare Energie und Kraft lag auf dem weißen, fremden Antlitz, das sie mit hellen, stehenden Augen anstarrte.

Das Geheul verstummte. Der Verfolgte stand unbeweglich, des Angriffes und des Todes gewärtig. — Es wurde still, ganz still, wie auf dem Kirchhof an dem Tage, da Daniel Ashbourne beerdigt wurde und Jnisch mit drohendem Finger auf den Mörder seines Herrn wies —: „Hellington! Mörder! Hilfe!“ — Es war dem zu Lobe Gehezten, als trage der heulende Sturm und der klatschende Regen die Worte an sein Ohr! . . . Da schwirrte ein Pfeil durch die Luft . . . und nun zitterte der Schaft an der linken Brust des Getroffenen! — Eine Secunde noch blieb er unbeweglich stehen; dann öffneten sich kraftlos die Hände und das Schwert glitt zu Boden; die Arme, gleich trägem Flügelschlag eines Adlers im Käfig, hoben sich langsam einmal und senkten sich wieder; wie ein Schleier überzog tödtliche Blässe das schon so bleiche Antlitz; ein leichter, hell

röthlicher Schaum trat vor den zuckenden Mund; den ganzen Körper durchrieselte ein leiser Schauer; noch einmal hoben sich die Arme matt und fielen kraftlos zurück, und in demselben Augenblick stürzte der Getroffene, den Schaft des Pfeiles im Falle zerbrechend, auf das Gesicht, und lag leblos da.

\*  
\*  
\*

An dem Tage nach der Ermordung des Gotairo empfangen die fremden Consuls in Yokohama, einer nach dem andern, den Besuch des japanischen Gouverneurs, der ihnen einen kurzen, sachlichen Bericht von dem tragischen Vorfall in Jedo erstattete. Bei Herrn Mitchell, dem englischen Consul, dauerte der amtliche Besuch zehn Minuten länger als bei seinen Collegen, da ihm nicht nur der Tod des Gotairo angezeigt, sondern außerdem auch noch die Mittheilung gemacht wurde, daß der Führer der Kotte, die den Regenten angefallen hatte, ein englischer Unterthan, nämlich Herr Jervis zu sein scheine. — Er war nach seinem Tode an seiner hellen Leibesfarbe als ein Fremder erkannt worden; ein japanischer Officier, der jetzt in Jedo beschäftigt, bis vor einigen Monaten aber in Yokohama angestellt gewesen war, vermuthete in ihm den polizeilich verfolgten Mörder des Herrn Daniel Ashbourne. — Unter diesen Umständen stellte der Gouverneur dem Herrn Consul anheim, sich die Mühe zu geben, nach Jedo zu reiten, oder den Wunsch zu äußern, daß die Leiche, behufs Constatirung ihrer Identität, nach Yokohama geschafft werde.

Der Herr Consul äußerte den Wunsch, sich nach Jedo zu begeben, und zwar sobald wie möglich, worauf der Gouverneur erwiderte, eine herrliche Escorte werde in einer halben Stunde an dem Thore von Yokohama auf ihn warten, um ihn nach der Stelle zu führen, wo die Leiche des gefallenen Fremden vorläufig niedergelegt worden sei.

Einen Augenblick dachte Mitchell daran, Thomas Ashbourne aufzufordern, ihn zu begleiten; aber er gab den Gedanken wieder auf. Der arme Sandjaban war seit dem Tode seines Bruders ein trauriger, bemitleideter Mann geworden. Mitchell überlegte sich, daß es besser sei, ihm die peinliche Aufregung zu ersparen, die Leiche des Mannes zu sehen, der ihm so grausame Unbill zugefügt hatte. — Der Consul forderte deshalb seinen Nachbar, den jungen Gilmore, auf, mit ihm nach Jedo zu reiten. Dieser war dazu bereit, und die Beiden, von vier japanischen Officieren gefolgt, langten nach dreistündigem, scharfem Ritt in Jedo an. Dort führte sie der Chef der Escorte nach dem Palaste des Taitun.

Es dämmerte bereits, als sie sich den breiten Gräben und hohen Wällen näherten, die das Schloß zu einer, nach japanischen Begriffen, uneinnehmbaren Feste machten. Nachdem sie die Zugbrücke noch zu Pferde passirt hatten, bat man sie, abzustiegen, da dem Taitun allein das Recht zukäme, die Höfe des Palastes anders als zu Fuß zu durchschreiten. — Darauf gefellte sich ein junger Officier zu ihnen, der Mitchell und Gilmore höflich begrüßte, bat, die Herren möchten ihm folgen, und ihnen dann stumm voranschritt.

Eine feierliche, fast unheimliche Stille herrschte aus den öden, weiten Höfen, durch die der Weg führte. Die großen Gebäude, an denen man vorbeiging,



schienen ausgestorben; nirgends war ein menschliches Wesen zu erblicken. Endlich gelangten die Drei an einen hölzernen Schuppen, vor dessen offener Thür zwei Diener kauerten. Sie hielten ein Jeder eine Papierlaterne in Bereitschaft, die sie anzündeten; darauf traten Alle in einen dunkeln Raum, in dem feuchte, schwere Luft die Brust beklemmte. — Die Laternenträger schritten voran und stellten sich am Ende des Schuppen zur Rechten und zur Linken einer unheimlichen, formlosen Masse, die mit schlechten japanischen Matten bedeckt, am Boden lag.

Der Officier schob diese Matten mit dem Fuße zurück. Ein glänzend weißer, nackter Körper wurde sichtbar. Die Diener hielten die Laternen dicht an das stille Antlitz, das durch das gelbliche, ruhige Licht wie verklärt wurde. „Jervis!“ flüsterten Mitchell und Gilmore.

Er sah nicht aus wie ein Verbrecher. Der Tod hatte das wilde Gesicht, das seinen Feinden im letzten Augenblick noch furchtbar gewesen war, beruhigt und veredelt. Ein wunderbarer Friede lag darüber. — Auf der linken Seite der Brust war ein kleiner, schwarz-bläulicher, mit einem etwas erhabenen Rande umgebener Fleck. Dort war der Pfeil abgebrochen, der Jervis mitten in's Herz getroffen hatte.

Die Leiche wurde in der nächsten Frühe auf dem Plage verscharrt, wo die andern Mörder des Gotairo am vorhergehenden Tage beerdigt worden waren. — Dort auf der Begräbnisstätte der Verbrecher, dem Plage auf der Erde, der ihm zukömmt, ruht nun Jervis-Hellington seit zwei Jahrzehnten.

Thomas Ashbourne und Patrick Inish sind längst aus Japan verschwunden, und nur Wenige kennen dort noch ihre Namen. Inish ist gestorben. Ashbourne hat den peinigenden Schmerz, der ihn jahrelang niedergedrückt, endlich überwunden. Er ist nach seiner Heimath zurückgekehrt und reist alljährlich während der „Saison“ nach London, wo er im „Oriental-Club“ mit Freunden aus dem Osten zusammentrifft, mit denen er dann gern von der „alten, guten Japan-Zeit“ spricht. Seinen jugendlichen Frohsinn hat er, wie so manches Andere, mit seiner Jugend eingebüßt; aber ein trauriger Mann ist er nicht geblieben. Jervis' Name kömmt seit Jahren nicht mehr über seine Lippen.

Aber in Japan hat sich um die neun Ronin (herrenlose Edelleute), die den Gotairo inmitten seiner Garden, auf offener Straße, am hellen Tage anfielen und erschlugen, und die für diese verwegene That mit ihrem Leben zahlten, eine Legende gebildet. — Der Taitun ist gestürzt worden; der Mikado, aus göttlichem Geschlechte entsprossen, Japan's legitimer Kaiser, herrscht auf dem Throne des „Reiches der aufgehenden Sonne.“ Seine ehemaligen Feinde erscheinen in der Geschichte des Tages als verabscheuungswürdige Rebellen; diejenigen aber, die vor zwanzig Jahren zuerst gewagt haben, den Kampf für die gute Sache zu beginnen und die dafür gestorben sind, werden als Helden und Märtyrer verehrt.

Nicht weit von der Stelle, wo die neun Ronin, Verbrechern gleich, eingescharrt wurden, erhebt sich jetzt ein kleiner Tempel, der zum Andenken an die für den Mikado Gefallenen errichtet worden ist. Um den Tempel grünt ein

freundlicher Garten. Er wird sorgfältig unterhalten, und im Sommer sprießt und blüht es dort.

Auf dem einen Grabe, das etwas abgesondert von den übrigen liegt, steht ein schöner Kamelienbaum, dessen rothe und weiße Blumen im Winter schon zu blühen beginnen. Das ist das Grab des Führers der Sonin. Niemand kann seinen Namen nennen; sein Ursprung ist in Dunkel gehüllt, wie die Abkunft sagenhafter Krieger der Vorzeit. Der wunderdurstige Volksmund aber erzählt, wie sein furchtbarer Blick die Mörder, die ihn verfolgten, zurückschreckte, so daß Keiner wagte, sich ihm zu nahen, bis er endlich, von einem vergifteten Pfeile tödtlich getroffen, auf das Gesicht fiel und seine furchtlose Seele aushauchte; wie es dem Helden geziemt, der sterbend die Erde küssen soll, auf daß sie, die barmherzige Mutter allein, in das vom Tode besiegte Antlitz schaue. —

---

# Brahms.

~~~~~  
Von  
Louis Ehlert.  
~~~~~

Wenn ein neuer Planet entdeckt ist, so bestimmen die Astronomen seinen Platz am Himmel. Brahms war zwanzig Jahre alt, als Rob. Schumann seine Stelle am Kunsthimmel beschrieb. Es war im Jahre 1853. Ich erinnere mich genau des Eindrucks, den die damals erschienenen Werke, es waren drei Clavier-sonaten, das Es-moll-Scherzo und einige Liederhefte, auf uns machten. Schumann beherrschte in jenen Tagen die idealistisch bewegte Jugend; ein Wort von ihm wirkte prophetisch. Man kannte ihn als einen Mann von unerbittlicher Strenge im Urtheil; ihm zu imponiren bedeutete etwas. Daß ein Mann von so urwüchsigter Originalität wie er nur das Außerordentliche loben würde, stand über allem Zweifel. Die Einsichtigeren unter uns verdachten es ihm nicht, daß er etwas hoch gegriffen, denn eine groß angelegte Natur fühlt eine schöpferische Seligkeit beim Anblick eines congenialen Menschen.

Ein Eindruck stellte sich schon damals, dem Wesen Brahms'scher Kunst scheinbar zugehörig, fest: der des Zurückhaltenden und Gebieterischen. Brahms mag so heiter und innig sein, wie er will, ein Fernduft schwebt über seiner Kunst, ich möchte sagen, es liegen zwei Atmosphären zwischen ihr und uns. Er steht nicht vor uns wie Mozart oder Schubert, in deren Auge wir zu lesen, deren Hand wir zu drücken meinen. Es ist Zwielicht um ihn: Höhe zerfließt in Ferne, es lockt und wehrt zugleich. In seinen schönsten Werken wallt es mitunter auf wie der Schimmer aus einer anderen Welt, und von den Sternen judt's wie leuchtende Thränen, aber fassen, halten können wir's nicht.

Es gibt einen Hobbetrieb im Wandern, welcher Umschau halten und den zurückgelegten Weg überblicken will. Einem solchen Triebe ist dieser Aufsatz entsprungen. Ich schreibe ihn zunächst für mich, weil man sich nur das ganz klar macht, was man herunterbannt auf das Papier, dann aber auch für ein ganz bestimmtes kleines Publicum. Man wirkt immer nur, wenn man sich beim Schreiben einen bestimmten Kreis denkt, an den man sich richtet. Wer für die ganze Welt schreiben will, schreibt im Grunde für Niemand. Ich wende mich ausdrücklich nur an diejenigen, welche mit sich über Brahms nicht recht in's

Klare kommen können, nicht aber an seine Feinde. Feinde überzeugt man nicht und soll man auch nicht überzeugen wollen, denn jeder bedeutende Mensch bedarf ihrer als Schlagschatten. Sie nützen viel mehr, als sie schaden, und nichts ist thörichter, als sie vernichten wollen. Mir liegt jede Anmaßung fern, über Brahms etwas sagen zu wollen, was mehr wäre als der bescheidene Versuch, ihn meinerseits in seiner Kunst zu erkennen. Was er noch schaffen wird, weiß Niemand, er selbst kaum. Große Künstler gleichen immer Aeolsharfen, auf denen der Sturmwind der Natur spielt. Das, was darauf erklingt, ist nur der wunderbare Nachhall jenes Kampfes, den Stimmung und Gebild gegen die großen Mächte des Daseins kämpfen.

## I.

Wenn ein Künstler Aufsehen erregt, so thut er dies nur, indem er durch Etwas überrascht, was die Anderen nicht besitzen, also durch eine neue Eigenschaft, oder durch eine alte von ungewöhnlicher Größe, oder endlich durch eine neue Verbindung von Eigenschaften. Diese Eigenschaften können auf zwei verschiedenen Gebieten liegen, sie können mehr dem Verstande oder mehr dem Gemüthe angehören. Rein Verstand, auch nicht der schärfste, bringt eine Melodie zu Stande. Mit einigem Recht legen wir ihre Quelle daher in das Gemüth. Die Melodie ist das Jungfrau-Mariathum der Musik, sie ist die vom heiligen Geist berührte Verkünderin der Erlösung und Versöhnung. Dem Verstande gehört der Grundriß eines Contoverkes an: er ist der Architekt, welcher zeichnet und berechnet, für Symmetrie und rhythmische Gliederung sorgt, dem Ruhigen hier das Bewegte dort gegenübersezt, welcher harmonisirt, modulirt, contrapunktirt. Melodie in jenem höchsten Sinne ist selten wie echte Perlen. Die Niederländer, die alten Italiener hatten sie gar nicht, Bach und Händel im Verhältniß zu ihrer sonstigen Größe nicht hervorrangend. Sie scheint ein Kind jüngerer Tage, namentlich jene in sich selbst gefestete, welche kaum der harmonischen Unterlage bedarf. Am schärfsten ausgeprägt finden wir diese Gattung bei Mozart und Schubert. Man sänge des Letzteren „Leise flehen meine Lieder“ für sich hin. Die Melodie behält auch ohne Begleitung fast ihren ganzen Reiz, sie stützt sich nicht auf etwas außer ihr, sie ist ein Ding an sich. Wie anders schon bei Schumann, dessen Melodie meist der Untermalung bedarf. „Ich grolle nicht“, ohne Begleitung gesungen, verliert nicht nur seinen Reiz, sondern wir fühlen, daß sich vor unseren Ohren ein Act der Verstümmelung vollzieht, daß sich zwei Elemente gewaltsam von einander geschieden haben, die ohne einander nicht bestehen können. Bei Brahms fehlt dieses Eigenleben der Melodie noch mehr wie bei Schumann. Er ist überhaupt kein Melodiker, d. h. kein Musiker, bei dem die Melodie einen souveränen Platz einnimmt, selbst nicht in dem gelassenen und eingeschränkten Sinne, mit dem wir von ihr bei Schumann sprechen. Es ist dies einer der Gründe, weshalb er unpopulär ist und auch bleiben wird; denn daß ein Paar Stücklein von ihm, wie das „Wiegenlied“ und der „Sonntag“ über die Schwelle des Kleinen, hochgelegenen Kunsttempels, in dem er haust, hinauszgedrungen sind, beweist für den allgemeinen Charakter seiner Kunst nichts.

Nicht im Melodischen, sondern in einer eigenthümlichen Friction zweier

anderer Elemente müssen wir Brahms' Bedeutung suchen. Er gehört zu jenen Musikern von altem Schrot und Korn, welche ihr Handwerk aus dem Grunde studirt haben, und ohne Handwerk keine Kunst. Es gibt keine contrapunktische Aufgabe, die er nicht mit Leichtigkeit löst, keine größere Form, die er nicht beherrscht; aber er musicirt mit diesen Kenntnissen und Mitteln anders als die Anderen. Der Schlüssel hierzu liegt vielleicht in Folgendem. Geist und Empfindung können in der Musik tausend wunderbare und wunderliche Verbindungen eingehen, man erkennt sie in ihrer Wesenheit immer aber als gesonderte Mächte. Bei Brahms hat man oft den Eindruck, als empfände er mit dem Kopf und als dächte er mit dem Herzen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Empfindung dadurch an Klarheit, der Verstand an Wärme gewinnen kann; aber diese sonderbare Vermischung zweier in ihrer Absonderung uns mehr gewohnten und zusagenden Mächte trägt nicht zum wenigsten dazu bei, den lyrischen Ton Brahms'scher Musik besonders hoch für uns zu stimmen. Wenn man viele seiner Sätze, z. B. den ersten der C-moll-Sinfonie (von seiner herrlichen Einleitung abgesehen) darauf betrachtet und daneben ein Werk von Beethoven stellt, so fällt der Unterschied haarscharf in die Augen. Bei Beethoven die strengste Sondernung zwischen Gefühl und Gedanken, aber immer ein dramatisches Verhältniß zwischen ihnen; bei Brahms ein überschwängliches Legato von Denken und Empfinden, das alles Dramatische ausschließt und daher auch die moralische Steigerung des Kunstwerks, mitunter selbst die musikalische in hohem Grade erschwert. Ich weiß nicht, ob dies so klar ausgedrückt ist, daß es nicht als Phantom erscheint; ich spreche es nicht im Hinblick auf dieses oder jenes Werk aus, sondern nach Kenntnißnahme seiner 78 im Druck erschienenen Opera. Es gibt einige unter ihnen, welche den Beweis hierfür in geringerem Grade beibringen als andere, und einige, welche ihn schuldig bleiben. Hierzu rechne ich das „deutsche Requiem“ und das „Schicksalslied“, welche unter allen Werken Brahms die größte Plastik besitzen.

Jedem Spieler Brahms'scher Musik, sitze er nun im Orchester, am Kammermusikpult oder am Clavier, wird eins aufgefallen sein: das Unvorhergesehene ihrer Wendungen. Unter Wendung verstehe ich hier viererlei: die Modulation, den rhythmischen Wechsel, die Bewegung der architektonischen Linie und die Stelle, wo die Cantilene einsetzt. Nir ist, mit Ausnahme Chopin's, kein Musiker bekannt, der auf diesen Gebieten so unberechenbar ist wie Brahms. Bei Beethoven gibt es immer ein Vorgefühl, daß das Wetter in seiner Partitur umschlägt. Es wird eigenthümlich schwül, man fühlt, daß etwas Ungeheures im Anzuge ist, man sieht das Gewitter förmlich heraufkommen. Bei Brahms wird es zu Zeiten wol auch schwül, aber die befreiende Gewalt eines wirklichen Gewitters bleibt aus, die elektrische Spannung will sich nicht entladen. Es hängt dies noch mit etwas Anderem zusammen. Die Brahms'sche Musik hat kein Profil, sie hat nur ein en facio; es fehlt ihr an kräftigen, den Ausdruck unbedingt feststellenden Zügen. Es soll damit kein absoluter Tadel ausgesprochen werden, denn man kann auch, wie Handel, zu viel Profil, zu viel Nase und Rinn und zu wenig voll zugekehrten Blick des Auges haben. Ich füge, in dem Bilde verharrend, hinzu: das Gesicht der Brahms'schen Musik culminirt wie das

leibliche des Mannes in demjenigen Theil, den wir nicht mit Unrecht den Sitz der Gedanken zu nennen pflegen, in der gewaltigen Stirn. Brahms denkt mehr als er phantastirt, er gibt uns mit dem Hauptgedanken zugleich seine Wegelarte. Ein Thema wie der Anfang des C-moll-Concerts von Beethoven mit seiner marmornen Plastik, ganz auf sich gestellt und alles Ursächliche zurückweisend, wäre Brahms unmöglich. Er muß arbeiten, um etwas zu Stande zu bringen. Uebrigens dürfen wir nicht glauben, daß bei Beethoven alle Motive fertig gerüstet aus dem Kopfe gesprungen sind. Es ist bekannt, wie viel er an dem Liede „an die Freude“ gemodelt. Das Skizzenbuch zum kleinen F-dur-Quartett ist hierfür besonders lehrreich. Unzweifelhaft sind aber viele seiner Motive die Producte unmittelbarer Eingebung gewesen. Bei Schubert war dies, wie ich glaube, die Regel. Sein Kunstverstand war durchaus nicht auf der Höhe seines Genies, sonst hätte er nicht so ungleich und oft nicht so nachlässig geschrieben. Er verirrt sich leicht, ruht an einer schönen Stelle im Walde, mitunter auch im Wirthshaus zu lange aus; es steckt etwas vom Zigeuner oder vom fahrenden Schüler in ihm. Von alledem ist bei Brahms keine Rede. Niemals zerstreut oder nachlässig, verfolgt er sein Ziel mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Er pflückt wol Blumen am Wege, aber er begräbt sich nicht unter ihnen. Es gibt daher keine naivere Musik als die Schubert's, keine, die es weniger wäre, als die von Brahms.

Ich glaube nicht, daß der Bildungsgrad eines Menschen von entscheidendem Einfluß auf seine Naivetät ist, erschwerend kann er aber ganz gewiß sein. Man mag sich über den Begriff des Naiven noch so sehr den Kopf zerbrechen, der Kern liegt immer in dem unbewußten und unermittelten Traject zwischen Ding und Anschauung. Darum sind Kinder naiver als Erwachsene, der Bauer naiver als der Gelehrte. Hochgebildete Künstler sind es selten, obwohl die Kunst an sich ein naiver Ausdruck der menschlichen Seele ist. Mozart und Haydn waren gewiß nicht allein durch die angeborene Richtung ihrer Natur die beiden größten naiven Künstler der musikalischen Welt, sondern auch wegen der verhältnißmäßig geringeren Behelligung und Beunruhigung ihres Gehirns durch die unzähliger Bildungsformen, welche wir jetzt mit jedem Athemzuge in uns aufnehmen. Genies wird es zu allen Zeiten geben, denn das Kennzeichnende an ihnen besteht darin, daß sie immer tabula rasa finden; naive Künstler aber, wenn sie nicht im Dialekt, diesem letzten Hort der wenigstens sprachlichen Unschuld reden, werden bald zu den untergegangenen Arten zählen.

Man hat Brahms auf die letzten Ausstrahlungen Beethoven'schen Geistes zurückführen und in ihm den Erben seiner dritten Stilperiode erkennen wollen. Ich finde von Beethoven's Art nichts in ihm, wofern man darunter nicht die bloße Aneignung seiner Compositionstechnik versteht. Beethoven redet immer in Quadern, Brahms mosaicirt mehr; es steckt etwas von der Kunst der Kosmaten in ihm, von ihrer beschaulichen Amuth und bewegten Zierlichkeit. Man vergleiche nur die Beethoven'sche und Brahms'sche Sinfonie. Jene ist ganz und gar alpinisch, erschreckend in ihrer Erhabenheit, lohnend und strafend wie ein jüngstes Gericht in Eönen. Brahms schreibt ein schönes Musikstück mit einigen erhabenen Stellen, er ist geistreich, beredt, anmuthig, aber er schreibt keine

Sinfonie in dem Sinne, den Beethoven dieser Kunstform für alle Zeiten hinterlassen hat. Seine Sinfonie gleicht einem mittleren Höhenzuge ohne Gletscher und Abgründe, ohne das Talent der dramatischen Unterbrechung und Erschütterung. Brahms fehlt der Fluch wie die Seligsprechung. Man sieht nicht recht ein, warum das nicht Kammermusik sein könnte, so sehr fehlt die Abwechslung des Sinfonikers. Zwei Stellen, beide in der ersten Sinfonie, fallen nicht unter diese Signatur, die beiden Einleitungen zum ersten und letzten Satz; aber es ist verhängnißvoll, daß die sinfonische Kraft in diesen Vorreden veriraucht, daß diese großen Züge selbst nach dem herrlichen Thema des Finales, dessen vielbesprochene Reminiscenz ich übrigens für ein bewußtes Citat halte, verblaffen, um einem durchaus menschlich gewöhnten Musiciren Platz zu machen. So viel ist sicher, ein Mann, der Beethoven's Erbschaft anzutreten berufen gewesen wäre, würde in einem größeren und anderen Stile sinfonisirt haben. Der Schwerpunkt Brahms'schen Schaffens ist an eine andere Stelle zu legen. Soll die Probenienz seines Genies durchaus bestimmt werden, so würde ich sie allein in einer eigenthümlichen Verbindung Bach'scher Strenge und Stimmenindividualisirung mit dem Colorit und der romantischen Gefühlsrhythmi Schumann's finden, einer Verbindung, welche auf den ersten Blick etwas ganz Widersinniges hat. Man vergegenwärtige sich indessen, daß Bach einer Zeit angehörte, in welcher die Musik wesentlich im Dienst der Kirche stand. In dem großen Thomaner Cantor steckte viel mehr Romantik, als man gemeinhin denkt. Man höre nur das „Crucifixus“ aus der hohen Messe, das „Arie“ aus der Orchestersuite in D, die „Giaconne“, die „Siciliana“ aus dem Tripelconcert, die „Arie“ mit obligater Geige aus der Matthäuspaffion, die „Chromatische Fantasie“, um dessen ganz inne zu werden. Es ließe sich nachweisen, wie die spätere Romantik hier schon fertig in der Knospe lag, wie manche schwelgerische Note der Schumann'schen Muse von einem Bach'schen Intervall ihren Ausgang nahm. Schumann und Brahms gehören unter den productiven Künstlern zu den tiefsten Kennern Bach's. Mehr aber noch als Schumann hat ihn Brahms in Fleisch und Blut aufgenommen. Die beiden Nummern des deutschen Requiems „Ihr habt nun Traurigkeit“ und „Selig sind die Todten“ sind voll des edelsten Bach'schen Geistes, ohne daß man ihnen vorwerfen könnte, bloße Copie zu sein. Auch in seiner Instrumentalmusik gibt es unzählige Stellen, die wie verjüngter Bach klingen, und ich irre mich vielleicht nicht, wenn ich dieser Palingenesis einen guten Theil der orthodoxen Wirkungen zuschreibe, welche Brahms'sche Musik auf das edlere Publicum ausübt. Der geschichtliche Hintergrund ist einer Kunst immer günstig, er ist gewissermaßen ihre genealogische Weglaubigung. Die Brahms'sche Kunst ruht entschieden auf dem Goldgrund Bach'scher Reinheit und Vertiefung. Wohin sie weiter auch ihre Schwingen regte, etwas von seinem leuchtenden Glanz blieb ihr als ewiges Erbtheil.

## II.

Unter den von Brahms bisher veröffentlichten Werken gehört über die Hälfte der Vocalmusik an. Es befinden sich darunter fünfzehn Compositionen für Chor, nämlich: drei geistliche Frauenchöre op. 37, drei Gesänge für sechs-

stimmigen Chor a capella op. 42, zwölf Lieder für Frauenchor a capella op. 44, das „Deutsche Requiem“ op. 45, die Cantate „Rinaldo“ für Tenorsolo, Männerchor und Orchester op. 50, das „Schicksalslied“ op. 54, das achttimmige „Triumphlied“ op. 55, die „Rhapsodie“ für Alt, Männerchor und Orchester op. 53, zwei Motetten op. 74, das „Ave Maria“ für Frauenchor und Orchester op. 12, der „Begräbnisgesang“ für Chor und Blasinstrumente op. 13, Gesänge für Frauenchor mit Begleitung von Harfe und zwei Hörnern op. 17, der „XXIII. Psalm“ für dreistimmigen Frauenchor und Orgel op. 27, zwei Motetten für fünfstimmigen gemischten Chor a capella op. 29, und das „Geistliche Lied“ von Flemming für gemischten Chor und Orgel op. 30.

Dem Orchester gehören außer den beiden „Sinfonien“, op. 68 und 73, nur noch zwei „Serenaden“, op. 11 und 16, die letztere für kleines Orchester ohne Geigen, und die „Variationen über ein Thema von Haydn“, op. 56 an.

Auf das Clavier fallen zwölf Compositionen, drei „Sonaten“ op. 1, 2 und 5, ein „Scherzo“ op. 4, „Variationen“ über ein Thema von Rob. Schumann op. 9, „Balladen“ op. 10, „Variationen“ über ein eigenes Thema und ein ungarisches Lied op. 21, „Variationen und Fuge“ über ein Thema von Händel op. 24, zwei Feste „Paganini-Studien“ op. 35, „Zweihändige Variationen“ über ein Thema von Rob. Schumann op. 23, „Zweihändige Walzer“ op. 39, und zwei Feste „Clavierstücke“ op. 76.

Die Kammermusik umfaßt dreizehn Werke, nämlich: „Trio für Clavier, Geige und Cello“ op. 8, zwei „Sextette für Streichinstrumente“ op. 18 und 36, drei „Clavierquartette“ op. 25, 26 und 60, „Clavierquintett“ op. 34, „Cello-sonate“ op. 38, „Trio für Clavier, Geige und Horn“ op. 40, drei „Streichquartette“ op. 51 (I. und II.) und op. 67, „Violinsonate“ op. 78. Außerdem hat Brahms zwei „Concerte“ geschrieben, eins für Clavier op. 15, das andere für Geige op. 77.

Der Rest seiner Compositionen besteht aus ein-, zwei- und mehrstimmigen Liedern und Gesängen, unter ihnen eine eigenthümliche Mischgattung, die „Liebesslieder, Walzer für vier Stimmen mit vierhändiger Clavierbegleitung“ op. 52 und 65. Unter den einstimmigen Liedern zähle ich neunzehn Opusnummern, darunter den fünfheftigen Cyclus der „Romanzen aus Lied's Magelone“ op. 33. Der „Ungarischen Tänze“ erwähne ich noch als eines ungemein geistvollen und farbigen Arrangements, welches aus seiner ursprünglich vierhändigen Clavierheimath später in's Orchester wanderte und von Joachim für Geige übertragen wurde.

Es würde die Grenzen meiner Absicht überschreiten, wollte ich über alle diese Werke sprechen. Ich versuche es, die verschiedenen Gruppen in einigen besonders charakteristischen Typen zu erkennen und meine, es läßt sich unter Umständen mehr sagen, wenn man weniger spricht. Die Frage, ob Brahms eine vocale oder instrumentale Natur sei, ist schwer zu entscheiden. Hätte er das „Requiem“ und das „Schicksalslied“, hätte er den Magelonentreis und manche andere Lieder, z. B. die zweistimmigen „Balladen und Romanzen“ nicht geschrieben, so würde man ihn sicher nicht zu den Vocalcomponisten zählen. Er hat sie aber geschrieben und nicht nur zufällig, denn es finden sich gerade



in diesen Werken alle Eigenschaften seines Geistes auf erstaunlicher Höhe beisammen. Das „Requiem“ ist auf deutsche Bibelworte gesetzt, welche mit glücklichem Instinct für das Synonyme den Inhalt der lateinischen Todtenmesse in ihren verschiedenen Abschnitten einzuhalten versuchen. Es war dies eine kleine That, wie die Bibelübersetzung Luther's eine große war. Wir können seitdem das Dies irae, Domine, Benedictus, Agnus Dei in unserer Muttersprache singen. Wie ein tiefgreifender Gedanke immer zeugend fortwirkt, so folgte hier der sprachlichen Einverleibung die nationale. Wir besitzen kein Requiem, welches so ganz deutsch wäre, wie das Brahms'sche. Mozart und Cherubini schrieben international und selbst Fr. Kiel in seinem vortrefflichen Werk steht zur Hälfte gebannt in die alten Traditionen. Brahms hat das Stück nach dem Tode der Mutter, die er sehr geliebt, geschrieben. Tritt die Veranlassung, welcher ein Kunstwerk sein Dasein verdankt, in eine so enge Beziehung zu ihm wie hier, schreibt ein Musiker ein Requiem für die eigne Mutter, so haben wir es gewiß mit keiner akademischen Arbeit, sondern mit selbst durchlebten, wahrhaftigen Empfindungen zu thun. Ich kenne wenig Musikwerke, und unter der jüngsten Kirchenmusik keines, welches mich schon in seinen Einleitungstacten so ergreift wie dieses. Es liegt in ihnen Alles ausgesprochen, was ein Requiem aussprechen kann, der Schmerz um einen geliebten Todten und zugleich der Trost, den die Religion, oder wenn wir es anders ausdrücken wollen, das Bewußtsein des Ausgelittenen und friedlich Abgeschlossenen verleiht. Wie echt Brahms'sch ist die unverhoffte Wendung nach Ges-dur, das er nur wie im Traum streift; wie schlicht und rein jeder Ton, als wüchse er wie eine Kirchhofsbilume zur Sonne herauf. Das zweite Stück „Denn alles Fleisch es ist wie Gras“ gehört zu dem tief Ergreifendsten, was Brahms geschrieben hat, ebenso der Anfang des „Herr lehre doch mich“ mit seiner natürlich dramatischen Accentuation. Die Fuge, welche diese Nummer beschließt, hat einst viel Staub aufgewirbelt. Es ist kühn, eine Fuge von 34 Alla breve Tacten über einen Orgelpunkt aufzubauen; aber einen großartigen Eindruck macht es doch, wenn in dem mächtig entfachten Brande die Grundvesten nicht beben noch wanken. Die hierauf folgenden Nummern „Wie lieblich sind deine Wohnungen“ und „Ihr habt nun Traurigkeit“ entsprechen ganz der im Texte ausgesprochenen Trauer und Lieblichkeit. Im sechsten Stück „Denn wir haben hie keine bleibende Statt“ schwingt sich Brahms zur höchsten seelenmalerischen Kraft des musikalischen Ausdrucks auf. Das Unstäte und Irrende weiß er durch den stäten Wechsel der Accorde, die Hinweisung auf das Jenseits durch einen geisterhaften, von pulsirenden Triolen begleiteten Octabengang, der halb in der Tiefe, halb in der Höhe erklingt, zu charakterisiren. Beim Schall der Posaune, welcher die Todten aufzuwecken soll, vereinigen sich Chor und Orchester zu dem erschütternden Gemälde des Weltgerichts. Der Ausgang des Werkes ist milde und tröstlich; es verhält wie in leisen Seufzern.

Wenn ich am „Deutschen Requiem“ etwas tadeln müßte, so wäre es hin und wieder die falsche Betonung einzelner Textsilben. Wo aber wäre das Kunstwerk, welches man keiner Menschlichkeit zeihen könnte! Unter den Denkmälern wahrer Kunst wird das Brahms'sche „Requiem“ so lange eine hohe Stelle ein-

nehmen, als man das Gleichgewicht zwischen Erfindung und Empfindung, Einheit und Größe des Stils in Verbindung mit der Rücksicht auf das zeitliche und facultative Maß zu den unabweislichen und entscheidenden Merkmalen künstlerischer Thaten zählen wird.

Das „Schicksalslied“ ist eine Partitur von 60 Octavseiten, componirt auf ein Gedicht von Hölderlin, welches den Gegensatz der schicksallosen ewigen Götter und der „wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfenen, von einer Stunde zur anderen Jahrelang in's Ungewisse hinabfallenden Menschen“ schildert. Sprache und Anschauung der Dichtung sind althellenisch. Man hat das Gefühl, als hätte Hölderlin die Verherrlichung, die sein Gedicht einst durch die Musik erfahren sollte, vorausgeahnt, so nach Dreiklang und dunklem Timbre gedeckter Seigen Aingen Anfang und Ende, so mit der Macht des vollen Orchesters gerüstet die Mitte, welche die Blindheit menschlichen Geschickes ausspricht. Brahms hat in seiner Composition den Gedanken des Dichters ergänzt, indem er, von dem Begnadigungsrecht seiner Kunst Gebrauch machend, nicht mit dem „Ungewissen“ des Fatums, sondern mit der Erlösung von ihm durch den Tod schließt. Noch ein Mal erklingen die Einleitungstacte, in denen er die olympische Ruhe schilderte, aber mit einem feinen Zuge in anderer Tonart. Die Seligkeit der Unsterblichen steht auf einer anderen Tonstufe als die der Sterblichen. — Den Verlauf der Partitur schildern zu wollen, will ich nicht versuchen. Das „Schicksalslied“ ist das vollendetste Werk, welches Brahms bisher geschrieben hat. In ihm vereint sich das höchste finfontische Pathos mit dem Schmelz der süßesten Lyrik. Es gehört zu den wenigen Werken seiner Feder, zu deren Genuß es keines Studiums und keiner längeren Gewöhnung, sondern nur eines künstlerisch geläuterten Sinnes bedarf.

Das „Triumphlied“, dem deutschen Kaiser gewidmet, ist ein Gelegenheitswerk höchster Art; aber es steht dahin, ob man trotz aller daran verschwendeten Kunst, trotz aller Pracht und Polyphonie, dasselbe zu denjenigen zählen darf, welche sich dem Gemüth des Künstlers als unantastbarer Ausdruck einer unendlichen und leidenschaftlichen Sehnsucht nach Schönheit abgerungen haben. Was sich in tiefster Stille wie ein heiliger Vorgang begibt, was die Seele des Künstlers mit einer ihr selbst unbewußten Nothwendigkeit in die Welt des schönen Scheins drängt, darauf ruht neben der Hoheit des unvertraulich Erhabenen fast immer der Zauber des Unwiderstehlichen. Der Text des Triumphliedes ist dem 19. Capitel der Offenbarung Johannis entnommen. Täusche ich mich, oder fehlt hier das Johanneische nach beiden Seiten? Ich kann den biblischen und den lebenden Johannes nicht recht finden.

„Rinaldo“ und „Rhapsodie“ haben nicht nur den Textdichter mit einander gemein, sondern auch einen gewissen weltlichen Drang, und, wie ich vermuthe, dieselbe Zeit der Entstehung. Ich schließe dies weniger aus der Höhe der Opusnummern, als aus der Aehnlichkeit der geistigen Handschrift. „Rinaldo“ ist eine der drei Cantaten Goethe's, deren beste und dankbarste, die „erste Walpurgisnacht“, sich Mendelssohn mit klugem Griff angeeignet hat. Sie ist in der Hand des Musikers zu einer umfangreichen (141 Quartseiten zählenden) etwas thatenbürftigen Partitur geworden, da der Stoff leider keine Gelegenheit zu echt dra-

matistischem Leben bot. Armide tritt bei Goethe nicht auf, und so spielt sich das Ganze denn in einem großen Duett zwischen Rinaldo und den Kreuzrittern ab, dessen einziger dramatischer Angelpunkt die Vorhaltung des diamantnen Schilbes bildet. Die Sprache des Dichters schlägt mitunter schon den aus der Höhe fallenden Ton der späteren Periode an. (Der „Rinaldo“ ist 1811 geschrieben.) Daß Brahms Wert keinen festeren Fuß in der Gunst des Publicums gefaßt hat, liegt wohl zum Theil an der Sprödigkeit des Stoffs, die, wie ich meine, den Musiker zu dem Extrem hingerissen hat, recht populär und ergreifend schreiben zu wollen. Männern so vornehmer Art steht es nicht, sich unter den großen Haufen zu mischen; sie dürfen aus ihrem Kreis nicht heraustreten. — Die „Rhapsodie“ ist ein Fragment aus der „Harzreise im Winter“ und umfaßt nur die Strophen: „Aber abseits, wer ist's?“ und die beiden darauf folgenden: „Ach wer heilet die Schmerzen deß, dem Balsam zu Gift ward?“ und „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton?“ Aus Goethe's eigener Erklärung ist bekannt, auf welchen „einsamen, menschen- und lebensfeindlichen Jüngling“ sich diese Strophen beziehen. Brahms hat ein kurzes und wirkungsvolles Musikstück daraus gemacht, aber es bedarf der sympathischen Altstimme Amalie Joachim's.

Ich habe oben schon von den beiden Sinfonien gesprochen. Sie verhalten sich zu einander etwa wie die C-moll zur Pastoralsinfonie. Die erste ist ganz Pathos, die zweite Idyll. An großen Zügen ist jene, an Feinheiten diese reicher. Es gibt nicht viel lieblichere Musik als den ersten Satz der D-dur-Sinfonie. Als ich ihn zuerst las, wollten mir die Storm'schen Verse nicht aus dem Sinn:

„Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,  
Ich nahm es so im Wandern mit,  
Daß es dereinst mir möge sagen,  
Wie hell die Nachtigall geschlagen,  
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.“

Und als ich ihn zuerst hörte, da war ich mitten im grünen Wald, die Nachtigall schlug und alle Lust des Dichters ging mit mir Schritt um Schritt. — Auch das Finale ist von reifer Lust gesättigt. Es gleicht dem frischen Herbstmorgen, welcher von schwellenden Früchten duftet. Die Freunde der Brahms'schen Muse mögen mir aber verzeihen, daß ich an den Mittelsäßen kein wahres Behagen finde. Die Stimmungen im Adagio reichen sich für mein Gefühl nicht recht die Hände, das Allegretto ist zu geistreich und unruhig, trippelt zu sehr aus einer Tactart in die andere. Daß die Stücke nicht sinfonisch sind, wäre noch das Geringste; aber sie gehören zu jener Gattung von Musik, welche sich leider bei Brahms ab und zu vorfindet, jener Musik nämlich, welcher ich kein ganz legitimes Concept zutraue. Ich meine, sie sind nicht aus dem Vollen, sondern im Einzelnen erfunden; die Phantasie hat Stationen gemacht und darüber einige Male den Zug veräuert.

Die beiden „Serenaden“ für Orchester sind echt Brahms'sche Werke, voll von jener Grazie, jener beredten und ausspruchlosen Innerlichkeit, die ihm so eigenthümlich ist. Die eine derselben ist für Orchester ohne Geigen geschrieben. Ich habe dabei immer das Gefühl gehabt, als ob das Orchester fasten müsse. Solche

Marotte läßt man sich für einen Satz gefallen, für fünf nicht. Scherzo und Finale weisen außerdem ihrer ganzen Conception nach auf die helle Stimmführerin des Quartetts hin. Um in die Musik des Künstlers einzuleiten, ist vielleicht nichts so geeignet, wie diese Serenaden, die, wie es scheint, zu den ersten Orchesterversuchen Brahms' gehören. Zwischen ihnen steht, wenn man die Reihe der Opusnummern zur chronologischen Führerin nehmen darf, das Clavierconcert, ein Werk so verschieden von diesen, wie es nur gedacht werden kann. In den Serenaden ist Alles noch Flaum, jünglingshaft, ungeberdig oder himmlisch verlegen, (siehe das „Quasi Menuetto“ in der D-dur-Serenade). Das Clavierconcert gehört zu den männlichsten Stücken des Künstlers. Trotzdem halte ich es zu dieser Periode gehörend. Brahms ist wie Schumann vom Clavier ausgegangen, und dies Concert war sein erster Kreuzzug in's gelobte Land der großen Kunst. Es ist schneidig, schroff, unangenehm mitunter wie erste Berührungen und wie der Meisterschlag, aber von unerhobener Großartigkeit, was absolute Genialität anbetrifft, vielleicht das augensälligste Beispiel unter allen seinen Compositionen. In seiner Partitur steckt das Scheidungsprotocoll zwischen dem Clavierspieler Brahms und dem univervellen Componisten.

Außer diesen Werken besitzen wir, das Violinconcert nicht mit gerechnet, bis zur Stunde nur noch ein Orchesterstück von Brahms, die „Variationen über ein Thema von Haydn“. Das Thema, voll innerlicher Feierlichkeit, als wäre es einem schönen Menschenpaar etwa zur goldenen Hochzeit geschrieben, gewinnt durch den fünftactigen Rhythmus des ersten Theils einen geheimnißvollen Reiz. Die Variationen, meines Wissens die ersten, die als selbständiges Stück für Orchester geschrieben, gehören vor ein erlauchtes Publicum. Nur wer sie studirt hat, weiß, wieviel contrapunktische Kunst darin wohnt. Die siebente Variation, eine Art Siciliana, sowie das geistvoll fugirte Finale sind wol die schönsten Nummern. Ein Arrangement dieses Werkes für zwei Claviere führt einige abweichende Besarten, so daß, obwol die Orchesterpartitur zwei Jahre früher erschienen ist, die Frage auftaucht, welcher dieser Gestalten die Priorität gehört.

Wer in die geheimste Seele des Componisten blicken will, muß sich mit seinem Clavier vertraut machen. Schon die ersten Sonaten, welche Schumann so begeisterten, ließen die Originalität des Mannes in den schärfsten Umrissen erkennen. Wunderbar reif, im Ausdruck zurückhaltend und nachdenklich, sind die Variationen op. 9, über ein Thema (Albumblatt) von Schumann. Es weht ein Hauch darin, als triebe die Frühlingssonne die kühle Nacht vor sich her. Die Variation ist vielleicht die berufenste und vertrauteste Form Brahms'schen Geistes. Ein Thema zu erfinden ist nicht so sehr seine Sache, als es zu umspinnen mit dem tausendfältigen Immergrün seiner Phantasie. Uner schöpft er im Aufsuchen von Bewegungen und Wendungen, durch die das Alte uns neu erscheint. Er verflüchtigt es in Staub, wenn er seine Schmetterlingsflügel zu leichtem Fluge schmücken, er erstarrt es zu Blöcken, wenn er damit den Bau einer Fuge fundamentiren will. Neben dieses weniger bekannte Werk treten die berühmten „Variationen über ein Händel'sches Thema“. Beide Compositionen tragen ein classisches und ein romantisches Ideal im Herzen: die 32 Variationen von Beethoven und die sinfonischen Studien von Schumann. Aber wie brünette

Eltern oft blonde Kinder haben, so sind die Brahms'schen Variationen zu einem anderen Geschlecht erwachsen. Ich glaube die Beobachtung gemacht zu haben, daß nichts sich hartnäckiger und länger vererbt, als Geberden. Ein Enkel kann von seinem Großvater keinen Zug mehr in Gesicht und Gestalt tragen, aber er verfällt in dieselben Gesten, wenn er zornig oder traurig wird. So ist es auch Brahms ergangen. Die Gesichter seiner Variationen haben mit denen von Beethoven und Schumann kaum noch die geringste Aehnlichkeit, aber mitunter grüßen und gehen sie zur Thür hinaus wie die anderen.

Von Variationen ist noch ein Werk zu verzeichnen, die vierhändigen, ebenfalls über ein Thema von Schumann. Das Thema hat seine Geschichte. Es war am 27. Februar 1854, als Schumann sich, während Brahms bei ihm in Düsseldorf war, plötzlich vom Tisch entfernte und ohne Hut und Paletot auf die Rheinbrücke ging, von der er sich in's Wasser stürzte. Auf seinem Schreibtisch lag als Vermächtniß in letzter Besinnung geschrieben, jenes Thema. Für mich hat diese Arbeit des Künstlers daher immer etwas über aller Kritik stehendes gehabt. Auch heute noch kann ich mich dieses köcytischen Drucks nicht erwehren. — Die „Paganini-Studien“ sind virtuose Capricen, bei denen die Variation ihre Pointe an die Etude abgetreten hat, eminent geistvoll und unterhaltend, eine Aufgabe für einen großen Virtuosen von Geist, wie Taubig einer war. Sie von ihm spielen zu hören, war eines der größten musikalischen Vergnügen, deren ich mich erinnere. Zu den bedeutenden Clavierwerken zähle ich schließlich noch die „Vierhändigen Walzer“. Der Tanz, im Verlauf der Zeiten etwas gemein und handgreiflich geworden, wurde durch Schubert und Chopin in die höhere Kunst zurückgeführt. Man kann auf vielerlei Art tanzen, leidenschaftlich, nüchtern, zerstreut, symbolisch. Der symbolische Tänzer trägt in seine Bewegung hinein, was dem Tanz als poetische Idee vor-schwebt, nämlich die flüchtige, halb vertraute und doch nicht bindende Berührung mit einem Menschen des anderen Geschlechts, eine Art von rhythmischem Dialog ohne Worte. Hier konnte nun Brahms seine Meisterschaft in der Anmuth des halb Ausgesprochenen bewähren, das kaum abgerungene Geständniß wieder verschämt zurücknehmen, die wildeste Sehnsucht vor Verwirrung sprachlos machen. Einige Male greift er wol frisch zu; aber die schönsten unter den Walzern sind doch diejenigen, welchen das Blut in die Wangen steigt. Brahms hat sich den Schmelz des Jünglingsthumus auch in seinen späteren Jahren erhalten und das Erröthen steht ihm besonders gut. Seine schönsten Melodien sind immer rosig angehaucht, sie haben nicht den satten, sommerlichen Teint der Schubert'schen. Das kleine Opus ist der Stammvater einer kleinen Literatur geworden. Viele unserer zeitgenössischen Musiker sind seitdem die Wege der Brahms'schen Walzer gewandelt.

### III.

Ich gelange zu demjenigen Theil des Brahms'schen Schaffens, den ich, die Bedeutung der einzelnen Werke zu ihrer Zahl betrachtet, für den bedeutendsten halten muß, zu seiner Kamtermusik. Schon das zweite Werk dieser Gattung, das Sextett für Streichinstrumente in B., hat Epoche gemacht, während das erste, ein Claviertrio, sich nicht recht Bahn brechen wollte. Das Sextett ist von

jeher für eines der vollendetsten Werke des Componisten gehalten worden. Alle vier Sätze desselben sind gleichmäßig edel und reich erfunden und von einer wunderbaren Folge der Stimmungen. Auf den anmuthig ausklingenden Schluß des ersten folgt ein geharnischtes Thema mit Variationen, deren Musette in D-dur sich unter den kräftigen Lauten der Geschwister wie das Flüstern eines Kindes ausnimmt. Das Scherzo, welches sich vor strotzender Vollkraft kaum zu händigen weiß, spielt sich fast ohne jedes piano bis zum Ende ab. Es ist eines der vollblütigsten Stücke aus Brahms' Feder. Ein Meisterstück des behaglichen und mußevollen Musicirens, Nachklang der alten, guten Zeiten, ist das Schlußrondo. Es sei bei dieser Gelegenheit auf zwei Eigenthümlichkeiten des Componisten hingewiesen. Brahms hat eine eigene Anmuth im Abschließen eines Satzes, er weiß seinem letzten Händedruck etwas besonders Freundliches zu verleihen. Sodann hat er ein verrufenes Intervall wieder zu Ehren eingeführt, die Sexte. Wir wissen aus den Opern Bellini's und Verdi's, wohin die Abnutzung dieses Begleitungsmitteis geführt hat. Die ewig einberufene Sexte und ihre Umkehr, die Terz, hatten im Laufe der Zeit den Charakter von Reserveintervallen angenommen. Wer die Werke Brahms' auf diesen Punkt untersuchen will, wird beobachten, daß der Componist gerade an den weichsten und empfindungsvollsten Stellen die Sexte mit großem Glück anwendet, und daß sie, weit entfernt davon einen vulgären Eindruck zu machen, dem Ausdruck seelenvoller Innigkeit zur natürlichsten Handhabe wird. Unzählige Belege ließen sich hierfür herbeiholen. Ich beschränke mich, um nicht weitläufig zu werden, auf einen einzigen. Im Andante des dritten Clavierquartetts, einem der sonnigsten langsamen Sätze, die Brahms geschrieben, bringen die Bratsche und Geige, nachdem Cello und Geige ihr breites, gesangvolles Thema vorgetragen, eine Art Ritornell in Sexten von so süßer Wirkung, daß mein altes Axiom, es fehle dem Mann an der rechten Süßigkeit, hinfällig wird. So kann in einem Pinsel dieselbe Farbe den Eindruck des Gesättigten und Reifen machen, die in einem anderen zur gemeinen Anstreicherei wird.

Das zweite Sertett hat neben dem ersten fast die Stellung des Sündenfalls zum Paradiese. Gewiß ist es so geistvoll, wie das erste, vielleicht geistvoller, weil es die Sünde immer mehr ist als die Unschuld, aber wir sehnen uns nach den noch ungebrochenen Äpfeln. Ich habe außerdem niemals den Zusammenhang zwischen seinem Scherzo und Trio verstehen können. Wie kann man so reservirt, so echt Brahmsisch verhält, und gleich darauf so burschikos sein? Sollte hier nicht auch wie in der zweiten Sinfonie ein älterer Freund die Beche des jüngeren bezahlt haben? Ich bemerkte hierbei, daß mir unter sämtlichen Brahms'schen Werken kein dritter Fall einer solchen Vermischung von Jahrgängen in der Phantasie des Künstlers bekannt ist, und daß ich mich überhaupt in beiden Fällen irren kann, weil mir das Verständniß für den Zusammenhang so heterogener Elemente fehlt.

Die drei „Clavierquartette“ haben immer für das Hauptinventar Brahms'scher Kammermusik gegolten. Nur ein Werk scheint ihnen den Rang abgelassen zu haben, das „Clavierquintett“. Es ist mit dem ersten Sertett wol das mächtigste, was Brahms geschrieben, wie man das „Trio mit Horn und Geige“

zu dem lieblichsten rechnen muß. Die Eigenthümlichkeit seines Kammerstils beruht zunächst in der socialen Gleichstellung der Instrumente. Das Clavier dominirt nie. In den lebhaften Sätzen herrscht viel Temperament, das mit einer Neigung zu heroischen Accenten stark und häufig modulirt. Das Formgefühl wird frei und phantastisch, ohne den Traditionen Hohn zu sprechen und den jetzt so beliebten Charakter genialer Niederlichkeit anzunehmen. Hierin ging Schumann weiter, welcher sich in seiner Kreisleriana-Periode gern auf das Ungewöhnliche und Gewagte einließ. Bei Brahms schimmert die Tradition immer wie ein Liniensblatt durch. Eine ihm allein angehörende Stimmung in ersten Sätzen (A-moll-Quartett, zweites Sextett, Geigensonate) bildet sich aus einem Compromiß aller beteiligten Elemente in der Weise, daß keines auf seinem Worte besteht, sondern ein harmonischer Zustand höchster Art hervorgerufen wird, bei welchem die Behaglichkeit die Kosten trägt. Die langsamen Sätze sind sehr verschiedener Textur. Oft wird der Stein der Frucht zuerst herausgeschält, und er steht nicht immer hoffnungsvoll aus. Aber die Kunst des Gärtners spielt den Proceß des Wachsens vor unseren Augen ab. Für die Methode schwärme ich nicht, weil etwas vom Treibhaus in ihr steckt, Brahms weiß aber mit ihr zu wirken. Ein andermal, wie in der Romanze des C-moll-Streichquartetts, dreht sich die grübelnde Stimmung wie auf der Fußspitze herum, so daß man zu keinem Ausruhen gelangt. Das sind diejenigen seiner langsamen Sätze, welche das große Publicum am meisten abstoßen. Ich stelle mich hierbei ganz auf seine, des Publicums, Seite. Lade ich Jemanden zum Sitzen ein, und der langsame Satz soll dies, so muß ich auch dafür sorgen, daß er ausruhen kann. Mendelssohn verfehlte es oft durch eine übel berathene Redseligkeit seiner Finales, Brahms durch das kleine Reporterthum der Stimmen in getragenen Sätzen. Neben dem Männlichen und Trohigen steht in dieser Gattung seiner Musik fast immer die Grazie. Es ist nicht die Grazie Mozart's, die uns wie ein Fuß von schönen Lippen zugeworfen wird, es ist die Grazie eines geistreichen Menschen mit einem leisen ironischen Anflug, wie er sich sonst bei keinem Musiker findet. Seine Kunst hat nicht so sehr am Lieben, wie am Ländeln und Scherzen Lust; sie ist mehr Vor- und Nachspiel als Gesang. Man kann das verstehen: das Spiel mit einer Sache ist oft lieblicher wie ihr voller Ernst, und daß die Vorbereitung zu einem Genuß an diesem das Beste ist, wissen wir Alle.

Die beiden zuletzt publicirten Instrumentalwerke sind die Sonate für Clavier und Geige op. 78, und das Geigenconcert. Wenn ein Mann wie Brahms einem Freunde wie Joachim ein Concert schreibt, so treten zwei Vorstellungen zusammen, die in ihrer Verbindung berechtigt sind, ein kleines Musikfest theoretisch herzustellen und die Ansprüche in's Ungemeine zu steigern. Insofern man nun unter einem Concert neben Allem, was man sonst von einer Composition erwartet, eine Art Schaustellung des Instruments nach der Seite seiner künstlerischen Wirkungen versteht, so blieb neben der schönen Musik das Fest leider aus. Der erste Satz ist wunderbar gemacht, auch sind beide Themen darin schön, ein Concertsatz aber ist er nicht. Um ein Concert zu schreiben bedarf man entweder des colossalen Instinctes Beethoven's, oder des weltlichen Geschicks

Mendelssohn's, welcher immer zu beurtheilen wußte, ob etwas zugleich musikalisch, und, wie soll ich sagen, gesellschaftlich möglich ist. Das ist nun nicht Brahms' Specialität. Er ist zu sehr Idealist, er spinnt sich in seine Gedankenwelt zu sehr ein, um sich gelegentlich einmal zu fragen: ist dieses hier geschmackvoll und zulässig? Sonst hätte er die Nonensprünge und manches Andere im ersten Satz nicht geschrieben, und den zweiten hätte er ganz zurückgezogen, weil er nicht einmal musikalisch bedeutend ist. Es ist zu beklagen, daß die Hoffnung, den beiden großen Meisterwerken der Geigenliteratur ein drittes an die Seite zu stellen, für diesmal unerfüllt geblieben ist. Was die Hand Joachim's nicht retten konnte, wird die Nachwelt kaum höher schätzen als die Mitwelt. Es könnte dem Brahms'schen Concert gehen, wie es der Schumann'schen Phantasie gegangen ist: man wird es hin und wieder spielen, hin und wieder schätzen, aber das Leben eines bibliothekarischen Heiligen wird keine Schicksalsmacht von ihm abwenden. Welch ein Griff in's Volle ist dagegen die Sonate! Der erste Satz, ganz lyrisch und ohne das geringste Pathos, ist eines der reinsten und glücklichsten Kunstwerke, welche jemals für zwei so verschiedenartige Instrumente geschaffen wurde. Was an Brahms' Geist bezaubernd und hoch ist, die ergreifendste, musikalische Empfindung, verbunden mit dem vollkommensten, künstlerischen Ausdrucksvermögen, in diesem Duett lebt und athmet es. Es ist eine Vereinigung von vornehmer Feinheit und Traulichkeit, wie sie nur ihm eigen ist. Dem letzten Satz liegt als Motiv das hübsche „Regenlied“ des Verfassers zu Grunde. Es ist nur der sprühende Mairagen gemeint, nach dem die Blumen ihre Köpfe regen.

## IV.

Ich komme endlich zu den Liedern, dem der Zahl nach bedeutendsten Theil des Brahms'schen Katalogs. Addire ich richtig, so sind allein 136 Lieder für eine einzelne Stimme gedruckt. Wenn nun ein bedeutender Mensch sich einer Kunstgattung mit so dauernder Vorliebe hingibt (schon sein op. 3 war ein Liederheft), so liegt immer ein Beruf vor. Es paßt außerdem ganz zu Brahms' Natur. Das Lied ist die künstlerische Verewigung des schönen Augenblickes. Nicht alle Eindrücke erstarrten in uns zu großen, monumentalen Bildern. Ein Ding kann einen kleinen, blumenhaften Schatten werfen. Ein Libellenflügel streift uns im Fluge, die heiße Mittagswelle streut ihren Blüthenduft um unsere Sinne — das Lied ist fertig wie oft die Liebe, ohne mehr als der zuckenden Wimper und der aufflammenden Iris zu bedürfen. Dann kommen jene Thränen, die sich nicht weinen, jene Seufzer, welche sich nicht ausathmen lassen, in der Sprache des Dichters eine Welt von Thau und Nachtigallenlaut. Es kommen jene mürrisch quälerischen Stunden, welche ein Lied so leicht bannt und zu glückseligen Minuten auflöst.

Den Brahms'schen Liedern eine bestimmte Stelle in der Literatur anzuweisen, ist nicht leicht. Spricht man von Liedern, so fragt man zuerst, wie sie sich zu den drei großen Meistern Schubert, Schumann und Franz verhalten. Alle anderen kommen dabei kaum in Betracht. Jene drei sind mit einander niemals zu verwechseln. Jeder von ihnen hat eine andere Art, das Gedicht zu behandeln,



zu fingen, zu begleiten. Nur Franz konnte „Komm' zum Garten, zu dem wohl bekannten“, nur Schubert „Du bist die Ruh“, nur Schumann „Dein Bildniß wunderselig“ schreiben. Jeder fein gebildete Musiker könnte sich anheißig machen, aus einem Haufen von tausend unbekanntem Liedern, die von diesen Meistern stammten, jedem das Seine anzusprechen, ohne sich ein einziges Mal zu irren. Das klingt zuversichtlich und ist doch nicht schwieriger, als ein Schiller'sches Gedicht von einem Heine's oder Uhland's zu unterscheiden. Brahms muß nun neben jenen Großmeistern des deutschen Liedes eine vierte Stelle eingeräumt werden. Was ihn am fühlbarsten von Schubert und Franz trennt, ist das geringere Hervortreten des rein Liedmäßigen; bei ihm musicirt mehr wie bei Beethoven der große, universelle Musiker. Dann und wann trifft er ganz den Aufschlag des Liederauges, so daß man den feinen Aether fühlt, der dem träumerisch gedämpften Blicke entströmt. Das Brahms'sche Lied ist nicht immer für eine Menschenstimme mit Begleitung des Claviers gedacht; oft könnte an Stelle des letzteren Orchester oder Quartett, an Stelle des ersteren Cello oder Oboe treten. Bei Schumann kommt dies ebenfalls oft, bei Schubert selten, bei Franz nie vor, und in diesem Sinne, nicht nach der Seite der absoluten Erfindung, halte ich Franz für den größten von allen. Aber es ist ein wunderbar zitternder Hauch in Brahms, eine Zartheit der Empfindung, die nach der süßen Vertiefung in die Welt der Strophe drängt und dieser Trieb nach der engen Clausur der lyrischen Ekstase stempelt ihn zum Liedercomponisten. Bedeutende Menschen pflegen Kinder zu lieben, und das echte Lied ist auch eine Art von Kind. Von ihm hat es das Unmittelbare, Schalkhafte, Durchsichtige; von ihm, wenn es wehmüthig ist, das leicht Getröstete. Tritt nicht selbst in den schmerzlich erregten Liedern des Jünglings und Mannes diese Lust an der kindlichen Schlichtung der Trauer zu Tage? Ich spreche hier nur von dem wirklichen Liede, nicht von der dramatischen Form der Scene, die man sehr mit Unrecht dazu zählt.

Wenn man den Cyclus der „Magelonenlieder“ betrachtet, so weiß man, wohin das Brahms'sche Lied gravitirt. Das halb Verklungene der Lied'schen Romantik ist hier schöpferisch in frische Gegenwart umgesetzt. „Sind es Freuden, sind es Schmerzen,“ klingt aus Brahms Munde, als wäre es eben gedichtet. Die literarische Bildung des Mannes zeigt sich in der Wahl seiner Texte. Er componirt nichts Unbedeutendes; eine Vorliebe für das Altdeutsche und die romantische Renaissance, wenn ich damit Daumer und ähnliche Poeten bezeichnen darf, ist auffällig. Alles Abgesungene und Abgegriffene vermeidet er wie Jemand, dem schon in frühester Jugend die Lust an eigenen Wegen gegeben war. Wenig Menschen ist das Gewöhnliche so fern abliegend wie ihm. Hierin hat er eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit Franz, der ein erstaunlich feines Gefühl für das hat, was musikalisch ist, ohne poetische Scheidemünze geworden zu sein. Schubert war auf diesem Punkt wenig wählerisch; man denke nur an das Reststabi'sche „Wehe dem Fliehenden, Welt hinaus Ziehenden“, das goethesiren will und doch nur reststabirt. Es ist bezeichnend für den gesunden Blutumlauf des Brahms'schen Liederkreises, daß das erste wie das letzte Hest dieselbe Frische athmen; jenes brachte uns das herrliche Shakespeare'sche „O versenk', o versenk' dein Seid, mein Kind“ (op. 3), dieses (Romanzen und Balladen für zwei Stimmen op. 75)

den „Edward“, das sonnige „So laß uns wandern“ und eins der unheimlich ergreifendsten Stücke, die „Walpurgisnacht“ von Wilibald Alexis.

Unter den mehrstimmigen Liedern finden wir zwei reizende Combinationen, die „Gesänge für Frauenchor, zwei Hörner und Harfe“, und die „Liebeslieder“, Walzer für gemischtes Quartett mit vierhändiger Clavierbegleitung. Wenn man die Erfindung, unabhängig von ihrem Umfang und ihren Darstellungsmitteln, nur auf ihren Gedankenwerth untersucht, die künstlerische Absicht auf den Grad der Helligkeit, mit der sie in die Erscheinung tritt, so wird man diese Walzer in die vorderste Reihe der Brahms'schen Compositionen stellen müssen. Die Phantasie darin ist ebenso entfernt von Schwulst wie von Armuth, die Empfindung sanft ohne sentimental, die Anmuth beredt, ohne zudringlich zu sein. Sie sind, was man mit einem viel gemißbrauchten Wort poetisch nennt. Was ist eigentlich das Poetische? Der Flug des Vogels gibt uns davon die sinnliche Anschauung. Es ist die Erhebung über das gemein Wirkliche, der Sieg des unbestimmt Himmlischen über das bestimmt Sinnliche. Duft, Licht und Ton sind von der Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade zu definiren, der unerklärte Rest gehört dem Dichter. Die „Liebeswalzer“ sind voll von diesem unnennbaren, die Sehnsucht erregenden und stillenden Fluidum. Man betrachte darauf hin Stücke wie „Es bebet das Gesträuche“ und „Flammenauge, dunkles Haar“, jenes in der ersten, dieses in der zweiten Sammlung. Eine geistvollere und poetischere Gestaltung des Tanztriebes haben kaum Schumann und Chopin geliefert. Wem das nicht klar wird, der soll sich für Alles halten, nur nicht für einen musikalisch organisirten Menschen. Die Liebeswalzer haben trotzdem einen großen Fehler: sie verlangen sechs gleichmäßig abgestimmte Seelen. Spieler wie Sänger müssen das Irdische abgestreift haben und sich in einer Art seraphischen Zustandes befinden, zu dem Unschuld allein nicht führt. Es ist daher verkehrt, derartige Musik in großen Concerten zu machen. Ich denke mir für solche Genüsse einen Sommerabend und einen lauschigen Saal, der auf eine Terrasse führt. Dort treffen sich durch den lautesten Zufall anmuthige und musikalische Menschen, welche diese Walzer improvisiren. Das Einstudiren paßt schon gar nicht zu ihnen, eher schon, daß man sich während des Singens Rosen zuwirft, und daß die Nachtigall ihre jauchzenden Trillerketten dazwischen streut.

Der Deutsche hat die rührende Gewohnheit, wenn er viel geredet, sich noch ein Mal zu überhören, um zu wissen, ob er vor sich selbst bestehen kann. Er fährt mit der Sonde des Zöllners durch seine Bogen, weil er sich überzeugen möchte, daß er keine Contrebände gesprochen. Er mißtraut jedem eigenen Gedanken und hat eine unglaubliche Angst vor der fremden Meinung. Das ist sehr wenig genial, aber so ganz zu verachten ist es nicht. Man kann schöne Blumen brechen, um aber einen Strauß daraus zu winden, muß man das Binden verstehen, und binden heißt, für das Einzelne die rechte Stelle finden, was wiederum den Sinn für das Ganze wie für seine Theile voraussetzt. Wollte ich nun in solcher Weise mein Urtheil über Brahms zum Strauße winden, so würde ich dies sagen: er ist ein Mann von hervorragender Idealität in allem Kunststreben, unfähig der geringsten Treulosigkeit gegen das, was ihm Wahrheit ist. Er hat angeborenen, nicht angeschriebenen Stil, denn schon in seinen

frühesten Werken findet sich dieselbe Freiheit der geistigen Handschrift, wie in seinen späteren. Wie alle wirklichen Stilisten sucht er nicht nach einem Vortrag seiner Gedanken, der Gedanke facsimilirt sich bei ihm. Seine Phantasie entbehrt der melodischen Springfluth, sie gleicht nicht dem nimmer versiegenden Born, aus dem jede Stunde sich ihren Nektar schöpfen geht. Es ist charakteristisch für ihn, daß er in einer nordischen Seestadt geboren ist, und daß sein Vater Contrabassist war. Seelust und Waffe, das sind die beiden Grundelemente seiner Musik. Nirgends jene südlliche Herrlichkeit, in der die goldenen Früchte von tausend Zweigen nickten und der Ueberschuß wonniger Kraft sich in dem würzigen Athem aushaucht, der Berg und Thäler überströmt. Nirgends aber auch jenes schlafe Versinken in sich, der Verzicht auf Arbeit und die dumpfe Berufung auf's Schicksal. Unter seinen Werken nehmen die erste Stelle einige chorische Compositionen, die Kammermusik, das Clavierconcert, Variationen für Orchester und Clavier, endlich seine ein- und mehrstimmigen Gesänge ein. In der Sinfonie hat er, den eigenen Maßstab als höchsten genommen, bisher nicht die Erhabenheit des Stils festhalten können, die wir von dieser Gattung verlangen. Verglichen mit den Sinfonien seiner Zeitgenossen sind die seinigen hervorragende Werke; verglichen mit dem Schicksalslied, dem Requiem, dem ersten Sextett, dem Clavierquintett, den Händelvariationen, stehen sie in zweiter Reihe. Er schreibt nicht für das Volk, sondern für ein Parterre von Königen. Er blendet nicht, er erobert nicht im Sturm. Langsam und sicher gewinnt er diejenigen Herzen, welche von der Kunst nicht bloße Aufregung, sondern ein reines Feuer und das holde Maß des Schönen begehren. Kunst und Mensch sind bei ihm Eins; sein persönlicher Charakter ist nicht die Negation seiner musikalischen Ideale.

Ich habe Kritik und kein „Eloge“ schreiben wollen. Denjenigen, welche sich getäuscht sehen sollten, erzähle ich eine Geschichte. Moses Mendelssohn hatte die Gedichte Friedrichs des Großen freimüthig kritizirt. Der König, indignirt darüber, beschied den Philosophen zu sich auf's Schloß. „Wer Verse macht,“ sagte Mendelssohn, „schiebt Regel, und wer Regel schiebt, er sei nun wer er wolle, König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Regeljunge sagt, wie er schiebt.“

# Madame de Rémusat und Napoleon Bonaparte.

~~~~~  
Von  
Karl Hillebrand.  
~~~~~

## I.

Jedermann hat die Denkwürdigkeiten von Mad. de Rémusat gelesen, sei's bruchstückweise in der „Revue des Deux Mondes“, welche viele Capitel daraus im Laufe des vergangenen Jahres gegeben hat, sei's im Zusammenhang der drei Bände, welche diesen Winter in Paris erschienen sind und zum Theil schon die siebente Auflage erlebt haben. Und wer sie nicht gelesen hat, wird sie lesen wollen, sollte sie lesen. Nur wäre wirklich sehr zu rathen, sie nicht in's Deutsche zu übersetzen. Man leistet dadurch allein der Trägheit und der Halbkenntniß Vorschub. Wer sich für dergleichen interessirt, wer daran Geschmac findet und es zu genießen versteht, der weiß ja doch auch genug französisch, um ein solches Buch in der Ursprache zu lesen; und selbst wenn seine Kenntniß der Sprache unvollständig ist, kann die Lectüre der drei Bände, die er so leicht nicht aus der Hand lassen wird, seine Kenntniß nur erweitern und vertiefen. Wem aber die Verhältnisse, von denen es sich handelt, ganz unbekannt, wem die Personen und die Art von Beobachtungen, welche ihm hier geboten werden, ganz gleichgültig sind, der wird sicherlich durch eine deutsche Uebersetzung weder eine nur annähernde Kenntniß von den Dingen, noch auch irgend welches Interesse für dieselben gewinnen. Hier fällt Form und Wesen so durchaus zusammen, daß das Wesen so zu sagen verschwindet, sobald die Form verändert wird. Schon aus diesem Grunde sollen hier keine Auszüge aus dem fesselnden Werke gegeben werden. Auch liebe ich es nicht, den Lesern den Appetit zu verderben, indem ich ihnen die leckersten Bissen im Voraus gebe. Eine so delicate Mahlzeit muß man im Ganzen einnehmen, wenn man all' den Genuß und zugleich alle die sehr kräftige Nahrung daraus ziehen will, die sie enthält. Ich möchte mir nur erlauben, einige Anmerkungen über die Verfasserin und den Helden des interessanten Buches, sowie über die Umstände zu machen, unter denen es geschrieben worden, um den Leser etwas zu warnen und ihm einige Thatfachen in's Gedächtniß zu rufen, die man gut daran thut sich gegenwärtig zu behalten, wenn

man sich nicht der Gefahr aussetzen will, allzusehr nach der Seite des Erzählers zu neigen<sup>1)</sup>).

Andererseits möchte ich auch die Aufmerksamkeit der Historiker auf die für die ernste und wissenschaftliche Geschichtsforschung wirklich wichtige Seite dieser angenehm-pilanten Bände lenken. Freilich sind's noch nicht die Mémoires Herzog Pasquier's oder Talleyrand's, auf die man uns so lange warten läßt und die vielleicht zuerst ein volles Licht auf die Geschichte des Consulats und des Kaiserthums werfen werden. Immerhin ist's eine kleine Quelle, die gar frisch und klar fließt, um deren Dasein man wußte, und welche die Familie liebenswürdig und vernünftig genug gewesen ist, uns offen zu legen ohne uns noch lange dürften zu lassen. Chateaubriand und Thiers hatten schon von diesen Denkwürdigkeiten gesprochen und der Letztere hatte sie in seinem Capitel über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien bereits eingehend benutzt. In der That bringt der erste Band Mad. de Rémusat's viele neue und sichere Einzelheiten über dies tragische und verhängnißvolle Ereigniß, welches die Laufbahn Napoleon's, sozusagen, in zwei Hälften theilt. Ich erinnere nur an die Theilnahme Caulaincourt's — die unfreiwillige Theilnahme meinetwegen, Theilnahme immerhin — welche bis vor Kurzem noch geleugnet worden und über die fortan kein Zweifel mehr herrschen kann. Ueber die Vorgeschichte der Krönung bietet der zweite Band, über die der Scheidung der dritte viel Neues und Merkwürdiges. Ebenso über die Verheirathung Stephaniens mit dem Erbprinzen von Baden, die Liebesabenteuer Napoleon's, wenn man seine Verhältnisse zu Frauen mit dem feinen Worte bezeichnen darf; die Intriguen der Minister und Marschälle, der Verwandten namentlich, um von ihm, der nur gegen seine Familie schwach zu sein wußte, Gunst und Geld, Ehren und Vortheile zu erlangen — Einfluß erlangte ja nie Jemand auf ihn. Und das Ganze, das mit der Tragödie in den Laufgräben von Vincennes beginnt, endet mit der unwürdigen Komödie von Bayonne. Vieles wird auch in ein anderes Licht gestellt, als das, unter welchem wir es bisher sahen: so erscheinen uns z. B. die Charaktere Louis Bonaparte's und der Königin Hortense von einer ganz neuen Seite und wird uns von den Eltern Napoleon's III. ein, glaube ich, viel getreueres Bild gegeben als das, welches uns früher vorschwebte; wie denn überhaupt der bald verdeckte, bald offene Krieg zwischen den Beauharnais' und Bonaparte's hier zum ersten Male recht in den Vordergrund gestellt wird. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Erzählerin mit dem Herzen ganz auf der Seite der Beauharnais' stand, wenn sie's auch nicht ausdrücklich Wort haben will. Die zahlreichen Charakterzüge Napoleon's gar, welche sich in hier aufbewahrten Worten oder Handlungen verrathen, sind so treffend und bezeichnend, daß sie nicht wenig dazu beitragen, das Bildniß des gewaltigen Mannes, der zehn Jahre lang die Welt bezaubert, zehn andere sie in banger Furcht gehalten hat, lebhafter als zuvor der Nachwelt vor die Sinne zu bringen.

Indeß kann man doch dem Geschichtsforscher nicht genugsam Vorzicht und

<sup>1)</sup> Mémoires de Madame de Rémusat. 1802—1808. Publiés avec une préface et des notes par son petit-fils, Paul de Rémusat, Sénateur. Paris 1880. 3 vol. in 8.

Zurückhaltung im Gebrauche von Denkwürdigkeiten anempfehlen, namentlich von Frauendewürdigkeiten, zumal wenn sie, wie die vorliegenden, hintennach geschrieben worden sind, unter Umständen, welche so ganz verschieden von denen waren, unter welchen die erzählten Thatfachen vor sich gegangen. Die Denkwürdigkeiten von Frauen haben allerdings den großen Vortheil über die der Männer, daß sie besser den Gesamteindruck der Menschen und Dinge geben; denn die Frauen halten sich nicht gerne beim Analysiren auf, d. h. beim Auflösen und Tödten des Lebendigen, und sie sehen deshalb meist auch viel richtiger als wir in Charakteren und Verhältnissen. Dagegen ließe sich wetten, daß die Wahrheit in ihren Aufzeichnungen weniger gewissenhaft respectirt wird und daß das Einzelne manchmal vernachlässigt oder unbewußt gefälscht ist, wenn nur die Wahrheit der Gesamtwirkung gewahrt bleibt. Sicher ist, daß sie selten die eigentlichen Handelnden der Geschichte sind, selbst in Frankreich, wo sie doch mehr als anderswo im Vordergrunde stehen; ich meine, die verantwortlichen Spieler, die im Grunde doch die Einzigen sind, welche die Dinge wirklich wissen, eben weil sie für das, was geschieht, zahlen oder bezahlt werden. Man lese z. B. die Mémoires Graf Deugnot's, die vor etwa zehn Jahren veröffentlicht wurden. Wie man bei allem Wit, aller Schadenfreude und unterhaltenden Heiterkeit doch sofort sieht, daß man's hier mit einem Geschäftsmanne zu thun hat, der gewohnt ist, den genauen Werth der Worte und der Handlungen zu schätzen. Wenn der Geschäftsmann eine gute Dosis Scepticismus hat, wie M. Deugnot, um so besser — für den Geschichtsforscher wohlverstanden; der Scepticismus soll ja heute in der guten Gesellschaft etwas in Verruf gekommen sein. Er war ganz an der Tagesordnung zu einer Zeit, wo man mit unendlich mehr Idealismus handelte, als heutzutage. Bei Mad. de Rémusat allerdings, um auf sie zurückzukommen, ist die charakteristische Eigenschaft sicherlich nicht der Scepticismus, — noch auch im Grunde der Esprit.

Man mißverstehe mich nicht. Mad. de Rémusat war eine sehr geschickte Frau und die den Geist verstand und ihn genoß, wenn sie ihm begegnete. Sie hat sogar zuweilen recht treffende Worte — so zu ihrem Sohne: „Die Frauenköpfe bleiben lange jung; und in denen der Mütter ist immer eine Seite, die genau das Alter ihrer Kinder hat;“ — aber oft sind diese Worte auch etwas gesucht und gekünstelt, wie wenn sie von Napoleon sagt: „Einziger Mittelpunkt eines ungeheuren Kreises, hätte er gewünscht, dieser Kreis enthielte soviel Strahlen, als er Unterthanen hatte, damit sie sich nur in ihm berührten“; oder wenn sie denselben Gedanken in einem fast ebenso ausgeklügelten Bilde von der Kette des Despotismus ausdrückt, welche die Menschen einzeln bindet, ohne ihnen irgend eine Beziehung untereinander zu lassen. Solche Gedanken haben schon etwas Männlich-abstractes. Mad. de Rémusat kann wol auch weiblich-concret und malitiös sein, wie wenn sie bei Pauline Bonaparte hintwirft: „Die Fürstin Borghese, die nur an ihre Vergnügungen dachte, wenn sie nicht mit ihren Medicinen beschäftigt war, mischte sich in Nichts.“ Aber solche leichtstreichende, attische Worte sind doch bei ihr eine Seltenheit. Der eigentliche Wit, der französische Esprit, geht ihr etwas ab. Ihr Mann mag ihn gehabt haben, und zwar von der sehr leichten Sorte, welche sich so oft bei den Franzosen seiner Classe mit dem

gebiegensten Verstande des Mutterverwalters verbindet. Im Sohne Charles erst vereinigten sich beide Arten der Intelligenz, die des Vaters, und die der Mutter, und waren wie verschmolzen. Goethe spricht in einer bekannten Stelle, bei Gelegenheit Voltaire's, von den Nationen, die lange gelebt und am Ende in einer typischen Individualität zum Ausdruck gelangen, welche sie in ihrer Gesamtheit verkörpert. Noch besser könnte man das auf gewisse Gesellschaftsclassen anwenden. Mad. de Rémusat war aus einer alten familie de robe, wie die Franzosen den Gerichtsadel nannten; ihr Mann auch, obgleich von weniger altem Stamme; und schon in Vater und Mutter, noch mehr freilich im Sohne, der den Namen Rémusat am Meisten zu Ehren gebracht, dem Schwiegerentel Lafayette's, dem Freunde Thiers' und Dufaure's, ist ein unbeschreiblicher Parfüm alter, verfeinerter Race, etwas von Harlay und auch von Montesquieu, aber beide gedämpft: ein Harlay, der, obchon er den Nacken nicht beugt, doch den siegreichen Guise nicht laut zur Rede stellt; ein Montesquieu, der ein Sieb in Branger's Manier trällert, anstatt sich in den schlüpfrigen Zweideutigkeiten des Temple de Gnide zu gefallen. Dieser alte Parlamentsadel, der durch das Sieb der Revolution gegangen und von der stählernen Hand Napoleon's geknetet worden war, — die Basquier und Molé, die Barante und Rémusat, — bildete das feinste und zugleich das gediegenste, das redlichste und doch geschmeidigste Element in der neugegoffenen Aristokratie, welche Frankreich von 1830 bis 1848, und sogar schon ein wenig unter der Restauration regierte. Man verspricht uns die Denkwürdigkeiten Charles de Rémusat's, seinen Briefwechsel mit der Mutter; das wird für die Feinschmecker ein wahres Fest sein. Wir bekommen schon einen Vorgeschmack davon in den Auszügen daraus, welche die Vorrede und die Anmerkungen des Entels der Mémoiresin, Paul de Rémusat, bieten, sowie in der ganz von dessen Vater geschriebenen Einleitung zum dritten Bande. Man wird — in den Briefen und Notizen, wenn nicht in der für Charles de Rémusat etwas schwachen Vorrede, — sofort die Ueberlegenheit des Sohnes über die Mutter herausfühlen, was Niemanden Wunder nehmen kann, der sich auch nur der tiefen philosophischen Bildung des Ersteren erinnert; aber die Art von Reiz, ja von Zauber, den diese Mutter haben mußte, tritt doch noch anschaulicher aus dem Texte hervor, und hier handelt sich's ja um sie, nicht um den Sohn.

Ich sagte, sie sei eine sehr Kluge Dame gewesen; ich hätte hinzufügen sollen, daß auch „Jovis Schoßkind“ ihr nicht fehlte, und daß dies nicht der letzte Grund der Anziehungskraft ist, welche die liebenswürdige Frau ausübt. Ihr Sohn sagte von ihr, „ihr Kopf sei vernünftiger gewesen, als sie selbst“ — ein witziges Wort, und auch ein tiefes. In der That ist ihr Verstand ein sehr heller, sicherer, aber sie ließ sich, scheint's, im Leben leicht von ihren Antipathien und Sympathien fortreißen; erst hintennach corrigirte ihr Urtheil ihre ersten Gefühle. Wir aber haben hier dies Urtheil von hintennach, noch immer ein wenig beeinflusst von ihren Gefühlen — wäre sie sonst eine Frau und eine so anziehende Frau? — aber sie gibt sie in einer so anspruchslos-einfachen, echt französischen Sprache, mit soviel Geschmack, mit soviel gesundem Menschenverstand und solcher Natürlichkeit, daß man sofort sieht, der Verstand behält doch immer die Zügel in der Hand. Auch ihre literarischen Urtheile, die ihr etwas

romantifizirender Sohn nicht immer theilt, sind doch oft sichhaltiger als seine. So was sie bei Gelegenheit Mad. de Staël's von der „Ruhe“ sagt, welche eine der Bedingungen des Talentes sei: wie sehr hat das unser Jahrhundert vergessen und wie Unrecht hat der Sohn, darüber zu lächeln. Ist es doch gerade Mad. de Staël gewesen, welche diesen Fluch des Talentes, die Unruhe, in die moderne Literatur eingeführt hat. Was die Franzosen unter Romantik verstehen, ist ja eher, was wir in der Sturm- und Drangperiode das Recht des Originalgenies nannten, d. h. die Freiheit von jeder Regel und conventionellen Form. Und Charles de Rémusat gehörte zu der „Generation von 1830“. Seine Mutter recht im Gegentheil verlangte, wie alle ihre Zeitgenossen, eine streng-classische Form, wenn auch der Inhalt dieser Literatur des Kaiserthums schon im deutschen Sinne romantisch angehaucht war: eine Romantik, die etwas an die Wanduhrsculptur der Ritterfräulein und der Edelknechte erinnerte. So mag auch Mad. de Rémusat sich die Verdienste dieses Neoclassicismus etwas übertrieben haben; allein wer springt aus der geistigen Haut, die man die Zeit nennt?

Und selten war Jemand in eminentem Sinne das Kind ihrer Zeit, als Mad. de Rémusat; man sieht's auf jeder Seite ihrer Aufzeichnungen. Wenn sie länger gelebt hätte, würde sie sich an den „Méditations“ Lamartine's berauscht haben, die gerade in den Tagen ihres so vorzeitigen Todes erschienen: sie war erst einundvierzig Jahre alt, als sie 1821 weggerafft ward — kurz nach dem Tode des Gewaltigen, der diese ihre Aufzeichnungen ausfüllt. Es war eine seltsame Generation von Frauen, jener Schwarm schöner Empfindsamen, welche unterm Consulat und Kaiserreich in ihren Zwanzig waren. Wenig Leidenschaft; leichtsinnig — dies geht nicht auf Mad. de Rémusat, die immer eine Mustergattin war, noch auch selbst auf Mad. Récamier, die bei all' ihrem Spielen mit dem Feuer sich doch nie verbrannt zu haben scheint — leichtsinnig und sinnlich ohne große Wärme; noch halb betäubt von dem Revolutionstrubel; wie verwundert, die „Gesellschaft“ wiederaufleben zu sehen, von der sie nur als von etwas Vergangenenem gehört, und beeilt, ihr Theil daran zu erhaschen; eine Race von Mad. de Warens, aber mit einem Anflug von Begeisterung und Ostentation, welche Rousseau's guter „Mama“ ganz unbekannt waren. Auch der Einfluß Rousseau's auf das folgende Geschlecht ist bei ihnen schon, ich möchte sagen, gefiebt durch eine Zwischengeneration. Das kräftige Naturgefühl Jean-Jacques' — das Naturgefühl des Bauern, des Hirten, dem der Genius eine Stimme leiht — hat sich schon bis zum blaffen Abglang von Chateaubriand's Mondschein verflüchtigt. Man halte nur ein Mal Mad. d'Houdetot's kindliche Offenheit und die Unbefangenheit ihrer Gefühle neben die romantischen Schwärmerereien von Mad. de Duras und Mad. de Krüdener<sup>1)</sup>. Die Religion lebt wieder auf, aber für's Erste noch ohne Fanatismus; denn es war einer uns näheren Zeit vorbehalten, eine unschöne und unschön machende Leidenschaft in ein Gefühl zu mischen, das nur Milde und Sanftmuth erzeugen sollte: Mad. de Rémusat's Zeit kannte die Petroleusen des

<sup>1)</sup> Mad. de Krüdener gehörte freilich der Geburt nach zu jener Zwischengeneration, der auch Mad. de Staël und Mad. de Souza angehörten; aber sie war eine Ausländerin und erst nach Frankreich gekommen, als schon Chateaubriand's Stern aufgegangen war; geistig und auf dem neuen Boden war sie 1800 erst zwanzig Jahre alt.



Katholicismus noch nicht. Diese Frühlingsepöche der modernen Religiofität hatte auch, in Frankreich wenigftens, nichts Heuchlerifches noch Brüdes und vertrug fich fehr gut mit einer großen Freiheit des Thuns und Redens, — man war ja dem Directorium noch fo nahe, — und ich finde, daß Herr Paul de Rémusat fehr Unrecht gehabt hat, die etwas verben Stellen aus den Denkwürdigkeiten feiner Großmutter auszumerzen. Das gehört zur Farbe der Zeit und es wäre Niemandem eingefallen, diefe reizende, fo hingebende, fo zärtliche junge Mutter weniger rein und unſchuldig zu finden, weil fie fich nicht, wie unfere ängftlichen Tugendhaften, gefcheut hätte, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen. Auch können diefe etwas kräftigen Worte bei Mad. de Rémusat nichts von der verſchämten Sinnlichkeit, noch von der rohen Trivialität gehabt haben, durch welche fie erft in dem Munde einer Frau verlegend werden.

Mad. de Rémusat macht den Eindruck einer durchaus reinen Frau, nicht nur rein im Handeln, fondern auch in der Phantafie. Sie erinnert ein wenig an Mad. de Choiseul, die „Unverfährbare“, wie Mad. du Deffand die aufblickende Gattin des aufgeklärten Minifters zu nennen pflegte; aber es ift eine Mad. de Choiseul, die ihr Liebesbedürfniß nicht fo ausschließlich auf den Gatten concentrirt, das beſte Theil dem Sohne zuwendet — und eine Mad. de Choiseul, die, wie gefagt, ihren Chateaubriand gelefen hat. Dabei hatte fie etwas, wonicht von der grande dame, fo doch von der feinften Welt. Deshalb auch legte der erſte Conſul ſoviel Werth darauf, fie für feinen entſtehenden Hof zu gewinnen und nachdem er fie gewonnen, fie demſelben zu erhalten. Selber ein Emporkömmling und von fehr ſchlechter Lebensart, wußte er, mehr aus Politik als aus Inſtinct und Sympathie, die Gegenwart einer vollkommen wohlgezogenen Frau in diefer Umgebung von rohen Soldaten, geadelten Advocaten und abenteuernden Creolen oder Corſen wohl zu ſchätzen. Mad. de Rémusat gehörte nicht allein einer adligen Familie an, wie Joſephine, fondern, was mehr war, einer reinlichen; und mitten in dieſer Geſellſchaft der Beauharnais' und Bonaparte's, wo nur von Geld, Liebesintriguen niedrer Art, ja von Blutfchande die Rede ift, bewahrt fie immer ihr keuſches und beſcheidenes Weſen, während fie doch bald jene Leichtigkeit und Sicherheit erlangt, die ihr Anfangs etwas gefehlt zu haben ſcheinen, die aber eine Frau von vornehmer Anlage, zumal wenn fie eine Mutter wie Mad. de Bergeunes gehabt, ſchnell findet. Man muß in dieſen „Denkwürdigkeiten“ die Auftritte von Mortefontaine und, nach der Errichtung des Kaiſerthums, die Scenen in Saint-Cloud leſen, um ſich einen Begriff von dem Ton zu machen, der in dieſer Familie und an dieſem Hofe herrſchte. Noch ſchlimmer freilich als der Ton waren die Sitten und die Gefinnung. Alle niederſten Leidenschaften traten da mit einem craffen Cynismus auf, der Einen manchmal geradezu antwidert. Alles dreht ſich um Befriedigung der gemeinſten Genußſucht und der erbärmlichſten Eitelkeit. Man glaubt unter Spielern und Freudenmädchen zu ſein, und man täuſcht ſich kaum, wenn man es glaubt. Joſephine ſelbſt, — noch die Beſte in der ganzen Geſellſchaft — iſt die echte Courtiſane, immer mit Fuß beſchäftigt, immer in Schulden, in vollſtändiger Unkenntniß des Geldwerthes, gutmüthig, anmüthig, ohne Sinnlichkeit wie die meiſten Courtiſanen, aber eiferſüchtig aus Eigenliebe, immer im Rauſche der Feſte, die Gedankenloſigkeit ſelber. Mad. de

Rémusat hat uns die frischesten Gemälde von diesem Hofe hinterlassen, sowohl aus dem Consulat in Saint-Cloud und der Malmaison, wo noch die naive Rohheit zu Tage trat, als aus der Kaiserzeit in Fontainebleau, wo das steifste Ceremoniell alle Bewegungen hemmte. Ohne soweit wie der Sohn zu gehen, der das letzte Capitel neben St. Simon stellt, kann man doch sagen, daß die Schilderung dieser gähnenden Langeweile eine der gelungensten des fesselnden Buches ist. Alle Höfe sind langweilig; aber die Spionirerei, die Aengstlichkeit, die ewige Befangenheit dieses Hofes übersteigt denn doch Alles, was man von dergleichen gehört und gesehen hat. Der Herrscher weiß sich so wenig zu mäßigen, daß Jeder immer vor einem Losbruch zittert; dabei will er, befehlt er, daß man sich amüfieren soll; allein da er die Frauenherrschaft fürchtete, ließ er keinen freien Verkehr zu: ein großer Luxus, Concerte, Theater, Diners drängten sich; aber kein Gespräch, kein Wit, keine wahre Eleganz kam auf; selbst Liebesintriguen kamen kaum vor, oder es waren einfache sinnliche Launen, die den Tag ihrer Geburt und Befriedigung nicht überlebten. Alles war mürrisch, verdrießlich oder gemein an diesem Hofe, wo die Gesellschaft den Tag über schwieg und gähnte, alle Abende aber im Theater einschlieÙ.

Auch geistig stach Mad. de Rémusat gar sehr ab von diesem Kreis in Saint-Cloud und der Malmaison. Mit Ausnahme Napoleon's hatte eigentlich Niemand in dieser Gesellschaft gelesen. Josephine „öffnete nie ein Buch“ und Napoleon selber las nur halb. „Kaum hatte er ein Buch aufgeschlagen, so wollte er auch schon urtheilen.“ Kein Wunder, wenn Mad. de Rémusat in dieser Umgebung beinahe den Eindruck eines kleinen Pedanten machte; und Bonaparte ließ sie's zuweilen fühlen. Sie hatte nämlich von ihrer bedeutenden Mutter einen besonders sorgfältigen Jugendunterricht erhalten. Ihre Bagage an Gelehrsamkeit war darum doch noch gar leicht, verglichen mit dem, was unsere Mädchen heutzutage lernen. Freilich hatte sie die wenigen Bücher, die sie kannte, auch gelesen; heute sollen die jungen Frauen soviel Bücher über die Bücher zu lesen haben, daß sie nicht mehr dazu kommen, die Bücher selbst zu lesen. Mad. de Rémusat hatte die eigenthümliche Bildung der Franzöfinnen des 18. Jahrhunderts: weniger gegründet auf den Schulunterricht, als auf die Lectüre wirklich guter Autoren, genährt durch den Umgang unterrichteter Männer, und undenkbar ohne ein eingeborenes lebhaftes Interesse an geistigen Dingen und an bedeutenden Menschen, eine Bildung, deren oft erreichter Zweck nicht das Wissen, sondern das Begreifen war. Diese Art von Frauenbildung — die einzige, die wirklich Werth hat, wenn sie in der Jugend durch eine tüchtige Zucht des Denkens, anstatt durch todtes Lernen verbreitet wird — diese Art von Bildung war fast untergegangen seit dem Absterben der Generation von Mad. d'Épinay und Madlle. de Lespinasse. Man mußte bereits, beim Verfliegen der lebendigen Bildungsquelle, welche in der gesellschaftlichen Ueberlieferung floß, etwas nachhelfen mit methodischem Unterricht und Lehrbüchern. Die während der Revolution in die Gesellschaft eingetretenen Frauen hatten, wenn sie nicht zügellos genußsüchtig waren, schon etwas vom Blaustrumpf und der politischen Frau, bei aller ihrer weiblichen Liebesfähigkeit; man denke nur an Mad. de Staël und Mad. Roland. Als Mad. de Rémusat im Jahre 1802 an den Hof des

ersten Consuls kam, war noch der freie Ton Mad. Tallien's oder der laute Sophie Gay's der vorherrschende. Sie fühlte sich von Anfang an dieser Welt überlegen, nicht nur an Erziehung und Geburt, sondern auch an Kenntnissen; und wie sie sich ein Vergnügen daraus zu machen scheint, den Stiefsohn Bonaparte's, kurz Eugene Beauharnais, die Marquise de Talhouët und die Baronin von Andlau, Mad. Talhouët und Mad. Dandlau zu nennen, während sie vor dem Namen Kémusat nie die Partikel vergißt, — so ist sie offenbar sehr glücklich, wenn sie Jemanden und namentlich den ersten Consul selber, der, wenn man ihr glauben darf, in diesem Punkte besonders schwach war, auf irgend einem grammatischen oder orthographischen Fehler erwischen kann. Alles das gibt ihr in der That einen leichten Anflug des Preciösen, das Talleyrand in dem Porträt, das er von ihr gezeichnet, nicht wiedergegeben hat. Dies Porträt ist übrigens so künstlich, so gewunden und gedreht, so voll schöner kleiner Antithesen, es riecht so nach Moschus, daß, wenn man es gelesen hat, Einem gar kein lebendiges Bild der Person vor den Augen steht. Ganz anders das Bildniß, das der Sohn gezeichnet hat und das ein kleines Meisterstück in seiner Art ist, wie alle, die er mit seiner leichten und doch so sichern Feder zeichnet; — man lese das von Maret (Herzog von Bassano). Wie genau das Alles ist und doch wie billig, wie wohlwollend. Und wie es geschrieben ist! Dagegen fällt die Mutter etwas ab, namentlich, wenn sie sich in ihren *qui's* und *que's* nicht zurechtfinden kann, (z. B. „*Tant de gens répèterent que cette descente était possible qu'il se pourrait qu'il pensât que sa fortune lui devait un pareil succès*“). Ihr Sohn ist eben ein Schriftsteller vom Handwerk; sie ist eine ungedruckte Schriftstellerin, daher sie denn auch in ihren, oft in den Anmerkungen angeführten Briefen, noch weit anmuthiger erscheint, als in ihren Denkwürdigkeiten, in diesen aber die Stellen einfacher Erzählung und Schilderung des Selbsterlebten so viel frischer und gefälliger sind, als die, worin sie über die Menschen und Dinge *raisonnirt* oder Ereignisse erzählt, deren Zeugin sie nicht war. Dies auch der Grund, warum die Theile des Buches, wo sie, um die Lücken auszufüllen, über die Feldzüge von 1805, 1806 und 1807 berichtet, während welcher sie den Kaiser persönlich aus den Augen verlor, manchmal etwas lang herauskommen. Im Ganzen jedoch ist ihr Styl äußerst natürlich, einfach, fest und von der echten Tradition, d. h. ohne gewollte Nachahmung, Erlernung, nicht von dem Mad. de Sévigné's oder Mad. du Deffand's abgesehen, sondern ererbt. Ihre Porträts sind voller Leben und die Kürzesten sind die Besten; so die Fouché's, Savary's, der Marschälle, vor Allem aber der Damen und, wie's zu gehen pflegt, sind die mechantesten auch die Gelungensten: Mad. de Talleyrand und Mad. Murat namentlich waren der jungen Hofdame sehr antipathisch. Soweit die kleine Frau des Hasses fähig ist, haßt sie förmlich die Feindinnen der Kaiserin und ihrer Töchter, sowie die Freundinnen Talleyrands, dem — sie in allen Ehren — sehr zugethan war. Haß und Eifersucht aber sind gute Brillen, selbst wenn sie so gemildert und abgeschwächt sind wie bei unserer Mémoiristin.

Ich habe davor gewarnt, der liebenswürdigen Frau gar zu blindlings zuzustimmen, wenn man ihre Denkwürdigkeiten liebt. Obgleich sie behauptet, sie gäbe sich alle erdenkliche Mühe um Etwas zu finden, das sie loben könne (je

sue à chercher des occasions de louer), so fühlt man doch den Groll gegen den ehemaligen Herrn auf jeder Seite durch. Herr und Frau von Rémusat theilten die Begeisterung ganz Frankreichs, ja der Welt für den Helden von Marengo, als sie 1802 an den Hof des ersten Consuls kamen. Sie war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, obgleich schon seit sechs Jahren verheirathet, und sie war eine der Ersten unter den Frauen der alten Gesellschaft, die sich anschlossen. Der erste Consul bezeugte ihr viel Vertrauen und eine hohe Achtung, und der Kaiser bewahrte ihr Beides, wenn schon mit etwas mehr Zurückhaltung; hatte er doch jetzt andere große Damen an seinem Hofe aufzuweisen; und Namen, neben denen die der Bergennes und Rémusat fast bürgerlich klangen. Nach der Scheidung folgte Mad. de Rémusat der Kaiserin Josephine in ihre Zurückgezogenheit und Napoleon machte keinen Versuch sie zurückzuhalten. Obgleich ihr Mann einige seiner Aemter behielt, so entsagte er doch demjenigen, welches ihn der Person des Kaisers besonders nahe brachte; und es scheint nicht, als ob es besondern Drängens bedurft hätte, um die Entlassung zu erlangen. Von dem Augenblicke an fingen Beide — Mann und Frau — an, sich etwas jener kleinen schmollenden Opposition der Pariser Salons anzuschließen, die sich nach dem Mißerfolge des spanischen Krieges zu bilden begann<sup>1)</sup>. Sie hatten sich überdies immer näher mit Talleyrand verbunden und Talleyrand war in Ungnade. Ein Diner, das er bei ihnen in Fouché's Gesellschaft einnahm<sup>2)</sup>, erweckte den ganzen Argwohn des Herrn, der immer mißtrauischer geworden war und es kam bei- nahe zu einer Katastrophe.

Im Jahre 1814 nahm M. de Rémusat eine Präfectur an und er zeigte während der Hundert Tage eine Festigkeit im Sinne der bourbonischen Legalität, welche man ihm kaum zugetraut hätte; da man ja immer geneigt ist, für Reichthigkeit des Charakters zu halten, was oft nur Reichthigkeit des Temperaments ist. In dem Hösling war denn doch noch etwas vom Zeuge des alten Parlamentariers. Mad. de Rémusat, in welcher der halbersticte Samen ihrer royalistischen Erziehung plötzlich wieder aufgegangen war, und welche die Rückkehr der Bourbonen mit der ganzen Begeisterung der Restaurations-Romantik von 1814 begrüßt hatte, zitterte wohl ein wenig während der Hundert Tage. So lange sie Hofdame bei Josephinen gewesen, hatte sie ein Tagebuch gehalten. Nun glaubte sie alle Augenblicke eine Hausfuchung Seitens des frühern Herrn besürchten zu müssen, der, so sagte man, mit all' dem Groll zurückgelehrt war, dessen sie ihn fähig wußte — sie verlor den Kopf und ver-

<sup>1)</sup> Ich habe noch kürzlich in meinem Aufsatz über Metternich's „Denkwürdigkeiten“ (Rundschau vom 1. März 1880) meinen Zweifel an Talleyrand's Opposition gegen die spanische Einmischung geäußert. Der 3. Band von Mad. de Rémusat's Mémoires beweist, daß er sich, wenigstens seinen Freunden gegenüber, stets entschieden gegen dieselbe, oder doch gegen die Art derselben ausgesprochen hat.

<sup>2)</sup> Bei Gelegenheit der Mad. de Rumford, der Wittve Lavoisier's, angebrohten Ausweisung und um sich über die Mittel zu berathen, wie dieselbe abzuwenden wäre. Herr B. de Rémusat wird mir verzeihen, wenn ich ihm bei der Gelegenheit bemerkte, daß Rumford kein Deutscher war, wie er meint, sondern ein Amerikaner, der in bayrischen Diensten gewesen, und dessen Laufbahn bezeichnend genug für das vorige Jahrhundert ist, um wenigstens eine Kenntnißnahme zu verdienen.

brannte ihr Manuscript. Sie begann 1818 es aus dem Gedächtniß wiederherzustellen; aber es waren zehn Jahre vergangen, seit sie den Hof des Kaisers verlassen, sechzehn, seit sie ihn zum ersten Male betreten hatte; die Bourbonen waren die Herren und obschon man in Mad. de Rémusat's Kreisen ein liberales Königthum gewünscht hätte, so hatte man sich doch angeschlossen und man glaubte noch daran. Die Bewunderung für Bonaparte dagegen hatte längst einem höchst verschiedenen Gefühle Raum gegeben und, vor Allem, sie hatte sich daran gewöhnt, den Kaiser nur noch mit den Augen Talleyrand's anzusehen, mit dem sie und ihr Mann sich, wie gesagt, schon vor, mehr noch freilich nach der gemeinsamen Ungnade sehr befreundet hatten, wenn man das etwas starke Wort Ungnade für die kühle Stimmung gebrauchen darf, welches den Rémusat's gegenüber an die Stelle der alten Gunst getreten war. Dem vornehmen Genüßling behagte es in den natürlich-reinlichen Verhältnissen dieses Hauses, wie ein Feinschmecker sich nach einer Pariser Dinersaison die schlichte Hausmannskost in der Provinz wohl schmecken läßt; und die junge Frau fühlte sich geschmeichelt, daß der erste Mann Frankreich's nach dem Kaiser ihren kleinen Haushalt und ihre Unterhaltung denen aller Größen und Berühmtheiten vorzog. Ohne blind für ihren Freund zu sein, ohne sogar seine bodenlose Corruption in Abrede zu stellen, sucht Mad. de Rémusat doch dieselbe auf alle Weise zu erklären und entschuldigen; ja sie gibt uns allerhand Aufklärungen über seine Jugend und was er ungerecht zu leiden gehabt, um unser Mitgefühl für den armen, durch die Unbill Verhärteten zu erwecken. Was nun gar das Politische anlangt, so schwört sie nicht höher als bei ihm; und auch seine Urtheile über Menschen nimmt sie fast ohne Prüfung an. Viele der Anekdoten, welche in den Denkwürdigkeiten berichtet werden, hatte sie von ihm gehört und man weiß, mit welcher Virtuosität er vergleichen zu erfinden und auszuschildern, oder vielmehr zurechtzuschneiden wußte, so daß Er immer das glückliche Wort darin hat. Allerdings sind diese Anekdoten darum nicht weniger unterhaltend, weil sie zweiter Hand sind; und die Meisten gehören zu der besten Art der Anekdoten, d. h. zu den charakteristischen. Abgesehen indeß von diesen Geschichten und von Talleyrand's Einfluß, ist es schon an und für sich etwas Anderes, Napoleon mit den Gefühlen von 1818 und mittelst abgeschwächter Erinnerungen geschildert zu sehen, als es gewesen wäre, ihn in voller Sonne und von einem Maler contereßt zu schauen, der selbst unterm Zauber war, wie Mad. de Rémusat im Jahre 1802. Diese Bewunderung gehört ja mit zum Bilde, wenn es vollständig und wahr sein soll. Man sieht Napoleon nicht wie er nach dem Frieden von Amiens war, wenn man nicht die Begeisterung der ganzen Welt und den Hoffnungsrausch mit- und nachempfindet, welchen der Ueberwinder der Anarchie und der Gesetzgeber der modernen Gesellschaft erregt hatte. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß der Bonaparte, wie sie ihn 1818 im Lichte der späteren Ereignisse sah, nicht richtiger sei, als das Bild, das sie sich 1802 von ihm gemacht hatte; aber dieses posthume Porträt können wir uns Alle selber machen; jenes erste der Frühlingstage muß durchaus von einem Augenzeugen entworfen sein. Und was für ein Zeuge war Mad. de Rémusat! Welche Feinheit, welcher Verstand und, bei all' ihrer ersten Eingegenommenheit, ihrem späteren Unmuth, welch'

weiblicher Blick! Man muß nur einmal die Briefe und Bemerkungen Sismondi's über die Hundert Tage lesen, die Villari vor Kurzem in der „Revue historique“ veröffentlicht hat, um zu sehen, wie sehr ein Mann von Talent, ein Gelehrter, ein Liberaler von Gesinnung an wirklicher Einsicht einer einfachen Weltdame nachsteht, die keine politischen „Grundsätze“ zu haben geruht. Der ernste Historiker hat gar Nichts von den Ereignissen gelernt, weder von 1808, noch von 1812, noch von 1814, er begnügt sich bei allen on-dit's, hört auf alle écoute-s'il-pleut, hat gar keine Anschauung von den Wirklichkeiten dieser Welt, glaubt mit ganzem Herzen an des Kaiser's neuerwachten Liberalismus — und alles das mit einer naiven Vertrauensseligkeit, die an die Einfalt rührt. Ein wenig freilich von dem Zauber, dem der ehrliche Genfer 1815 nicht zu widerstehen vermochte, den auch Mad. de Rémusat und mit besserem Grunde, gegen 1802 und 1803 erfahren hatte, ehe sich noch die unerträglichen Unarten und Laster entwickelt hatten, welche später die großartige Erscheinung des Wundermannes verunstalteten, verräth sich gerade in ihrer weiblichen Bitterkeit und sie selber fühlt's, wenn sie mit Hermionen ausruft:

Ah, je l'ai trop aimé, pour ne le point haïr<sup>1)</sup>.

Aber das erste Bild, das sich ihr und der Menschheit aufdrängte, ist dadurch doch etwas verzerrt; und deshalb gerade muß man den Verlust des ersten Manuscriptes so lebhaft bedauern, welches unterm Eindruck jedes Tages geschrieben war.

Indeß auch in der Gestalt, in der wir sie haben, bieten diese Denkwürdigkeiten Allen, welche die großen sagenhaften Gestalten der Geschichte gerne etwas in der Nähe sehen, einen höchst anregenden Genuß. Worin, fragt man sich wohl bei solchen Gelegenheiten, besteht eigentlich der Reiz dieser Art von Lectüre und warum scheinen die Franzosen allein das Geheimniß dieser Art zu besitzen? Die Italiener und Deutschen haben sicherlich höchst interessante Autobiographien, die sogar oft als literarische Denkmäler und an geistigem und sittlichem Gewicht weit bedeutender als die der Franzosen sind; aber die Einen geben meist nur die persönlichen Abenteuer des Erzählers, die Andern berichten oft nichts als die inneren Ereignisse, die Seelenvorgänge, und bringen höchstens ein paar Capitel Literaturgeschichte. Die Franzosen zeigen uns in ihren Denkwürdigkeiten die Mächtigen, von denen das Geschick von Millionen abhängt und die in der Geschichte eine tiefe Spur hinterlassen haben, in ihrem Privatleben oder am Werke, aber so, wie sie sich in der Nähe besehen ausnehmen. Vielleicht werden auch die Deutschen, die Italiener in Zukunft ihre Mémoires haben, die fesselnder sind als die Historiker, nun sie Nationen geworden sind und Männer besessen haben oder besitzen, welche diesen ganzen Nationen und ihrer ganzen Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Und doch; selbst bei den Engländern, die seit so langer Zeit schon ein so großes öffentliches Leben, einen so großen Mittelpunkt und Herd des Nationallebens haben, warum sind ihre Pèpys' und

<sup>1)</sup> Daß Charles de Rémusat den schönen Vers falsch citirt haben sollte (I, 32), scheint mir kaum glaublich. Es wird wol ein Versehen seines Sohnes Paul sein, der seines Zeichens ein Naturforscher, nicht ein Literat ist; und den die Härten dieser Correction Racine's (er schreibt: *Va, je t'ai trop aimé, pour ne point te haïr*) nicht so sehr verletzten konnten, als sie den Vater sicherlich verletzt hätten.

Evelyn's, ihre Greville's sogar, wenn auch höchst unterhaltend, doch in ihrer Art so verschieden von den Ray' und St. Simon's, als es nur die Goldoni und Alfieri, die Jung-Stilling und Kugelgen sein können? Man behauptet, die Sprache eigne sich weniger dazu und daß sie es ist, welcher die französischen Mémoires all' ihren Reiz verdanken; aber das heißt mit Worten spielen: was ist denn die Sprache anders als der Charakter selbst und der Geist einer Nation, wie er in bestimmten Zeichen festgehalten ist? Die Frauen, höre ich sagen, spielen gar keine oder nur eine unbedeutende Rolle in den englischen Mémoires, weil sie keine oder doch nur eine unbedeutende Rolle im Staatsleben Englands spielen; und das Interesse erlahmt, wenn keine Frau da ist, die den Kampf der Leidenschaften unter den Männern erleuchtet, erwärmt, belebt und doch zugleich mäßigt. In Frankreich, wie Mad. de Rémusat selber fein bemerkt, „gibt ja die Sitte den Frauen immer Wichtigkeit und Freiheit, so daß es ihnen stets erlaubt ist, die Rangverhältnisse auszugleichen“, worin ein großes Geheimniß des französischen Salons liegt; auch bin ich sehr geneigt zu glauben, daß dies viel dazu beiträgt, jene Ueberlegenheit der Mémoiresliteratur zu erklären; allein ganz erklärt es dieselbe doch nicht. Die Engländer, wirft man weiter ein, sind fast immer daheim, was sie im Parlamente sind; sie nehmen keine Attituden an; sie sind keine Schauspieler, und, wo so wenig Komödie ist, hat man auch wenig Freude dran hinter die Coulissen zu dringen. Auch das mag wahr sein, obschon es nicht so absolut zu nehmen ist; so wenig wie Chateaubriand's bekannte Erklärung aus der Eitelkeit der Franzosen, die ihm nicht erlaube, wie's dem Historiker gezieme, sich selbst aus dem Spiele zu lassen; von der Oberflächlichkeit (légereté), die ihn beim Einzelnen festhalte und es ihm schwer mache sich zum Gesamtüberblicke zu erheben und aus seiner leidenschaftlichen Parteilucht, die er in diesem Genre besser befriedigen könne, als in der Geschichte. Das sind Alles Nebenursachen. Die Hauptursache des größeren Interesses, welches die französischen Denkwürdigkeiten bieten, selbst wenn sie keine literarischen Musterwerke sind, wird doch immer die bleiben, daß Hof und Stadt, Literatur und Welt, Gesellschaft und Staat, sich nirgends so, wie in Frankreich, durch eine lange nationale Geschichte gegenseitig durchdrungen haben und daß diese Verschmelzung eine in ihrer Art so vollständige Welt hervorgebracht, aus dem Bewohner dieser Welt ein in seinem Sinne so vollkommenes geselliges Wesen gemacht hat, so frei und doch so mäßig, so lebhaft und so tactvoll, so scharf und zugleich so wohlwollend, so kunstreich und doch so anscheinend natürlich, daß es nicht leicht ist, sich seinem Zauber zu entziehen. Es muß uns nicht irre machen, daß diese Welt, trotz ihres Anscheins leichter Natürlichkeit, im Grunde etwas Gemachtes ist. „Die Kultur, das Leben, vergessen wir's nicht, ist eine erlernte und erfundene Sache, vervollkommnet im Schweiße des Angesichts von vielen Generationen und Dank einer Reihe von genialen Männern, denen wiederum eine unendliche Zahl von Männern an Geschmack folgten und nachhalsen.“ So Saint-Beuve im Jahre 1849, als dem französischen „Leben“, d. h. der französischen Gesellschaftstradition schwere Gefahren drohten: Worte, die eigentlich nur in Frankreich ganz wahr sind. Was aber sind die französischen Mémoires, als dieses über den Tod hinaus fortgesetzte Leben in der Geselligkeit und in der

Unterhaltung, in eleganten Formen und zärtlichen Verhältnissen? Wird denn immer so sein? Man ist versucht daran zu zweifeln, Angesichts der Dinge, deren Zeugen wir seit einigen Jahren sind. Allein gerade weil Grund da ist, daran zu zweifeln, müssen wir uns keine Gelegenheit entgehen lassen, um durch jedes Fenster, das sich uns nur öffnen will, hineinzusehen und noch einen Blick zu erhaschen auf eine verschwindende Welt. Und das Schauspiel, das Madame Rémusat uns aufdeckt, hat überdies noch den besondern Vortheil, daß wir sehen, wie schon ein Mal die französische Gesellschaftstradition sich aus schlimmerer Ueberfluthung der Mittelmäßigkeit und Heftigkeit, der Gewalt und Rohheit, siegreich wieder herausgearbeitet hat. Auch die jetzige Herrschaft der Handlungsreisenden und Ladendiener, oder vielmehr ihrer Organe und Vertreter, wird die wahre französische Bildung, so wenig wie die echt französische Gesellschaft nicht auf die Dauer zu unterdrücken im Stande sein. Ist doch diese Bildung und Gesellschaft keineswegs ein Privileg der monarchischen und clericalen Parteien; ist sie doch nirgends lebendiger, nirgends feiner vertreten, als in den Kreisen der conservativen Republicaner, die sich wahrlich das Scepter der französischen Gesellschaft nicht werden entringen lassen, wie sie sich schon das Steuer der französischen Staaten haben entreißen lassen. Aber, verirren wir uns nicht. Kommen wir zu unserer anmuthigen und klugen Führerin zurück, und nun wir sie selber uns angesehen haben, sehen wir uns auch ein wenig den Mann an, der alle ihre Bände mit seiner gewaltigen Persönlichkeit erfüllt und der uns hier doch in Manchem als ein Andern erscheint, denn der Bonaparte, den wir bis jetzt zu kennen geglaubt.

## II.

Nichts ist merkwürdiger und belehrender als in der Geschichte der Meinungen die unausgelesenen Wechselfälle zu verfolgen, welchen gewisse Namen unterworfen sind, nachdem die Träger dieser Namen längst verschwunden sind. Und man sage nur nicht, es komme ein Augenblick, wo die Nachwelt ein endgültiges Urtheil fälle. Das mag wahr sein, was die unbetheiligten Zuschauer der Menschenkomödie und -Tragödie anlangt — unbetheiligt, meine ich, nicht theilnahelos —; Die brauchen übrigens nicht ein Mal die Zukunft abzuwarten, um ihr Urtheil zu fällen. Für das jedoch, was man die Meinung zu nennen pflegt, hört die Fluth und Ebbe nie auf, weil die Meinung nicht das Ergebnis kühler Beobachtung, unparteiischer Vergleichung und Schätzung der Thatfachen, heiteren Nachdenkens über diese Thatfachen ist, sondern das Erzeugniß der Leidenschaften und der Interessen, und es keinen historischen Namen gibt, so alt er auch sein mag, und wäre es der Cäsar's oder Mohamet's, der nicht mittelbar unsre Leidenschaften und Interessen berührte.

Cromwell z. B. ist heute außerordentlich beliebt in England und — was gewiß den Geschichtschreiber nicht wundern wird — er ist es vornehmlich bei den Radicalen, den Feinden der Religion und des Despotismus, die, so sollte man meinen, ihn verabscheuen sollten und welche in der That, in diesem Augenblick englischer Eingegenommenheit für die französische Tagesmeinung, ganz besonders streng gegen den französischen Cromwell sind, gegen Napoleon Bonaparte, der ihnen, wie den heutigen Franzosen, ein einfacher egoistischer Tyrann ist, während ihr Cromwell



ihnen als „der größte Monarch der englischen Geschichte“ erscheint. Im Grunde nämlich hat man eine Art revolutionärer Sympathie für den homo novus, der die zwei alten Bäume des Königthums und der Kirche fällte und der die Zeit nicht hatte, neue zu pflanzen oder auf den Stumpf der alten zu pflöpfen. Napoleon hatte die Zeit dazu. Dies und die Thatsache des Ueberlebens seiner Familie, sowie auch die Ereignisse der dreißig letzten Jahre haben seinen Namen zu einem äußerst unpopulären in denselben gesellschaftlichen Regionen Englands gemacht, wo man den Cromwell's nicht genug preisen kann, in denselben Sphären Frankreichs, wo man den Napoleon's selber vor vierzig Jahren in den Himmel erhob, zur Zeit, als der Minister des Innern im Cabinet Thiers, Charles de Rémusat, in einer berühmt geliebten Rede die „Rückbringung der Asche“ befuhrwortete und den großen Kaiser den „legitimen Herrscher“ Frankreichs nannte. Noch siebzehn Jahre später, als er unter Napoleon III. die Vorrede schrieb, die dem dritten Bande dieser Denkwürdigkeiten vorangeht und die mir dem Inhalt wie der Form nach das Schwächste zu sein scheint, was der ausgezeichnete Mann je geschrieben, noch unterm zweiten Kaiserreich glaubte Graf Rémusat, das Urtheil seiner Mutter über den großen Kaiser werde nie vollsthümlich werden; nur in den Kreisen, wo man denke, werde die Wahrheit durchbringen; für die Masse der französischen Nation werde der Name immer seinen alten Klang behalten. Was würde er heute sagen, wenn er Zeuge wäre, wie auch nicht eine Stimme in Frankreich Einrede zu erheben wagt, wenn der Mann des 18. Brumaire als der Urheber alles Unglücks bezeichnet wird, welches das Vaterland seit achtzig Jahren befallen hat? Darf man behaupten, wie es Herr Paul de Rémusat thut, der jene Worte seines Vaters ganz vergessen zu haben scheint, darf man sagen, „daß die Gerechtigkeit des heutigen Frankreich der wahren Gerechtigkeit näher ist“, als die von 1840? Mir scheint, daß beide Extreme gleich viel oder gleich wenig werth sind; und es will mich dünken, daß keines von beiden Urtheilen, weder das von damals, noch das von heute, gerechter sei als das von 1800, als die Welt in Bonaparte den Gründer einer neuen Aera in der Geschichte Europa's sah.

Wie oft haben sich die Franzosen seit 1800 nicht am Ende der Revolutionen geglaubt. Und wieviel zuversichtlicher noch, als sie es heute glauben! Wer die Januartage von 1870 nicht miterlebt hat, kann sich nicht vorstellen, wie weit das Zutrauen in der Festigkeit der menschlichen Dinge gehen kann. Und war es nicht ebenso nach 1830, als Augustin Thierry selber ausrief: „Alles ist erneuert, ohne daß die Ueberlieferung abgebrochen wäre. . . Wir haben das Ziel vor Augen, das die Vorsehung in einer sechshundertjährigen Arbeit verfolgt hat“. Und wenn der größte Historiker des Jahrhunderts nach 1830 hat glauben können, Alles sei fertig, wie hätte 1818, als das geschichtliche Herrscherhaus nach einer fünfundschwanzigjährigen Zwischenzeit wieder auf den Thron des heiligen Ludwig gestiegen war, eine erregbare und hingerissene Frau nicht die Zeit, wo sie lebte, glücklich, hundert Mal glücklich preisen sollen, „da alle Erfahrungen erschöpft waren und nur Unfinnige noch über den Weg zweifeln konnten, der zum Heile führte“. In keinem Augenblicke des Jahrhunderts jedoch war Frankreich berechtigter, sich im Hafen zu dünken, als an der Schwelle des Jahrhunderts

selber; zuvörderst, weil's das erste Mal war und man die Trügllichkeit solcher Hoffnungen noch nicht erfahren hatte; dann auch wegen der positiven und beispiellosen Ergebnisse, die man schon erlangt hatte; endlich und namentlich weil die absolute Einstimmigkeit der Nation selber die neue Gewalt ausgerichtet hatte.

Es ist heute die Mode, den 18. Brumaire wie den 2. December zu beurtheilen, und den 2. December als einen unerwarteten Ueberfall und eine Frankreich angethane Gewaltthat darzustellen. Ich habe keinen Beruf und gewiß auch keine Lust, die Apologie des 2. December zu schreiben, aber es wird mir, an anderer Stätte, nicht schwer werden, durch Zeugen, welche sicher der Parteilichkeit für den Prinz-Präsidenten nicht verdächtig sind, zu erhärten, daß, wenn der Staatsstreich von 1851 von Einigen gefürchtet und von Vielen als eine traurige, aber unausweichliche Nothwendigkeit angesehen wurde, er von der ungeheuren Mehrheit der Franzosen gewünscht, von Allen erwartet war. Alles das war freilich in noch viel höherem Grade am 18. Brumaire der Fall; und der 18. Brumaire hatte den zweifachen Vortheil über den 2. December, daß er von einem blendenden, untwiderstehlich verführerischen Manne ausgeführt wurde und daß seine Gegner den Frondeurs von 1852 an Moralität, Intelligenz und sogar an Zahl weit nachstanden. Nun sind es aber diese Frondeurs, die am Ende die „Meinung“ über den 2. December bestimmt haben, wie auch sie es sind, welche die Geschichte desselben geschrieben haben. Die Leute Louis Philipp's und Cavaignac's, wie sie auch sein mochten, wogen ganz anders schwer, als die Ueberlebenden des Convents und des Directoriums, die sich etwa dem neuen Machthaber nicht unterwarfen. Auch muß man nicht vergessen, daß, so unerträglich die Sage von 1851 war, sie sich doch nicht mit der von 1799 vergleichen läßt. Wie dem auch sein mag, sie war unentwinnbar und der gordische Knoten wurde zerhauen. Es wird den nachwachsenden Geschlechtern, welche die Dinge nicht mit eignen Augen gesehen haben, gar schwer, sich einen Begriff von solcherlei Sagen zu machen, und die Besiegten verfehlen nie, sie ihnen so darzustellen, wie sie selber sie sehen, d. h. durch den Schleier des Aergers und der Leidenschaft. Auch sind alle Revolutionen Frankreichs seit achtzig Jahren von diesen neuen Generationen gemacht worden; oder, um ganz genau zu sein, die der Gewalt Entsetzten haben sich nacheinander des Pariser Pöbels als materiellen Werkzeuges, der feurigen und strebsamen Jugend der neuen Geschlechter als moralischen Werkzeuges bedient, um umzustößen, was sich an ihrer Stelle eingerichtet hatte. Dieses moralische Werkzeug aber heißt man „Meinung“.

Pflicht des Geschichtsschreibers ist, sich nicht von der „Meinung“ hinreißen zu lassen und die Dinge selber in's Auge zu fassen, sie soviel als möglich jedoch im Lichte des Tages zu schauen, wo sie vorgegangen sind. Der Geschichtsschreiber, der im 18. Brumaire das Attentat eines Usurpators auf die Nation und ihre Rechte sähe, würde schon dadurch beweisen, daß ihm die erste Erforderniß zum Geschichtsschreiben abginge. Der Geschichtsschreiber kann wol — er soll sogar — politische Ueberzeugungen haben: er mag die Revolution, den Despotismus, den Eroberungsgeist verabscheuen; aber er hat nicht das Recht, diese seine Gefühle Generationen zu leihen, denen sie unbekannt waren. Thatsache ist — Tocqueville sah es wol und war doch sicherlich kein Caesarianer — Thatsache

ist, daß das Frankreich von 1799 nach Ordnung lechzte und sie um jeden Preis wieder hergestellt wissen wollte, selbst um den Preis der Ungefeßlichkeit. Es war ein allgemeines, ein leidenschaftliches *ruere in servitium*. „Mein ganzer Antheil am Ausführungscomplot“, konnte General Bonaparte nach dem 18. Brumaire sagen, „beschränkte sich darauf, zu einer bestimmten Stunde die Masse meiner Besucher zu versammeln und mich an ihrer Spitze der Gewalt zu bemächtigen.“ Wer noch Beweise von dieser Stimmung Frankreichs zu haben braucht, dem liefern die Mémoires von Mad. de Rémusat, die doch bei der Beleuchtung der verhängnißvollen Ereignisse von 1814 und 1815 und im Geiste unausgesprochener Feindseligkeit, nicht zu sagen Gehässigkeit, geschrieben sind, solche Belege zu Hunderten. „Wir fürchteten durchaus nicht die Herrschaft eines Einzigen; wir eilten ihr entgegen“ — so lautet das unbefangene Geständniß, das hier in's Unendliche variiert wird.

Uebrigens schienen auch die Ergebnisse Frankreich darin zu rechtfertigen, sich einen Herrn gegeben zu haben, weit mehr noch als nach Sebastopol und Solferino. Keine drei Jahre waren vergangen seit dem 18. Brumaire und der Frieden war in ganz Europa wie im Innern des Landes hergestellt. Und welcher Frieden! Die Grenzen der Republik waren bis an die Alpen und den Rhein von Basel zum Meere hinausgeschoben. Die Geschichte Deutschlands und Italiens lagen in der Hand Frankreichs. England selbst war gezwungen worden, die französischen Colonien herauszugeben und die Herrschaft seiner alten Feinde in Antwerpen, Mainz und Chambéry anzuerkennen. Im Innern vollkommene Sicherheit des Verkehrs; die Religion wieder hergestellt, ohne irgend eine gefährliche oder demüthigende Concession an's Papstthum; der Besitz der Nationalgüter ihren Erwerbem gesichert, oder mit andern Worten, das Agrargesetz und die neue Eigenthumsordnung verwirklicht; die Finanzen geordnet; das Vertrauen überall im Aufblühen; und mehr als das die sechs Pfeiler des neuen Frankreich theils schon aufgestellt, theils im Begriff aufgestellt zu werden, jene Pfeiler, die es noch heute halten und ihm erlaubt haben, fast ungestraft sechs Revolutionen und drei Invasionen über sich ergehen zu lassen: die Justiz, die Verwaltung, die Kirchenverfassung, die Univerfität, die Heeresordnung und das Finanzsystem. Die Gesetzbücher auch, welche die Charte dieses neuen Organismus sein sollten und ebenfalls unverfehrt geblieben sind, waren schon mehr als skizzirt, waren zum Theil schon vollendet. Soviel für die Interessen. Die Phantasie war nicht minder befriedigt. Von den beiden einzigen Ornamenten des neuen Gebäudes, die noch heute daran haften, war das Eine, die Ehrenlegion, bereits entworfen, das Andere, die Reorganisation des „Institut de France“, schon in Angriff genommen. Die Uebersteigung des St. Bernhard und Marengo hatten den phantastischen Ruhm des Siegers von Arcole und den Pyramiden auf den Gipfel gebracht. Ein neuer Hof bildete sich um den jungen Helden und war im Begriffe — so schmeichelte man sich — die alte Ueberlieferung französischer Eleganz wieder in's Leben zu rufen.

Er selbst war im Glanze seiner dreißig Jahre. Ein römisches Kaiserprofil; eine Stirn und Augen, aus denen der Genius leuchtete — der schon so große Genius des Gesetzgebers, und zugleich der höchste wie der überwältigendste Genius

des Menschen, der des Feldherrn; eine Rede, die unwiderstehlich war, wenn sie schmeichelte; unwiderstehlicher noch, wenn sie befahl. Leiblich wie geistig stand er in seiner „beauté du diable“. Sein Lächeln war bezaubernd: „es entwarfnete und verjüngte seine ganze Erscheinung — und es war schwer, sich nicht davon berücken zu lassen“. Nichts an ihm erinnerte an die langsam reisenden Früchte des Nordens. Alles war südlich, selbst die Frühreise seines Genies und das Verführerische seiner Jugend. Denn die Schönheit des Südländers ist im Flaum der Jugend wie die des Nordländers — die physische wie die geistige — in der Reife des Mannesalters. Alexander hätte ein Bäumlein bekommen, wenn er gelebt hätte; Bonaparte wäre Alexander geblieben, wenn er nach dem Frieden von Amiens gestorben wäre. Denn „in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“. Was wäre es erst moralisch, wenn Bonaparte vor dem Friedensbruch und vor der Hinrichtung des Herzogs von Enghien weggerafft worden wäre? Würde er der Nachwelt nicht als ein Washington voll Anmuth, ein Hoche von Genie erscheinen? Mehr noch als der Einzige, welcher fähig gewesen wäre, die Größe und die Ruhe Frankreichs zugleich mit dem Frieden Europa's zu erhalten?

Ich höre wol auch die andre Frage: warum ist er nicht geblieben, was er 1802 war? Die Republik — oder wenn er die Erblichkeit angenommen hätte, die moderne Monarchie — zählte heute achtzig Jahre Dauer, d. h. sie hätte die Verjährung für sich, als welche die einzige unangefochtene oder doch die wenigst bestrittene Quelle und Sanction einer Regierung ist. Ich gestehe, daß ich solche Fragen nicht recht begreife, die doch immer wieder auf die alte Forderung hinauslaufen, daß die Apfelbäume Orangen und die Orangenbäume Äpfel tragen sollen. Nicht, als ob ich zweifelte, daß es — psychologisch gesprochen — ganz gut möglich gewesen wäre, im Jahre 1802 innezuhalten. Ich glaube selbst, daß Richelieu und Cromwell, daß auch unser nationaler Staatsmann, noch vor Lüneville und den Säcularisationen innegehalten hätten, wenn sie an Bonaparte's Stelle gewesen wären; aber Bonaparte konnte es nicht, denn er war Bonaparte. „Warum ging Alexander nach Asien?“ fragt sich Herder und antwortet sich: „weil er Alexander, Philipp's Sohn, war.“ Das größte Interesse des ersten Bandes dieser Mémoires Mad. de Rémusat's ist ja gerade, daß sie uns, ohne es zu wollen, im Bonaparte von 1802 schon den Napoleon von 1812 zeigt, während selbst ihr Sohn noch von der Zeit spricht — nach dem 18. Brumaire, man vergesse es nicht — wo der erste Consul „vortourtsfrei“ gewesen sei. Nur die Leute, die sich einbilden, es stehe uns frei, unsern Charakter zu ändern, können annehmen, er hätte die absolute Gewalt anders zu gebrauchen vermocht, als er sie gebraucht hat. Das Uebel war keineswegs in der absoluten Gewalt, sondern im Menschen. Der Absolutismus kann gut oder schlecht sein, wie die Republik oder die parlamentarische Monarchie, die Demokratie oder die Aristokratie, je nachdem er mit Talent, Uneigennützigkeit und Mäßigung oder mit Unfähigkeit, Selbstsucht und Gewaltthätigkeit ausgeübt wird. Ich weiß, daß viele meiner liberalen Freunde diese Ansicht nicht theilen; aber ich hoffe, sie sind wirklich liberal, d. h. tolerant genug, um mich diese Ansicht aussprechen zu lassen, ohne mich deshalb als einen Abtrünnigen zu behandeln; diese Ansicht aber

ist, daß, da der Absolutismus Napoleon nicht gehindert hat, die größten gesetzgeberischen Thaten zu verrichten, die überhaupt in der Geschichte von einem Einzelnen verrichtet wurden, dieser selbe Absolutismus ihn nicht gehindert haben würde, ebenso dauerhafte Dinge in der Politik vorzuführen, wenn die Natur ihm den Charakter und das Temperament eines Cäsar oder eines Friedrich des Großen gegeben hätte, anstatt des Charakters und des Temperaments, die wir kennen.

Gewiß gibt es Untugenden, welche die Ausübung der unumschränkten Gewalt beinahe immer über Gebühr entwickelt, welches auch die Natur dessen sei, der sie ausübt, und wo auch immer er sie ausübe, im Kloster oder auf dem Throne: eifersüchtiges Mißtrauen und Polizeigeist; Ungebuld gegen jeden Widerspruch, läme er auch von dem Ergebensten, wie gegen jedes Hinderniß, wäre es auch das selbstgegebene Gesetz; ungemessenes Vertrauen in die eigene Unfehlbarkeit; oft auch reizbare Empfindlichkeit gegen Kritik, wie breite Zugänglichkeit für Schmeichelei — und Napoleon hatte sie Alle, diese erworbenen Untugenden, im höchsten Grade; aber sie sind alle sehr wohl verträglich mit der Weisheit und dem Maße in den Plänen und Unternehmungen. Nie träumten Ludwig XI. noch Cromwell ein Weltreich; sie blieben immer Politiker, d. h. sie wollten stets nur das Mögliche. Das Eigenthümliche bei Napoleon von Anfang an ist, daß er das Unmögliche oder doch wenigstens das Riesenhafte plante. Nirgends steht man das so deutlich, als in diesen Seiten Mad. de Rémusat's. Für den Geschichtschreiber wird Nichts die dreißig Bände der Correspondenz ersetzen; sie allein auch können uns einen Begriff von der Ausdehnung, der Mannigfaltigkeit, der Tiefe und Schärfe dieses Geistes geben (wie die vorm Jahr begonnene herrliche Sammlung der politischen Briefe Friedrich's des Großen uns besser als alle seine Werke und Thaten selbst die einzige Raschheit, Bestimmtheit, Wahrhaftigkeit — ich kann in dem Punkt nur mit Treitschke übereinstimmen — unseres größten Herrschergenies offenbart). Diese Weite und Gewalt des Napoleonischen Genius tritt vielleicht nicht genugsam hervor in den Denkwürdigkeiten, von welchen wir reden, oder doch nur gegen den Willen der Verfasserin, wann sie ihn redend einführt, wie sie's namentlich im ersten Bande häufig thut, während die Entfernung, in der er sich als Kaiser von ihr hielt, uns weniger solcher, bald tiefen, bald witzigen Worte gibt, denn auch der Witz mangelte dem Vielbegabten nicht; aber für den Psychologen, der die geheimen Triebfedern aufdecken möchte, welche diese unvergleichliche Maschine in Bewegung setzte, kenne ich nichts Lehrreicheres als vorliegende Denkwürdigkeiten. Diese Unterhaltungen — ich sollte sagen, diese Monologe, denn er ließ seine Unterredner nicht oft zum Worte kommen — diese Gespräche auf der Malmaison, in Saint Cloud, in Gent, in Boulogne namentlich, sind so sicher sein, als wenn sie vor hundert Zeugen geführt und augenblicklich stenographirt worden wären, so unverkennbar tragen sie das Gepräge des Mannes. Mad. de Rémusat beurtheilt ihn nicht ganz billig, nicht allein aus den schon angeführten Gründen, sondern auch weil diese Idealistin diesen eingefleischten Realisten eben doch nicht ganz verstehen konnte; aber jene Worte, jene Gedanken, die nur er hatte haben können, hatten ihr einen solchen Eindruck gemacht, hatten sich dermaßen in ihrem

Gedächtnisse eingewurzelt, daß sie dieselben noch vierzehn Jahre später fast buchstäblich wiederzugeben vermochte, um so sicherer, da sie sich dieselben ein erstes Mal hatte in's Gedächtniß rufen müssen, um sie, kurz nachdem sie dieselben genommen hatte, niederzuschreiben.

Was am Meisten in diesen Reden auffällt, ist die abenteuerliche Phantasie des Mannes und das Bewußtsein seiner persönlichen Ueberlegenheit. „In Aegypten,“ sagt er einmal, „fühlte ich mich frei vom Jügel einer unbequemen Civilisation; Ich träumte alles Erdenliche und sah die Mittel alles Geträumte auszuführen. Ich schuf eine Religion; sah mich auf dem Wege nach Asien, den Turban auf dem Kopfe und in der Hand einen neuen Koran, den ich nach meinem Gutdünken redigirt hätte. . . . Jene Zeit, die ich in Aegypten zubachte, war die schönste meines Lebens; denn es war die idealste.“ Uebrigens behinderte ihn, so will mir scheinen, „der Jügel einer unbequemen Civilisation“ äußerst wenig. Schon anfangs 1804 träumte er von einem „französischen Kaiserreich, als dem Mutterland anderer Souveränitäten. . . . Ich will, daß jeder der Könige Europa's gezwungen sei, in Paris einen großen Palast für seinen Gebrauch zu bauen; und, bei der Krönung des Königs der Franzosen, sollen diese Könige nach Paris kommen und diese bedeutende Feierlichkeit durch ihre Gegenwart schmücken, mit ihren Huldigungen begrüßen.“ Man darf freilich nicht vergessen, daß die Demuth der deutschen Fürsten, welche erst kurz zuvor nach Paris geströmt waren, um Gebietsvergrößerungen bei ihm zu erbetteln, ihm solche Träume des Ehrgeizes ziemlich natürlich eingeben mußten, Träume, die doch selbst ein Ludwig XIV. nie genährt und die weder durch politischen Verstand noch durch ein kühles Temperament im Gleichgewicht gehalten wurden. Recht im Gegentheil stachelte dieses die ausschweifende Phantasie stets vorwärts, statt sie zu zügeln; war jener von der Sorte, welche nicht mit der Wirklichkeit rechnet. Napoleon war kein staatsmännisches Genie, das immer das Organische achtet, nach dem Organischen strebt; er war ein mathematisches, das nur das Mechanische anerkennt, nur mechanisch construirt. Er selber nannte die Mathematik in einem berühmten Documente „die erste aller Wissenschaften“; in einem Sinne mit Recht; und er begriff nur den einen Sinn. Die Mathematik aber hat keine Grenzen, wie die Logik keine hat; daher auch seine Phantasie keine kennt. Denn selbst seine Phantasie ist eine mechanische, wie die Fourier's, wie die so vieler ausschließlich mathematisch gebildeter Köpfe; sie träumt immer das Ungeheure, d. h. die Multiplication des vom Verstande Begriffnen, nie eine anschauliche Schöpfung. Man lese hier sein Erziehungsprogramm für die kaiserliche Familie, eine Art Musterchule für zukünftige Könige: alle Prinzen sollten in einem großen Palaste wohnen, in einer Entfernung von wenigstens zehn Meilen von der Residenz des Kaisers; wer auf einen fremden Thron stieg, sollte seine Kinder in diese Schule des Mutterlandes schicken u. s. w. Ganz Europa nämlich gedachte er in zwanzig bis dreißig Königreiche von je zwei bis fünf Millionen Einwohnern zu zerstückeln, die aber von Frankreich abhängen sollten. Kein Wunder, daß dieser Mann das Höchste verwirklicht hat, was die Mechanik hervorbringen kann: denn eine gewaltige Maschine hat er aus dem Material, das er vorfand, aufgerichtet; die arbeitet noch heute; einen lebendigen Staat hat er nicht geschaffen, noch weniger hat er die europäische Staatengesellschaft neugeordnet: kaum lag er

darnieder, so trat die Geschichte wieder in ihre Rechte und die Dinge wurden wiederhergestellt, wie sie vor seinem Erscheinen gewesen: die europäischen Nationen sind eben keine willenslosen Steine, die man nach Belieben zusammenfügt, wie es die Franzosen waren, als sie aus der großen Walkmühle der Revolution herauskamen.

Zu dem mechanischen Verstande kam die unbefiegbare Leidenschaft. Allen großen Männern, die die Geschichte kennt, überlegen durch die Ausdehnung seines Genies, war er Allen untergeordnet durch diese Unfähigkeit sich selbst zu beherrschen. So verließ er die altfranzösische Politik, welche darin bestand Italien und Deutschland schwach und ungeeint zu erhalten, um darin den Einfluß auszuüben, und suchte beide Länder direct zu beherrschen, eine Tendenz, die schon in Campoformio und Luneville hervortritt und deren äußerste Folgerungen — zum Heile beider Völker — eine heftige Reaction hervorriefen und durch diese die Vernichtung auch des Einflusses.

Und wie er seine Phantasie nicht zu zügeln verstand, so wußte er seinen Egoismus nicht zu mäßigen. Nie wußte er sich selber im Interesse des Landes zu vergessen, das er zu regieren hatte. Dies Land — nicht allein Italien, Spanien, Deutschland, sondern Frankreich selber, das er später im sentimentalen Tone von St. Helena „so sehr geliebt zu haben“ behauptete — blieb immer nur ein Mittel für seine persönlichen Zwecke. Treitschke nennt ihn den „Heimathlosen,“ den Mann, der mit zwanzig Jahren die Befreiung Corsica's vom französischen Joche geträumt hatte und sich am Ende an die Spitze der Unterdrücker seines Geburtslandes stellte. Das hinderte ihn nicht, den ausgeprägtesten Nationalcharakter zu tragen: Bonaparte war nicht nur im maßlosen Nepotismus Italiener, er war's in all' seinem Thun und Denken; nur stellte er seinen italienischen Kopf und Charakter nicht in Italiens Dienste, auch nicht in die Frankreichs, sondern in die seiner eigenen Person. Er bekannte sich zu einer großen Bewunderung Friedrich's II. „Ich glaube, das war Einer von denen, die ihr Handwerk in jedem Sinne am Besten verstanden. Die Damen, sagte er, indem er sich gegen sie wandte, werden nicht meiner Meinung sein und behaupten, er wäre trocken und egoistisch (personnel) gewesen: aber, im Grunde, ist denn ein Staatsmann dazu da, um empfindsam zu sein? Ist er nicht eine ganz excentrische Person, immer allein auf einer Seite gegenüber der ganzen Welt auf der andern? . . . kann er die Bande des Bluts, die Neigungen, die kindischen Rücksichten der Gesellschaft in Betracht ziehen?“ Man sieht sofort, daß er den springenden Punkt in Friedrich's Charakter, der alle anscheinende Herzenshärte wieder gut macht, nicht einmal geahnt hat; so sehr war er in sich selber befangen. Friedrich nannte sich vom Tage seiner Thronbesteigung an den ersten Domestiken des Staats und er handelte bis zu seinem letzten Athemzuge nach diesem Grundsatz. Das erste Wort des Jünglings an die Staatsbeamten ging dahin, daß sie keinen Unterschied zwischen König und Staat machen dürften; und wenn beide Interessen je collidiren sollten, sie das Staatsinteresse vor dem Interesse des Königs zu wahren hätten. Und welcher Deutsche erinnert sich nicht des herrlichen Briefes, den er siebzehn Jahre später als reifer Mann am Vorabende von Rossbach an seinen Minister schrieb, um ihn, im Falle seiner Gefangennehmung, auf sein Haupt verantwortlich dafür zu machen, daß keine Provinz noch Absegeß für ihn geboten

würde, und daß, falls er in die Hände der Feinde fielen, seine Person für Nichts geachtet, der Krieg für's Vaterland fortgeführt würde „als ob er nicht auf der Welt gewesen sei“. Und auf seinem Sterbebette nach sechsundvierzig Jahren einer glorreichen Regierung, empfahl er nicht als oberste Regel seinem Nachfolger und allen seinen Verwandten „immer ihren persönlichen Vortheil dem Wohle des Landes und dem Vortheile des Staates zu opfern?“ Wir wissen aber, daß das keine Worte waren.

Für Bonaparte dagegen war der Staat nie was anderes, als er selber. Sagt er es doch brutal genug seinem Bruder Joseph, als der noch in Neapel regiertes Frankreich geht vor dem Lande, das Du regierst; die Armee vor Frankreich, ich vor der Armee. Das ist wenigstens der durchsichtige Sinn seiner egoistischen Worte. Im Grunde beherrscht sein Ich doch Alles, selbst in der Zeit, wo er Wertherisch schwärmte — ist denn die Wertherkrankheit überhaupt etwas Anderes als eine Variante des Egoismus? „Ich hatte mir in dem Weichbilde der Militärschule,“ sagt er, wo er von seiner ersten Jugend spricht, „einen kleinen Winkel ausgesucht, wo ich mich hinsetzte um nach Belieben zu träumen; denn ich habe immer gerne geträumt. Wenn meine Kameraden mir den Alleinbesitz dieses Winkels streitig machen zu wollen Miene machten, vertheidigte ich ihn aus Selbstkräften. Ich hatte schon damals den Instinct, daß mein Wille dem aller Andern vorgehen und das, was mir gefiel, auch mir gehören müsse. Ich war nicht sehr beliebt in der Schule. Man braucht Zeit, um sich Liebe zu erwerben, und, selbst als ich Nichts zu thun hatte, habe ich immer dunkel gefühlt, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte.“ Wer fühlt nicht sofort heraus, daß solche Worte nicht erfunden sind und daß die Unschuld des Genies daraus spricht? Hatte Kant gelehrt, man solle jeden Mitmenschen stets als Zweck ansehen, so predigte Napoleon durch die That, daß man sie nur als Mittel brauchen dürfe. Nie ist die Menschenbenutzung im eigenen Interesse zu einer größeren Virtuosität gebracht worden. Seine wunderbare Menschenkenntniß oder vielmehr seine richtige Schätzung der Kräfte eines Jeden, kam ihm dabei gar sehr zu Statten: er stellte Jeden an den Platz, wo er ihm die größten Dienste leisten konnte; aber es fiel ihm nie ein seinen Mitarbeitern Dankbarkeit, oder auch nur Gerechtigkeit zu zeigen. Vom ersten Tage an empfahl er den Journalisten: „Denk daran in den Siegesberichten nur von mir zu reden, immer von mir, merkt Euch das.“ Es fehlte Napoleon durchaus nicht an einer gewissen Empfindsamkeit; er konnte weinen „wie ein bleichwangiger Werther“, wenn er seine Frau, ja auch nur seinen „treuen“ Talleyrand auf einige Zeit verlassen mußte; das hinderte ihn aber nicht, Diesen wegzuschicken, sich von Jener scheiden zu lassen, sobald es seine Interessen erheischten. „Il s'habituaît, il ne s'attachait pas,“ sagt Lamartine von ihm.

Alles war Berechnung bei dem Menschen, selbst die Leidenschaft, die er erheuschelte. Man erinnert sich der Anekdote Alfred de Vigny's, der einst als dienstthuender Page in Fontainebleau der unfreiwillige Zeuge eines bald schmeichelnd-zutraulichen, bald heftig-lauten Auftritts zwischen dem Cäsar und Pius VII. war. Der italienische Priester ließ sich nicht täuschen: commediante, murmelte er, als Napoleon die erste Saite berührte, tragediante, als er die zweite zu spielen versuchte. In diesen Denkwürdigkeiten von Mad. de Rémusat



sind zahlreiche Scenen der Art verzeichnet und zwar schon vor 1803 und vor der lärmendsten Zorneskömbdie, die er je gespielt, der beim Bruche des Friedens von Amiens. Mad. de Rémusat zeigt ihn uns heiter, ja munter, unbefangen, zutraulich mit ihr und den Gliedern seiner Familie, und wie er ganz plötzlich sein Gesicht in zornige Falten legt, als er in den Empfangssaal tritt, um Lord Withworth zu apostrophiren. Ähnliches erzählt uns — oder vielmehr seinem Kaiser — Metternich in seinen Depeschen aus den Jahren 1808 und 1809. Uebrigens gesteht es Napoleon selbst mit dem ihm gewöhnlichen Egoismus, in seiner Lage könne man sich den Luxus nicht erlauben, sich unentgeltlich zu erheizen: alle seine Zornausbrüche, wie alle seine Rührungen haben einen politischen Zweck, selbst gegenüber den Seinen. „Man hat vor Allem mit Bonaparte selber zu unterhandeln, wenn man sein Minister des Aeußern ist,“ sagt Talleyrand. Eine Lüge kostete ihn gar Nichts und es ist kaum zu verwundern, daß er die Macht und den Werth der Wahrheit nie begriff. Er lebte nicht nur in einer Umgebung, wo Jedermann log — seine Frau, seine Schwestern, seine Brüder, seine Waffengefährten — er glaubte auch ganz naiv, es sei eine Pflicht und Nothwendigkeit für den Staatsmann, immer zu lügen. Ich habe neulich, bei Besprechung von Metternich's „Denkwürdigkeiten“, die Worte Napoleon's zu Mad. de Rémusat angeführt: „Herr von Metternich ist auf dem besten Wege ein Staatsmann zu werden: er lügt schon ganz hübsch,“ und ich habe zugleich gezeigt, wie Talleyrand, der selber sich gewiß nicht vor einer kleinen Lüge scheute, viel gesündere Begriffe von der Lügenskunst hatte, wenn er meinte, der Staatsmann solle nicht lügen, sondern nur betrügen. Napoleon that Beides vom ersten Tage an und wußte stets die Maske anzunehmen, die gerade erforderlich war. Man weiß, wie er in Aegypten haarfuß in die Moscheen ging und sein Haupt zu den mahomedanischen Gebeten im Tacte wiegte; dasselbe that er in Gent und Antwerpen, wo katholische Gefinnungen wohl angebracht waren: „Dies Volk ist fromm,“ sagte er, „und unterm Einfluß der Priester; morgen müssen wir eine lange Sitzung in der Kirche haben“.

Alein diese Macht des Comödianten über sich selber erstreckte sich nicht auf seine Wünsche und Begierden: die besiegte er nie. Seine vollständige Nervenlosigkeit, die ihm seinen Gleichmuth in der Lüge so sehr erleichterte wie in der Schlacht — er schlief fest und gesund am Vorabende des 18. Brumaire wie sechzehn Jahre später in der Nacht vor Waterloo — sein physisches Temperament lähmte nie seinen Ehrgeiz, wie es ihn nie verhinderte seiner knabenhaften Empfindlichkeit gegen die Nadelstiche der Opposition, der Presse, der Salons nachzugeben. Er hätte sicher nicht wie Friedrich II. das verleumderische Placat tiefer hängen lassen, damit man es bequemer lesen könne; er hätte es ungestüm abgerissen; so reizte ihn jeder Angriff, selbst der lächerlichste. Er verstand ebensowenig, wie ein gewisser großer Zeitgenosse — der freilich Nerven hat — daß er „seiner eignen Würde vergab, wenn er sich zu gereizt über die Spöttereien jener fliegenden Blätter zeigte, deren Angriffe er hundert Mal besser gethan hätte zu verachten . . . Er miethete sogar in London Schreiber, gab viel Geld aus und täuschte Niemanden“. Bei dieser Stimmung nun, nie ein Augenblick wahren Sichgehenlassens. Um den Eifer seiner Diener wachzuhalten, glaubt er sie immer mit seiner Ungnade bedrohen zu müssen. Er macht es sich zum

Princip seine Umgebung immer in der Unruhe zu halten und zwar geffentlich, ohne irgend einen anscheinenden Grund, aus System. Es ist keine Spur von Munterkeit, von Humor in dieser immer angespannten Natur. Dazu muß man eben aus sich herauszugethen, sich zu vergessen wissen. Der Egoismus macht ernst und traurig. Als Jüngling grübelte er in sich herum, als Mann überfluthete er Alles mit seinem Ich. „L'inamusable“ nannte ihn Talleyrand, — natürlich ohne zu sagen, daß das Wort eigentlich von Mad. de Maintenon für Ludwig XIV. geschaffen worden. Solche einsam-hohen Egoisten gleichen sich Alle.

Napoleon aber ging weiter als Louis XIV., der stets die Convenienzen wahrte; Napoleon vermochte es nicht ein Mal über sich, seinen eigenen Befehlen zu gehorchen; es wäre ihm wie eine „Abdankung“ vorgekommen, geschweige denn Befehle zu ertragen, die er nicht gemacht. „Ich liebe durchaus das unbestimmt und gleichmachende Wort Convenienz nicht,“ pflegte er zu sagen, „das Ihr bei jeder Gelegenheit vorbringt. Es ist eine Erfindung der Dummköpfe, um sich den geschiedten Leuten ein wenig nahe zu bringen, eine Art gesellschaftlichen Anebels, der dem Starlen unbequem ist und nur dem Mittelmäßigen was nützt.“ Das ist allerdings wahr bis zu einem gewissen Grade, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade, und Bonaparte selber verachtete schon die Convenienz nicht so sehr, wenn sie nur Andere behinderte. Thatsache ist, daß der große Mann immer ein wenig Parvenu blieb. Seine Sparsamkeit sollte man ihm in dieser Beziehung nicht aufmußen; auch Purpurgeborne können die Verschwendung hassen; und Napoleon wäre der große Verwalter nicht gewesen, der er war, hätte er die haushälterische Tugend nicht etwas weit getrieben; aber Mad. de Rémusat sagt uns, was alle Zeitgenossen bestätigen, daß es seiner Haltung, seiner Sprache, seinem Anzug an Würde gefehlt, daß er weder in einen Saal zu treten, noch hinaus zu gehen, noch sich zu setzen, noch seinen Hut zu halten verstanden. An alledem wäre nicht viel gelegen, wenn er in seinem Soldatenzelte geblieben wäre oder sich nur nichts auf seine noblen Manieren eingeildet hätte. „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind,“ will Talleyrand ihm gesagt haben. „Wenn Sie sich seiner mit Kanonenschüssen entledigen könnten, er existirte schon lange nicht mehr.“ Das sind einmal wieder so echte Worte des ancien régime und vollendeten Tons, die, wenn sie nicht gesagt worden sind, wenigstens gesagt worden zu sein verdienen. Napoleon aber fehlte es an mehr als an Geschmack, es fehlte ihm an Adel der Gesinnung: ja, er gefiel sich darin die Beflegten zu demüthigen, selbst die Frauen seiner Gegner zu beleidigen, die Schwachen zu beschimpfen. Und wenn die ritterlichen Gefühle ihm durchaus abgingen, so wußte er sie sich nicht einmal durch die Manieren des Weltmannes oder den Freimuth und die Natürlichkeit des Troupiers zu ersetzen. Seinen Titel wie seine Macht genoß er als echter Emporkömmling. „Eines Tages beim Frühstück, während dessen er Talma vorgelassen, was häufig vorkam, führte man den kleinen Napoleon herein (den älteren Bruder Napoleon's III. und den Präsumtiberben seines Thrones). Der Kaiser nimmt ihn auf seinen Schoß, aber anstatt ihn zu lieblosen, macht er sich ein Vergnügen daraus ihn zu schlagen, obschon nur ganz leicht; dabei wandte er sich zu Talma und fragte: „Sagen Sie mir, was ich eben thue, Talma.“ Talma, wie man sich wol vorstellen kann, war ein wenig verlegen. „Sie sehen es nicht?“ fing der Kaiser

wieder an, „ich gebe einem König die Ruthe.“ Es ist wol möglich, daß Mad. de Rémusat die Farben etwas grell aufträgt, wenn sie von der Rohheit seiner Scherze, der Brutalität seiner Manieren, namentlich den Frauen gegenüber redet: erfunden sind die Anekdoten gewiß nicht, in denen sich zeigt, wie dies verwöhnte Kind des Glücks — und der Egoismus ist die Untugend par excellence der verwöhnten Kinder — auch nicht den leichtesten Zwang ertragen konnte, sich selber Alles, Anderen Nichts erlaubte, alles Herkommen, alle Sitte, alle Rücksichten mit Füßen trat. Ein Zug unter Tausenden genügt die ganze Natur des Mannes zu offenbaren. Auf den Maskenbällen der Tuilerien, in seinen Domino gehüllt, „machte er sich dreist an alle Frauen mit wenig anständigen Worten; wenn er aber selber angerebet wurde und die Anredende nicht gleich erkannte, riß er ihr sofort die Maske herunter und gab sich selber durch diese Ungezogenheit seiner Macht zu erkennen“.

Wisweilen hatte er doch wol das Gefühl wie sehr sein Egoismus auf der Welt lastete. „Der wirklich Glückliche,“ sagte er dann, „ist der, welcher sich vor mir im Winkel einer Provinz verbirgt; und, wenn ich sterbe, wird die Welt ein großes „Uff“ ausstoßen<sup>1)</sup>. Wie hätte dieser Charakter in einem bestimmten Augenblicke inne halten können? Insbesondere wenn rings um ihn niederste Ränke und niederster Ehrgeiz, schamlosester Knechtsinn und Schmeichelei sich breit machten? Man wirft solchen Männern leicht ihre Menschenverachtung vor: ich finde, man ist darin ungerecht. Nicht als ob die Menschen überhaupt solche Verachtung verdienten — es gibt so viel Gute als Schlechte und der numerus ist Beides, gut und schlecht —; aber die Mächtigen bekommen die Menschen eben doch nur von der schlechten Seite zu sehen, und müßten blind sein, wenn sie nachsichtig sein sollten in ihrem Urtheil. Ramen nun zu dem Schauspiel dieser Feigheit und Eitelkeit Ereignisse wie die Höllemaschine, die Verschwörungen Pichegru's und Georges'; bedenkt man, daß er durch den Tod des Herzogs von Enghien die Schiffe hinter sich verbrannt, so wird es klar, daß er nur vorwärts konnte, immer vorwärts in seinem schwindelnden Laufe. Prophetisch hat ihn ja schon Schiller so geschildert:

„Bahnlos liegt's hinter mir und eine Mauer  
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,  
Die mir die Umkehr thürmend hemmt.“

Ich habe schon gesagt, daß die Denkwürdigkeiten Mad. de Rémusat's werthvolle Einzelheiten über dies traurige Ereigniß bringen, das man allgemein als den entscheidenden Wendepunkt in Napoleon's Laufbahn betrachtet. Ich muß indes gestehen, daß es mir schwer wird mich der Meinung der Verfasserin anzuschließen, die in alledem nur Berechnung sah, „keinerlei Heftigkeit, keine blinde Rache, sondern nur das Resultat einer ganz machiavellistischen Politik, die den Weg um jeden Preis ebnen wollte“. Ich neige viel eher zu Thiers' Ansicht, welche die von Mad. de Rémusat beigebrachten Thatsachen keineswegs erschüttern, welche die vor zehn Jahren veröffentlichte Sammlung amtlicher Documente im Gegentheil zu bestätigen scheint. Nicht etwa, daß ich, wie Thiers, Alles für „reinen Zufall“ hielte; aber es lag auch wol kein bewußt vorbedachter Plan

<sup>1)</sup> Ouf ist der französische Ausruf, wenn man sich von einer großen Last befreit fühlt.

vor, wie man vorgehen wolle. Die Umstände trieben dazu; und der Despot hatte längst „die Herrschaft über sich selbst“ verloren, um mit Thiers zu reden. Die Jacobiner begannen über die royalistischen Bewegungen unruhig zu werden und fürchteten, Bonaparte oder Moreau möchten die Rolle Monts spielen: es ward nöthig ihnen ein Pfand zu geben. Der erste Consul selbst fürchtete einen Restaurationsversuch, der sich mit der kaum zum Schweigen gebrachten Opposition der Salons und des Tribunats verbünde; er war gereizt gegen die Royalisten, vornehmlich gegen Moreau. Er glaubt Beweise in der Hand zu haben, daß der Herzog von Enghien an der Grenze einen Handstreich auf Paris plant und, gegen alles Völkerrecht, läßt er ihn auf fremdem Gebiet verhaften, gegen alle Procebur, läßt er ihn in einer Nacht verklagen, verurtheilen, hinrichten, ohne sich nur zu fragen, ob er eine ungesetzliche That begehe oder nicht. Die großen Männer des Handelns sind eben sehr frauenhaft in dieser Abwesenheit, ich will nicht sagen des Rechtsgeföhls, aber doch des Sinnes für Gesetzlichkeit. Man ist moralisch von der Schuld eines Individuums überzeugt: wozu die Förmlichkeiten und der Buchstabe des Gesetzes? Wozu „die gewöhnlichen Formen der Justiz, diese heiligen Formen, erfunden (?) von der Erfahrung der Jahrhunderte?“ (Thiers). Man thut den Schritt und ist überzeugt im Rechte gewesen zu sein.

Es war indessen nicht nur das Verbrechen vom 21. März, noch der 18. Brumaire, noch auch der 13. Vendemiaire, die ihm ein Innehalten auf der Bahn des Despotismus und der Eroberung unmöglich machten. Andere Männer haben den gewaltfamen Ursprung ihrer Macht in Vergessenheit zu bringen gewußt: nein, die selbstgeschaffene Lage im Innern, wie die Stellung, die er nach Außen eingenommen, zwangen ihn zum Inmertweitergehen. Nachdem er einmal das Consulat auf Lebenszeit genommen hatte, konnte das Kaiserthum nicht lange auf sich warten lassen; und sobald er die unterm Consulat noch ziemlich unbeschränkte Pressefreiheit unterdrückt, das Tribunat amputirt hatte, war auch jener gesetzliche Canal verstopft, den Macchiavelli immer offen zu halten rieth, „damit die anschwellenden Säfte sich entladen könnten“. Es blieb nur der absolute, argwöhnische Polizeidespotismus mit seiner Todtenstille übrig. Sobald man einmal über die natürlichen und historischen Grenzen Frankreichs hinausgegangen war, dasselbe drohender als das Frankreich Ludwig's XIV. selber gemacht, Vasallenstaaten in Italien gegründet, die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen sich herausgenommen —, mußte man täglich dem widernatürlichen Gebäude einen neuen Stülpfeiler hinzufügen, bis es zu dem ungeheuerlichen Bau anwuchs, von dem wir wissen und den Europa in einer letzten Anstrengung niederreißen mußte. Denn Europa erträgt wol gerne die zeitweilige Hegemonie einer Nation; es ist sogar in der Natur der Dinge, daß es immer einen primus inter pares gebe; aber Europa wird es nie ertragen — es hat selbst in den schlimmsten Zeiten des Mittelalters, als die Idee der Einheit noch in den Gemüthern lebte, nie ertragen — daß eine Nation direct über alle Anderen herrsche. Es kann es nicht dulden, weil die Civilisation, welche sein Leben selber ist, gerade auf der freien Concurrenz und Mitarbeiterchaft der verschiedenen Nationen beruht.

# Jenseits der Schneegrenze.

Von  
Dr. Paul Gießfeldt.

## I.

An dem felsigen Vorgebirge, welches die Walliser Fiescherhörner gegen den Aletschgletscher, den mächtigsten Eisstrom der europäischen Hochgebirge ausfenden, steht eine steinerne Hütte, zum Schutze des Wanderers errichtet. Diese erreichte ich am Abend des 1. September (1879), begleitet von Peter Egger, einem der besten Führer der Schweiz, und von Frik Roth, welcher als zweiter Mann vortreffliche Dienste leistete. Meine Absicht war, nach kurzer Rast noch in derselben Nacht mit Egger zum Finsteraarhorn aufzubrechen, und dann vierundzwanzig Stunden später mit beiden Leuten über die Jungfrau zu gehen.

Vom Eggisshorn kommend, hatten wir in der Nähe des Märjelen-See, in welchen der Gletscher zuweilen milchige Eisblöcke wirft, den großen Aletsch betreten und waren mehrere Stunden über seine majestätische Fläche hingewandert. Die Hütte liegt 2800 Meter hoch, an einer Stelle, gegen welche vier große Firnreservoirs fast horizontal auslaufen. Sie kommen von den Hängen eines Bergkranzes, der sich nur öffnet, um den Aletschgletscher abfließen zu lassen, und Berge wie das Grünhorn, das große Fiescherhorn, der Mönch, die Jungfrau und das Aletschhorn bauen ihn auf. Nichts als Eis und Schnee, durchbrochen von Graten und Felsgehängen sind sichtbar, und der Lebende ist hier ein Eindringling.

Die finstrende Nacht brachte unheimliches Wetter. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht, Wolken jagten am Firmament und Blitze zuckten am südlichen Himmel; vereinzelt donnerte eine Lawine. Der Mond stand hoch, oft verhüllt von den schwarzen, vorüberziehenden Schleiern, und so fand ein ewiger Wechsel von Hell und Dunkel statt, der alle Ruhe aus der eisigen Schöpfung verscheuchte. Im Wehen des Sturmwindes erreichten wir am Morgen des 2. September die Spitze des Finsteraarhorns. Bald nach der Rückkehr zu unserem Standquartier kam ein Gewitter zum Ausbruch, und nun lag wieder Friede auf den beruhigten Gefilden. In der folgenden Nacht trat ich vor die Hütte, von Neuem gerüstet;

denn die Nacht ist die treue Helferin aller großen Besteigungen. Von den Felsen, auf denen sich das schützende Haus wie auf einem Altan erhebt, umfaßte der Blick den ganzen gewaltigen Circus. Der Glanz der mondübergossenen Landschaft blendete anfänglich das schweifende Auge; eben und weit breitete sich das Firnmeer aus, umschlossen von den öden, weißen Bergen; Grabesstille lag auf ihnen, aber die wunderbare Schönheit ihrer Formen, die deutlich an dem schwarzen, gestirnten Himmel ab schnitten, gab dem Bilde das Erhebende der Einsamkeit, nicht das Abschreckende der Einöde.

Unter solchen Eindrücken stieg ich mit meinen Leuten von den Felsen zu dem Boden des Gletschers hinunter. Wir bedurften auch in der That eines guten Omens; denn der Gang, den wir vorhatten, war schwierig, der Ausgang ungewiß. Wir wollten zunächst den Gipfel der im Hintergrund aufragenden Jungfrau erreichen und dann auf der andern Seite hinabsteigen, auf eben jener Seite, die wegen ihrer schönen Formen, ihres Eisglanzes, ihres Latwinenbrausens fast allen Reisenden von dem Besuche der Wengernalp her bekannt ist. Aber die Gletscher, die dort in ungewöhnlich steilen Neigungen gegen wüste Trümmerthäler abfallen, sind stärker zerklüftet als andere, ändern ihre Spaltenysteme oft in kurzer Zeit und, stets gefährlich zu begehen, wehren sie bisweilen auch dem Verwegensten den Durchzug. Wir kamen von Zermatt aus den Walliser Bergen und wußten aus eigener Anschauung nichts von der augenblicklichen Beschaffenheit der Eisverhältnisse jenseits des Gebirges. Man hatte uns indessen gewarnt; Grindelwaldsführer, welche die erste Nacht in der Hütte mit uns schliefen, sagten aus, daß man nicht länger durch die Firnzerklüftungen der gegen die Wengernalp abfallenden Hänge zu bringen vermöge.

Zunächst überschritten wir denjenigen Theil des weiten Eisbeckens, dem ein geschmackloser Vergleich den Namen place de la Concorde gegeben hat. Hier vereinigen sich der große Aletschfirn mit dem Jungfrau firn, dem Ewig-Schneefeld und dem von der Grünhornlücke abgesetzten Reservoir. Der Schnee war gut und hart, doch nicht glatt; kein Rüstchen regte sich, keine Wolke schwebte, ein mildes Licht leuchtete unserm schweigsamen Gange. Trotzdem erschien der Marsch lang, wie alle Nachtmärsche, auch die, welche an schöner Eigenthümlichkeit ihres Gleichen kaum finden. Die Gedanken gestalten sich einförmig, wie die Eindrücke, und Wünsche nach dem baldigen Umbrechen des Tages werden wach. Langsam verschoben sich die Berge gegeneinander, als wir in stets nordwestlicher Wanderung am Jungfrau firn aufstiegen. Wie ein Eisgebirge aus der Polarsee, so erhebt sich hier der Kranz der Berner Berge zu beiden Seiten der Jungfrau aus dem Firnmeer, und da dieses selbst schon im Niveau von 3000 Metern liegt, so erscheinen die einfassenden Berge nicht mehr überwältigend hoch; man glaubt ein Gebirge mittlerer Erhebung mit den Attributen des Hochgebirges vor sich zu sehen. Das bewirkt die Eigenthümlichkeit dieser Landschaft, deren stille Großartigkeit in der That nicht ahnen läßt, wie wild und schaurig sich die Eis massen auf der andern Seite gruppiren.

Als der Tag kam, mit der ganzen Kälte, welche einen wolkenlosen Morgen im Hochgebirge kennzeichnet, waren wir bereits stark im Aufstieg begriffen und befanden uns an den Abhängen des Kranzberges; so nennt man den großen

Strebensteiler, der das Massiv der Jungfrau von Osten her stützt. Ihre höchste Spitze ragte vor uns auf, getragen von einer steilen, nach Osten gerichteten Felswand. Dort führt kein Weg, aber links davon steigen die Firnfelder auf, über welche sich der Gipfel erreichen läßt. Um fünf Uhr, bei Sonnenaufgang, befanden wir uns 3400 Meter hoch. Unser Marsch hatte leichten Fortgang gehabt; Schwierigkeiten, im Sinne der großen alpinen Unternehmungen, ließen sich nicht verzeichnen. Die Firnfelder waren ihrer Steilheit und ihrer Vereisung nach so beschaffen, daß geübte Leute mit völliger Sicherheit, ohne die Eisart für einzuschlagende Stufen in Thätigkeit zu setzen, an ihnen aufsteigen durften; große Klaffende Spalten konnten leicht umgangen werden. Dem Wege fehlte also jener Reiz der Gefahr, die der Bergsteiger oft um ihrer selbst willen liebt. Dafür waren uns schöne Rückblicke gestattet; denn das Panorama wurde immer mächtiger, und mit der Freude über das strahlende Leuchten des jungen Tages richteten sich die Gedanken auf das Ziel und eine sicher zu erwartende, glänzende Aussicht.

Um sechs Uhr änderte der Weg seinen Charakter. Wir hatten den Kamm des Massivs erreicht, aus dessen Mitte sich der 4167 Meter hohe Gipfel der Jungfrau erhebt. Dieser Kamm scheidet zwei Landschaftstypen von einander, die sich gegenübersehen, wie die weite, ruhige Meeresfläche der brandenden See. Drei Hochjochs sind in ihn eingeschnitten, das Sawinenthor, der Roththalsattel und das Jungfrauojoch, und führen aus den vornehm hingestreckten, majestätischen Gefilden des Aletschgebietes in die kurz abgebrochenen Thäler, zwischen deren Wände die aufgerissenen und zum Sturz bereiten Eismassen eingeteilt sind. In der Nähe des Roththalsattels betraten wir den Kamm und schritten auf der scharfen Schneide des Sattels in nördlicher Richtung über ihn hin. Zu unsern Füßen lag rechts der schöne, glänzende Jungfrauofirn, links die Abgründe des verrufenen Roththals, vor uns der Felsenkopf der Jungfrau; im Hintergrunde ragten die Walliser Berge mit dem Weißhorn, der Dent-Blanche und dem Matterhorn auf; Mißhabel- und Monte Rosa-Gruppe verschoben sich ineinander, um so deutlicher ließ sich links davon Weißmies und Fletschhorn unterscheiden, und bald wurden auch auf der entgegengesetzten Seite der Grand Combin und der Mont Blanc sichtbar.

Von dem Roththalsattel, der bereits 3850 Meter hoch liegt, erreicht man die Spitze der Jungfrau in einer Stunde. Die Felsen, über welche der Weg führt, würden durch ihre Steilheit keine Schwierigkeiten bereiten, aber sie sind an vielen Stellen mit Eis überzogen, was für das Klettern besondere Vorsicht auferlegt. Man fürchtet das Eis nicht, wenn man ihm beikommen kann, d. h. wenn es so compact auftritt, daß sich Stufen beliebiger Größe einschlagen lassen. Die glacirten Felsen aber mit ihrem dünnen, wasserhellen, glatten Ueberzuge gestatten diese Art der Behandlung nicht und verlangen besondere Sicherheit des Trittes, oder — was diese ja wol oft ersetzen muß — besonders gute Führer.

Ein nur fünfständiger Marsch lag hinter uns, als die Felsen zu Ende waren, und wir hart unterhalb des Gipfels standen. Der Schneegrat, welcher uns noch von diesem trennte, konnte in drei Minuten erklettert werden, und mit dem Erreichen der Spitze trat unsere Expedition in eine neue Phase ein. Zu-

nächst jedoch durften wir uns einer Stunde ungetrübten Glückes auf der Höhe des vielbewunderten Berges erfreuen.

Die jüngsten Wochen hatten mir manche ähnliche Stunde geschenkt. In dieser Zeit hatte ich viele Besteigungen mit fast beispiellosem Glück ausgeführt und auf Bergen gestanden wie Monte Rosa, Matterhorn, Breithorn, Dent-Blanche, Rimpfischhorn, Weißhorn; gestern auf dem Finsteraarhorn, heute auf der Jungfrau — und noch war die Kette nicht abgelaufen! Es wollte mir scheinen, als hätte ich mein ganzes Leben inmitten dieser Eisgebirge verbracht und sollte es auch dort beschließen.

Die in steter Uebung erhaltene Kraftbethätigung vercheucht die Empfindung des Fremdschens auch in der wildesten Region. Wohin das Auge sich wenden mag, immer begegnet es vertrauten Bergen; ihr Anblick schreckt nicht, man fühlt nur das Großartige, das Gewaltige in der Schöpfung, man betrachtet es von einem gebietenden Standpunkt aus und in jener schöneren Stimmung, zu der die Seele neigt, wenn der Körper durch Anstrengung und drohende Gefahr stundenlang in Spannung erhalten wurde. Wenn dann weithin Schweigen herrscht, die Brust tiefer athmet in den reineren Lüften, die weiße Landschaft das Licht einer glänzenderen Sonne gegen das dunklere Blau des Himmels strahlt, dann glauben wir die Sprache der Berge zu verstehen, und verfloßene Jahrtausende reden zu uns.

Einen Morgen von dieser Schönheit hatte ich nur auf dem Monte Rosa verlebt; die ruhige Luft und die größere Strahlungs-Intensität der Sonne ließen ein Gefühl der Kälte nicht aufkommen. Die Durchsichtigkeit der Atmosphäre gestattete, bis in die weiteste Ferne die Linien der Berge zu erkennen und es konnten in einer Entfernung von neunzehn bis zweiundzwanzig geographischen Meilen noch Details unterschieden werden, welche frühere Besteigungen aus nächster Nähe kennen gelehrt hatten. Aber darin besteht gar nicht der eigenthümliche Reiz der Ausichten von hohen Bergen. Würde es sich lediglich um Fernsichten handeln, so würden Berge wie der Rigi, das Faulhorn, der Piz Languard und ähnliche fast eben so viel gewähren, wie jene im ewigen Schnee erglänzenden Häupter. Es kommt ein ganz anderes Moment zur Geltung, die Nahsicht. Die höchsten Berge, die unsere Besteigungen sich zum Ziel setzen, liegen nie isolirt, sondern bilden den Theil eines zusammenhängenden Hochgebirgscomplexes; diesen beherrscht man, in diesen schaut man hinein, überfliegt seine gewaltigen Felswände, die schimmernden Firnbeden, die aufgerissenen Gletscher, verfolgt die ungangbaren Brücken, welche in Form ausgezackter, auf und nieder springender Felsgrate von einem Gipfel zum andern geschlagen sind, oder die scharfen Schneeschneiden, die sich auf die Kämme legen, wie die brechende Welle auf den Meeresstrand. Dieser Anblick und diese Eindrücke sind es, die uns geben, was wir auf einem Rigi vergeblich suchen würden. So ist es nun auch auf der Jungfrau, wo weder die fernen Berge südlich des Mont Blanc, noch auch die Tyroler Alpen, noch der Blick in's Deutsche Land fesseln, sondern die unmittelbare Nähe der schönst geformten unter den formenreichen Ketten der Alpen, der Berner Berge; außer diesen kommen nur die südlich, aber nicht fern gelegenen Riesen bei Zermatt zur Geltung. Wendet man das Auge ostwärts



gegen den Aletsch, so sieht man, wie um eine Arena, in mehreren Staffeln hinter einander die Spitzen aufragen, deren Namen Jedermann geläufig sind. Man hat dann den Mönch zum linken und das Gletscherhorn zum rechten Nachbarn; zwischen ihnen das grauförmig entwickelte Massiv der Jungfrau, halbkreisförmig gestaltet, wie ausgebaut von den Firnmassen des Aletschbeckens. Ganz anders der Blick nach der entgegengesetzten Seite, gegen das Lauterbrunnerthal. Hier herrschen mildere, gedämpftere Farbentöne; es grüßen die Matten, es grüßt der See, und menschliche Wohnstätten winken herüber. Alles ist nah, man möchte hinüberrufen; aber die Nähe ist verrätherisch, denn nur der jähe Fall des Gebirges macht sie möglich. Daher diese steil zur Tiefe stürzenden Mauern, diese Felskamme, diese Eiszerklüftungen, diese hängenden Firnwände, diese vernichtenden Lawinen. An den geschwungenen Kamm der Jungfrau setzen sich hier fast rechtwinklig vier strahlenförmig auseinandergehende Strebepfeiler, zwischen denen kurz verlaufende Gletscherthäler liegen; alle öffnen sich gegen das Lauterbrunnerthal. Auf dem uns zunächst gelegenen dieser Grate ist das Silberhorn aufgesetzt, auf dem rechts folgenden das Schneehorn; zwischen beiden breitet sich der Gießengletscher aus, dessen Fläche von dem Gipfel der Jungfrau überragt wird; an die andere Seite des Schneehorngrates aber legen sich die oberen Firngebiete des Guggigletschers an. Dies festgehalten, läßt sich ein klares Bild von der nun beginnenden Wanderung entwerfen.

Um halb neun Uhr früh war unsere Stunde abgelaufen, und wir machten uns zum Abstieg bereit. Ungewisser, als sonst wol, lag diese Fahrt zu Thal vor uns, und mit Recht durfte ich auf den Ausgang des Tages gespannt sein. Das eben erhöhte den Reiz der Situation; denn da wir alle Drei das Hochgebirge seit jungen Jahren begangen hatten, so trauten wir uns auch etwas zu, und die prickelnde Erregung vor dem Kampf stachelte die Kräfte an.

Im Schatten des Jungfraugipfels flogen wir zunächst gerade nach Westen über ein Firnfeld hinab. Hier war anfänglich so wenig Gefahr, daß wir mehrere Male freiwillig rutschten; freilich nicht in sitzender Stellung, was sehr amüßant, nicht ermüdend, aber unter Umständen verhängnißvoll ist, sondern stehend, mit etwas gebogenen Knien, unter Benützung der gegen die Fläche gestemmen Eisart. Bald aber wurde der Firnhang sehr steil, und der Schnee zeigte einen stärkeren Grad von Vereisung — zwei Momente, die häufig zusammentreffen. Egger ging voran und schlug Stufen, nicht gerade hinunter in der Linie des steilsten Falles, sondern in kurz gewundenen Serpentinien, was an jeder Windungsstelle einen erheblichen Aufwand von Geschicklichkeit erforderte. An sich ist es viel leichter, über Stufen fortzugehen, die in gerader Linie und auf dem kürzesten Wege in einen Gang eingeschlagen sind; so schlägt man sie auch bei einem Aufstieg und ist dann in den meisten Fällen beim Abstieg aller besonderen Mühe überhoben. Aber wo es sich, wie in unserm Falle, um das sogenannte „Traversiren“ eines Berges handelt, d. h. um einen Weg, der von einer Seite zum Gipfel führt und nach der entgegengesetzten hinunter, findet man keine Stufen beim Abstieg vor; man muß sie in gebückter Stellung, auf unsicherem Standort von oben nach unten schlagen, was zutheilen so schwierig ist, daß man die gerade Linie aufgibt und die Stufen in schlangenartigen Windun-

gen verlaufen läßt. Zulezt hatten wir blankes Eis und dann erreichten wir die Felsen des Silbergrates, wie man den oben erwähnten Strebepfeiler nennt, der das 3705 Meter hohe Silberhorn trägt. Dieser Grat scheidet das Gebiet des Roththals zur Linken von dem des Gießengletschers zur Rechten, und auf ihm hatten wir zunächst unsere Wanderung fortzusetzen.

Eine Felsenkletterei im großen Styl begann, wie nur das Hochgebirge in seinen wildesten und höchsten Theilen sie bieten kann. Das Herz des alten Bergsteigers freut sich darüber; aber der jüngere Mann, der zum ersten Male davor gestellt ist, dem die Geheimnisse der Welt von Stein und Eis erst anfangen sich zu enthüllen, stutzt mit Recht, und in die Träume, welche die Nacht nach dem mühseligen Tage bringt, mischen sich verworrene Vorstellungen von glatten Felsen ohne Halt, von Abgründen, von ermunternden Zurufen der Führer, vom zeitweisen Schweben am Seil, von abgeworfenen, noch aus tiefster Tiefe entgegenbrühenden Felsblöcken, von gänglicher Zusammenhangslosigkeit mit der übrigen Welt. Später, wenn ähnliche Eindrücke sich öfters wiederholt haben, schärft sich die Beobachtung, und das couragirte Drauflosgehen macht einem ruhigen Erwägen Platz. Man genießt die Gefahr, d. h. man wird sich bewußt, daß man die Macht besitzt, ihr zu begegnen. In dem untwegsamen Terrain, das nichts bietet als einen zackigen, ausgezahnten Grat, tief unten auf jeder Seite einen Gletscherboden und als Verbindung Felswände, von einigen abschüssigen Raminen durchfurcht, in diesem Terrain, das der von Furcht aufgeschreckten Phantastie wahrhaft teuflisch erscheinen muß, finden der sichere Fuß und die ruhige, stetige Hand kleine Vorsprünge, denen sie mit sanftem Druck vertrauen, während das Auge unbefangen die Abgründe abmisst. Es erfüllt uns das Behagen, welches die Ausübung jeder lang gepflegten Kunst erzeugt, und in diesem Zustand werden wir doppelt befähigt und geneigt, die Dinge um uns her so zu betrachten, wie sie sind; dann wandelt spätere Erinnerung die Eindrücke von selbst zu einer getreuen Erzählung.

Der Silbergrat bot dieselben Schwierigkeiten dar, welche Felsgraten im Allgemeinen eigenthümlich sind; nämlich hier und da sehr steile, auch wol senkrechte Sprünge, die es nicht erlauben, daß man den Grat stets auf der Höhe verfolgt. Wir waren gezwungen, die schroff abfallenden Seitenwände zu betreten und mit großer Vorsicht, aber auch ohne besonderen Zeitverlust, daran hin zu klettern. Einen geübten Bergsteiger wird man im Felsen fast nie nach dem nächsten Tritt suchen sehen; dennoch ist seine Aufmerksamkeit unausgesetzt gespannt. Denn wegen der stets fortschreitenden Verwitterung des Gebirges ist keinem Vorsprung ohne Weiteres zu trauen, ein jeder muß zuvor durch Hand oder Fuß geprüft werden. Daher sind sanfte Bewegungen nothwendig; heftige können sich furchtbar rächen, wenn der Fuß gleitet, die Hand abrutscht oder ein Stein ausbricht. Da wir abwärts kletterten, so war doppelte Vorsicht geboten. Hier nämlich ist immer die Gefahr vorhanden, daß der nach unten ausgeführte Schritt zu schwer wird. Die schwachen Seelen sitzen dann wol gern nieder und vermehren die erlaubten vier Stützpunkte der Hände und Füße um einen unerlaubten fünften. Das ist eben so unschön wie zeitraubend, und nur entschuldbar, wenn es dem Reisenden an Kraft gebricht, die richtige Bewegung auszuführen.

Unser Weg verlangte, daß wir den Silbergrat an einer passenden Stelle verließen und zu dem Boden des Gießengletschers hinabstiegen. Nach andert-halbständigem Marsch waren wir an der Einsattelung des Grates angelangt, hinter welcher das Silberhorn sich erhebt; man nennt sie die Silberlücke. Dieselbe liegt etwa 460 Meter tiefer als die Spitze der Jungfrau, aber noch 1400 Meter höher als das Ende des Guggigletschers, welches wir gewinnen mußten. In der Silberlücke erreichen die Firnmassen der Tiefe von Norden her zum ersten Male die Gratlinie, die Südseite des Abfalles dagegen besteht auch hier aus nackten Felswänden. Dem Punkte verleiht die Beschränktheit der Aussicht ein besonderes Gepräge: Der Grat, zu beiden Seiten sich aufbäumend; in nächster Nähe das weiße Silberhorn; in entgegengesetzter Richtung der zurükliegende, mächtige Kopf der Jungfrau; gegen das Roththal hin ein steiler, trümmerbedeckter Felskamin, der sich tief unten in einer Steinwüste verliert; gegen den Gießengletscher eine abfallende, weißschimmernde Wand, an ihrem Fuß von einem kassenden Bergschlund durchzogen — so steht die Umgebung der Silberlücke vor mir.

Die Besteigung änderte hier ihren Charakter vollständig. Das Klettern im Fels hörte auf, die Herrschaft der Schneehänge, der Firnschründe und Eisblöcke begann. Die Richtung wechselte; bisher war sie westlich gewesen, jetzt wurde sie nördlich, und wir schwenkten in einer Viertelwendung nach rechts. Zuvor konnten wir uns indeß eines Hilfsmittels versichern, das sich ganz unerwartet auf der Silberlücke vorfand und von Nutzen zu werden versprach, nämlich einer alten Leiter mit vierzehn Sprossen, die seit etwa fünf Jahren eingefroren und halb vergraben hier oben ruhte. Egger und Roth mußten beide arbeiten, um sie mit ihren Aexten aus dem Eise auszuhauen; dann schoben wir sie über den Grat und ließen sie über die Firnwand gleiten. In elegantem Bogen überflog sie den Schrund und fuhr dann weit hinab bis in die Mitte des Firnbodens, der sich scheinbar eben uns zu Füßen ausbreitete. Den Weg der Leiter nahmen wir nun selbst, nur in etwas langsamerem Tempo. Unsere Situation hatte zwar eine gewisse Ähnlichkeit damit, als sollten wir aus dem Fenster eines vierten Stockwerks auf die Straße hinabklettern; aber die Sache sah doch gefährlicher aus, als sie in Wirklichkeit war. Denn die Wand bestand aus gutem Schnee, nicht aus Eis.

Egger ging zuerst, dann ich, dann Roth. Ein Jeder begann damit, am Rande der Mäule eine Kehrtwendung zu machen, kniete nieder und ließ sich an den aufgestützten Händen hinab, so daß sein Gesicht der jäh abfallenden Wand zugeteilt war. Eine mit den schwer genagelten Schuhen in den Schnee gestoßene Stufe gab den ersten Halt, und nun ging es tactmäßig gerade nach abwärts, indem jeder Fuß und jede Hand in eine der eingebohrten Vertiefungen eingriff. Wir hatten es also lediglich der guten Beschaffenheit des Schnees zu danken, daß sich dieser scheinbar so schwierige Abstieg so glatt vollzog. Bei hartem Eise wäre die Passage von oben nach unten vielleicht unnmöglich gewesen, aber, wie die Dinge lagen, verlangte dieselbe weiter nichts, als Ruhe und kunstgerechtes Gehen. Erst im Falle eines Fehltritts, dann aber auch plötzlich und unvermittelt, wäre die Gefahr gegen uns losgebrochen. Gerade unter uns

Klasse der Bergschrund — so nennt man jene Firnzerreißungen, welche die Basis steiler Hänge umsäumen. Wir erreichten ihn glücklich und fanden seinen oberen Rand durch Schneeanhäufungen an einer Stelle so hergerichtet, daß ein entschlossener Sprung in die Tiefe uns auf die andere Seite des drohenden Hindernisses bringen konnte. Dieser günstige Umstand wurde natürlich benützt; einer nach dem andern flog durch die Luft, und bald fanden wir uns alle Drei wieder am Fuß der Wand vereinigt. Nun wanderten wir vergnügten Sinnes über ein leicht geneigtes Firnfeld auf unsere Seiter zu. Es war mittlerweile halb elf Uhr geworden. Die bequeme Stelle, welche momentan eine so willkommene Abwechslung bot, ist nur eine 3600 Meter hoch gelegene Terrassenstufe in dem Gefälle, das uns schon nach wenigen Minuten in ganz anderen Erscheinungen entgegentrat.

Die Eisauflagerung, welche die Oberfläche des Hochgebirges so vielfach bedeckt, weist eine große Veränderlichkeit und Mannigfaltigkeit auf. Wir sehen daselbst alle Zwischenstufen zwischen dem härtesten, luftfreien Eise bis zu dem, mit dem Athem wegzublasenden, pulverigen Schnee, d. h. dem Gemenge ganz feiner Eiskrystalle mit Luft; wir sehen ferner große, kontinuierliche Schneeflächen ohne Spalten, wir sehen unbedeutende Zerreißen des Eises, reguläre Spaltensysteme und chaotische Anhäufungen von Eis; die letzteren namentlich da, wo die steile Unterlage durch Aenderungen in der Neigung zu terrassenartigen Stufen gegliedert ist. Aber was uns heute in scheinbar fester, unabänderlicher Gestalt entgegentritt, wandelt sich mit der rinnenden Zeit zu anderen Gebilden; denn ein stiller, nur künstlich sichtbar zu machender Bewegungsproceß ist in den Massen thätig, schließt die Klüfte, eröffnet neue und bewirkt, daß die auf dem Gipfel des Monte Rosa gefallene Schneeflocke vielleicht nach Jahrhunderten als Eispartikelchen einer Bodenschicht am Ende des Gornergletschers abschmilzt.

Die Spalten der Gletscher erscheinen meist klein gegen die Schründe des über ihnen liegenden Firngebietes, und in ein solches traten wir nun ein, um durch dasselbe die nächst tiefere Terrassenstufe des Gießensfirns zu erreichen. Ich hatte wenige Wochen zuvor das Zermatter Breithorn gerade von Norden her über seine steile, eisbedeckte Wand erstiegen, war ja auch sonst schon an mancherlei Anblicke der Art gewöhnt, aber die Schründe, durch die wir jetzt einen Weg suchten, schienen mir durch keine Erinnerung überboten zu werden.

Es ist jederzeit sehr schwer, einen klaren Ueberblick über die Configuration eines Firngebietes zu erhalten, d. h. sich von dem Verlauf der Schründe und dem Abfall der nicht zerklüfteten Flächen Rechenschaft zu geben. Aus diesem Grunde ist man eben häufig auf Divination angewiesen, und in solchen Fällen zeigt sich dann die besondere Fähigkeit des erfahrenen Führers. Die Möglichkeit des Weiterkommens überhaupt ist vorhanden, wenn die weiten Spalten sich an irgend einer Stelle überschreiten lassen oder umgangen werden können. Das Umgehen scheitert aber oft daran, daß entweder in dem erreichten Gebiet die Schründe sich durchsetzen, wie das Geäder eines Blattes, oder daß sie an einer vielleicht senkrechten Firnswand auslaufen, und die Fortsetzung des Weges unmöglich wird. Von großem Nutzen können die Schneebänke werden, welche sich wie die Ueberreste eines zerstörten Gewölbes über einen Schrund legen, aber die

Hilfe wird zur Verrätherin, wenn die Brücken brechen. Der Anblick selbst hat etwas Märchenhaftes; eine neue verzauberte Welt scheint sich aufzuthun, ohne Eingang und ohne Ausgang. Man sieht die weißen Massen wie in Riesenwürfel zerschnitten, die Schichtenfolge der jährlichen Schneefälle deutlich zeigend; aber die Jahreslinien verlaufen nicht länger horizontal, sondern willkürlich schräg, und geben das Bild einer bergeverzehrenden Gewalt. Die Schründe klaffen oft fünfzig Schritt und weiter auseinander; man ergründet sie selten, weil ihre Weite nicht immer die gleiche bleibt, ihre Wände sich neigen und lose Schneeanhäufungen dem Blick in die Tiefe wehren. Der durch die Sonne aufthauende Schnee ihrer Brücken gefriert wieder, noch ehe er in Tropfen niederfällt, und Stalaktitenbildungen von Eis hängen von den ausgefressenen Schneegewölben hinunter. Zuweilen spannt sich ein mächtig klaffender Schrund über die ganze Breite des Berghanges, aber die Ränder sind stark vertworfen, der untere Rand liegt viel tiefer, und an den oberen hat sich eine überhängende Schneewand gesetzt, so daß sich mittelst eines verticalen Sprunges die andere Seite gewinnen läßt. Wir sehen die absonderlichsten Formen, Flächen und Linien um uns her, für welche jeder Vergleich fehlen muß, weil die natürlichen Bedingungen ihrer Entstehung sich nirgendwo wiederholen. Die zart nuancirten Farbentöne dieses so schnell veränderlichen Chaos erhöhen noch den Eindruck des Märchenhaften. Die größeren Flächen zeigen ein schneeiges Weiß; je mehr man aber in die Tiefe geht, und je stärker die Massen vereist sind, desto mehr Blau mischt sich in das weiße Licht; aus allen Spalten schimmert es uns entgegen, und alle Farben, die das Auge treffen, sind nichts als ein durch Blau nuancirtes Weiß.

Hier nun kam unsere Leiter zur Anwendung. Es war das erste Mal, daß ich mich einer solchen bediente, und schon von diesem Standpunkt aus betrachtet war sie mir willkommen. Drei oder vier Schründe passirten wir mittels derselben. Daß wir ohne sie hätten umkehren müssen, behaupte ich deshalb nicht. Freilich ist man sehr geneigt zu glauben, wenn man sich irgend eines außerordentlichen Hilfsmittels bedient hat, daß ohne dasselbe ein Fortkommen nicht möglich gewesen wäre; denn man glaubt lieber an eine absolute Nothwendigkeit, als an die eigene Unzulänglichkeit; für nothwendig z. B. werden von manchem jüngeren Bergsteiger die Seile am Kopf des Matterhorn gehalten, während die älteren Reisenden sie nicht kannten.

Eine Leiter, welche fünf Jahre auf der Silberklüde gelegen hat, entbehrt der wünschenswerthen Jugendfrische. Die unsere war vom Alter gebeugt, die Sprossen unzuverlässig und der eine Langbaum aufgespalten. Sie wurde in den gegenüberliegenden Schneerand des Schrundes, so gut es gehen wollte, eingestoßen, und dann ritt Einer nach dem Andern hinüber, während das Seil von den am Rande Stehenden gehalten wurde. Der Ritt ist kühner, als er elegant ist, und die Situation eigenthümlich, wenn man auf halbem Wege hinunterschaut in den eisigen Rachen. Von einem Schrund zum andern schlug Egger Stufen, während Roth und ich die Leiter trugen. So erreichten wir mit einständiger Arbeit die nächst niedere Plateaufstufe des Gießensfirns und überschritten ihn in der Richtung vom Silberhorn zum Schneehorn, in der Höhe von 3300 Metern. Statt also dem Gletscher nach abwärts auf seiner Längsaxe zu folgen, verließen wir ihn

noch sehr hoch oben in der Querrichtung, über die der Silberlücke gegenüberliegende Wand; sie gehört zu dem bereits erwähnten Strebepfeiler des Jungfraumassivs, welcher das Schneehorn trägt. Die Gratschneide wurde ohne Schwierigkeit gewonnen, das Schneehorn lag hart links.

Hier öffnet sich ein prachtvoller Blick auf den nahen Mönch, den Eiger und das Eigerjoch, zu Füßen liegt der Guggigletscher, den wir nun erreichen mußten. Der Abstieg hatte Ähnlichkeit mit dem von der Silberlücke, nur war er unvergleichlich schwieriger. Selten habe ich eine kühnere, nie eine originellere Schneepassage gemacht. Der Rammschnee des Grates bildete einen Ueberhang nach der Guggiseite zu; dieser wurde an der Uebergangsstelle durchgeschlagen, und dann ließ sich Einer nach dem Andern hinunter. Statt aber abwärts zu klettern, mußten wir seitwärts gehen, um die Felsen des Schneehorns zu erreichen; und alles Seitwärtsgehen an steilen Hängen ist höchst bedenklich. Von einem Gehen in gewöhnlichem Sinne konnte gar nicht die Rede sein. Ein Jeder klammerte sich in den Schneelöchern fest, welche Hände und Füße gegraben hatten, als wolle er die Wand umarmen; und dann wurde dieselbe Bewegung ausgeführt, die auf das Commando „rechts schließt Euch“ erfolgt, nur mit dem Unterschiede, daß auch die Arme mitarbeiteten. Wir glichen daher weniger Soldaten, als den Affen im Käfig, die sich in der halben Höhe des Bitters halten und seitlich daran hinspringen. Ich litt stark von der Kälte an den Händen, was das Klettern sehr erschwerte, denn meine Handschuhe waren zerrissen. Unter uns lag der Abgrund. Wir arbeiteten mit großer Energie, Hände und Füße heftig in den Schnee einstoßend, und in zehn Minuten konnten die Felsen erreicht werden.

Es war gerade Mittag; zehn Stunden waren verfloßen, seit wir die Hütte am Aletschgletscher verlassen hatten, und noch immer wußten wir nicht, ob unsere Expedition bis zu Ende durchführbar sein würde. Denn die eigentliche Entscheidung lag tiefer, in den Abstürzen des Guggifirns. Ein halbständiges Klettern über nicht besonders schwierigen Fels und dann ein Sprung über den Bergschlund des Schneehorns brachten uns auf ein kleines, etwa 3100 Meter hoch gelegenes Firnplateau, welches wir um 12 Uhr 40 Minuten erreichten. Links ragten die felsigen Abstürze des Schneehorns auf, rechts erhob sich von den Wänden des Mönchs das in den Hauptkamm eingeschnittene Hochjoch des Jungfrausattels. Wir gingen in der Marschrichtung weiter und kamen an den Rand eines senkrechten Firnabsturzes, — kein Abstieg war hier denkbar. Wir gingen an dem Rande hin, — die gleiche Unmöglichkeit des Weiterkommens. Wir suchten in dem näher am Jungfrauoch gelegenen Theile des Firnbeckens und fanden unpassbare Spalten. Wir forcirten endlich einen Schrund, und als wir ihn glücklich überwunden hatten, zeigte ein neuer Abgrund, daß wir auch hier getäuscht waren. Derselbe Schrund mußte also zum zweiten Male, durch Erklettern seines Ueberhangs in entgegengesetzter Richtung, passiert werden. So erreichten wir den Ausgangspunkt von Neuem. Unsere Verlegenheit wuchs, und unsere Spuren, die das ängstliche Suchen in allen Richtungen auf dem durchweichten Schneegefilde gezogen hatte, sprachen am beredtesten für unsere gänzliche Rathlosigkeit. Eine volle Stunde war verfloßen, sie hatte alle unsere Hoffnungen zerstört, und doch mußte ein Entschluß gefaßt werden. Das Firnmassiv, welches wie eine Bastion auf dem

tieferen Beden aufstand, wurde zur Linken von einer Felswand begrenzt, und hart an ihrem Fuße zeigte sich ein mit Trümmerblöcken von Eis erfülltes, abschüssiges Lavinen-Couloir. Unter Couloirs versteht man laminartige Schluchten, etwa von der Form, wie strömendes Wasser sie in einen lehmigen Steilabfall einreißt. Wir konnten in den Grund des unsrigen hinabsehen, ohne jedoch über den Verlauf oder die Erstreckung Aufklärung zu erhalten. Die hinuntergestürzten Eisblöcke sagten zwar ohne Weiteres, daß hier eine entsetzliche Gefahr drohe, aber andererseits konnte die Verfolgung dieser Schlucht von Eis uns auch retten. Welche Wahl blieb uns schließlich? Den alten Weg noch einmal zurückzulegen und die Jungfrau zum zweiten Male zu erklettern? Dazu war die Zeit zu weit vorgerückt. Einen Ausweg über das Jungfraujoch zu suchen? Das war höchst precär, denn der stets schwierige Paß mußte gerade jetzt sehr gefährlich sein. In beiden Fällen winkte uns eine Nacht auf dem Gletscher und das Bewußtsein einer Niederlage.

Da Egger, der die Gefahr natürlich ebenso durchblickte wie ich, es nicht auf sich nehmen durfte, mir das Couloir vorzuschlagen, so sprach ich selbst den Wunsch aus, daß wir dasselbe versuchen möchten. Das machte dem Zaudern wenigstens ein Ende; denn es gibt Lagen, wo die Führer, ihrer Verantwortlichkeit eingedenk, nicht zum Entschluß kommen können, und wo das entschiedene Wort des Herrn gern von ihnen angenommen wird. Unsere Hoffnung baute sich darauf, daß wir in kurzer Zeit mit der Art einen rettenden Weg würden bahnen können.

Wir begannen diesen Marsch um 1 Uhr 40 Minuten, während die Sonne glühend heiß auf den weißen Flächen lag. Schon die ersten Schritte zeigten, daß wir es hier ausschließlich mit blankem, stahlhartem Eise zu thun hatten, auch daß die aufgestauten Blöcke zu gewaltig waren, als daß man von einem zum andern hätte springen können, wie etwa auf den Felsstrümmern einer Moräne. Es mußte also Schritt für Schritt mit der Art eingeschlagen werden, und die Herstellung jeder einzelnen Stufe kostete 20—30 Schläge. In dem Maße wie wir avancirten, erklärte sich die Gefahr deutlicher. Nach etwa zehn Stufen befanden wir uns völlig in dem Couloir, und zwar an der rechten Wand. Die Rinne durchsetzte die ganze Firnmasse in steilem Fall, bis oben hinauf, wo sie mit einer ausgezackten Eiswand abschloß, deren Trümmer neben uns lagen. Nach unten zu lief sie gegen Abgründe aus und verlor sich in schaurigen Klüften. Nie hatte ein menschlicher Fuß diese Stelle betreten; kein Führer, auch der verwegenste nicht, würde sich in diese Gasse des Todes begeben haben, keiner würde die Verantwortung dafür haben übernehmen dürfen. Hätte man eilen können, so hätte sich ein kühner Entschluß mit frischem, thätigem Muthe ausführen lassen; aber die Eiswand, an der wir traversirten, bannte uns, und aus einer raschen, energischen Handlung wurde ein leidender Zustand. Der Weg an sich war so schwierig, daß die Meisten schon durch diese Schwierigkeit zu Fall gekommen wären, denn man stand in den Stufen, wie auf polirtem Granit; aber was war das im Vergleich zu der ungewissen Pein, daß von oben her ein Zusammenbruch erfolgen könnte! Hätte ich persönlich noch den geringsten Zweifel über unsere Lage gehabt, auf den verflörten Mienen meiner Leute hätte ich es lesen müssen,

daß unser Leben nicht länger in unserer Hand stand. Aber wir versäumten nichts, was Vorsicht und Erfahrung geboten.

Die bläuliche Eiszwand sprang gegen das Innere des Couloirs vor und bog dann wieder nach rechts zurück gegen die Firnregion. Wir folgten ihr in schräg ablaufender Linie und hofften auf diese Weise den Firn an einer gangbaren Stelle zu erreichen. Egger, stets voran, schlug die Stufen mit wilder Energie. Da hier Keiner den Andern halten konnte, das Seil an sich zu einem leeren Wahn wurde, für Egger's furchtbare Arbeit aber ein Halt geboten war, so griffen wir nach der einzig übrig bleibenden Möglichkeit einer Sicherung. Roth hämmerte mein Gletscherbeil mittels des feinen in das Eis ein, und dann wurde das Seil einmal um den Stoß der eingetriebenen Art geschlungen. Derselbe Mann stellte nun eine besonders große, lockartige Stufe her, um für sich selbst einen möglichst festen Standpunkt zu gewinnen und das Seil gespannt zu erhalten, während Egger sich Schritt für Schritt weiter arbeitete. Damit nun das Seil zwischen beiden Führern möglichst weit spielen konnte, mußte ich mich inmitten der Wand von demselben losbinden, indem ich mit beiden Füßen in dieselbe Stufe trat, den Knoten lockerte, die Schlinge zu Boden fallen ließ und unter mir fortzog, — eine leichte Manipulation im ebenen Terrain; an einer glastigen, feuchten Eiszwand aber nicht Jedermanns Sache. Auf diese Weise war gethan, was Menschen in so ernster Lage für einander thun konnten. Es durfte sich stets nur Einer von uns bewegen, und da in der Minute nicht mehr als zwei Stufen geschlagen werden konnten, so mußte ich oft viele Minuten hintereinander ruhig an derselben Stelle verharren. Diese körperliche Unthätigkeit stachelte das wahnwitzige Spiel an, welches die aufgeheizte Phantasie mit der ruhigen Ueberlegung trieb. Ich blickte nach oben durch das Couloir gegen die überragende Eiszwand hin und hatte kaum den Muth, mir von ihrer Zerrissenheit Rechenschaft zu geben. Einige der ausgezackten und unterhöhlten Figuren, die den oberen Rand besetzt hielten, waren bereits durchscheinend, und in langen Strahlen strömte das Schmelzwasser von ihnen ab. Ich dachte daran, daß dieser schöne Tag wol viele Besucher auf die Wengernalp gelockt habe, die sich an dem Donnern der Lawinen ergötzen wollten, und daß ich mich mit zwei Schicksalsgenossen gerade zur rechten Zeit an dem rechten Ort eingefunden, um bei dem Schauspiel mitzuwirken. Ich sah nach unten, wohin wir fallen mußten, auch wenn nur ein einziger Eisblock kam. Ein Schmetterling — sie werden häufig weit hinauf verweht — spielte zu meinen Füßen mit gefälligem Flattern an der Eiszwand, als ob unsere Bedrängniß noch des Spottes bedurft hätte. Die Minuten verflossen mit höhnischer Langsamkeit, immer träger rann die Zeit mit dem wachsenden Gefühl der Ohnmacht. Wenn wir doch zu Grunde gehen sollten, warum stürzte sich die Lawine nicht sogleich auf uns? Zum Glück kam wieder die Reihe an mich mit dem Marschiren. Ich hatte mir das Seil umzulegen und über die Stufen fortzuschreiten, die sehr weit von einander entfernt waren; dann folgte Roth; es mußte das eingetriebene Gletscherbeil wieder losgeschlagen und an einer tieferen Stelle von Neuem eingehämmert werden; lauter Dinge, so schwierig auszuführen unter den obwaltenden Verhältnissen, daß alle andere Gefahr momentan darüber vergessen wurde.



So drohte uns der Tod sechzig lange Minuten, und eben so lange marterte uns die Ungewißheit, ob der Gang durch diese Eisluft denn auch wirklich zur Rettung führte. Aber das that er. Unsere Wand bog nach rechts aus und vereinigte sich mit dem Firn, und um 2 Uhr 40 Minuten standen wir am Fuße desselben Abfalls, dessen Unbetretbarkeit uns durch das Couloir getrieben hatte. Noch dreißig Minuten gingen wir vorwärts, vielfach bedroht von Eisstürzen und oft an den Hängen hinunterrutschend, wo man sonst wol Stufen geschlagen hätte. Behn Minuten nach drei Uhr hielten wir an und schüttelten uns die Hände. Wir hatten guten Grund. Keiner hatte eine Schwäche gezeigt, ein Jeder in seiner Weise seine Pflicht gethan.

Jetzt erst standen wir am oberen Anfang des eigentlichen Guggigletschers, dessen gewaltige Zerklüftung uns noch Arbeit genug machte; aber doch eben nur Arbeit, die in der dankbaren Rückerinnerung an die überstandene Gefahr von uns Allen gern und willig ausgeführt wurde. Am Ende des Gletschers, an den Felsen der rechten Thallwand, steht eine kleine Schuhhütte, in welche wir kurz nach 4 Uhr eintraten; sie liegt 2340 Meter hoch. Damit verließen wir die eigentliche Hochgebirgsregion, in der wir 48 Stunden lang ununterbrochen verweilt hatten. Ich pflückte die erste Blume, die das Auge sah, und glaubte zu träumen, als der Fuß die erste Matte betrat. Auf der Wengern-Scheidegg ruhte ich eine halbe Stunde, gerade im Anblicke der Jungfrau, und dann machten wir uns wieder auf den Weg, um noch an demselben Abend Grindelwald zu erreichen.

## II.

So glücklich endete eine Expedition, von welcher mich eine lange Stunde einen ganz andern Ausgang erwarten ließ. So tief waren die Eindrücke, daß mir beim Niederschreiben zu Muth wurde, als stände ich mitten darin, und wenn ich zurückdenke an die lange Kette meiner alpinen Unternehmungen, denen es nie an außergewöhnlichen Situationen gefehlt hat, so frage ich, was denn der Grund davon ist, daß gerade dieser Abstieg von der Jungfrau die Erinnerung nicht zur Ruhe kommen läßt? Denn weder mir noch meinen Begleitern wurde ein Haar gekrümmt, Alle gingen wir unverfehrt daraus hervor. Aber es kamen hier die Umstände zusammen, welche ganz allgemein die erregenden Wirkungen der Gefahr bis zum Entsetzen steigern können; nämlich das Bewußtsein, daß uns selbst jedes Mittel fehlt, dieselbe zu beeinflussen; die Unmöglichkeit, dem Gedanken durch schnelles, energisches Handeln eine andere Richtung zu geben; und endlich die qualvolle Länge der Zeit, während welcher wir bedroht sind. Nicht die Gefahr ist's, die man fürchtet, sondern ihr mit gebundenen Händen überliefert zu werden. Die kühne Handlung lockt uns, und in diesem Sinne überschreitet jetzt gar Mancher die Schneegrenze.

Die Zahl derer, welche gegenwärtig das Hochgebirge in seinen höchsten Theilen betreten, ist verhältnißmäßig groß; aber die Reisenden sind den Schwierigkeiten der freiwillig gestellten Aufgabe in sehr verschiedener Weise gewachsen, und dem entsprechend gestaltet sich auch die Durchführung sehr verschieden. Periodisch kommt dann die Nachricht von einem Unglücksfall, und Familien und Freunde denken

betroffen daran, daß ja auch ihnen ein geliebtes Menschenleben auf solche Weise entrisfen werden könnte. Der gleiche Kreislauf der Betrachtungen wiederholt sich; man beklagt, man bejammert und sieht in dem Unglücksfall nichts als die natürliche Folge eines gefährlichen, zu verwerfenden Handwerks. Daß dasselbe eine Kunst sei, die durch Jahre geübt sein will und eine ganz besondere physische wie geistige Beanlagung verlangt, bleibt der großen Menge verborgen. Niemand fragt, ob das Unglück etwa auch hätte vermieden werden können, ob menschliche Unzulänglichkeit oder ein unabwendbares Naturereigniß es erzeugten?

Es muß langjähriger Erfahrung daher als eine wünschenswerthe Aufgabe erscheinen, die hier in's Spiel kommenden Fragen in einer Weise zu erörtern, die von einer Vertheidigung eben so weit entfernt bleibt, wie von einem Angriff. Dies wird dadurch möglich sein, daß wir die Aufgabe beschränken und die Motive, welche das Betreten des Hochgebirges veranlassen, auf den Grad ihrer Berechtigung nicht prüfen. Es wird sich lediglich darum handeln, die Beziehungen klarzulegen, in welche der Mensch mit seinen beschränkten Kräften zu der Gewalt des Hochgebirges tritt; d. h. zu untersuchen, welcher Art die Hindernisse sind, die dem Hochgebirgswanderer entgegenstehen, und welches Mittel es bedarf, um sie zu überwinden? Diese Fragen haben mit individueller Werthschätzung des Gegenstandes nichts zu thun. Ihre Beantwortung ist durch die Beschaffenheit des Hochgebirges selbst in ähnlich bestimmter Weise gegeben, wie ein Abdruck durch seine Form, der auch unabhängig davon ist, ob wir ihn für nützlich oder überflüssig, für häßlich oder schön halten.

Unter Hochgebirge ist hier im engeren Sinne das Hochgebirge der mittleren Breiten Europa's verstanden; also ein Gebirge, welches sich über seiner Schneegrenze (etwa 2700 Meter) noch so hoch erhebt, daß es oberhalb derselben weit ausgedehnte Gebiete ewigen Schnee's, unterhalb derselben mächtige Gletscher besitzt. Die typischen Erscheinungen, welche wir hier beobachten, wiederholen sich natürlich auch auf Gebirgen wie Himalaya, den Anden, den Rocky Mountains, dem Kaukasus; selbstverständlich mit solchen Modificationen, wie die Erhebung, die Formation und die geographische Lage sie bedingen. Das allgemeine Bild habe ich in einem in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz entworfen<sup>1)</sup>.

Die Hemmnisse, welche sich dem in das Hochgebirge vordringenden Wanderer entgegenstellen, werden bedingt durch die Steilheit der Hänge, durch die Zuschärfung der Grate, durch die Verwitterung der Felsen, durch die Beschaffenheit der Schnee- und Eisauflagerungen und durch die von der hohen Lage beeinflussten meteorologischen Erscheinungen. Durch diese Verhältnisse wird das Betreten des Terrains bald schwierig, bald gefährlich, bald beides zugleich. Wenn wir uns alle möglichen Vorkommnisse vergegenwärtigen, so finden wir zunächst eine ganze Reihe von Gefahren, gegen welche unser Muth, unsere Kraft und Geschicklichkeit so gut wie nichts vermögen, und die wir deshalb absolute Gefahren nennen könnten. Dazu gehören vor Allem herabkommende Schneelawinen und Schneerutsch, d. h. Bewegungen einer großen zusammenhängenden Schneemasse an steilen Hängen;

<sup>1)</sup> Deutsche Rundschau, Juniheft 1877, Band XI, S. 411 ff.

alsdann Eisbrüche, eine den Schneelawinen verwandte Erscheinung, hervorgerufen durch Zerreißen und Abschmelzung compacter Eismassen, die in die Tiefe stürzen; ferner Steinschläge, wie man die fallenden Felsblöcke nennt, welche durch Verwitterung von steilen Wänden losgelöst sind, durch Aufschlagen zersprengt werden und in zahlreichen Trümmern nach abwärts fliegen. Zu den absoluten Gefahren müssen ferner die folgenden beiden Vorkommnisse gezählt werden: einmal der Einsturz spaltenbedeckender Schneebrücken, welche sich auf Gletschern und in den Firngebieten besonders häufig nach frischen Schneefällen bilden, und dann das Durchbrechen sogenannter Ueberhänge. Diese Ueberhänge sind Schneebildungen, die unter dem Einfluß des Windes auf scharfen Graten zu Stande kommen und wie ein Sims den Abgrund frei überragen. Endlich gehört hierher der Eintritt von Gewittern mit sehr heftigen elektrischen Entladungen, sowie das plötzliche Aufziehen des Nebels in pfadloser Gebirgswüste, das Einsetzen lang andauernder Kälte bei der Nothwendigkeit sehr langsamer, vorsichtiger Bewegung oder völligen Stillstehens, und ein plötzlicher acuter Krankheitsfall des Wanderers.

Gegen die meisten dieser Gefahren, wenn wir wirklich von ihnen ergriffen werden, sind wir wehrlos; sie bringen häufig den Tod und unterscheiden sich nur von einander durch den Grad des Leidens, das der Befreiung vorangeht. Die Lawine verschüttet und begräbt uns lebendig; die Schneerutsche fähren uns widerstandslos fort dem Abgrund zu, wie das Fahrzeug von der stärker und stärker werdenden Strömung zu den Studeln des Wasserfalls gerissen wird; die Eisbrüche verkünden mit gräßlichem Donnern den Untergang, Wunder müssen geschehen, wenn Rettung stattfinden soll; Steinschläge verwunden oder tödten, wie die Sprengstücke einer Granate. Zu schrecklichen Katastrophen gibt das Durchbrechen eines Schneeüberhanges an hochgelegenen Graten Anlaß; die Opfer versinken, als ob die Erde sich unter ihnen aufthäte, plötzlich und finden wol meist im Fallen ihren Tod. Ein minder tiefer Sturz, aber ein qualvollerer Tod droht dem Wanderer, der einsam ein spaltenreiches, schneebedecktes Gletscher- oder Firngebiet überschreitet; die verhüllende Schneebrücke bricht, den Wanderer nimmt die Eiskluft auf; Hilfe von außen könnte ihn retten, aber sie ist fern. Er erfriert, bevor er verhungert ist, und das Bild wird noch entsetzlicher, wenn man bedenkt, daß der Unglückliche vielleicht bewegungslos festgellemmt zwischen den eisigen Klammern daliegt.

Einen etwas anderen Charakter haben die übrigen der genannten Gefahren; aber das ist ihnen mit den vorangehenden gemeinsam, daß sie unabhängig von unserm eigenen Verhalten eintreten. Wenn plötzlich Nebel in sehr hohen Regionen aufzieht, so sind selbst die besten Führer — von diesen Deuten wird unten die Rede sein — nicht mehr im Stande, sich zurecht zu finden. Hält der Nebel also lange an, so ist Gefahr, daß der Verirrte mehrere Tage vergeblich nach einem Ausgang sucht und erschöpft zusammenbricht; Kälte und Hunger verrichten dann das Amt des Henters. Die Gefahr der Gewitter wird sehr gefürchtet, namentlich von den Führern. Daß Blitze häufig in hohe Felsentegel einschlagen, ist bekannt; die mit einem eisernen Beil versehenen Bergstöcke, die sogenannten Gletscherbeile oder Eisärte, die unentbehrlich sind, ziehen die Blitze gleichfalls

an. Die in der langen Reihe der absoluten Gefahren zuletzt aufgeführten: Kälte und Krankheitsanfalle, sollen in einem andern Zusammenhang unten noch einmal erwähnt werden.

Es könnte nun nach der Schilderung so vieler drohender Schrecknisse scheinen, als erwarte sicherer Tod den Eindringling in das Hochgebirge. Denn an der Größe der Gefahren ist nichts übertrieben, und es wäre mir leicht, für jede derselben Beispiele herbeizubringen. Aber der Größe der Gefahren steht, gleichsam verführend, die Seltenheit ihres Eintretens und die Kürze ihrer Dauer gegenüber. Nicht daß die Ereignisse an und für sich so selten seien, denn die wirksamen Kräfte, welche sie hervorbringen, sind unausgesetzt thätig. Das Ereigniß wird aber erst dadurch zur Gefahr, daß sich der Mensch gleichzeitig an dem Orte befindet, wo dasselbe eintritt. Gewisse Gefahren sind an Jahres- und Tageszeiten geknüpft; beispielsweise fürchtet man im Hochsommer Lawinen und Schneerutsche wenig, dagegen sind alsdann Eisbrüche und Steinschläge, namentlich in den Nachmittagsstunden, häufig.

Vermögen wir nun auch nichts gegen die Gefahren, sobald sie wirklich eingetreten sind, so kann Erfahrung in sofern von großem Nutzen sein, als sie uns rechtzeitig warnt. Deshalb bedarf es für alte, erprobte Alpensteiger oft eines größeren Muthes, eine Unternehmung durchzuführen, als für unerfahrene; dagegen verstehen jene, sich auch häufiger zu sichern. Sie erkennen die Stellen, an denen Lawinen, Eisbrüche und Steinschläge drohen, und suchen die Gefahr dadurch zu mindern, daß sie schnell weiterreisen und jeden unnützen Aufenthalt vermeiden. Trügerische Schneebrücken entdecken sich dem argwöhnischen Blick und werden mit dem Stocke auf ihre Festigkeit geprüft, ehe man sich ihnen anvertraut. Wo mehrere Gefährten beisammen sind, verknüpfen sie sich durch ein Seil, welches alsdann stets ein wirksames Mittel gegen den Sturz in eine Eispalte ist, wenn nur Einer davon betroffen wird. Dieses Mittel versagt aber in der Regel bei den Schneeeberhängen der hochgelegenen Grate; deshalb werden dieselben mehr gefürchtet, als alles Andere.

Man sieht, daß, wenn das Glück dem Muthigen nicht zur Seite steht, er trotz aller Erfahrung und Sachkenntniß ein Opfer der geschilderten Gefahren werden kann. Wären keine andern Hemmnisse, als nur diese zu überwinden, so würde das Betreten des Hochgebirges einem Hazardspiele gleichen, bei welchem die Chancen des Gewinnens weit größer sind, als die des Verlierens. In Wirklichkeit aber stehen den acuten Ereignissen der absoluten Gefahren die dauernden Zustände der Schwierigkeiten gegenüber, welche dem Wanderer aus der Beschaffenheit des Terrains erwachsen. Dieses Terrain ist wegen seiner steilen oder glatten Flächen, wegen des sprungförmigen Verlaufs seiner Felsenkämme, wegen seiner Eisbedeckung, seiner Zerklüftung oder Verwitterung schwieriger zu begehen, als das gewöhnliche Terrain der Ebenen und Mittelgebirge; es erfordert daher eine ganz besondere Geschicklichkeit, wenn man sich mit Sicherheit darauf bewegen soll. Solange diese Sicherheit besteht, existirt auch keine Gefahr; aber letztere bricht unerbittlich hervor, sobald wir den Schwierigkeiten nicht mehr gewachsen sind. Erst dann verlieren wir den Halt und stürzen, oft rettungslos, in die Tiefe. Der erfahrene, vollendete Bergsteiger dagegen klettert mit heiterer Ruhe

an den steilsten Wänden, geht festen Schrittes über scharfe Grate, betritt muthig den abschüssigen Firnhang im Anblick der Abgründe. Die unaufhörlich vorhandene Gefahr wird unaufhörlich besiegt, und gerade hierin besteht das Charakteristische und Reizvolle der auszuübenden Kunst.

Der sichere Tritt, unterstützt, wo es sein muß, durch den geschickten Gebrauch der Hände und der Eisart, ist die fundamentale Eigenschaft des Bergsteigers; aber ihre Erwerbung erfordert neben angeborenem Talent noch langjährige Übung, und es ist ein häufig zu constatirender Irrthum menschlicher Eitelkeit, daß ein starker Körper ohne Weiteres den Bergen gewachsen sei. Das Bergsteigen ist in demselben Sinne eine Kunst, wie es das Reiten ist; hier wie dort bedarf es eines feinen Gefühls und eines raschen, unbewußt richtigen Handelns. Man denke daran, wie außerordentlich verschieden sich das Terrain des Bergsteigers gestalten kann, und daß jedes Mal die gleiche Leistung, der gleiche sichere Tritt von ihm verlangt wird. Wo wir es mit nacktem Fels zu thun haben, treffen wir je nach der Gesteinsart, der Höhe und der Orientirung auf die verschiedensten Erscheinungen der Verwitterung. Der Fels kann glatte Flächen, sogenannte Platten, aufweisen, er kann aber auch bequeme, feste Stützpunkte darbieten oder ausbrechende, locker eingefügte Vorsprünge. Zuweilen ist das anstehende Gestein mit aufgelegten Trümmerblöcken überschüttet oder mit losem Geröll, das sich unter dem Wanderer in Bewegung setzt. Wo eine Bedeckung mit festen atmosphärischen Niederschlägen vorhanden ist, kann dieselbe ebenso wol aus stahlhartem, luftfreiem Eise, wie aus frisch gefallenem, zartem Schnee bestehen, und zwischen diesen beiden Extremen sind alle Grade der Vereisung oder der Firnbildung möglich. Hier müssen wir bald die Art anwenden, bald durch richtiges Aufsehen des Fußes im Treten eine Stufe erzeugen. Besondere Schwierigkeiten erwachsen da, wo oberhalb der Schneegrenze der Schnee nur vorübergehend liegen bleibt, z. B. auf Felsplatten; oder wo er schmilzt, wieder gefriert und das Gestein mit einer wasserhellen Eisschicht überkleidet, oder endlich, wo er sich einer Eisschale lose auflagert und dieser das Ansehen eines leicht begehbaren Schneefeldes gibt. Auch bildet sich zuweilen nach anhaltenden Niederschlägen über dem weichen Schnee eine harte Decke, die unter dem Fuße durchbricht und die Mühen der Besteigung verdoppelt. Aber zu diesen Verschiedenheiten treten noch die der Zerreißung der Oberfläche. Zwischen einem glatt hingezogenen Schneefeld und den zerklüfteten Schrundrevieren der Firnregion oder den Spaltensystemen der Gletscher gibt es eine Reihe von Uebergängen. Man rechne hinzu, daß die Neigung der Flächen von der horizontalen bis zur senkrechten wechseln kann, und daß es zweier verschiedener Fertigkeiten bedarf, ob man ihnen aufwärts oder abwärts folgt.

Nach dieser Aufzählung wird es begreiflich erscheinen, daß nur Anlage und lange Übung der so vielfach nüancirten Hemmnisse gleichmäßig Herr werden können. Hat man sich die Kunst aber ein Mal zu eigen gemacht, so kann man Dinge ausführen, die der Unkundige für verwegen erklärt. Nur selten noch kommt man alsdann in Verlegenheit, und mit dem raschen Blick für das nächst liegende Terrain verbindet sich die richtig ausgeführte Bewegung. Die kleinste Aenderung in der Biegung des Fußgelenks, in dem Aufsehen des Fußes, in der

Vertheilung des Druckes auf Füßen, Wölbung und Ballen kann zwischen Feststehen und Fallen, in letzter Consequenz also zwischen Leben und Tod entscheiden. Die Geschmeidigkeit des Körpers und namentlich die Elasticität der Kniekehlen, welche die Rolle von starken Federn übernehmen müssen, erhöhen die Sicherheit des Trittes; bald macht man sich groß, bald klein, läßt sich absichtlich gleiten oder hält die Bewegung mit einem Ruck auf, tritt ein Mal schwer, ein Mal leicht auf, übt allerlei verborgene kleine Künste, die ein Jeder nur sich selbst beibringen kann. Bei steilen Abstiegen muß eine gewisse Spannung im Kreuz vorhanden sein; beim Aufwärtsklettern — und darin fehlen die Meisten — muß nicht nur der Ballen, sondern auch der Absatz, so viel wie möglich, gebraucht werden. Im Allgemeinen ist leichtes, grazioses Gehen dem plumpen Auftreten vorzuziehen; und es ist gar kein Wunder, daß Damen zuweilen in der Kunst des Bergsteigens — soweit es das bloße Gehen betrifft — Vortreffliches leisten. Dies darf ich sogar aus eigener Anschauung bestätigen; denn ich habe in den letzten Jahren mehrfach schwierige Besteigungen mit einer Dame ausgeführt, die so geschickt und kühn — auch in den schlimmsten Lagen — kletterte, daß mir dann unwillkürlich das Wort des alten Galotti über die Frauen einfiel: „Sonst ist Alles besser an euch; nur die Natur vergriff sich im Thon, sie nahm ihn zu fein“.

Es kommt nun vor Allem darauf an, die erworbene Sicherheit des Trittes auch unter den oft vorhandenen, erschwerenden Bedingungen zu bethätigen. Das Wandern selbst erzeugt eine ganze Reihe schädlicher Einwirkungen, welche sämmtlich auf Ueberanstrengung zurückzuführen sind. Die Dauer der größeren Expeditionen in unsern Alpen schwankt durchschnittlich zwischen zwölf und zweiundzwanzig Stunden, in welcher Zeit oft nur geringe Erholungspausen gegönnt werden können. Es gehört also ein wohltrainirter Körper dazu, damit jede Uebermüdung ferngehalten werde; und zwar bezieht sich dieses „training“ nicht allein auf die Muskeln, sondern in gleichem Maße auf die Lungen. Während der Ruhe oder bei mäßiger Bewegung ist der normale Körper bis zur Höhe des Monte Rosa oder Mont Blanc Athmungsbeschwerden nicht unterworfen. Sobald es sich aber um starke Anstrengungen handelt, wird den Lungen schon in der Nähe der Schneegrenze eine viel intensivere Thätigkeit zugemuthet als im Flachlande, und gerade so gut wie man im Hochgebirge gehen lernen muß, muß man daselbst auch athmen lernen. Mancher Wanderer bricht erschöpft zusammen, nicht weil die Kraft ihm fehlte, sondern der Athem. Am empfindlichsten gegen jedwede Ueberanstrengung der Muskeln und Lungen reagirt der Magen, der sich durch nichts bestechen läßt, gegen den Energie gar nichts vermag. Sobald er fühlt, daß es seinem Herrn zu viel wird, revoltirt er. Das, was man Bergkrankheit nennt (so viel ich weiß, ist dieser Begriff medicinisch noch ziemlich schwankend), ist wahrscheinlich das Zusammenwirken der möglichen, mit Uebermüdung verknüpften Folgen, d. h. von Schwäche, Athemlosigkeit und Uebelbefinden. Auch tritt zuweilen noch Schwindel hinzu. Ich glaube daran, daß jeder Mensch ein Opfer des Schwindels werden kann, wenn die bedingenden Momente: sichtbare Abgründe, unsicherer Stand, erzwungene Unthätigkeit und langes Verweilen an demselben Punkt gleichzeitig vorhanden sind. Der stark

ermüdete Wanderer ist sicherlich dem Schwindel eher unterworfen, als der in voller Frische der Kraft befindliche. Alle die angeführten Folgen der übergroßen Anstrengung — mögen sie einzeln oder zusammen auftreten — sind ebensoviele Angriffe auf die Sicherheit des Trittes, und deshalb müssen zur körperlichen Geschicklichkeit des Bergsteigers noch Zähigkeit, gute Lungen und Schwindelfreiheit — im gewöhnlichen Sinne des Wortes — treten. Nun kann es vorkommen, daß wir trotz aller dieser Eigenschaften unterliegen. Denn es gibt einen Feind, der kaum Widerstand aufkommen läßt, das ist große Kälte; sie läßt uns die Herrschaft über uns selbst verlieren, der Körper gehorcht unserm Willen nicht länger, der Geist sieht Alles verzagt an; und manche Unternehmung ist lediglich an dem Einfluß der Kälte gescheitert. Diese Gefahr tritt namentlich da ein, wo das Terrain nur ein sehr langsames Fortkommen gestattet oder gar häufiges, lang andauerndes Stillstehen erfordert. Bei großer Kälte eine kühne That zu begehren, erfordert einen höheren Grad von Muth, als wenn der Körper nicht vom Frost leidet; das gilt für Berge, wie für Schlachten und Lebensrettungen.

Aber Muth ist eine nothwendige Eigenschaft des Bergsteigers. Wer ängstlich wird, ist leicht verloren. Denn in demselben Maße, wie Uebermüdung und Kälte, gefährdet Mangel an Zutrauen die Sicherheit des Gehens. Übung und Gewöhnung leisten hier große Dienste, und mit der Geschicklichkeit wächst auch das Zutrauen. Indessen Muth ist nicht Tollkühnheit. Dem Muth muß Vorsicht zur Seite stehen, d. h. der Wille, sich in jedem Augenblick der schlummern den Gefahr des Hinunterstürzens bewußt zu bleiben. Mangel an Vorsicht, Geringschätzung der vorhandenen Schwierigkeit ist die Achillesferse der jüngeren eminenten Bergsteiger. Denn es erscheint wie ein Verhängniß, daß die größten Feinde der Vorsicht das Vollgefühl der Kraft und das blinde Zutrauen in die Geschicklichkeit sind. Erst Erfahrung läßt Vorsicht zu Ehren kommen und gibt dem Muth das feinere Gepräge. Wol kann es auch dem alten, routinirten Bergsteiger begegnen, daß er zuweilen Dinge thut, die jeder Vorsicht in's Gesicht schlagen; aber dann ist er sich dessen bewußt und handelt nicht aus Unterschätzung, sondern weil er abergläubisch ist und auf einen guten Ausgang rechnet.

So sehr nun in dem Einzelnen die Eigenschaften entwickelt sein mögen, durch welche die Schwierigkeiten des Hochgebirges sich überwinden, seine absoluten Gefahren sich ahnen lassen, so gibt es doch Grenzen, an denen der Mensch die Waffen strecken muß. Gewisse Theile des Hochgebirges sind absolut unzugänglich und werden es bleiben, bis der große Proceß der Verwitterung eine Umgestaltung vollzogen hat. Für eine Wanderung, die ein vorgefestes Ziel erreichen will, bedarf es daher einer Beurtheilung aus der Ferne, ob die Schwierigkeiten des Weges noch überwindbar sind oder nicht. Dieser Blick für das Gebirge, dieses Erathen seiner Besonderheiten ist eine sehr selten anzutreffende Eigenschaft, und doch ist ohne sie auch der geschickteste Bergsteiger erfolglos. Einige wenige Führer des Hochgebirges besitzen sie in erstaunlicher Ausbildung und haben sich gerade dadurch berühmt gemacht. Die allgemeine Bergkenntniß bewährt sich am glänzendsten da, wo es sich um ganz neue Besteigungen oder Paßübergänge handelt. Derartige erste Unternehmungen unterscheiden sich

von öfters wiederholten durch die größere Unsicherheit des Ausgangs. Das Jahrzehnt von 1860—1870 war besonders fruchtbar in dieser Beziehung; die neuen Unternehmungen, namentlich in den Schweizer Alpen, die darnach noch übrig blieben, waren entweder unbedeutend oder außergewöhnlich schwierig. Auch dieser Fähigkeit, den richtigen Weg ausfindig zu machen, droht eine große Gefahr — die des plötzlich aufziehenden Nebels. Ein Compaß ist hier ohne Werth, weil er nur die Richtung angibt, und die Mittel fehlen, sie festzuhalten; denn der Nebel verhüllt alle Merkmale.

Bei dem gegebenen Ueberblick ist die Voraussetzung gemacht worden, daß der Bergsteiger seine Thaten allein ausführt. Dies geschieht niemals, wenn es sich um sehr schwierige, lang ausgebehnte Expeditionen handelt. Denn auch der vollendete Alpinist kann sich gewisse, aus der gegenseitigen Hilfeleistung entspringende Vortheile nicht selbst schaffen. Abgesehen von dem Sturz in eine überbrückte Spalte, gibt es Passagen, die gerade noch auf der Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit liegen und die auch den Besten zu Fall bringen mögen. Der Einzelne würde sich ihnen nicht mehr anvertrauen; wo aber mehrere Gefährten bei einander sind, verbinden sie sich durch ein Seil, und während der Eine die gefährliche Stelle überschreitet, stehen die Andern still und lassen das gespannte Seil langsam ablaufen. Zuweilen hat man steile Eiswände zu überwinden, bei denen das Einschlagen der nothwendigen Stufen die Kräfte des Einzelnen bei Weitem übersteigt, also Mangel an Ablösung mit der Umkehr gleichbedeutend ist. Ebenso kann beim Klettern in den Felsen gegenseitige Hilfe entscheidend werden.

In allen diesen Fällen sind noch gleich leistungsfähige Bergsteiger angenommen, was in Wirklichkeit selten genug zutrifft. Die Mehrzahl der Reisenden, welche das Hochgebirge zu durchwandern wünschen, sind demselben allenfalls durch ihren Muth gewachsen, weniger durch sicheres Gehen, am allerwenigsten durch Erfahrung. Selbständig einen Weg in Eis- und Felslabyrinthen ausfindig zu machen, wäre ihnen unmöglich und, ohne hinreichendes Vertrauen in ihre Geschicklichkeit, würden sie viele Stellen für unüberschreitbar halten, auf denen der menschliche Fuß noch sehr wohl Halt gewinnt. Die Reisenden müssen sich also nach Leuten umsehen, deren Unterstützung ersetzt, was ihnen selbst mangelt. Es sind dies die Führer, Männer, die auf den Bergen groß geworden sind, und sich in dem Maße, als die Nachfrage wuchs, ausgebildet und vervollkommenet haben.

Die guten Führer sind so selten, wie die guten Tenoristen; auch werden sie im gleichen Maße verhöhnt. Dafür leisten sie freilich Bewunderungswürdiges. Wohin man sie stellen mag, stets übersehen sie das Terrain und den Weg, der zum Ziele führt; sie besitzen eine Sicherheit des Trittes und eine Gewandtheit im Klettern, die man hinter ihrem schlichten, oft schwerfälligen Neußern nicht vermuthen würde, und mit der Kenntniß der Gefahr vereinigen sie den Muth, sie zu bestiegen. In jüngeren Jahren haben sie den Ehrgeiz, berühmte Leute zu werden; dann sind sie am besten zu gebrauchen und gehen, wohin man sie haben will. Werden sie älter — über vierzig — und ist ihr Ruf gemacht, so bilden die Lockungen des Goldes das stärkste Motiv für ihre Handlungen; sie über-



lassen die gar zu halbsbrecherischen Unternehmungen dann gern ihren jüngeren, unverheiratheten Nachfolgern, bleiben dabei aber was sie waren und zeigen ihre ganze Größe, wenn plötzlich und unerwartet eine Gefahr hereinbricht. Die Verantwortlichkeit ihres Berufes ist groß, das Leben des Reisenden sollen sie unter allen Verhältnissen schützen, und bei großen Unglücksfällen pflegt die Schuld, oft ungerechter Weise, den Führern beigemessen zu werden. Sie sind daher in ihrem guten Recht, wenn sie mit dem Eintritt in die gefährlichen Regionen das absolute Commando beanspruchen; dagegen sind auch die besten Führer bereit, sich mit denjenigen Reisenden zu berathen, von deren Erfahrung und Geschicklichkeit sie überzeugt sind.

Diesem kleinen Häuflein Auserwählter schließt sich das Heer der Führer zweiten Ranges an, Leute, die in ihrer Art noch brauchbar genug sind, aber nichts von der bergebeherrschenden Kraft der großen Führer haben. Man verlangt von ihnen, daß sie sicher gehen und eine Last zu tragen vermögen. Dem mit den Verhältnissen unzulänglich vertrauten Reisenden imponiren sie häufig, und das verleitet sie zuweilen, sich für mehr auszugeben, als sie sind; sie prahlen dann gern im Thal, geben sich ein kühnes Ansehen und sprechen von großen Thaten, ohne hinzuzufügen, daß sie unter Leitung eines Führers ersten Ranges standen. Sie geben wol auch als Empfehlung an, daß sie Gemsjäger seien, was an und für sich gar keine Empfehlung ist. Denn von den Schnee- und Eisverhältnissen des Hochgebirges und von der Felsbeschaffenheit der Regionen über 3000 Metern erhalten Gemsjäger durch ihre Jagden nur sehr ungenügende Kenntniß, und ein vorzüglicher Gemsjäger kann ein sehr mittelmäßiger Führer sein.

Meiner Bewunderung für die Leistungen der großen Führer habe ich wiederholt in den Jahrbüchern des Schweizer Alpen-Clubs Ausdruck gegeben. Nicht ihrem Charakter, sondern ihrem Beruf ist es beizumessen, wenn sie in gewissen Punkten unser unbedingtes Vertrauen verschmerzt haben. Die Rivalität unter einander und ein zu gefälliges Eingehen auf die Wünsche oder Schwächen mancher Reisenden reißen sie zuweilen zu Erzählungen und Angaben hin, die sich unter andern Verhältnissen mit ihrer Wahrheitsliebe nicht vereint hätten. Zuweilen leugnen sie ganz einfach und mit ehrlichem Gesicht die vorangegangenen Leistungen Anderer, um ihre eigenen Erfolge glänzender hervortreten zu lassen; und einem thatendurstigen Reisenden, der durchaus neue Pfade wandeln will, erzählen sie wol auch, daß dieselben vorher noch nicht beschritten seien, und machen die Fabel durch Einstreuung kleiner Episoden so glaubwürdig, daß man mit Regern verkehrt haben muß, um trotzdem zu zweifeln.

Auch die besten Führer können den guten Verlauf einer schwierigen Hochgebirgstour nicht allein bewirken; der Reisende selbst muß sein Theil dazu liefern, und wenn er einer solchen Leistung nicht gewachsen ist, wird ihm die Unternehmung zu einer Quelle von Leid und Mühseligkeit. Nicht immer trägt die Unbekanntschaft mit der wahren Natur des Hochgebirges ausschließlich die Schuld; es kann auch die Illusion über die eigene Leistungsfähigkeit in's Spiel kommen, oft genährt durch die Gewinnsucht unbeschäftigter Führer zweiten Ranges, welche dem Fremden womöglich einreden, er sei ein famoser Bergsteiger und gehe wie ein Gemsbock. Kehrt dann der Schwerverprüfte von seinem Schmerzengänge

zurück, so hält ihn eine menschliche Scheu davon ab, von den erlebten Dingen mit Offenheit zu reden, und er versteckt das Geheimniß seiner Leiden hinter dem gleichgültigen Ton der Erzählung. Dies verführt vielleicht andere, nicht besser vorbereitete Reisende zu der gleichen oder einer ähnlichen Unternehmung, und es entsteht ein *circulus vitiosus*, dem das mit Gold bezahlte Ungemach immer neue Glieder anreihet.

Derartige Vorkommnisse würden kaum möglich sein, wenn das Bergsteigen allgemein als eine Kunst anerkannt wäre, die lang ist und auch bei großem, angeborenem Talent viel Übung erfordert. Die Superiorität der großen Führer beruht eben darauf, daß das Hochgebirge ihre Heimath ist, daß sie schon früh erkennen können, ob sie Talent für das Bezwingen der Berge haben, und daß ihre Ausbildung in die entwicklungsreiche Zeit der Jugend fällt. Es sollte deshalb ein Jeder, der sich als untundiger Fremdling den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen nähert, seine Kräfte zunächst an bescheidenen Aufgaben versuchen. Am besten wird er seine Touren ohne Gefährten seines Gleichen, nur mit tüchtigen Führern unternehmen. Leichtfinn kann zum Verbrechen werden, wenn man sich für mehr ausgibt, als man ist, einen oder mehrere Gefährten zur Theilnahme an derselben Expedition verleitet und die Zahl der Führer womöglich noch beschränkt. Es genügt alsdann, daß nur ein Einziger einen Fehltritt thue, und Alle am gleichen Seil mit ihm Befindlichen können hinuntergerissen werden. Ich habe von Jugend an alle meine großen gefährlichen Touren allein gemacht, je nach dem Charakter derselben mit einer wechselnden Zahl von Führern, mit zweien, dreien, aber sehr häufig auch nur mit einem Führer. Wenn ich in spätern Jahren hier und da eine Ausnahme machte, so geschah es, um einen Freund zu begleiten, dem ich von Nutzen sein wollte, und bei Bergen, die ich bereits bestiegen hatte. Es ist durchaus zu verwerfen, wenn sich mehr als vier Personen an demselben Seil befestigen; im Allgemeinen ist drei die beste Zahl, aber auch das Gehen zu Zweit kann große Vortheile bieten. Man denke an das schreckliche Unglück auf dem Matterhorn (1865), das für alle Zeiten warnend bleiben muß, und wo ein und dasselbe Seil sieben Personen verband. Wer nicht selbst an Sicherheit im Gehen einen Führer ersetzen kann, sollte stets zwei dieser Leute bei sich haben; wer aber sehr sicher ist, seinen Führer seit Jahren kennt, gut mit ihm eingearbeitet ist, ihm unbedingt traut und sich seines unbedingten Vertrauens erfreut, kommt mit diesem einen Mann oft weiter, als mit zweien.

Der beste Alpinist wird einen Führer ersten Ranges wol nie ganz erreichen. Den Blick für die Stellen, wo das Gebirge noch gangbar ist, und für das Drohen gewisser Gefahren wird der eingeborene Führer vor dem Fremdling voraus haben; ebenso die derbe Zähigkeit eines von Jugend auf an die Rauheit des Hochgebirges gewöhnten Körpers, und endlich auch den eigenthümlich sichern Tritt, den die Ausübung des Berufes dadurch schafft, daß der Führer jeder Zeit auf einen Fehltritt seines Herrn und auf die Nothwendigkeit, augenblicklich Hilfe zu bringen, gefaßt sein muß. Diesen Vorzügen des Führers gegenüber kann der Reisende ein tieferes Verständniß für das Gebirge im Allgemeinen geltend machen; auch wol die größere Elasticität des gleichmäßiger ausgebildeten Körpers, die leichtere Art des Gehens und die energichere Initiative. Der Führer und

der Reisende, wenn Beide in ihrer Art tüchtig sind, werden einander vortrefflich ergänzen und durch ihre Combination mehr leisten, als etwa zwei Reisende für sich allein oder zwei Führer für sich allein.

Die Betrachtung, soweit es sich um die Hemmnisse handelt, welche das Hochgebirge dem Menschen bietet, und um die Mittel, deren es zur Ueberwindung bedarf, ist hiermit im Wesentlichen erschöpft. Die Zwecke, welche der Hochgebirgswanderer verfolgt, sind unberührt geblieben, denn es kann ein Jeder nur bei sich selbst entscheiden, ob das Ziel auch den Einsatz lohnt.

Ganz etwas Anderes, und der objectiven Darstellung zugänglich, ist es, allgemein zu untersuchen, wodurch die für unsere Generation so charakteristisch gewordene Richtung entstanden sei? Der erste Anstoß ist zwar auf wissenschaftliche Bestrebungen zurückzuführen; aber diese Wirkungen wären auf den abgeschlossenen Kreis der Fachgelehrten und Ingenieur-Geographen beschränkt geblieben, wenn nicht andere Momente sich hinzugesellt hätten. Denn wenn man die Mitglieberverzeichnisse der zahlreichen Alpenclubs durchmustert, so darf man kaum noch zweifeln, daß Gleitschertheorien, kartographische Aufnahmen und geologische Untersuchungen den Vereinen den Bestand nicht sichern würden. Die Ausbildung der Alpentechnik ist natürlich indirect der Wissenschaft zu Gute gekommen, weil die Untersuchungen erleichtert wurden, und auch Laien manches brauchbare Beobachtungsmaterial herbeibrachten; aber die Gründe für die Ausbreitung des Interesses am Hochgebirge müssen in etwas Anderem gesucht werden. Was die Menschen unabhängig von ihrem Beruf interessiert, erklärt sich am einfachsten rein menschlich aus allgemein bindenden Verhältnissen. Unsere Lebenseinrichtungen wollen uns eine Einseitigkeit aufzwingen, die an sich unnatürlich ist; sie heben das Gleichgewicht auf, welches zwischen der Ausübung unserer geistigen und physischen Kräfte bestehen soll. Eine einzige Nation, die englische, hat es verstanden, sich dieses Gleichgewicht zu erhalten, und ihre, auf dem Continent unzulänglich gewürdigten Sports stehen noch heute in voller Blüthe. Die anderen Culturnationen drängen zu einer Einseitigkeit, welche momentan ersprießlich sein mag, aber die Keime einer Degeneration in sich schließt; daher darf Deutschland sich glücklich preisen, daß wenigstens seine Heereseinrichtungen dieser gefährlichen Strömung entgegenarbeiten. Das Bewußtsein von einer Lebensweise, die nur den Kopf und am liebsten auch das Opfer der Gesundheit will, muß das Bedürfniß nach einem Gegenmittel erzeugen. Das Hochgebirge bietet von allen denkbaren Gelegenheiten die erwünschteste, dem Mangel abzuhelfen. Denn hier tritt zur Anstrengung noch das Moment der Gefahr, und eine gleichzeitige Thätigkeit des Körpers, der Seele und des Geistes wird verlangt. Dem entsprechend ist das Gefühl der Befriedigung, welches nach geschäner Leistung eintritt, und welches wir auf andere Weise nicht kennen lernen können.

In dem Antagonismus also zwischen dem, was das Leben dem Gebildeten gewährt, und dem, was es ihm vorenthält, sehe ich die hauptsächlichste Ursache des Alpenports. Dahinein verweben sich dann die Ziele, welche sonst noch bestimmend für die verschiedenen Menschen werden können. Zu ihnen gehört vor Allem die Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses nach Naturgenuß, welches unserm Jahrhundert eigenthümlich ist und merkwürdige Aenderungen des Ur-

theilens bewirkt hat; dieselbe Gebirgslandschaft, deren schaudervolle Oede unsere Vorfahren abstieß, zieht uns jetzt durch ihre ernste Schönheit, ihre gewaltige Majestät an. Es gehören dahin ferner die bereits erwähnten wissenschaftlichen Bestrebungen, und schließlich dürfen auch die Einflüsse der Mode, des Nachahmungstriebes und vor Allem der Eitelkeit nicht unberücksichtigt bleiben. Allen diesen Impulsen leistete der allgemeine Reisetrieb und die Entwicklung unserer Verkehrsmittel den wesentlichsten Vorschub.

Ich glaube, daß der Leserkreis der „Rundschau“ besonders viele Mitglieder zählt, welche die Alpen kennen und die hier ausgesprochenen Ansichten zu prüfen im Stande sind. Ich habe sie mitgetheilt, weil sie sich ganz von selbst als die Abstraction von solchen Reisen aufdrängten, zu deren Kennzeichnung die Ueberschreitung der Jungfrau oben geschildert wurde.

Erst im Laufe der letzten dreißig Jahre hat sich die Technik des Bergsteigens und, im Anschluß daran, die Kenntniß von der Physiognomie des Hochgebirges in einer Weise entwickelt, daß wir gegenwärtig zu einem Abschnitt gelangt sind. Diese Entwicklung gehört daher zu den charakteristischen Zügen der Zeit, und in solchem Sinne davon Kenntniß zu nehmen, wird auch derjenige Leser nicht verschmähen, der nicht gesonnen ist, die rauhen Pfade „jenseits der Schneegrenze“ zu wandeln. Aber den Blick dorthin wird er gern richten. Denn seitdem Schiller den Tell schrieb und ihn unserer Nation vermächte, ist wol kein deutscher Knabe zum Manne gereift, der nicht die Sehnsucht empfunden hätte nach den ewigen Eisgebirgen.

---

# Der Luxus der Todtenbestattungen im alten Rom<sup>1)</sup>.

~~~~~  
Von

Prof. K. Friedländer in Königsberg.  
~~~~~

Wenn eine Vergleichung des römischen Luxus mit dem Luxus neuerer Zeiten ergibt, daß der erstere hinter dem letzteren auf manchen Gebieten zurückstand, so ist er dagegen auch unzweifelhaft auf anderen niemals wieder erreicht worden. Dies gilt namentlich vom Luxus der Bauten, dem Kunst- und Sklavenluxus, und wol auch vom Luxus der Todtenbestattungen.

Manche in dem Wesen der römischen Cultur begriffenen Momente wirkten mit der Neigung, die Größe des Schmerzes auch durch Verschwendung zu be-  
thätigen, und mit der Prachtliebe zusammen, um diesen Luxus zu einer außer-  
ordentlichen Höhe zu steigern: die Auffassung der Pflichten der Lebenden gegen  
die Todten, die Vorstellungen von deren Fortdauer und der Wunsch, ihr An-  
denken bei der Nachwelt als ein unvergängliches zu erhalten. Schon die Zwölf-  
tafelgesetze enthielten eine Anzahl von Bestimmungen zur Einschränkung des  
Bestattungsluxus. Eine derselben, daß man den Leichen kein anderes Gold auf  
den Scheiterhaufen oder in die Gruft mitgeben solle, als das, mit welchem ihre  
Zähne befestigt seien, zeigt zugleich, wie früh die Zahnheilkunde in Rom geübt  
worden ist.

Jede feierliche Bestattung verursachte beträchtliche Kosten, schon durch den  
Leichenzug, dem Chöre von Flöten-, Horn- und Tuba-Bläsern vorausgingen, und  
in welchem andere Chöre von Tänzern und Mimen Tänze und dramatische  
Scenen auführten, wobei auch (wenigstens zuweilen) der Verstorbene selbst dar-  
gestellt wurde. Ganz besonders prachtvoll aber und entsprechend kostspielig waren  
die Leichenbegängnisse von Personen des hohen Adels, bei welchen ein den Todten  
zu Grabe geleitender Zug der Ahnen das Hauptschauspiel war. Zu Darstellern  
derselben wählte man Personen (hauptsächlich Schauspieler), welche ihnen an  
Gestalt und Größe soviel als möglich glichen. Diese trugen die in den Atrien  
vornehmer Häuser oft seit Jahrhunderten aufbewahrten Bilder der Ahnen, d. h.

---

<sup>1)</sup> Aus der in Vorbereitung begriffenen neuen Auflage des dritten Bandes der Dar-  
stellungen aus der Sittengeschichte Roms.

berem dem Leben möglichst treu nachgebildeten Wachsmasken vor dem Gesicht, und erschienen in den ehrenvollsten Trachten, zu deren Anlegung jene berechtigt gewesen waren: der purpurumsäumten (übrigens weißen) Toga der curulischen Magistrate, der Purpur toga der Censoren, dem goldgestickten Purpur der triumphirenden Feldherrn; unter dem Vortritt von Victoren mit Ruthenbündeln und Beilen, und umgeben von allen übrigen Attributen der bekleideten Aemter und Würden. Die Zahl der Tragbahnen und Wagen, auf welchen diese Gestalten der Vorzeit der Todtenbahre vorauszogen, belief sich oft auf mehrere Hundert. Als im Jahre 22 n. Chr. Junia Tertulla, die Schwester des Marcus Brutus, Gemahlin des Gajus Cassius, starb, gingen die Bilder von zwanzig der erlauchtesten (verwandten) Familien ihr voran, die Manlier, Quinctier und andere von ebenso hohem und altem Abel, doch vor allen glänzten Brutus und Cassius, „gerade darum, weil ihre Bilder nicht zu sehen waren“. (Tacitus.) Auch bei dem Leichenbegängnisse des Sohnes des Kaisers Liberius, Drusus (im folgenden Jahre), war das Schauspiel durch das Gepränge der Ahnenbilder überaus prachtvoll. Man sah Aeneas als Stammvater des julischen Geschlechts, die sämtlichen Könige von Alba, den Gründer Roms, König Romulus, sodann den sabiniſchen Adel, Attus Clausus, den Urahnen des gewaltigen Stammes der Claudier und dessen übrige Häupter in unermesslicher Reihe vorüberziehen. Mochte auch der Apparat solcher Darstellungen größtentheils von den verwandten Familien geliefert werden, welche die Masken aus ihren Ahnenfälen hergaben, so erforderte der ganze Zug doch selbstverständlich einen nicht geringen Aufwand.

Sodann wurde ein großer Zugus mit Wohlgerüchen, sowol bei dem Leichenzuge selbst als bei der Bestattung, getrieben, die man auf den Scheiterhaufen oder bei Begrabungen auf die Leiche selbst schüttete und träufelte. Deshalb wurden auch von solchen, die den Todten und dessen Familie ehren wollten, Wohlgerüche zur Bestattung gesandt. Am allgemeinsten wurde der Weihrauch angewendet, „den man den Göttern löblicherweise streute, zu Ehren der Leichen in Masse darbrachte“. In Ostia wurden z. B. bei der Bestattung eines dem Pecurionenstande angehörigen Jünglings auf Gemeindefosten zwanzig römische Pfunde (6,55 Kilogramm), bei der Bestattung einer Frau aus der städtischen Aristokratie fünfzig Pfund (16,37 Kilogramm) Weihrauch verbraucht. Nach Plinius kostete von den drei im Handel befindlichen Sorten des Weihrauchs das (römische) Pfund je 6, 5 und 3 Denare (522, 455, 266 Pf.). Anderes kostbareres Räucherwerk scheint überhaupt, so auch bei Leichenbegängnissen, außerhalb Roms selten gebraucht zu sein. In Rom dagegen war bei Bestattungen der Reichen und Vornehmen die Verschwendung der theuersten Wohlgerüche Arabiens und Indiens oft eine ungeheuerere. Der Günstling Domitians, Crispinus, der an jedem Morgen von Amomum triefte, duftete nach Juvenal „härter als zwei Leichenbegängnisse“. Bei Sulla's Bestattung sollen die Frauen Roms so viel Spezereien und Wohlgerüche herbeigebracht haben, daß zwei sehr große Figuren, Sulla's und eines Victors, „aus theurem Weihrauch und Zimmet“ hergestellt werden konnten; beide wurden, wie es scheint, in dem aus 210 Wagen bestehenden Zuge der Ahnen mit aufgeführt. Bei der Bestattung Poppäa's im Jahre 65 n. Chr., deren nach orientalischer Sitte mit Spezereien gefüllter Leib

im Mausoleum Augustus beigesetzt wurde, soll Nero nach der Schätzung Sachverständiger mehr Wohlgerüche haben verbrennen lassen, als Arabien in einem Jahre erzeugte. Bei der Bestattung der Annia Priscilla, Gemahlin des Flavius Abascantus, Freigelassenen und Secretärs des Kaisers Domitian, im Jahre 95, deren Leib ebenfalls mumifizirt in einem Marmor Sarkophage beigesetzt wurde, erfüllten (nach einer poetischen Beschreibung) die Ernten Arabiens und Ciliciens, der Sabäer und Indes, sowie Safran und Myrrhen und der Balsam von Jericho mit ihren Düften die Luft.

Auch die Ausstattung der Scheiterhaufen war ein Gegenstand des Zugs. Allerdings wissen wir nur von denen der Kaiser, daß sie (wenigstens im III. Jahrhundert) in mehreren Stockwerken pyramidalisch aufgebaut, über und über mit goldgestickten Teppichen, Gemälden und Reliefs bedeckt, den Flammen preisgegeben wurden. Doch da Plinius von der Bemalung der Scheiterhaufen spricht, darf man vermuthen, daß zuweilen auch bei der Bestattung von Privatpersonen diese Pracht nach Vermögen nachgeahmt wurde.

Die Urnen, in welchen die Asche, sowie die Sarkophage, in welchen die Leichen beigesetzt wurden, waren oft durch Material und Arbeit kostbar. Goldene und silberne Urnen werden ohne Zweifel selten gewesen sein (Trajans in dem Postament seiner Ehrensäule beigesetzte Aschurne war aus Gold); dagegen waren sie offenbar häufig aus theuern und seltenen Steinarten. Eine Urne aus orientalischem Alabaster umschloß die mit Setinertwein gelöschte Asche und die Gebeine des Philetus, eines Sklaven des Flavius Ursus (etwa im Jahre 90). In einem Columbarium kaiserlicher Freigelassenen und Sklaven aus den beiden ersten Jahrhunderten ist (außer mehreren plastisch verzierten marmornen Aschengefäßen) eine ebenfalls aus orientalischem Alabaster gearbeitete Urne eines kaiserlichen Sklaven Africanus gefunden worden, der sich dort auch laut der Inschrift „eine kleine Capelle mit Gitter und goldenen Ornamenten“ hatte machen lassen. Eine in einem Grabe zu Pompeji gefundene gläserne Aschurne mit weißen erhabenen Figuren auf dunkelblauem Grunde, welche eine Weinlese von Genien darstellen, gehört zu den schönsten aus dem Alterthume erhaltenen Glasarbeiten. Der Sarkophag, der die Ueberreste Nero's enthielt, welche von seiner ehemaligen Geliebten Acte und seinen beiden Wärterinnen Ecloge und Alexandria bestattet wurden, war aus ägyptischem Porphyrt; darauf stand ein Altar von carrarischem, und herum lief eine Einfassung von thassischem (weißem) Marmor. Wie überall reich Sarkophage und Urnen oft mit künstlerischem Schmuck ausgestattet waren, ist allbekannt.

Eine andere Art der Verschwendung wurde durch die Sitte veranlaßt, zugleich mit den Todten Gegenstände aller Art zu begraben oder zu verbrennen, deren sie sich im Leben bedient hatten, als: Kleider, Waffen, Schmuck, Geräthe, Kinderspielzeug u. s. w. Diese Sitte beruhte auf der Vorstellung einer körperlichen Fortdauer der Abgeschiedenen, zugleich aber wollte man ganz besonders in dieser Verschwendung die Größe und Leidenschaftlichkeit des Schmerzes über den erlittenen Verlust offenbaren. Namentlich wurden die Leichen in möglichst prachtvolle Gewänder gehüllt dem Scheiterhaufen oder der Gruft übergeben. Selbst ein so strenger Philosoph wie Cato von Utica zeigte bei dem Tode seines

geliebten Halbbruders Quintus Servilius Cäpio zu Aenus in Thracien, wie sehr ihn der Schmerz überwältigte, „auch durch den Aufwand bei der Bestattung und die Verbrennung“ von kostbaren Gewändern und Wohlgerüchen“. Die Erben des in der weltbekannten Pyramide zu Rom bestatteten Gaius Cestius (eines Zeitgenossen Augustus) legten den Erlös der Attalischen (mit Gold durchwirkten) Teppiche, welche sie ihm nach dem Edict der Aedilen nicht, wie er im Testament bestimmt hatte, in's Grab mitgeben durften, zu der für die Erbauung der Pyramide erforderlichen Summe hinzu. Eine ernsthafte Handhabung der den Bestattungsluxus einschränkenden Gesetze, welche den Aedilen oblag, hat übrigens in der Kaiserzeit wol ebensowenig stattgefunden, als bei den übrigen Luxusgesetzen. Nero wurde in weißen, golddurchwirkten Teppichen bestattet, deren er sich beim Empfange am Neujahr seines Todesjahrs bedient hatte; die oben erwähnte Annia Priscilla in tyrischem Purpur.

Ueber die Gesamtkosten sowol glänzender als bescheidener Bestattungen haben wir einige Angaben. Die Curie, d. h. der Stadtrath von Pompeji, bewilligte bei dem Tode eines dortigen Aedilen außer dem Boden für das Grabmal 2000 Sesterzen (435 Mark) für das Leichenbegängniß, dieselbe Summe (und überdies eine Reiterstatue) bei dem Tode eines Duumbirn (des höchsten städtischen Beamten). Dies galt also für die Ausrichtung einer ehrenvollen Bestattung dort schon als hinreichend. Ein Veteran in Sambessa hatte für Bestattung und Grabmal zusammen in seinem Testament nur 2000 Sesterzen ausgesetzt, doch die Hinterbliebenen fügten noch 500 hinzu. Für die Bestattung eines Sorrentiners, der in seiner Vaterstadt die höchsten Aemter und Priesterthümer bekleidet hatte, bewilligte der dortige Stadtrath (außer zwei Statuen und dem Boden für das Grabmal) 5000 Sesterzen (1086 Mark). Ganz andere Summen wurden natürlich in Rom ausgegeben. Ein Cäcilius Claudius Iffidorus, der in seinem vom 27. Januar 8 v. Chr. datirten Testament angab, daß er trotz großer Verluste 4116 Sklaven, 3600 Joch Ochsen, 257,000 Stück andern Viehes und 60 Millionen Sesterzen (über 13 Millionen Mark) baar hinterlasse, hatte für seine Bestattung 1,100,000 Sesterzen (gegen 240,000 Mark) ausgeworfen. Diese Summe, welche Plinius ihrer Merkwürdigkeit wegen berichtet, war ohne Zweifel eine ganz exorbitante, denn auch die offenbar beträchtlichen Kosten der Bestattung Nero's beliefen sich nur auf 200,000 Sesterzen (43,500 Mark). Bei der Bestattung Vespasian's erhielt der Schauspieler, welcher den verstorbenen (wegen seiner Sparsamkeit viel gescholtenen und verspotteten) Kaiser darstellte, auf seine Frage, wie viel der Zug und das Leichenbegängniß koste, von den Procuratoren zur Antwort: 10 Millionen Sesterzen, worauf er ausrief, man möchte ihm 100,000 Sesterzen geben, dann möge man ihn in den Tiber werfen. Wie groß die Pracht der Kaiserbestattungen auch schon damals gewesen sein mag, so ist es doch mindestens zweifelhaft, ob hier nicht, um die beabsichtigte römische Wirkung herbeizuführen, absichtlich eine fabelhafte Summe genannt wurde.

Einen noch größeren Aufwand aber als die Leichenbegängnisse selbst, verursachte die Sitte angesehener und reicher Familien, die ganze Gemeinde an der Todtenfeier theilnehmen zu lassen, indem man (theils gleich bei der Bestattung,



theils später zum Gedächtniß der Verstorbenen) Bewirthungen und Schauspiele, namentlich Gladiatorenkämpfe, veranstaltete. Zahlreiche Beispiele solcher Todtenfeste sind bereits aus der Zeit der Republik bekannt. Oft wurden sie lektwillig angeordnet. Nach Horaz hatte ein Staberius in seinem Testamente verfügt, daß seine Erben die Summe der Hinterlassenschaft in das Grabmal einhauen lassen, falls sie dies unterließen, ein Kampfspiel von 100 Fechterpaaren und eine öffentliche Mahlzeit nach der Bestimmung eines bekannten Verschwenders Arrius geben sollten. Auch in den Städten Italiens bestand diese Sitte schon in der Zeit der Republik. So bewirthete z. B. ein Duumvir zu Sinuessa beim Tode seines Vaters die Bürger der Stadt mit Honig und Wein (wol bei der Bestattung selbst), veranstaltete für sie und die Bewohner eines nahen Fleckens ein Gladiatorenspiel, und für die Bürger und alle Angehörigen seines Geschlechts ein Gastmahl. Allem Anschein nach blieb diese Sitte in der Kaiserzeit häufig. Der jüngere Plinius lobt einen Freund, daß er der Stadt Verona ein Fechterspiel versprochen habe, da er dort so allgemeine Liebe und Achtung besitze, und überdies dem Andenken seiner verstorbenen Frau, einer Veroneserin, eine solche Feierlichkeit schuldig sei. Freilich habe man auch so allgemein in ihn gedrungen, daß er es nicht abschlagen konnte. Doch verdiene seine Freigebigkeit in der Ausstattung noch besonderes Lob, denn gerade in solchen Dingen zeige sich ein großer Sinn. Unter anderm war zu diesem Schauspiel eine Anzahl von Panthern aus Afrika verschrieben worden. Unter Liberius ließ einmal in einer Stadt Italiens der Pöbel den Leichenzug eines Officiers den Marktplatz nicht eher überschreiten, als bis er den Erben das Versprechen eines Fechterspiels abgetrotzt hatte. Statt der Bewirthungen bei Todtenfeiern erfolgten auch Geldvertheilungen. In Gabii vertheilte ein Seidenhändler bei der Einweihung des seiner Tochter errichteten Grabtempels (im Jahre 169 n. Chr.) an die Honoratioren des ersten Standes je fünf, an die des zweiten je zwei, die Ladeninhaber innerhalb der Stadtmauern je einen Denar, und zahlte außerdem 100,000 Sesterzen an die Stadtcasse, von deren Zinsen jährlich am Geburtstag seiner Tochter die Honoratioren der beiden ersten Stände öffentlich an besonderen Tafeln gespeist werden sollten. Ähnliche Urkunden über Stiftungen zur Bestreitung jährlicher Gedächtnismahle für Todte sind zahlreich erhalten.

Endlich stand die Pracht und Großartigkeit der Grabdenkmäler, sowie der Reichthum ihrer äußeren und inneren Ausstattung und Decoration, nicht bloß im Verhältniß zu dem übrigen, in seiner Art einzigen Kunstluxus jener Zeit, sondern wurde durch mannigfache Rücksichten noch sehr erhöht; auch hier haben gesetzliche Einschränkungen allem Anschein nach so gut wie nichts gefruchtet. Den so allgemeinen, oft bis zur Leidenschaft gesteigerten Wunsch, im Andenken der Nachwelt fortzuleben und seinen Angehörigen ein solches Fortleben zu sichern, meinte man am besten durch Bauten zu erreichen, deren hochragende, für die Ewigkeit gegründete, mit architektonischem und plastischem Schmuck auf's reichste ausgestattete Massen die staunenden Blicke noch der spätesten Geschlechter auf sich ziehen sollten. Sodann forderte der Cultus der Todten nicht bloß Räumlichkeiten und Vorrichtungen für die am Grabe abzuhaltenden Opfer, sondern veranlaßte auch öfter die Errichtung der Grabmäler in Form von Tempeln und

tempelartigen (gewöhnlich zweistöckigen) Gebäuden. Endlich führte die Vorstellung von einem körperlichen Fortleben der Todten zur Anlegung der letzten Ruhestätten (der „ewigen Behausungen“) in der Art von Wohnungen (sowie ihrer Ausstattung mit Gegenständen des Gebrauchs im Innern), welche auch oft mit Gärten umgeben wurden.

Bei dem Mangel allgemeiner Begräbnißplätze mußten diejenigen, welche nicht auf ihrem eigenen Grund und Boden Grabstätten errichten konnten, geeignete Grundstücke, gewöhnlich an den Landstraßen, erwerben. Die sehr häufigen Familienbegräbniße waren in der Regel nicht bloß für die Angehörigen und Nachkommen des StifTERS, sondern auch für seine männlichen und weiblichen Freigelassenen und deren Nachkommen bestimmt. In der Schenkung eines Begräbnißplatzes an die Gemeinde zu Cassina in Umbrien werden für jedes einzelne Grab hundert Quadratfuß bestimmt. Dieser Raum genügte aber schon für ein Familienbegräbniß: das eines Freigelassenen des Trajan, welcher Director des kaiserlichen Postbüreaus in Rom war, hatte nicht mehr als  $10\frac{1}{4}$  Fuß im Quadrat. Doch waren größere auch in der Zeit des Verbrennens nicht ungewöhnlich. Das Grabmal des Istacidius zu Pompeji z. B. hat einen Flächeninhalt von  $15 \times 15$  Fuß = 225 Quadratfuß. Grabstätten von  $25 \times 25 = 625$  Quadratfuß, von  $25 \times 30 = 750$  Quadratfuß, von  $26 \times 35 = 910$  Quadratfuß, (die beiden letzteren in Ostia) waren offenbar nicht ungewöhnlich. Es gab deren aber auch, die einen Morgen (28,000 Quadratfuß) umfaßten, und noch größere. Der Trimalchio des Petronius bestimmte für seine Grabstätte, auf welcher sich außer dem Monument Wein- und Obstpflanzungen, auch ein Wächterhäuschen befinden sollten, 20,000 Quadratfuß.

Von der Pracht so vieler Mausoleen, die an den Landstraßen Roms und der übrigen Städte Italiens aus der unabsehbaren Menge der geringeren Grabmäler in imposanter Masse und Höhe emporragten, stehen nur noch einzelne, wie die Pyramide des Cestius, die Grabthürme der Cäcilia Metella und des Plautius (an der Straße bei Livoli), und das jetzt Torre d'Orlando genannte Denkmal des Munatius Plancus bei Gaeta. Die meisten sind spurlos oder bis auf mehr oder weniger dürftige Trümmer verschwunden, und Martial's Wort hat sich erfüllt, daß man seine Gedichte noch lesen werde, wenn Feigenbäume ihre Wurzeln in die hohen Marmordenkmalen des Vicinus und Messalla treiben, ja wenn diese Massen zu Staub zerfallen sein würden. Daß auch an kleineren Orten Italiens der Aufwand für Grabdenkmäler verhältnißmäßig groß war, zeugt in Pompeji unter andern die Ueberreste des einst sehr stattlichen Monuments der Mamia, eines tempelartigen Bauwerks mit Pilastern auf erhöhtem Unterbau. Das im Jahre 169 von dem oben erwähnten Seidenhändler in Gabii seiner Tochter errichtete Grabmal war laut der Inschrift ein Tempel mit der Bronzestatue der Verstorbenen als Venus und vier andern in Nischen aufgestellten Bronzestatuen, mit bronzenen Thüren, einem Bronzealtar und sonstigem Schmuck.

Auch in den Provinzen fehlte es nicht an bedeutenden, ja prachtvollen Denkmälern. Das Grabgebäude eines begüterten Römers in Langres (wol aus der früheren Kaiserzeit) enthielt (nach seinen noch erhaltenen testamentarischen Be-

stimmungen) in einem vorspringenden Raum wahrscheinlich zwei Statuen des Verstorbenen, wol beide sitzend, aus bestem griechischem Marmor und bester Bronze zweiter Sorte. Vor dem Gebäude stand ein Altar „aus bestem carrarischem Marmor bestens gearbeitet“, der Asche und Gebeine des Todten in sich schloß. Auf dem dazu gehörigen Grundstück befand sich ein Teich und Obstgärten, welche ein Gärtner mit drei Lehrlingen in Ordnung zu halten hatte. Für die Instandhaltung des ganzen Complexes von Gebäuden waren (wie ohne Zweifel in der Regel) Bestimmungen getroffen.

Hier und da haben sich römische Grabdenkmäler auch in den Provinzen erhalten. So zu Trier bei Trier das über 70 Fuß hohe, aus festem, grauem Sandstein aufgeführte, reich ornamentirte und mit Bildwerken geschmückte der Secundinier; zu Vienne die vom Volke für ein Grabmal des Pilatus gehaltene sogenannte Aiguille („eine hochragende, auf einen Janusbogen gesetzte Pyramide, von gewaltigen Steinen aufgethürmt, ohne allen Schmuck“). Das etwa 45 Fuß hohe römische Mausoleum von St. Remy (in der Nähe von Tarascon) ist in der Zeit des Uebergangs der Republik in die Monarchie einem Ehepaar von seinen drei Söhnen errichtet worden. Ein auf Stufen emporsteigender, mit Reliefs geschmückter viereckiger Unterbau trägt eine ebenfalls viereckige, nach allen Seiten offene korinthische Bogenhalle, und diese wieder einen offenen Rundtempel von zehn korinthischen Säulen mit einem Kuppeldach, welcher die Statuen der Verstorbenen enthält. Der sogenannte Thurm der Scipionen, bei Tarragona, ein großes, freistehendes Denkmal, rührt wol noch aus Augustischer, oder wenig späterer Zeit her. In der ostjordanischen Landschaft stehen zahlreich die dort als römische Grabmonumente beliebten viereckigen Thürme, die zugleich als Laubenhäuser dienten. Das Denkmal des Praefecten der in Lambessa stationirten dritten Legion, Titus Flavius Maximus, ein viereckiger, auf einem Sockel stehender, von einer Pyramide gekrönter Steinbau (im Ganzen 6—7 Meter hoch), wurde nach einer Erschütterung durch ein Erdbeben 1849 durch die dortige französische Garnison von Grund aus restaurirt. Die in einer Bleurne (welche bei der Berührung auseinanderfiel) gefundene Asche des Todten ward in einer Umhüllung von Zink auf's Neue bestattet, und ein ganzes Bataillon erwieß durch eine Salve den Manen des römischen Officiers die letzten militärischen Ehren. Der südlichste römische Baurest in der Sahara (welcher beweist, daß die Römer lange die tripolitaniſche Wüstenstraße beherrschten), ist das von Heinrich Barth beschriebene und abgebildete Grabmal bei Alt Djerma (26° 22' n. Br.): ein viereckiger, einstöckiger, von korinthischen Pilastern eingefasster, von einem hohen Hauptgestirne gekrönter Bau, dessen dreistufige Basis eine geräumige Grabkammer einschließt. Die Wände des leidlich erhaltenen Denkmals sind jetzt ganz mit Quaregschrift bedeckt.

Die Kosten der Grabdenkmäler, die oft testamentarisch bestimmt waren (wo dann zuweilen die Erben zu den ausgelegten Summen freiwillige Zuschüsse machten), sind in einer Anzahl von Grabinschriften genau angegeben. Die Summen steigen von 200 bis 100,000 Sesterzen (43,5 bis 21,753 Mark). Das Grabmal eines Decurionen des römischen Augsburg, welcher zu Epfach starb und bestattet wurde, kostete 6000 Sesterzen (1305 Mark); das des Regions-

präfecten Flavius Maximus zu Sambessa das Doppelte. Die Grabmäler, deren Preise wir kennen, sind aber so gut wie sämmtlich für Soldaten und Officiere niederer Grade (höchstens Legionstribunen) in Algerien, und für Honoratioren der Städte Italiens und der Provinzen errichtet. Daß die Monumente der Großen Roms ganz andere Summen erforderten, zeigt schon der Preis desjenigen, das Cato von Utica seinem Halbbruder zu Anus zu Thracien aus thassischem Marmor aufführen ließ (38,000 Mark). Doch in der Kaiserzeit wird auch diese Summe schwerlich für eine ungewöhnlich hohe gegolten haben.

Das prachtvollste Grabmal des gesammten römischen Alterthums war das Hadrian's; und mag es auch alle übrigen so weit hinter sich zurückgelassen haben, wie seine Villa bei Tivoli alle anderen Villen, so gibt es immerhin einen hohen Begriff von der Pracht und Großartigkeit der Denkmäler, die in der Herrlichkeit dieses unvergleichlichen Baues gipfelte. Der jetzt verschüttete quadratische Unterbau aus parischen, ohne Bindemittel zusammengefügten Marmorquadern überragte die Stadtmauer, jede seiner Seiten war nach Prokopius eine Steinturfsweite (104 Meter) lang. Die Plattform war mit herrlichen, wol sämmtlich colossalen Bildwerken „von Männern und Rossen“ geschmückt. Der cylindrische Mittelbau (die Engelsburg) gibt nur von den colossalen Dimensionen des Ganzen eine Vorstellung, über die architektonische Gestaltung und sonstige Ausführung der höheren Theile ist nichts gewisses bekannt. Die Plattform wurde ihres plastischen Schmucks ganz oder größtentheils schon im Jahre 537 beraubt. Als die Römer sich damals hier gegen die unter Vitichis Rom belagernden Gothen vertheidigten, stürzten sie die Statuen auf die Köpfe der anstürmenden Feinde herab. Eine einzige derselben ist, wenn auch verstümmelt, noch vorhanden: der sogenannte Barberinische schlafende Faun, der beim Aufräumen des die Engelsburg umgebenden Grabens gefunden wurde und jetzt zu den Zierden der Glyptothek in München gehört.

# Das Elfaß vor der Revolution von 1789.

Von  
A. Schneegans.

Obwol die Geschichtsforschung in Deutschland, in England und, wie es in der Natur der Dinge liegt, besonders in Frankreich, seit einem halben Jahrhundert die bedeutenden Ereignisse der ersten Revolutionsperiode von 1789 bis 1800 einer unausgesetzten, sorgfältigen und, wenn auch nur seit Kurzem einer objectiveren, von den Parteileidenschaften und Voreingenommenheiten freieren Darstellung und Beurtheilung unterzogen, so bleibt nichtsdestoweniger in den Annalen jener, an Licht wie an Schatten, an Bewunderungswürdigem wie an Schauerlichem, an Ruhm wie an Schande so außergewöhnlich reichen Zeit noch manche Lücke offen, welche auszufüllen den künftigen Geschlechtern vorbehalten sein muß. Seltsamer, wenn auch im Grunde äußerst erklärlicher Weise, ist es gerade die dem Ausbruch der Revolution vorhergehende, dieselbe vorbereitende und vielfach auch erklärende Zeit, welche für die heutige Generation in tiefstes Dunkel gehüllt ist, und fast scheint es, als ob der große Glanz des Jahres 1789 und die sengende Gluth der darauf folgenden Volkseruptionen, die Geschichtsschreiber sowol als auch die lesende und denkende Welt überhaupt geblendet und unsere Augen für die weichern, ohne grellen Gegensatz naturgemäß aus einander sich entwickelnden, und wie im Halbdunkel einer anbrechenden Morgenröthe mild leuchtenden Farben jener Uebergangsperiode unempfindlich gemacht hätten. Zwischen der Thronbesteigung Ludwig's XVI. und dem Ausbruch der 89er Bewegung liegt es wie eine Dämmerung, und wol mit Recht konnte einer der bedeutendsten Historiker Deutschlands, Prof. von Sybel, in seinem jüngsten Aufsatze über „den alten Staat und die Revolution in Frankreich“<sup>1)</sup> sagen, daß, ungeachtet der vortrefflichen Forschungen und Studien von Locqueville und von Laine, und „bei allem eifrigen Interesse für die Revolution, eine aus den authentischen Documenten geschöpfte Geschichte Ludwig's XVI. bis auf den heu-

<sup>1)</sup> Deutsche Rundschau, Octoberheft 1879.

tigen Tag noch nicht geschrieben ist". Ja, noch viel mehr! Je näher wir dem Datum von 1789 rücken, desto tiefer scheint sich dieser Schatten auf die Geschichte Frankreichs zu lagern; die Unempfindlichkeit für Alles, was noch nicht die Revolution heißt, ist so groß, daß wir die unmittelbaren Vorgänge, aus welchen diese Revolution hervorging, kaum bemerken; daß uns ~~das~~ Interesse und auch das Verständniß für die so ungemein bedeutende und, von allen Gesichtspunkten des eingehendsten Studiums würdige Reformperiode der Jahre 1787 und 1788 vollständig abgeht; daß die Einberufung der Notabelversammlung in Versailles, die Einsetzung der Provinzialversammlungen und die Arbeiten der aus diesen letzteren hervorgegangenen Commissions intermédiaires für die meisten Derjenigen, die sich rühmen, die Geschichte der französischen Revolution genau zu kennen, kaum annähernd geahnte, wenn nicht vollständig unbekannte Ereignisse sind. Insofern hätte Napoleon I., der, wie bekannt, gekliffentlich Alles, was vor seinem Consulate lag, als das Chaos des alten Régime, und besonders diese Provinzialversammlungen als unbedeutende, keiner Beachtung werthe Versuche hingestellt wissen wollte, sein Ziel erreicht <sup>1)</sup>).

In den letzten Jahrzehnten erst hub man in Frankreich an, über die Schwelle der Revolution zurückzuschauen, und die Anfänge dieser Bewegung in ihren Quellen, in den Reformbestrebungen der 80er Jahre zu studiren. Tocqueville in seinem bekannten Werke: „L'ancien régime et la Révolution“; Ed. Saboulaye in einer Reihe von Vorträgen im Collège de France über die Verwaltung unter Ludwig XVI.; Léonce de Lavergne in seinem Buche über die „Assemblées provinciales“; neuerdings noch Taine in seinen „Origines de la France contemporaine“ — haben die Aufmerksamkeit auf jene interessante und wichtige Epoche gerichtet, und allmählig scheint es, als ob in dem Nachbarlande die Forschung sich aus dem legendenhaften Gewande, in das die Geschichte der Revolution sich lange Zeit gehüllt hatte, herausarbeiten und als ob an Stelle der durch Parteitraditionen bedingten Urtheile der objective, allen Elementen gerecht werdende und über Traditionen und Legenden sich erhebende, reine Geist der Geschichte treten solle.

Ob in den französischen Departements das Interesse für diese vorrevolutionären und in die Localgeschichte der verschiedenen Gauen und vormaligen Provinzen so tief einschneidenden Begebenheiten in demselben Maße wieder erwacht ist wie in den Pariser gebildeten Kreisen, vermögen wir nicht zu entscheiden; bei dem immer weiter um sich greifenden centralistischen Gange, der alles Leben nach dem Centrum treibt und die Glieder je mehr und mehr daran gewöhnt, sich einzig als die unselbständigen Werkzeuge zu betrachten, welche dem Herzen frisches Blut zuzuführen bestimmt sind, wäre es aber zu verwundern,

<sup>1)</sup> In einem, von Bordeaux im Jahre 1808 an den Minister des Innern, betreffend die Veröffentlichung einer im kaiserlichen Sinne zu verfassenden Geschichte Frankreichs, gerichteten Schreiben sagte Napoleon: „Il faut faire remarquer le désordre perpétuel des finances sous l'ancien régime, le chaos des assemblées provinciales, les prétentions des parlements, le défaut de règle et de mesure dans l'administration; cette France bigarrée, sans unité de loi et d'administration, de sorte qu'on respire en arrivant à l'époque où l'on a joui des bienfaits de l'unité de loi, d'administration et de territoire.“

wenn dies geschehen wäre, oder in der nächsten Zeit geschehen sollte. Jedenfalls können wir constatiren, daß, was das Elsaß anbetrifft, das von jenen vorrevolutionären Ereignissen auf eine vielleicht noch empfindlichere Weise als die altfranzösischen, mit dem Königreiche seit Jahrhunderten eng verwebten und sich nicht wie dies Grenzland, als Province étrangère effective fühlenden Provinzen berührt wurde, seine Historiker und Annalisten bis in die jüngste Zeit, bezw. bis in das Jahr 1871, die Reformbewegung von 1787, die daraus entsprungene Reorganisation der alten Provinzialstände, das wenn auch sehr flüchtige Wiederaufleben einer gewissen politischen Lokalämndigkeit, kaum beachtet, und ihrer nur im Vorbeigehen in kurzen Worten, und als von etwas Untergeordnetem, Unbedeutenderem Erwähnung gethan haben.

Diese Geringschätzung der Bewegung von 1787 und der daraus hervorgegangenen Versammlungen ist aber nichts weniger als berechtigt, und es können sich nur Diejenigen mit diesem absprechenden Urtheil einverstanden erklären, welche entweder überhaupt keiner Reform das Wort reden wollen und, in den 80er Jahren, sich auf Seite des strammen Absolutismus stellen, oder aber nur in dem Umsturze der bestehenden Ordnung und Gewalt und in dem, auf eine vollständige Nivelirung fußenden revolutionären Wiederaufbau der Gesellschaft die Möglichkeit einer Verbesserung der damaligen Zustände zu erblicken vermögen. Wer sich die Dinge unbefangenen Auges ansieht, wer sich die Mühe nimmt, die Protokolle der einen oder der anderen dieser Provinzialversammlungen zu durchstöbern, der wird sich im Gegentheil ein Gesamtbild der Lage der französischen Provinzen von 1789 zusammenstellen, das wesentlich von demjenigen, an das wir durch die im Allgemeinen beliebte, schablonenmäßige Geschichtsschreiberei gewöhnt sind, absteht. Er wird jedenfalls in jener Reformbewegung einen ernstern Anlauf zur friedlichen, allmählig fortschreitenden, den Bedürfnissen Rechnung tragenden Lösung des am Ende des 18. Jahrhunderts in allen Schichten der Bevölkerung zu Tage tretenden Conflictes wahrnehmen. Mit der Vergangenheit, nicht mit den nach 1787 hereinbrechenden großartigen Umwälzungen, muß man diese Versuche, wenn man ihnen überhaupt gerecht werden will, vergleichen: kommt es doch in der geschichtlichen Beurtheilung der Zustände und Ereignisse im wesentlichen darauf an, wie die Parallele gezogen, zwischen welchen Factoren und auf welcher Grundlage und Vorbestimmung der Vergleich ange stellt wird. Vergleicht man nun aber die Jahre, in welchen die Provinzialversammlungen tagten, mit den langen Decennien, die vorhergingen, und während welcher der französische Staat fast gar keine Vertretung des Volkes kannte, so ist der Fortschritt ein in die Augen springender.

Ist dies von Frankreich überhaupt richtig, so gewinnen wir andererseits in dem Elsaß ein Bild von besonders interessanter Färbung, das Bild einer Provinz, welche ebenfalls nach langen Jahrzehnten zum ersten Male wieder berufen ist, sich als ein Ganzes zu fühlen, bei deren Neugestaltung aber noch ein anderes, sehr wichtiges Moment mitspielt, da nämlich zum ersten Male seit der Losreißung des Elsasses von Deutschland in dem Jahre 1648, dies Land durch das Edict vom 22. Juni 1788 berufen wurde, auf französischer Unterlage, in französischer Form und Weise, und in Gemeinschaft mit den anderen

französischen Provinzen, eine Vertretung seiner Interessen, eine Repräsentation der Bevölkerung, und einen verwaltenden Ausschuß zu wählen. Die Provinz tritt augenscheinlich aus dem Zustande des eroberten Landes in denjenigen einer, den alten Provinzen gleichgestellten, gleichberechtigten, folglich mit dem Könige enger verschmolzenen Provinz, als es die Province étrangère effective, wie man das Elsaß bis dahin nannte, gewesen war. Nicht ohne Ähnlichkeit mit den jetzigen Zeiten ist somit jener Versuch von 1787, im Elsaß einen parlamentarischen Körper zu bilden, der zunächst die politische und administrative Persönlichkeit des Elsasses, die historische Zusammengehörigkeit des zwischen Basel und Landau gelegenen Landes, der weiter aber auch die auf Verträgen beruhende Zusammengehörigkeit dieses Landstriches mit dem Königreiche Frankreich documentiren sollte, gerade wie etwa ein Jahrhundert später der Elsaß-Lothringische Landesauschuß, die jetzige Provinzialversammlung, in diesen beiden Richtungen hin, der particularistischen und der nationalen, in dieser letzteren aber nicht mehr nach Frankreich, sondern nach Deutschland sich hinwendend, die Eröffnung einer neuen politischen Periode dieses Landes bezeichnet, und durch seine allmähliche Entwicklung, den Uebergang aus dem Eroberungs- zu dem Rechtszustande documentirt.

Es möchte sich wol in mannigfacher Hinsicht die Gelegenheit bieten, diese, schon beim ersten Einblick in die Zustände der beiden Perioden in das Auge leuchtende Ähnlichkeit, welche zwischen der Provinzialversammlung von 1787 und dem Landesauschuß von 1875 besteht, zu betonen; zunächst soll aber Zweck dieser Arbeit sein, jene, den Meisten wol unbekanntere Periode von 1787 zu skizziren, und in kurzen Umrissen die Entstehung, die Zusammensetzung und die Thätigkeit der Provinzialversammlung und der aus ihr entsprungenen Commission Intermédiaire zu entwerfen.

Wir sind in den ersten Tagen des Jahres 1787. Der König hat sich entschlossen, eine sogenannte Notabelnversammlung einzuberufen, um von ihr zu erfahren, welche Maßregeln zu ergreifen angezeigt wäre, um den Wünschen des Landes gerecht zu werden. Diese Notabeln versammelten sich in Versailles am 29. Januar 1787, und war dieser erste berathende Körper seit der Notabelnversammlung von 1626, welchem in so kurzer Frist so viele andere, nicht nur berathende, sondern beschließende, nicht nur beschließende, sondern selbst verwaltende und regierende Körperschaften folgen sollten, folgendermaßen zusammengesetzt: sieben Prinzen von königlichem Geblüte, vierzehn Erzbischöfe und Bischöfe, sechsunddreißig Herzöge und Pairs, Marschälle und Edelleute, zwölf Staatsräthe und Maitres des requêtes, achtunddreißig, aus dem Richterstande hervorgegangene Magistratspersonen, erste Präsidenten, Generalprocuratoren u. s. w., zwölf Abgeordnete von den sogenannten Pays d'États, von welchen vier dem Clerus, sechs dem Adel, und zwei dem dritten Stande, dem Tiers-État, angehörten, endlich fünfundzwanzig Municipalbeamte (Officiers municipaux): im ganzen 144 Notable, die, außer sechs oder sieben von den Municipalbeamten, Alle dem Adel angehörten. In seinen Memoiren fällt Mirabeau (der Ältere) über diese so zusammengesetzte Notabelnversammlung ein Urtheil, wie es schärfer und wol auch für die Sachlage nicht bezeichnender ausfallen konnte: „Der Minister (Calonne),“ schreibt der alte Mirabeau, Vater des künftigen Tribünen, „versammelt



eine Anzahl von guillots, die er die Nation nennt, um ihnen die Fuß bei den Hörnern herzuführen und ihnen zu sagen: Meine Herren, wir melken Alles weg, und noch mehr; wir essen Alles weg, und noch mehr; und für das Noth mehr werden wir Mittel finden, es zu bestreiten aus dem Gelde der Reichen, das nichts gemein hat mit dem Gelde der Armen: wir thun Ihnen nun bekannt, daß Sie diese Reichen sind; bitte, geben Sie uns jetzt Ihren Rath in dieser Angelegenheit."

So scharf und absprechend aber dies Urtheil lautete, so ungerecht muß es erscheinen, wenn man die Beschlüsse dieser Versammlung betrachtet, wenn man sieht, mit welchen staatsmännischen, vorsichtigen aber nichtsdestoweniger entschiedenen reformatorischen Plänen sich gewisse hervorragende Mitglieder dieser Versammlung herumtragen. In den Hülfskreisen hieß es: Der König demissionirt; im Volke aber: Versailles sinkt, Frankreich steigt!<sup>1)</sup> In den Memoiren Lafayette's, der einer der Notabeln war, lesen wir andererseits, daß dieser Mann die Einberufung dieser Versammlung als einen großen Sieg der Reformpartei ansah, und daß er in dieselbe eintrat, mit dem Vorsatz, die Regierung zu bitten, zunächst Provinzialversammlungen einzuberufen, um allmählig, aber langsamen Schrittes, wie es die Lage zu erheischen schien, zu einer Einberufung der Generalstände (États Généraux) oder einer Nationalversammlung zu gelangen. Wenn ein Mann wie Lafayette die Einsetzung von Provinzialversammlungen als das zudrörderst zu Erzielende betrachtet und als eine von dem Lande erwünschte Reform befürwortet, so darf man aus diesem Momente den Schluß ziehen, daß die Lage damals noch keineswegs eine solche war, daß, wie es die Parteihistoriker so gerne heutzutage behaupten, das französische Volk sein Heil nur in dem gewaltthätigen Umsturze des Thrones und der bestehenden Ordnung zu erblicken vermochte: im Gegentheil! jene Reformbewegung von 1787 ist gerade deshalb so merkwürdig, weil durch sie die Regierung den einzigen Weg betrat, der das Land noch vor einer Katastrophe bewahren konnte.

Die Notabeln erklärten sich also damit einverstanden, daß, wie der Minister G. von Calonne es vorschlug, im Laufe des Jahres Provinzialversammlungen in allen Provinzen, welche keine Provinzialstände besaßen, einberufen würden, und durch ein königliches Edict vom 22. Juni 1787 wurden die Wahlen zu diesen Versammlungen ausgeschrieben.

Nicht in diesem Edict aber, sondern, wie dies heutzutage noch zu geschehen pflegt, in den, das Edict erläuternden Regulativen<sup>2)</sup> findet man die Zusammensetzung, den Wahlmodus und die die Befugnisse der neu eingesetzten Körperschaften betreffenden Bestimmungen. Dreiundzwanzig auf einander folgende Regulative wurden, vom 23. Juni bis zum 10. August erlassen. Sie lauten fast gleichmäßig und weichen nur in den für gewisse Provinzen nothwendigen Sonderbestimmungen von einander ab. Das auf das Elsaß bezügliche Regulativ trägt das Datum vom 12. Juli.

<sup>1)</sup> Henri Martin, Histoire de France. T. 16. p. 570.

<sup>2)</sup> Règlement sur la formation et la composition des assemblées qui auront lieu, en suite de l'édit portant création des assemblées provinciales.

Zunächst werden durch diese Regulative die Municipalversammlungen (assemblées municipales) geregelt: in jeder Gemeinde sollen alle Bürger, die 10 Livres oder mehr Boden- oder Personalsteuer zahlen, als Wähler zusammentreten und aus deren Mitte 3, 6, oder 9 Mitglieder der Municipalversammlung wählen, 3, wenn die Gemeinde weniger denn 100 Feuer zählt, 6, wenn sie deren 200, 9, wenn sie deren mehr denn 200 zählt; der Adelige (Seigneur) und der Pfarrer (Cure) sind von Rechtswegen Mitglieder der Municipalversammlung. Wählbar sind alle Bürger, welche in der Gemeinde seit einem Jahre ansässig sind und wenigstens 30 Livres Steuer zahlen.

Aus diesen Municipalversammlungen werden dann in zweiter Instanz die sogenannten Assemblées d'élection, — wir würden heute, was das Elsaß anbelangt, sagen: Kreisstage — gewählt. Jeder dieser Kreise oder Elections wird in 6 Arrondissements (oder Cantons) eingetheilt, wovon jeder 4 Mitglieder, 2 Bürgerliche, 1 Adelligen und 1 Geistlichen wählt; im ganzen wird die Assemblée d'élection aus 24 Mitgliedern, 12 Bürgerlichen, 6 Adelligen und 6 Geistlichen zusammengesetzt, und können nur Solche Mitglieder dieser Versammlung sein, die vorher schon Mitglieder der Municipalversammlungen waren. Im Elsaß waren diese Arrondissements oder auch Districts folgendermaßen vertheilt: Colmar, Schlettstadt, Hagenau, Barr, Weisenburg, Landau, Erstein, Wassenheim, Marlenheim, Belfort, Ammersweyer, Dorlisheim, Ensisheim, Meistrasheim, Massevaux, Sainte Croix, Altkirch, Blodelsheim, Habsheim, Oberbronn, Wolzheim, Besoncourt, Baufrey, Hüningen. Straßburg fehlt in dieser Liste, wie man sieht; die alte freie Reichsstadt betheiligte sich auch überhaupt weder bei diesen Wahlen, noch bei denjenigen der Provinzialversammlung, da sie, auf Grund der Capitulation von 1681, noch immer einen besonderen Staatskörper und eine besondere Souveränität bildete. Als man die Wahlen zu den Generalständen ausschrieb, wurden Klagen darüber laut, daß die Stadt bei diesen Versammlungen nicht mitzureden gehabt hätte, was aber andererseits, von den mit Recht auf ihrer Capitulation fußenden Bürgern und Vertretern der Stadt wol als selbstverständlich angesehen wurde. Jedenfalls muß, wenn auch nur als historisches Curiosum hervorgehoben werden, daß, so wie Straßburg, aber aus ganz anderen Gründen, in dem jetzigen Landesauschuß keinen Vertreter zählt, es auch aus der, im Jahre 1787 tagenden Elsäßischen Provinzialversammlung ausgeschlossen war.

Diese Assemblées d'élection endlich erwählten wieder, und auf dieselbe Weise, die Mitglieder der Provinzialversammlung, welche ihrerseits in derselben Weise, aus Bürgerlichen, Adelligen und Geistlichen zusammengesetzt waren.

Es wird kaum nothwendig sein, auf die im Vergleich mit den jetzigen Einrichtungen so auffallende Schwerfälligkeit dieses Wahlmodus hinzuweisen. Selbst das preußische Dreiclassenwahlsystem, oder die, von manchen Seiten so hart angefochtenen indirecten Wahlen, wie sie beispielweise das neueste Gesetz über die Zusammensetzung des Elsaß-Lothringischen Landesauschusses vorschreibt, sind unvergleichbar leichter und einfacher, als jener so überaus complicirte Wahlmechanismus des 18. Jahrhunderts.

Der Schwerpunkt in dieser Organisation des Jahres 1787 liegt aber nicht

so sehr in den Provinzialversammlungen selbst, als in den Ausschüssen, in den Commissions intermédiaires, oder, wie man sie im Elsaß nannte, in den Zwischen-Commissionen, welche die Provinzialversammlung aus ihrer Mitte zu wählen berufen war, und welche, in der Zwischenzeit der Sessionen, die Verwaltung der Provinz nicht nur zu controlliren, sondern an der Seite des Intendanten, des damaligen Präfecten, und sogar noch über dem Intendanten zu leiten beauftragt war. Die Intendanten hatten bis dahin in Frankreich ein unbeschränktes Regiment geführt; aus allen Theilen des Landes drangen die bittersten Klagen gegen das Treiben und die Willkür dieser, wie türkische Paschas hauenden, Proconsule nach Versailles, und so allgemein, so tiefeinschneidend war der Unmuth gegen ihre Wirthschaft, daß selbst die von dem Könige direct ernannten Notabeln, durch Einsetzung dieser Commissions intermédiaires der Intendantendictatur ein Ende zu machen sich bereit erklärten. Provinzialversammlungen und Commissions intermédiaires erhielten das Recht und wurden berufen alle Steuern, von welcher Art sie waren, und zu welchem Zwecke sie erhoben wurden, zu berathen; deren Vertheilung (répartition) und deren Anlage oder Ansetzung (assiette) zu überwachen, zu verändern oder gutzuheißen; der Krone alle die, in ihrem Schoße angenommenen und auf die Verwaltung der Provinz bezüglichen Vorschläge zu unterbreiten; und das Edict vom 22. Juni 1787 setzt ausdrücklich hinzu, daß die Regierung diesen Versammlungen alle zur Ausübung ihrer Rechte nothwendigen Gewalten und Befugnisse einräumt: „— leur attribuant, sous notre autorité et surveillance, ainsi qu'il sera par nous déterminé, tous les pouvoirs et facultés à ce nécessaires.“ In wie weit freilich diese Verheißungen und Versprechungen, die von dem Könige und den Ministern gewiß ernstlich gemeint waren, die aber den Intendanten sehr unbequem sein mußten, auch praktisch ausgeführt wurden, dies ist eine andere Frage, und werden wir bei Besprechung der Betrachtungen, mit welchen die Elsaßische Zwischen-Commission ihre Arbeiten im Jahre 1789 schloß, Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Es werden uns die damaligen Vorkommnisse zeigen, auf welche Hindernisse und auf welche latente Opposition die in Paris geplanten Reformen bei den, in den Provinzen thätigen Verwaltungsbehörden stießen, und klaren Auges werden wir daraus ersehen, daß die Ursachen, welche die Bewegung von 1787 zum Scheitern brachten, nicht zum geringsten Theile in der Haltung der eigentlichen Hof- oder, wenn wir uns so ausdrücken können, Junkerpartei zu suchen sind. Wenn Frankreich zu der Revolution geführt wurde, so liegt die Schuld wenigstens in demselben Maße an der, gegen die Reform von 1787 durch ihren passiven Widerstand ankämpfenden und die besten Absichten in der Praxis lahm legenden Reaction, als in der, dem Bürgerstande in Paris, sowie der gesammten Bevölkerung in der Provinz damals noch fernliegenden, wenn auch in den unteren Kreisen der Hauptstadt und in einigen unruhigen Köpfen der großen Provinzialstädte freilich stark grassirenden Sucht, durch die Gewaltthätigkeit eine vermeintliche Besserung der Zustände herbeizuführen.

Ob die Wahlen im Elsaß ruhig vor sich gingen, ob sie in der Bevölkerung große Wellen geschlagen, ist schwer zu entscheiden, da das zur Beurtheilung jener Zeit nothwendige Material nur in geringem Grade vorhanden ist, und

die öffentlichen elsässischen Archive, sowie die Straßburger Universitätsbibliothek kaum die officiellen Acten in ihrer Vollständigkeit aufzuweisen vermögen. Den 10. November 1787, 8 Uhr Morgens, versammelten sich die Delegirten zu ihrer ersten Sitzung in dem sogenannten „Hôtel du Directoire de la Noblesse de la basse Alsace“, die Vertreter des Clerus zur Rechten, die Vertreter des Adels zur Linken des Präsidenten, endlich die Vertreter des dritten Standes in der Mitte des Saales. Wir begegnen in dieser Versammlung den bedeutendsten Namen der adeligen und bürgerlichen Geschlechter des damaligen Elsaß untermischt mit denjenigen der aus Frankreich dort angefestelten fürstlichen Familien: die Herren von Flachslanden, von Anblau, von Truchseß, Waldner von Freundstein, von Landsberg, von Dietrich (der letzte Stettmeister der Stadt Straßburg), von Berckheim, von Müllenheim, von Lürchheim, Henneberg, Schwendt, Buob, Sandherr, Chauffour, von Schauenburg, Hell, von Wangen, ferner den Fürsten von Broglie, den Herzog von Valentinois, Danzas, Belonde, de Darstein, de La Porte, de Cointour, de Boug, de Montjoie u. s. w. Mit besonderem Apparate wurde diese erste Session der elsässischen Provinzialversammlung eröffnet, und einen seltsamen Eindruck würden wol die an die jetzigen einfachen Traditionen gewohnten Mitglieder des Elsaß-lothringischen Landesauschusses empfangen, wollten sie in dem officiellen Protocolle jener Versammlung lesen, wie die Delegirten zuerst eine Deputation von acht ihrer Collegen zu dem Generalcommandanten von Elsaß, Baron von Flachslanden, zu dem königlichen Commissar und Intendanten der Provinz, H. von la Galazière und zu dem Bischof von Tournai, Prinz von Salm; dann eine zweite, aus vier Delegirten bestehende, zu dem Director des Immediatadels, zu dem regierenden Stettmeister und zu dem regierenden Ammeister von Straßburg abschieden, um diese Herren im Namen der Versammlung zu grüßen (saluer); — wie sodann der königliche Commissar benachrichtigt wird, daß die Versammlung constituirte sei, und wie er, oben auf der Treppe von den Herrn Syndicis, und an der Thüre des Saales von vier Delegirten empfangen, in großem Ornat, „en robe de cérémonie du Conseil“, vor die Landesväter tritt, und ihnen im Namen des Königs eine Rede vorliest; wie nach Beantwortung dieser Rede durch den Präsidenten, der königliche Commissar sich in derselben Weise entfernt, die Versammlung aber in feierlichem Zuge, zu Fuß und in zwei Reihen, voran die Huissiers, Greffiers und Syndici, durch die Straßen der Stadt sich bis vor das große Portal des Münsters bewegt; dort die protestantischen Mitglieder sich absondern und in die Neue Kirche gehen, während die katholischen, in eigens für sie in dem Chore aufgestellten Fauteuils, einer von dem Bischof von Tournai, umgeben von den Grafen und Groß-Canonicis des Stiftes, abgehaltenen Messe beizwohnen, und endlich die Versammlung sich in mehrere Commissionen eintheilt, nicht etwa um sofort an die Arbeit zu treten, sondern um zuerst allen Civil- und Militärverwaltungen die officiellen Besuche abzustatten. Es mögen uns heute, wo die Eröffnung einer parlamentarischen Versammlung nichts Ungeohntes mehr ist, diese außerordentlichen Feierlichkeiten ein Lächeln abzwängen; jedenfalls aber kann gerade die Prachtentfaltung, mit welcher man damals die Eröffnung der ersten Session der Provinzialversammlung umgab, den Beweis liefern, daß die

Regierung wie die Delegirten, wie gewiß auch die Wähler selbst, große Hoffnungen an diese Reform knüpften, daß man allgemein der Ansicht war, es sei durch das Edict vom 22. Juni 1787 etwas Bedeutendes geschaffen worden.

Einen detaillirten Bericht über die Verhandlungen dieser Versammlungen herzustellen, kann nicht in den Rahmen dieser Arbeit passen; auch würde dies kaum ein genügendes Interesse bieten. Eine allgemeine Uebersicht aber über die zur Verhandlung gekommenen Gegenstände wird am besten dazu dienen, den Charakter und die Tragweite dieser Debatten zu kennzeichnen. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß sich die Versammlung in vier Abtheilungen oder Bureaux vertheilte, für die Steuern, für die öffentlichen Arbeiten, für das „allgemeine Wohl“ (bien public) und für die Rechnungen und das Reglement; eine Eintheilung, bei der wir heute gerade diejenigen Gegenstände vermiffen, die uns als die hauptsächlichsten und unentbehrlichsten erscheinen, wie der Unterricht, die Verwaltung des Innern, die Justiz. Auf das Steuerwesen allein concentrirte sich eben damals die Aufmerksamkeit des Landes, und in der Reform des Steuerwesens concentrirten sich wieder die Wünsche und Hoffnungen des Volkes und seiner Delegirten; hier, wo das Volk die Last des Staates erkennt, wo sich die Ungerechtigkeiten und die Unzulässigkeiten eines politischen Regimes auch dem Ungebildetsten fühlbar machen, hier lag der Knotenpunkt, der Kern aller Klagen und aller Zukunftsbestrebungen. Es behaupten auch, in den Discussionen der 17 Sitzungen dieser Versammlung, die Steuerfragen bei weitem die erste Stelle, und laufen auch diejenigen Verhandlungen, die angeblich einen anderen Gegenstand zum Zwecke hatten, immer wieder mit diesen ersten zusammen. Man braucht nur den Bericht, mit welchem die Verhandlungen eingeleitet werden, zu lesen, um zu sehen, auf welche Menge von Objecten sich in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit der Delegirten zu richten hatte und auch in wie hohem Grade alle Angelegenheiten unter der Steuerrubric durcheinander geworfen waren: Rheinbauten, Sold der Miliz, Gendarmerie, Bettelwesen, Futter, Pferdegestütze, Brücken- und Straßenbauten, Gehälter und Pensionen, Zwanzigstel (vingtièmes), Kopfsteuer, Wolfsjagderei, Gehälter des Conseil souverain, Umlagen auf Pulver, Zunder, Papier; Stellungen der Hypothekendwahrer, Gehälter der Huissiers des Conseil souverain; Canalbauten; Baumzuchtanstalten; Allgemeine Ausgaben; . . . Vertheilung und Erhebung der Steuern; Ausnahmestellungen in Steuerfachen; Möglichkeit, Ersparnisse bei gewissen Aemtern zu gewinnen: dies ist die, für einen an die Regelmäßigkeit und logischen Ordnung des heutigen Etats gewöhnten Leser, gewiß sehr auffallende und seltsame Reihenfolge der in dem Berichte über Steuerwesen besprochenen Angelegenheiten. Jener Versammlung aber schien dies ganz in der Ordnung zu sein, und beklagt sich Niemand über diesen eigenthümlichen Budgetwirrwarr. In derselben scheinbaren Unordnung treten die Fragen vor uns, die in den folgenden Sitzungen zur Sprache kamen: Die Abtheilung der öffentlichen Bauten zum Beispiel bespricht gleich Anfangs die Frohne (corvée), dann die Classificirung der Neubauten, der Brückengelber, die durch Brücken- und Wegebau etwachsenen Ausgaben, und endlich die Vertheilung des Impôt représentatif; dann ziehen an uns vorüber: die Gemeindevaltungen und Besitzthümer der Städte, die Archive, die Manufactures

des toiles à voiles, die Gefängnisse, die Inspection der Apotheken u. s. w. Die Nothwendigkeit einen Kataster festzustellen und den Rhein einzudämmen, wird in einem und demselben Kapitel betont; ebenso die Reformen, die in der Landwirtschaft, in der Organisation der Gendarmerie (marchaussée), in der Heizung der Casernen und in den Entbindungsanstalten angebahnt werden sollten: Alles dies unter der Rubrik der Abtheilung für das „Allgemeine Wohl“.

Wir stehen hier augenscheinlich vor den ersten Anfängen einer Budgetirung der Landeseinnahmen und -Ausgaben, vor dem ersten Stammeln eines in seiner Wiege schwerfällig und unbehilflich sich bewegenden Parlamentarismus. Aber, wenn auch die feste Form und logische Ordnung eines Budgets sich noch nicht aus dem Urschlamm jener Zeiten entwickelt hat, die Verhandlungen, die sich an diese so heterogen durcheinander geworfenen Objecte knüpfen, zeugen doch von der Gründlichkeit, von dem Ernst der Berathungen, wie auch andererseits von dem festen Willen dieser ersten Volksvertreter, Ordnung zu schaffen und tiefgehende Reformen zu verwirklichen.

Noch viel mehr zeugen davon die Verhandlungen, oder besser die Berichte (denn die Protocolle der Verhandlungen selbst liegen nicht vor), welche die Zwischencommission über ihre Thätigkeit von 1787—1789 veröffentlichte. Das Chaos der ersten Discussionen hat sich schon gelichtet; es hat sich aus dem wilden Durcheinander der vier Abtheilungen eine Ordnung, ein Budgetsystem, herausgeschält; allmählig ist Klarheit durch den Nebel gedrungen.

In diesem Berichte, der nicht weniger denn 121 große Seiten umfaßt, werden die von der Versammlung erhobenen Beschwerden in präciserer Form, und mit Abstreifung aller unwesentlicheren Daten, wiederholt, zugleich aber auch eine Art von Budget aufgestellt und endlich, was von besonderer Wichtigkeit erscheinen mag, concrete, die Organisation der Municipalitäten, die Einberufung der Generalstände, die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes und die Reformen der Finanzen und der Intendantz betreffende Vorschläge formulirt. Ja! die Zwischencommission spricht selbst von der Nothwendigkeit, die „öffentliche Erziehung“ (l'éducation publique) zu „perfectioniren“, und sie geht soweit, daß sie ihren Bericht damit schließt, die Verwaltung zu beschuldigen, sie in ihren Bestrebungen gehindert und durchkreuzt zu haben, — was, in Anbetracht der Zusammensetzung dieser Körperschaft, als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit angesehen werden dürfte. Die seltsamsten Streiflichter fallen dabei auf die damalige Finanzwirthschaft oder besser auf das Finanzunwesen; und man erblickt da unter Anderm, aus den bei Anlaß der Rhein-, Brücken- und Wegebauten hergestellten Berichten, wie der Staat auf die großartig unverschämteste Weise von allen mit ihm in Beziehung stehenden Unternehmern ausgebeutet und bestohlen wurde.

Nicht eine nur kontrollirende, nein, eine im besten Sinne des Wortes zur Verwaltung reife Körperschaft steht hier vor unseren Augen; und wahrlich, hätten diese Elemente die Oberhand behalten können, so hätte es keiner Revolution bedurft, um Frankreich aller Reformen, die es damals herbeiwünschte, theilhaftig zu machen. Zugleich aber erblickt man schon die Klippen, an denen zum Theile diese heilsame Bewegung scheitern sollte; die Commission betont

nämlich, wie schon oben hervorgehoben wurde, am Ende des Berichtes die unüberwindlichen Hindernisse, welche ihr die Intendanten, die Verwaltung selbst, in den Weg legte: sie wäre, sagt sie, durch die Weigerung einer Anzahl von Beamten, ihr das nöthige Material zu verabreichen, gehindert worden, ihre Pflicht zu erfüllen; diese Beamten hätten geflissentlich „ein Dunkel über die Verwaltung verbreitet“; die Commission wäre zwar theoretisch mit den Befugnissen der Executivgewalt ausgerüstet gewesen, es hätte ihr aber das „Coërcitivrecht“ gefehlt, und sie hätte sich keinen Gehorsam zu schaffen vermocht; sie fügt hinzu, daß sie diese Klagen ausspreche, nicht um dem Volke und der Regierung die Meinung beizubringen, als ob sie den Muth verloren hätte, sondern im Gegentheil, um zu beweisen, daß eine Aenderung in der bestehenden Ordnung nothwendig sei (*pour faire connaître au public la nécessité d'un ordre différent*), und sie endet mit dem Ausspruche, daß „es unmöglich sein werde Gutes zu schaffen, so lange die Autorität, welche die Privatinteressen zwingt sich den allgemeinen Interessen zu unterordnen, nicht in den Händen derjenigen sein wird, welche die Provinz vertreten werden“. Und endlich, um sich dem Vorwurfe nicht auszusetzen, als sei sie von einem nur negirenden Geiste beseelt, als könne sie keine positiven Reformen ausarbeiten, unterbreitet sie der Regierung und dem Volke ein vollständiges, bis in die kleinsten Details ausgearbeitetes Gesetz oder Regulativ, die Einsetzung, die Wahl und die Competenz einer Provinzialständeversammlung betreffend. Es sollten, diesem Vorschlage zu Folge, die Elsaßischen Landstände aus 72 Abgeordneten, nämlich 18 Geistlichen, 18 Adelligen und 36 Bürgerlichen bestehen; die Stände erwählten zwei *Procureurs-Syndics* und einen *Secretär* der Provinz, ferner eine Zwischencommission von zwölf Mitgliedern, welche die Verwaltung in die Hand genommen hätte; die Landstände und die Zwischencommission sollten (Art. XXVII.) „über die Erhaltung der Rechte und Privilegien der Provinz wachen“, die Vertheilung aller Auflagen, aller öffentlichen Bauten u. s. w. bestimmen und besorgen, alle Rechnungen sollen ihnen vorgelegt werden u. s. w.; sie sollen in keine Weisteuer, Taxe oder Auflage einwilligen, bis die Stellvertreter der Provinz bei den Reichsständen darüber werden berathschlagt haben und bis diese ihre Einwilligung dazu gegeben haben; alle fiscalischen Gesetze sollen den Landständen übersandt und von ihnen eingeregistrirt werden, damit sie ihre gehörige Gewalt und Rechtsgültigkeit erhalten; die Landstände und die Zwischencommission sollen alle gesetzliche Vollziehungsmacht in allen Theilen der Verwaltung, die ihnen übergeben sind, besitzen; die Stände sollen berechtigt sein, unter der Genehmigung Sr. M. alle Verordnungen, die sie für nöthig erachten, abzufassen (§. 34).

Es liegt hier, wie aus diesen Citaten ersichtlich, im vollsten Sinne des Wortes ein Decentralisationsantrag — fast möchten wir sagen, wenn dies Wort nicht einen durch die letzten Elsaßisch-Lothringischen Ereignisse bedingten polemischen Beigeschmack angenommen hätte —, ein autonomistischer Antrag vor. Im grellsten Widerspruch steht diese Bewegung mit den einige Jahre später hervorgebrochenen Centralisationsbestrebungen der Jacobiner, die in dem Elsaß und in Straßburg so verheerend gerade gegen diese Elemente auftraten, und die Zusammengehörigkeit zu Frankreich nicht durch die Gemeinschaft der

Interessen, durch ein Zusammenfühlen, durch das Erblühen einer gegenseitigen Sympathie zu befördern, sondern lediglich durch die Gewaltthätigkeit, durch die unter der Maske der Freiheit einherwandelnde abenteuerlichste Coterientyrannie, durch den Terrorismus, und am Ende durch das Schaffot zu erzwingen suchten.

Wollten wir Anknüpfungspunkte in der französischen Geschichte suchen, so würden wir die Mitglieder dieser Provinzialversammlung die Elsäßischen Girondisten nennen; wie die Girondisten, so vermochten auch sie es nicht, den Patriotismus als von der mütterlichen Erde, von der Heimathprovinz, von der Vaterstadt losgelöst zu verstehen; wenn sie sich zu treuen Bürgern Frankreichs bekannten, so konnten sie dies nur, indem sie diesen Patriotismus auf ihre erste und tiefste Liebe und Hingebung für ihr Mutterland Elsaß gründeten; und durch die That bewiesen sie die Wahrheit jener schönen Worte eines anderen, späteren Girondisten, eines Politikers, dessen Werth man in Frankreich heutzutage mit großem Unrecht vergift oder schmälert, dessen Verdienst man im Auslande nicht genug kennt oder schätzt, Benjamin Constant's, als er sagte: „Der Patriotismus existirt nur durch eine Anhänglichkeit an die Sitten, an die Interessen, an die Gewohnheiten der Localitäten, welche Dinge allein im Stande sind, edle und uneigennützigte Gefühle in uns zu erwecken.“

Sehen wir uns nun die ganze, damals zum Theil schon in ihren Anfängen verwirklichte, zum Theil erst projectirte Provinzialorganisation näher an, und vergleichen wir die im Jahre 1787 angestrebten Reformen mit den durch die Revolution proclamirten Errungenschaften, und mit den, während einer Periode von nahezu achtzig Jahren, einander überstürzenden Veränderungen in der französischen inneren Gesetzgebung, in der Provinz- oder Departementsverwaltung, so können wir uns dem Gefühl eines schmerzlichen Erstaunens nicht verschließen. Achtzig Jahre nämlich brauchte Frankreich, vier Revolutionen, zwei Dictaturen und drei Invasionen, um wieder gerade an den Punkt zu gelangen, den es im Jahre 1787 glücklich erreicht hatte: das Decentralisationsgesetz vom 29. August 1871 über die Befugnisse der Generalräthe und über die Einsetzung der ständigen Commission départementale, welche die Verwaltung neben und über dem Präfecten überwacht und führt, gerade wie die Zwischencommission von 1787 sie über und neben dem Intendanten überwachen und führen sollte, ist nichts anderes als eine, wenn auch sehr späte Wiederumkehr zu dem gefunden Gedanken, der dem Edict von 1787 zu Grunde liegt, und es mag hier als Illustration des revolutionären Vorgehens Frankreichs hinzugefügt werden, daß, während man dort diese Provinzialreform als ungenügend verwarf, und durch die theoretisch-idealen Constitutionen der Republik von 92 sich in die Reaction des Kaiserreichs und der Bourbonen, in die mühseligen Wirren des Orleans'schen Königthums und endlich in die Dictatur des zweiten Kaiserreichs verirrte, — in den Nachbarländern die Reform der Provinzialverwaltung sich auf friedlichere Weise, in viel sicherer Form und auch in viel rascherem Tempo und zwar gerade in der Richtung der im Jahre 1787 in Frankreich dieser Reform zu Grunde gelegten, aber durch die Revolution als veraltete, aristokratische Formen verworfenen Principien, verwirklichte: wir erinnern nur an die Departementsgesetzgebung von Belgien und an die Provinzialordnung von Preußen. Frankreich war, und



nicht zu seinem Heile, durch die Revolution von 1792 aus dem Geleise herausgeschleudert worden; es hatte mit seiner Vergangenheit plötzlich gebrochen und in ganz neue Bahnen einzulocken versucht. Bis einschließlich die großen Tage von 1789, waren alle seine Bestrebungen aus derselben Tradition hervorgegangen, von denselben Principien bedingt, so namentlich die Reformbewegung von 1787; und daß die meisten der neuern französischen Historiker den Charakter dieser Bewegung so sehr geringschätzten, muß um so mehr Befremden erregen, als dieselbe sich ja seit etwa einem Jahrhundert vorbereitet hatte, und sie im Grunde nur die endliche, naturgemäße und logische Krönung eines langen Strebens der französischen Bevölkerung war. Es ging dies Streben, seit dem Ende der Regierung Ludwig's XIV. dahin, die dem Lande besonders unter Richelieu aufgezwungene Intendantenwirthschaft zu bekämpfen, die Provinzen durch Wiedererlangung ihrer nach und nach durch den centralisirenden königlichen Absolutismus eingeschränkten und meistentheils völlig aufgehobenen, parlamentarischen Rechte aus dem Zustande der Unmündigkeit zu dem früheren Zustande der Localen Mündigkeit wieder zu verhelfen; in einem Worte: die abgeschafften Provinzialstände und auch über ihnen die in Vergessenheit gefallenen Generalstände wieder zu erringen. Von diesen Bestrebungen, die doch schon im Jahre 1711 in dem Bischof Fénelon einen berebten Verfechter gefunden hatten<sup>1)</sup>, dürfte man aber um so weniger absehen, als sie im Laufe des 18. Jahrhunderts, in den Schriften der hervorragendsten Geister der damaligen Zeit, in immer steigendem Maße zum Ausdruck kamen. Boisguilbert, Bauban, Boulainvilliers, Saint-Simon, endlich aber und besonders Turgot, Dupont de Nemours, Malesherbes und Necker, diese letzteren in den von ihnen dem König unterbreiteten Denkschriften, drangen unausgesetzt in die Regierung, um sie zu veranlassen, die Generalstände, und zunächst die Provinzialstände einzuberufen. Derjenige unter den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, der in der Geschichte die erste Stelle einnimmt, Voltaire, war seinerseits so vollkommen mit dieser Bewegung einverstanden, daß, als Turgot zum Minister ernannt wurde, er an dessen Freund und Secretär, Dupont de Nemours, schrieb: — „Ich erlaube mir Frankreich zu beglückwünschen, daß Turgot Minister ist und daß er einen Mann wie Sie neben sich hat“.

Leicht ist es heute zu erklären, es sei im Jahre 1787 schon zu spät gewesen, um diese Reform zu betwerstelligen; wer aber kann dafür bürgen, daß es schon zu spät gewesen wäre, wenn die Provinzialversammlungen nicht im Schoße der Intendantenverwaltung selbst und der Hölingskreise eine, ihre besten Absichten, ihren energischsten Willen vollständig lahm legende Opposition gefunden hätten? Jedenfalls darf nicht vergessen werden, daß nicht die radicalen Veränderungen der Revolution, sondern die Reform von 1787 mit der Tradition, mit den langjährigen Bestrebungen der Denker, der Politiker, der Philosophen Frankreichs übereinstimmen.

Was das Elsaß anbetrifft, so hatte es sich, nach einem hundertjährigen, der Eroberung folgenden Schummer, im Jahre 1787 zum ersten Male wieder als ein Ganzes gefühlt; und konnte es sich, während einer kurzen Spanne Zeit, dem

<sup>1)</sup> Plans de réforme von Fénelon, dem Herzog von Burgund gewidmet.

Traume hingeben, als würde es berufen werden, seine Localinteressen durch die aus seiner Mitte gewählten Vertreter zu besprechen und selbständig zu verwalten. Es war in die allgemeine Bewegung eingetreten, als eine den anderen, zum ersten Male, gleichberechtigte Provinz, nicht mehr als die frühere Province étrangère effective; es hatte, wie aus den Protocollen der Provinzialversammlung und der Zwischencommission erhellt, diese Reform mit Freuden begrüßt, und aus diesen Protocollen kann man auch klar herauslesen, daß, wäre die neue, von den Provinzen erstrebte Verfassung endgültig eingeführt worden, das bis dahin deutsche Elsaß sich ohne Widerstreben in die große französische Reichseinheit eingelebt hätte. Der Eintritt der Elsässer in diese französische Reichseinheit, das Aufgeben der deutschen Traditionen, und auch bis zu einem gewissen Grade das Verschwinden oder das Erblichen des alten particularistischen Localgeistes bewerkstelligte sich auf einem anderen Wege, — ob mehr durch die Principien der Revolution, oder durch die Schreckensherrschaft und die napoleonischen Siege, mag dahingestellt bleiben.

Jedenfalls aber darf aus den Erfahrungen von 1787 die, von dem deutschen Reiche ja nicht verkannte Lehre gezogen werden, — daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit zunächst auf dem Gefühle der Gleichstellung und Gleichberechtigung mit allen Theilen des Reiches, dem man angehört, sowie auf demjenigen der Anerkennung der traditionellen Provinzialrechte beruht, durch diese Gefühle wachgerufen, genährt und endlich auch erhalten wird.

# Der faule Beppo.

~~~~~  
Erzählung

von

Hans Hoffmann.

~~~~~

Unter dem emfigen und regsamen Böllchen von Capri wurde der junge Beppo mit Recht für ein wahres Ungeheuer von Trägheit und Unbrauchbarkeit angesehen. Es war in der That schlechthin gar Nichts mit ihm aufzustellen; seine Eltern hatten auf die verschiedenste Weise versucht, ihn zu ernsthafter Arbeit anzuhalten und zu zwingen, doch immer vergebens. Er hatte in Vignen und Olivenpflanzungen sich nützlich machen sollen, er war mit den Fischern auf's Meer hinausgeschickt, er war wie die Mädchen zum Steintragen angestellt worden, doch überall hatte man ihn nach einigen Tagen wegen unüberwindlicher Faulheit schimpflich entlassen. È una bestia! war das immer wiederkehrende Endurtheil über ihn, und Niemand wollte ihn zum zweiten Male in Dienst nehmen. So blieb denn seinen bellagenswerthen Eltern keine Wahl, sie mußten den großen ausgewachsenen Burschen am gemeinsamen dürftigen Tische mit ernähren als einen bösen Schmaroher, den man nicht kurzer Hand aus dem Hause jagen konnte, weil er nun doch unglücklicherweise einmal darin geboren war. Er wurde freilich dafür auch nicht gerade mit feiner Ehrerbietung behandelt. È una bestia! hieß es auch hier.

Beppo selbst war von der Richtigkeit dieses Titels auch längst vollkommen durchdrungen, ja er gründete auf denselben gewissermaßen seinen Anspruch auf Existenzberechtigung. Denn schon seine erste Kindererinnerung führte ihm das gleiche Wort in's Gedächtniß: er wußte noch ganz genau, als er sich zum ersten Male auf einer Nachlässigkeit oder Trägheit hatte betreffen lassen, war er von seinem Vater zunächst mit einer argen leiblichen Züchtigung heimgesucht worden, und nach dem letzten wüthigen Hiebe hatte Jener dann gleichsam als eine zusammenfassende Moral und Schlußformel hinzugefügt: Sei una bestia! Vielleicht war ihm gerade durch das energische Glücksgefühl, welches ein solcher Augenblick des Aufhörens einer schmerzlichen Plage in sich zu fassen pflegt, auch jenes Geleitwort so treu in's Gedächtniß geprägt worden. Immer noch, wenn er sich so recht von Herzen glücklich fühlte, war es ihm, als ob eine unsichtbare Stimme wohlwollend zu ihm spräche: Sei una bestia! Und er fand das ganz in der

Ordnung. Er entsann sich nämlich weiter, wie er damals nach dem ersten Anhören des großen Wortes herumgewandelt war und sich die verschiedenartigen Bestien in Stadt und Feld betrachtet und darüber nachgedacht hatte, auf welche derselben der sinnreiche Vergleich wol vorwiegend zu beziehen sein möchte. Da nun aber auf Capri fast gar keine werththätigen und mühsamen Thiere, wie Pferde, Esel, Zugochsen und dergleichen gehalten werden, so fand er lauter vergnügliche Thierchen, Aken, Hunde, Schweine, Ziegen, Hühner, welche sämmtlich in behaglichem Nichtsthun ein fröhliches und sündloses Leben hinbrachten und doch von ihren Herren freundlich und sorgfältig ohne Vorwürfe ob solches Wandels ernährt wurden, bis einige derselben, und gerade die am fleißigsten gepflegten, zuletzt durch ein zwar gewaltthames, aber doch rasches, kampfloses und nutzbringendes Ende glänzend bewiesen, daß sie nicht umsonst gelebt, sondern ihre Stellung in der Welt mit Ehren ausgefüllt hatten.

So hatte Beppo's sinnendes Kinderhergemüth erkannt, daß er sich jenen vergleichenden Beinamen unter den dazu gehörigen Bedingungen wohl gefallen lassen könne, er nahm ihn von da an alle Zeit von Jedermann ohne Groll hin, und sein Ehrgeiz schweifte fürder nicht über die durch denselben bezeichneten Schranken hinaus. —

Der faule Beppo lag an der großen Marina in der Sonne und schien zu schlafen: doch diese Beobachtung war ungenau; vielmehr träumte er wachend mit halbgeschlossenen Augen, denn es war seinen Grundsätzen zuwider, in seinen Freistunden wirklich zu schlafen, aus dem einfachen Grunde, weil er sich dadurch um das volle und reife Bewußtsein des selbstgenießenden Nichtsthuns gebracht hätte. Auch war er gewöhnt, neben einer fühlenden Betrachtung der Schönheit von Erde und Himmel sich in mancherlei bedeutsamen Gedanken und Speculationen zu ergehen, die sich zumeist auf das von den Sterblichen so selten richtig erkannte Verhältniß der Arbeit, des Reichthums, der Ehre zur wahren Glückseligkeit bezogen.

Jetzt blinzelte er zuweilen wohlwollend nach dem Dampfschiff hinüber, welches soeben leuchtend und schraubend herannahte, und beglückwünschte sich innerlich, daß er sich nicht auch so abzuarbeiten brauchte, wie diese armselige ächzende Maschine. Das Dampfschiff setzte seine Passagiere aus, und um die landenden Böte drängten sich Knaben, Mädchen und Männer im tollsten Wirrwarr mit unmäßigem Schreien, Zappeln und Stoßen, daß sie eher den Eindruck wüthender Briganten machten, die den ankommenden Fremden Leben und Habe rauben wollten, als demüthiger Halbbettler, die sich mit dem Tragen des Gepäcks und durch kleine Dienstleistungen ein paar ehrliche Bajocchi zu verdienen strebten.

Beppo machte im Stillen diese Anmerkung, und indem er eine allgemeine Betrachtung über das freudlose Hasten und Jagen nach irdischem Gewinne daran knüpfte, lächelte er überlegen in das tobsüchtige Getreibe hinein und blieb ruhig auf seinem Platz im weichen Sande liegen, nur daß er den Kopf mit den Händen ein Bißchen höher hob, um das lächerliche und doch ergößliche Schauspiel besser beobachten und sich eindringlicher durch die kräftige Anschauung menschlicher Verkehrtheit belehren zu können.

Die meisten Reisenden gaben ihre Sachen hilflos und verwirrt dem ersten besten anstürmenden Schlingel preis. Ein junges, schönes Ehepaar aber war darunter, das von dem lärmenden Wesen nicht sonderlich erbaut schien, sondern sich tapfer um sein Eigenthum kämpfend hindurch drängte und bei dieser Gelegenheit den jungen sinnenden Weltweisen in seinem stillen Glücke wahrnahm. Gerade der Gegensatz gegen den wüsten Trübel schien sie in diesem Bilde ehrfamer Ruhe anzuloden, und sie traten an den friedlichen Jüngling heran und betrachteten ihn. Er rührte sich nicht, sondern schaute ihnen nur gleichfalls treuherzig in die Augen.

„Es scheint allerdings ein großartiger Faulpelz zu sein,“ bemerkte der junge Gatte, etwas entrüstet über seine beispiellose Seelenruhe. Die hübsche blonde Dame aber war milder gesinnt, sie nickte dem Burschen lächelnd zu und sagte in leidlich verständlichem Italienisch: „Wollt Ihr uns nicht unsere Köfferchen zur Stadt hinauf tragen, braver Jüngling?“

Die erste Antwort auf diese harte Zumuthung war ein leise klagender Blick voll sanften Vorwurfs aus Beppo's seelenvollen braunen Augen, die sogleich das Herz der jungen Dame so sehr gewannen, daß sie ihm schon jetzt ein außergewöhnlich hohes Trinkgeld in Gedanken bestimmte. Bei näherem Nachdenken jedoch — das allerdings eine geraume Weile in Anspruch nahm — fühlte er sich einigermaßen geschmeichelt durch die ungewohnte achtungsvolle Anrede, mochte auch wol durch das liebliche Aeußere der anmuthigen kleinen Frau bestochen werden, kurz, er faßte den Entschluß, einmal ein Uebrigcs zu thun und der anspruchsvollen Forderung gerecht zu werden. Langsam und mit grazidser Gemessenheit erhob er sich von der Stätte seines harmlosen Glückes und betrachtete dieselbe träumerisch eine Zeitlang im Stehen von oben her, als verwunderte er sich selbst über die schon geleistete außerordentliche Kraftanstrengung. Wie er aber die beiden zierlichen Köfferchen der fremden Herrschaft in's Auge faßte, ging über seine feinen Züge ein rührender Ausdruck dumpfer Wehmuth, wie wenn jedes derselben mindestens einen Centner wiegen dürfte, obgleich sie von oben bis unten mit Blei hätten gefüllt sein müssen, um nur annähernd ein solches Gewicht zu erreichen. Doch ein ermunternder Blick der jungen Dame gab ihm die Kraft, das Wagniß zu versuchen.

Die Köfferchen waren so leicht, daß sie von selbst in die Höhe zu springen schienen, als er sie mit seinen gesunden Armen auf die Schultern hob; nichtsdestoweniger ging er schwer und leuchend, als wenn eine Bergeslast auf ihm ruhte. Seufzend zeigte er dem fröhlichen Paare den Weg zwischen den Wignenmauern aufwärts und schritt traurig hinter ihnen her. Alle paar Minuten stand er still und lehnte sich an die Mauer in einer Stellung, als ob er eben im Begriff wäre, entkräftet zusammenzubrechen. Der fremde Herr wollte dann wol zornig werden und ihn mit harten Worten an die rüstigere Erfüllung der übernommenen Pflicht mahnen, doch das zierliche Frauchen kam ihm jedes Mal zuvor und hieß ihn den Augenblick zum rückschauenden Genuß der immer herrlicher sich entfaltenden Landschaft benugen. Diesen Kunstgriff lernte ihr Beppo selbst mit erstaunlicher Schnelligkeit ab und er bewies eine unerforschliche Gewandtheit im Entdecken immer neuer, wechselnder Reize des gleichen schönen

Wibes, so daß wol klar wurde, daß er sich nicht umsonst sein Leben lang niedriger Knechtsarbeit enthalten und seine Zeit der stillen Naturbetrachtung gewidmet hatte. Trotz der sich immer häufiger wiederholenden Schwächezufälle des überbürdeten Trägers kamen die Reisenden doch endlich, wenn auch als weitaus die letzten von allen Caprifahrern dieses Tages, am wackeren Hôtel Pagano an. Beppo sollte nunmehr die Belohnung für die ausgestandenen unsäglichen Mühsale empfangen; doch er zeigte zuvor wiederum durch eine kurze Frage, daß in seinem trägen Körper eine sinnende Seele wohne. Während der schweren Wanderung hatte er trotz der eifrigen Landschaftstudien doch noch Zeit gefunden, auch an den Menschen seine stillen Beobachtungen zu machen, und er war zu der Erkenntniß gelangt, daß dieses junge Pärchen, das sich seiner Leitung anvertraut, von einem ganz ungewöhnlichen, herzlichem und holdseligen Glücke strahlte, das ihnen Beiden offen auf der Stirn geschrieben stand und sonnig wärmend aus den klaren blauen Augen floß. Dieser Wahrnehmung gab er nun einen einfachen Ausdruck, indem er sich, die Koffer niederlegend und auf einmal seine Erschöpfung vergessend, zutraulich an die liebliche Dame wandte und ernsthaft fragte: „Die Signora ist wol sehr glücklich?“

„Ei, freilich bin ich das, guter Junge!“ erwiderte sie lustig lachend, denn sie empfand an der Frage ein so großes Vergnügen, wie es an solcher Kleinigkeit nur der haben kann, der diese Freude aus einem tiefen Born reicher, innerer Glückseligkeit schöpft: sie hätte wirklich nur so zu lachen brauchen, und es wäre Antwort genug gewesen. Auch der Herr lächelte mit herzlichem Heiterkeit.

„Weil der signor marito sehr reich ist, nicht wahr?“ fuhr Beppo in seiner psychologischen Forschung fort. Nun aber lachten alle Beide höchst ausgelassen um die Wette und brauchten wol eine Minute, sich wieder zu fassen. Beppo nahm daran durchaus keinen Anstoß, sondern wartete geduldig und heftete seine schönen Augen mit tiefem Ernst auf die glückliche junge Frau. Warum sollte er nicht über sich lachen lassen, er — una bestia? Die drolligen jungen Mädchen oder Böölein nehmen es ja auch nicht übel, wenn man ihre Sprünge belacht.

Endlich antwortete die Dame etwas ernsthafter und mit einem warmen, innigen Ton: „Ach nein, Du thörichte Bursche, darum wär' ich gewiß nicht so von Herzen glücklich, wenn mein guter Mann auch wirklich reich wäre. Aber er ist es ganz und gar nicht; Alles, was er hat und was er mir gibt, verdient er sich von Jahr zu Jahr durch seinen Fleiß und seine Klugheit. Aber weil ich ihn von ganzem Herzen lieb habe und ihn jetzt ganz und gar mein eigen nenne, darum bin ich wol die allerglücklichste Frau, die in Eurem schönen Italien herumreißt, und ich denke, auch er fühlt sich ein ganz klein wenig glücklich an der Seite seines lustigen Weibes.“ Bei diesen Worten schlang sie den Arm mit freudiger Zärtlichkeit um ihren Gatten, und der strich sich schmunzelnd den Bart und hörte mit geschmeicheltem Stolz das süße Geständniß von den holden Rippen, das er doch wie oft schon gehört haben mochte!

„Gib dem Burschen noch einen Franc extra!“ flüsterte sie nun lächelnd, und der gehorsame Gatte that sogleich froh und willig seine Hand auf und belohnte den guten Beppo so reichlich, als wenn er wirklich die ungeheuren Lasten getragen hätte, wie er sich den Anschein gegeben. Und der ahnte nicht

einmal, daß er den glänzenden Lohn gar nicht seinem unerhörten Fleiß, sondern allein seinen sinnreichen und geschmackvollen Fragen verdankte.

Als die gütigen Spender in dem Innern des Gasthauses verschwunden waren, stand Beppo noch ein gutes Weilchen vor der Thür, wie um sich zu besinnen, ob er den weiten Weg nach Hause — es mochten zwei Minuten sein — anzutreten schon in der Verfassung sei, spielte mit dem gewonnenen Gelde und stellte in seiner nachdenklichen Seele umfassende Betrachtungen über die neu erschlossenen Gesichtspunkte in Hinsicht auf irdische Glückseligkeit an. Nicht etwa daß er sich das Capital von dem Fleiß und der Klugheit des jungen Gatten zu Herzen gehen ließ — nein, wenn ein fremder Lehrsatz seinem ureigenen System der Lebensphilosophie von vorn herein hoffnungslos widersprach, so war er nicht der Thor, seine Zeit mit einer gekünstelten dialektischen Einrentung des Widerspruchs zu vergeuden, sondern ignorirte ihn einfach, wie die strenge Theologie die rebellirenden Sätze anderer Wissenschaften. Dagegen das deutlicher noch angeschaute als in Worten gehörte Glück der Liebe, die sich im vollen Besitz ihres Gegenstandes befindet, gab ihm zu denken. Keineswegs jedoch fiel es ihm ein, daß er selbst vielleicht eines solchen herrlichen Glückes theilhaftig werden könnte: wol hatte seine Mutter zuweilen von ihm gesagt, das einzige Lebensziel, das für ihn übrig bleibe, sei das, ein reiches Frauenzimmer zu ehelichen, das an ihm als einem guten und wohlgebauten Hausthierchen Gefallen fände und ihn von ihrem Gute mit ernährte; aber niemals hatte dieser praktische Gedanke in seiner Seele Wurzel gefaßt, weil er das Heirathen überhaupt für ein viel zu ernsthaftes und verwickeltes Geschäft ansah, um sich die erfolgreiche Erledigung desselben zuzutrauen. Er pflegte die jungen Frauenzimmer mit demselben gleichmüthigen Wohlbehagen zu betrachten wie die ganze übrige Welt, vielleicht auch noch mit ein bißchen mehr, aber sich ernstlich mit Kraft und Aufregung zu verlieben wie die andern Jünglinge seines Alters, das paßte nun einmal schlechterdings nicht in sein System. Vielmehr faßte er jetzt das Ergebnis seines langen Nachsinnens in die schlichten Worte zusammen:

„Wenn doch meine arme Schwester Concetta auch so glücklich werden könnte!“

Bei diesem frommen Wunsche kamen ihm die Thränen in die sonst so heitern Augen, und er entschloß sich endlich, den Heimweg anzutreten.

Es war ein finsternes Häuschen in einem finsternen Gäßchen, das seine Familie bewohnte. Mutter und Schwester saßen und spannen, als er eintrat, und begrüßten Beide mit großem Vergnügen und noch größerem Staunen den stattlichen und unerwarteten Verdienst, den er ehrlich sogleich in die allgemeine Cassa abführte.

Doch das Vergnügen dauerte nicht lange. Concetta ließ nach wenigen Minuten schon wieder die Thränen aus ihren schönen Augen reichlich über den Flachs fließen, und Beppo erfuhr, daß ihr Geliebter Giuliano soeben dagewesen und wieder die alte traurige Märc verkländet hatte, daß sein harter und habgieriger Vater noch immer weder durch Bitten noch durch Thränen erweicht werden könne, seine Einwilligung zur Heirath mit einem armen Mädchen zu geben.

Das schnitt dem guten Beppo arg in's Herz, denn er liebte seine Schwester

so kräftig als er nur immer zu lieben in der Lage war und mehr als irgend einen andern Menschen, auch seine gestrengen Eltern nicht ausgenommen. Nicht gerade, daß sie ihn absonderlich viel besser behandelte, als es die Andern thaten oder ihn wesentlich höher schätzte: aber sie war so hübsch und zierlich und dazu leichten und heiteren Sinnes, wenn nicht gerade ein Donner aus der Gewitterwolke des alten Geizhalses, der nicht ihr Schwiegervater werden wollte, ihr Gemüth auf einige Stunden betäubte und erschütterte. Es war so vergnüglich für den faulen Beppo ihr zuzusehen, wie sie fleißig spann und dazu in das eintönige leise Schnurren ihre bunten Liebesliedchen mischte. Und sie störte ihn auch nicht in solcher harmlosen Lust, es war ihr ganz lieb, daß sie Jemand ansah und ihr zuhörte, wenn es auch nur ihr armjeliger Bruder war. Für diese stille Lebensfreude, die sie ihm täglich bereitete, war er ihr von Herzen dankbar und zugethan, und dazu war er unendlich stolz auf sie: wenn die jungen Capraner ihr mit bewundernden Blicken nachsahen, wie sie so schlank und lustig über den Markt hüpfte, oder wenn gar ein Signore ihre sichere Grazie lobte, falls sie sich einmal herabließ, die Tarantella vor fremden Augen zu tanzen, so hatte er jedes Mal die köstlichste Gelegenheit, einen ganzen Tag lang ausgestreckt in der Sonne den großen Familientriumph nachführend zu genießen und über dem Räthsel zu grübeln, wie es möglich war, daß gerade er eine so vollkommene Schwester besaß.

Und nun war es durchaus seine durchdachte Ansicht und feste Ueberzeugung, daß ein so schönes und anmuthiges Geschöpf sicherlich dazu geboren sein müsse, leicht und sorgenlos und ganz vollkommen glücklich durch's Leben zu gleiten. Deshalb setzte es ihn in eine so trübe Verwirrung, als sich ihr dennoch ein so rauhes und hartnäckiges Hinderniß in den Weg zu dem verdienten Glücke stellte. Nie aber war diese Trübung so groß gewesen als heute, wo ihm die lebendigste Veranschaulichung des Glückes selbst vor Augen getreten war. So saß er, weit entfernt von seinem sonstigen ewig wolkenlosen Gemüthszustande, still und betrübt in einer Ecke und verglich in Gedanken die liebenswürdige blauäugige Dame mit seiner schwarzlockigen Schwester Concetta, und er durfte sich getrosten Muthes sagen, daß diese doch noch schöner und also nach seiner Philosophie auch des Glückes würdiger war.

Endlich kam der Vater nach Hause und brachte eine Neuigkeit, aber auch keine freudige nach gewöhnlicher menschlicher Anschauung:

„Die Postbarke hat die Nachricht mitgebracht, daß meine Schwester in Neapel gestorben ist. Es muß Einer hinüber, nach den Dingen zu sehen, sie hatte sonst keine Verwandten mehr außer uns. Viel wird's nicht sein, was sie hinterlassen hat, aber ein paar Scudi thun uns auch wohl, wenn man so einen faulen Vogel wie den Beppo alle Tage mit zu füttern hat. Und es schickt sich auch nicht anders, als daß Einer von uns dabei ist, wenn sie begraben wird; sie war meine einzige Schwester.“

Beppo hatte den auf ihn bezüglichen Seitenhieb mit der Ruhe der Gewohnheit an sich vorüberstreifen lassen, doch Concetta fühlte sich berufen, ihn für diesmal zu rechtfertigen durch den Hinweis auf seinen reichen Verdienst.

„So?“ rief der Vater, „also Geld eincaffiren hat er doch wenigstens schon



gelernt. Nun wahrhaftig, hier hat der Schlingel eine Gelegenheit, diese Kunst zu üben ohne Arbeit. Beppo, Du wirst morgen mit der Barke hinüberfahren nach Neapel und die Erbschaft erheben und dem Begräbniß und der Messe beiwohnen. Hast Du verstanden?"

Beppo hatte verstanden und nickte zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit. Der vorliegende Auftrag war ihm durchaus erfreulich, da er der Hauptsache nach in einer Spazierfahrt zu bestehen schien und doch seine Anschauung und Weltkenntniß erheblich zu bereichern versprach. Und dennoch verfiel er merkwürdigerweise bald darauf in eine große Unruhe und arbeitete sich den Rest des Tages in augenscheinlich sehr aufgeregten Gedanken ab. So lieb und gewohnt ihm auch das Sinnen und Grübeln war, über zwei wichtige Dinge, die Erbschaft und das Leid seiner Schwester, zugleich nachzudenken war ihm doch wol zu viel, und sein Vater hörte ihn selbst in der Nacht sich leise stöhnend auf seinem Lager hin und her wälzen. Trohdem stand er am Morgen in strahlender Heiterkeit auf, in seinem Angesicht stand die ganze Freudigkeit eines Philosophen geschrieben, dem es gelungen ist, einen complicirten Denkproceß reinlich abzuwickeln und ein weltbewegendes Problem unwiderleglich zu lösen. Er trat seine Reise so frühlich an, als ob er zu seiner eigenen Hochzeit ginge und nicht zum Begräbniß einer theuren Anverwandten.

Jedoch er kam nicht wieder. Drei, vier Mal lehrte die Barke von Neapel zurück, ohne ihn selbst oder eine Nachricht von ihm mitzubringen, und die Seinigen fingen allmählig an, sich der traurigen Ueberzeugung hinzugeben, daß er sich in der ungeheuren Stadt verloren hätte und niemals wiedergefunden werden könnte: denn wie war es denkbar, aus einem gewaltigen Strome ein einzelnes verirrtes Tröpflein wieder herauszufischen!

Unterdessen aber geriethen nicht nur sie, sondern das ganze Städtchen Capri in lebhafte Aufregung durch ein anderes unerhörtes und schreckliches Ereigniß, desselgleichen seit Menschengedenken auf der Insel nicht laut geworden war. Giuliano, Concetta's Geliebter, stürzte eines Morgens mit großem Geschrei in ihre Hütte und verkündete mit herzerreißendem Geberdenspiel, seinem Vater sei in der Nacht seine ganze Baarschaft auf unerklärliche Weise gestohlen worden. Der Alte bewahrte nach Art ländlicher Geizhälse fast sein ganzes Vermögen in baarem Gelde oder Banknoten in einem Kästchen auf, das unter seinem Bette stand, und dieses Kästchen war nun verschwunden mit allem, was darin gewesen. Der alte Geizhals war dadurch in einer Nacht zum armen Manne geworden, denn der Theil seines Besitzes, den er nutzbringend und lebendig verwerthete, war sehr gering. Es ist selbstverständlich, daß er sich keineswegs durch die besonnene Erwägung trösten ließ, daß er bei Sichte gesehen durch die zufällige Abwesenheit seines todten Capitals nicht um einen Solbo ärmer geworden war, weil er vor dem Verlust nicht einen Solbo mehr zu seinem und Anderer Nutzen verwendet hatte, sondern er geberdete sich mit der vollkommensten Raferei des Schmerzes, deren ein echter Südländer nur immer fähig ist. Auch Giuliano war in bitterer Erregung, denn es ist immer keine Kleinigkeit, aus einem stattlichen Erbsohn plötzlich ein kümmerliches Männchen zu werden, wenn ihm auch der Reichthum bisher mehr Kummer als Vortheil gebracht hatte.

Mit der gesammten Gemeinde wurde auch die hohe Obrigkeit aus ihrem Geisteschlummer aufgeschreckt und stellte umfassende Untersuchungen an. Doch auch ihr Scharfsinn brachte schlechthin Nichts heraus, als daß der Dieb bei Nacht durch's Fenster gestiegen oder durch die Thür geschlichen sein müsse und dem Alten mit erstaunlicher Vorsicht und Behutsamkeit den Kasten unter dem Bette wegflüchtigt habe. Durch diese ordnungsmäßige und umsichtige Feststellung des Thatbestandes wurde freilich weder der Dieb ermittelt, noch ein einziges Stück des vielen Geldes wieder herbeigeschafft. Nicht einmal von dem Kästchen war irgend eine Spur zu entdecken.

Glücklicherweise wurde die allgemeine bängliche Aufmerksamkeit sehr bald abgelenkt und neu beschäftigt durch eine anderweitige beträchtliche Neuigkeit: Beppo kehrte zurück und brachte eine große, reiche Erbschaft in baarem Gelde mit. Er meldete zur Erklärung des überraschenden Glücksfalles, die gute Tante sei in den letzten Jahren, wie man ihm leider allgemein gesagt, eine sehr geizige alte Person gewesen, welche ganz in der Stille solche herrlichen Schätze aufgehäuft, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung davon hatte. Nun war der Jubel groß und die arme Tante hatte gewiß nicht geahnt, welche Freude ihr Ableben bei ihren nächsten Angehörigen erregen würde. Die ganze Stadt aber nahm herzlicheren und aufrichtigeren Antheil an der Bereicherung des armen Mannes, als an der Verarmung des reichen Geiztragens, und es gab nur wenige Bösewichter, welche von häßlichem Neid geplagt wurden.

Beppo vernahm die Kunde von dem großen Diebstahl mit der vollen Gleichgültigkeit, welche seiner Lebensphilosophie gezieme: dagegen knüpfte er sofort daran einen Vorschlag, der allgemein die höchste Verwunderung ob seiner so schnell in der Großstadt erworbenen Klugheit erregte. Er meinte nämlich, da Concetta nunmehr eines begüterten Mannes Kind, ihr Geliebter aber ärmlich und gering geworden, so könne dessen Vater jetzt unmöglich noch triftige Gründe gegen die Heirath der beiden jungen Leute vorzubringen haben.

Das leuchtete Allen ein. Allerdings warf die Mutter ein, es sei hingegen doch noch sehr die Frage, ob unter den vorhandenen Umständen sie und ihr Mann sich soweit herablassen würden, ihr schönes und wohlauszusteuernbes Töchterlein einem heruntergekommenen und bettelhaften Menschen zu geben. Da kam sie jedoch übel an bei diesem Töchterlein selber. Concetta verstellte alsbald ihre Geberde und fing gegen ihre leiblichen Eltern ein so zorniges und auffälliges Rumoren an und that so heftige Schwüre, daß die ganze unzählbare Schar der Heiligen sie nicht mehr von der Vereinigung mit Giuliano hätten entbinden können. Beppo schaute mit freudiger Bewunderung auf ihre gewaltige Beredsamkeit, und auch die Mutter erkannte, daß sie gegen die liebende Energie ihres Kindes nimmermehr würde auskommen können, und fügte sich verstummend in das schwerste Herzeleid aller guten Mütter, einen unbemittelten Eidam zu bekommen. Die beiden Alten machten sich denn wirklich gleich auf den Weg zu dem unglücklichen Geizhalse, und als sie fort waren, fiel Concetta ihrem klugen Bruder vor Freude und seliger Hoffnung weinend um den Hals und küßte ihn so dankbar und herzlich, als wenn er gar nicht der faule Beppo, sondern ein

ganz verständiger und brauchbarer Mensch gewesen wäre. Ihn aber dünkte das die aller schönste Stunde seines Lebens.

Und als ob dieser Tag sich in allen nur denkbaren Wundern auf einmal erschöpfen wollte, erklärte er nun plötzlich mit ernstem Gesicht, er wolle Etwas arbeiten! Die verständige Schwester benutzte auch sofort die günstige Stimmung und wies ihm draußen einen großen Haufen Reisig an, das er in kleine Stücke zerbrechen und zum Brennen bequem machen sollte.

Mit feurigem Eifer ergriff er den ersten trockenen Strauch und zerknickte ihn mit leichter Hand in angemessene Splitter. Darauf blickte er mit großem Stolz umher, ob ihn Jemand in seiner fruchtbaren Thätigkeit sähe; aber es war Niemand auf der Gasse. Da schaute er wohlgefällig zu dem Streifen blauen Himmels empor, das da zwischen den Häusern hindurchschimmerte. Ja, dieser Himmel mußte sich wol wundern, das war sein alter, vertrauester Freund, dem er Tage lang unbedröffen in's Gesicht gesehen, und der hatte ihn doch noch nie in ähnlichen Bestrebungen erblickt. Und er war heute so ganz besonders schön und klar, und in dem engen Gäßchen war es so hell und freundlich, die grauen Häuschen schienen ganz verschmimt zu lächeln über all' die sonderbaren Dinge, die sich hier zutrug. Was hatte doch die liebliche fremde Dame von ihrem Gatten gerühmt? „Fleiß und Klugheit“. Nun, Klugheit hatte Beppo zur Genüge bewiesen, es kam also noch auf das bißchen Fleiß an, um sich neben seiner Schwester vor der Welt mit Ehren sehen lassen zu können. Denn so ganz undenkbar war das nicht mehr, seit sie selbst ihn wie einen ganz regelrechten Menschen umarmt hatte!

Nach fünf Minuten nahm er den zweiten Strauch und zerstückte ihn etwa zur Hälfte; dann betrachtete er tief sinnig das schon geleistete Werk seiner Hände. Was wol Concetta sagen würde, wenn er ihr erst diese ganze Riesearbeit vollendet zeigen konnte! Sie saß jetzt gewiß still im Stübchen und spann und dachte an ihren Geliebten und war nun wahrhaftig glücklich, ganz und gar glücklich, wie es sich noch vor wenigen Tagen Niemand hätte träumen lassen. Wie schön sie das Glück erst machen würde, und wie die Leute sie anstaunen würden, wenn sie in ihrem Hochzeitsstaat zur Kirche schritte! Vielleicht wäre dann das blonde Ehepaar auch noch auf Capri und könnte sehen, daß es hier mindestens eben so schöne und glückliche Menschen gab! Denn Giuliano brauchte sich wahrlich auch nicht zu verstecken.

Eine gute Viertelstunde dämmerte Beppo in solchen Träumen glücklich vor sich hin, dann faßte er den Strauch von Neuem fest an und brachte ihn ohne weitere Pause zu Ende. Schon zwei Sträucher fertig! Jetzt nur noch zehn, höchstens zwanzig Mal soviel und Alles war vollendet! In süßem Vorgefühl seines fortgesetzten unverwüßlichen Fleißes lehnte er sich mit befriedigtem Lächeln an die Mauer des Hauses und versank in immer ernstere Gedanken; denn es handelte sich um nichts Geringeres, als einen Umbau des ganzen Systems seiner Lebensphilosophie. Ganz allmählig wichen die Beine unter ihm immer weiter zurück, sein Rücken senkte sich sanft auf den Reisighaufen und seine Augen schauten offen und klar zu dem befreundeten blauen Himmel empor. Und der schien wirklich ganz zu ihm herniedersteigen zu wollen, so wohlthig und wonnig

schlug das Herz dem guten Beppo. So fanden ihn eine Stunde später die Heimlehrenden Eltern. Sobald er ihre Stimmen vernahm, raffte er sich hastig auf, sah betrübt auf das winzige Häuflein der gebrochenen Splitter und sagte tief wehmüthig: „Auf diese Weise geht es doch nicht mit dem Arbeiten!“

Und als der Vater einiges zwischen den Zähnen murmelte, aus dem noch immer deutlich genug das wohlbekannte Wörtlein bestia hervorklang, da berührte dasselbe sein Ohr ganz anders als sonst, recht bitter und häßlich, und er wagte durchaus nicht mehr, sich vor seiner Schwester sehen zu lassen.

Glücklicherweise kümmerte sich weder sie noch ein Anderer weiter um ihn. Denn es gab sonst Freude und Jubel genug; der alte Geizhals hatte sich unter den veränderten Umständen leicht überreden lassen, und man hatte den Tag der Hochzeit auf die allernächste Zeit festgesetzt. — Bis dahin versuchte Beppo nicht wieder zu arbeiten. —

Der Tag der Hochzeit kam. Concetta sah reizender aus als je, wie sie zur Kirche schritt, ganz wie es Beppo sich geträumt hatte, und sein Stolz ging beinahe in frevelhaften Hochmuth über, als er unter den Zuschauern in der That die blonde Signora erblickte, die nun augenscheinlich nicht halb so hübsch war, wie seine Schwester. Nach der heiligen Handlung begaben sich die Hochzeitsgäste in das Haus des alten Geizhalses als das geräumigste und wohlhabendste, trotz der jetzigen Verarmung, und setzten sich zu einem kleinen Schmause, zu dem außer etlichen guten Freunden auch der Curato und der Sindaco als die geistliche und weltliche Zierde der Gesellschaft geladen waren.

Beppo saß unbeachtet an der äußersten Ecke des Tisches und that sich zunächst außerordentlich gültlich an Speise und Trank. Und als er soweit war, daß er beim besten Willen Nichts mehr zu sich zu nehmen vermochte, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, kreuzte die Arme hoffärtig über der Brust und blickte mit ganz verklärtem Entzücken auf das strahlende junge Pärchen. Nun ist sie doch noch glücklicher, als die fremde Signora! dachte er.

Plötzlich erhob er sich von seinem Stuhl und richtete laut und feierlich an den Pfarrer und den Bürgermeister die Frage, ob Concetta und Giuliano jetzt nach allen Rechten des Staates und der Kirche Mann und Frau seien und unwiderruflich und unauflöslich mit einander verbunden? Und als ihm Beide das ernsthaft und fest bestätigten und dazu ein wenig die Köpfe über ihn schüttelten, that er eine zweite, noch viel verwunderlichere Frage, ob man im Gefängnisse und auf den Galeeren arbeiten müsse? Sie bejahten auch dieses und versicherten, die Strafgefangenen würden allerdings sehr scharf zur Arbeit angehalten, da diese das beste Mittel zu ihrer Besserung sei, blickten aber sehr erstaunt und unsicher daren, wo das hinaus wolle: da lächelte Beppo schlaun und doch ein Wischen wehmüthig und wandte sich an den Sindaco mit klaren Worten und der längsten Rede seines Lebens:

„Da also diese Ehe nicht mehr getrennt werden kann, so will ich Alles sagen und gestehen, was ich weiß. Wisset, Signor Sindaco, ich habe dem alten Geizhals hier das Geld gestohlen, damit meine Concetta ihren Giuliano heirathen könnte. Ich bin zu Fuß von Neapel nach Massa gegangen und von da in der Nacht übergesetzt und in sein Haus durch die Thür geschlichen, denn sie war

nicht verriegelt und leicht zu öffnen. Aber ich habe mich entsetzlich gefürchtet, daß er erwachen könnte, und wol eine Stunde gebraucht, bis ich den Kasten unter dem Bette heraus hatte. Doch dann lief ich um so schneller, und kam noch vor dem Morgen nach Massa zurück. Den Kasten warf ich in's Meer und das Geld steckte ich ein und ging damit nach Neapel zurück und brachte es dann hierher, als wenn es die Erbschaft von meines Vaters Schwester wäre. Die ist aber so arm gestorben, daß sie nicht einen halben Scudo hinterlassen hat. Jetzt kann der Alte sein Geld wiederbekommen, denn die Concetta kann er ja doch nicht wieder fortschicken. Und, Signor Sindaco, wenn ich nun eingesperrt werde, möchte ich gerne nach der Insel Nisida drüben in's Bagno kommen, weil ich von da nach Capri herübersehen kann."

Hierauf streckte er die Hände vor sich hin, als wenn er sie den Fesseln darbieten wollte, und brach in heftige Thränen aus. Nun erhob sich ein entsetzliches Schreien und Jammern und Schelten durcheinander, und Beppo war der Einzige, der ruhig blieb. Aber da war nicht zu helfen, der Sindaco mußte ihn festnehmen und den Gerichten überliefern, so leid es ihm selber that. Doch tröstete dieser die Angehörigen des jungen Verbrechers und namentlich die ganz verzweifelte Concetta, so gut er konnte: Strafe müsse freilich sein, denn dem Gesetze müsse unter allen Umständen Genüge geschehen, Diebstahl sei Diebstahl und Einbruch schwerer Diebstahl; aber allzu hart werde dieselbe nicht ausfallen, denn die Geschworenen seien auch Menschen und würden die guten Motive der schlimmen That wohl in Betracht zu ziehen wissen. Er selbst aber werde sich persönlich eifrig für ihn verwenden, und der Pfarrer, wisse er, werde das Gleiche thun. Und wie groß auch die Strafzeit bemessen werden möge, zuletzt bleibe immer noch die königliche Gnade, welche dieselbe so abkürzen könne, daß sie nur als eine nützliche Warnung und Erziehung zu regelmäßiger Arbeit anzusehen sei. Einigermassen wurden die Gemüther durch solche Vernunftgründe beruhigt. Trotzdem, als nun der Verhaftete zur Aburtheilung nach dem Festlande überführt werden sollte und in's Boot stieg, übermannte seinen Vater der Jammer und Borne, und er rief hastig aus: „O Beppo, wer hätte das gedacht, daß Du auch noch die Schande über uns bringen würdest! O che bestia che tu sei!“

Beppo aber lächelte gelassen und freundlich und sagte: „Vater, ich mußte doch einmal arbeiten lernen!“

Als das Boot abstieß, rief er noch einmal zurück: „Grüßt mir die schöne blonde Signora, die beim Pagano wohnt; der habt Ihr viel zu danken!“

In dem Augenblick sah er, wie seine Schwester am Ufer auf die Kniee sank und ihr schönes Antlitz in den Händen verbarg; aber Giuliano hob sie empor und lehnte sie an seine Brust, und da blieb ihr Köpfchen liegen, so lange Beppo sie erkennen konnte. Und dann legte er sich lang ausgestreckt in's Boot, schaute träumend in den blauen Himmel hinauf und genoß von ganzem Herzen sein lehtes freies dolce far niente.

## Bemerkungen über Paris.

---

Seit dreizehn Jahren habe ich im April d. J. Paris zum ersten Male wieder-gesehen. Als ich Berlin verließ, war noch Winter; zweiundzwanzig Stunden später waren wir mitten im Frühling. Es war, als ob die Natur und die Verwaltung der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn gewetteifert hätten, um unsern Eintritt in Frankreich so herrlich als möglich zu machen. Wir hatten — auf der Route über Bleyberg — selbstverständlich überall Verspätung und brachten sie, ebenso selbstverständlich, dadurch ein, daß wir an denjenigen Stationen nicht, oder so gut wie nicht hielten, an denen wir hätten frühstücken sollen. Während wir die ganze Nacht, um eins, um zwei, um drei Uhr Morgens durch die heiseren Rufe: „Bairisch Bier, Würst, Butterbrod“ geweckt worden waren, konnten wir zwischen 6 und 11 Vormittags, wo der europäische Mensch das Bedürfnis nach etwas Warmem zu empfinden pflegt, nicht so viel als eine Tasse Kaffee bekommen. Erst in Erquelines, an der französischen Grenze, hatten wir genügend Zeit, nicht nur unser Gepäck revidiren zu lassen, die Hände zu waschen und uns ein wenig zu restauriren, sondern wir bekamen oben-drein Wärmflaschen in's Coupé, eine wahre Wohlthat nach der langen Nachtfahrt von Berlin, wo die Bäume nicht blühten, die Wiesen nicht grüntem und Wärmflaschen doch nicht gegeben wurden.

Hier wehte uns ein lieblicher Duft von Flieder und Goldlack, Veilchen und Schlüsselblumen entgegen, und am andern Morgen, in Paris, welche Massen davon waren aufgehäuft auf dem Blumenmarke der Mabeleine! Der erste Eindruck von Paris war der des ungeheuren, unerschöpflichen Reichthums. Fülle, wohin man sah — Fülle von allen möglichen guten Dingen der Welt, von Blumen und Gemäßen, von Büchern und Bildern, von Gold und Silber, von Bronzen und Porcellan. Ich weiß nicht, ob es der unmittelbare Gegensatz zu Berlin war: aber ich hatte keine rechte Vorstellung mehr von der außerordentlichen Bewegung des Pariser Straßenlebens und fühlte mich fast wie ein Provinzbewohner, staunend vor jedem Schaufenster, an jedem Straßenübergang ein wenig jaghaft. Selbst wenn man fährt, kommt man innerhalb der Geschäftsstunden in Straßen, wie die Rue Montmartre, nur im langsamsten Schritt vorwärts — Wagen drängt sich an Wagen, und wie in einem mächtigen Strome gehen vorüber Omnibusse, Karren und leinenbedeckte Frachtwagen — Wagen mit Orangen und Wagen mit Flieder, Wagen mit Kartoffeln und Wagen mit Spargel, Wagen mit Fässern und Wagen mit Säcken, Wagen mit Holz und Wagen mit Kohlen, Wagen mit Steinen und Wagen mit Lumpen — und über diesem undurchbringlichen Gewühl, welches an die City von London erinnert, eine Frühlingssonne, wie sie nur in Paris scheint, ein Frühlingshimmel, von welchem die Straßenfernern sich malerisch abheben, und endlich, wo der Ausblick sich öffnet, das schimmernde Wasser der Seine, die Brücken, die Quais und im Duft des Frühlingsmorgens die beiden Thürme der Notre-Dame . . . . Nein, Paris lebt noch, Paris ist schön und reizvoll und poetisch, wie nur je.

Wir machen uns in Deutschland keinen rechten Begriff davon. Ich will nicht sagen, daß wir Paris unterschätzen — und Paris ist Frankreich —; aber vielleicht kommt es daher, daß wir uns ein wenig überschätzen. Der Chauvinismus droht umzuschlagen. Paris ist still und bescheiden geworden. Paris macht nicht mehr so viel Lärm, als in den Jahren, wo sein Dichter sang:

... Quel bruit ferait le monde,  
Le jour où Paris se tairait!

Victor Hugo sagt nicht mehr, daß Paris der Mittelpunkt der Welt sei; oder man wünscht wenigstens nicht mehr, es zu hören. Der Dichter der Notre-Dame ist alt geworden. Die Verehrung seines Volkes umgibt und behütet ihn, eine neue „definitive“ Ausgabe seiner Werke in prachtvollen Octavbänden hat zu erscheinen begonnen und findet reißenden Absatz; seine Dramen beherrschen auf's Neue das Repertoire des „Théâtre français“. Aber seine Cassandrarufe liebt man nicht mehr; man liebt es überhaupt nicht mehr zu rufen, und zu blaguiren, zu plaquieren. Ein neues Geschlecht ist herangewachsen, welches in Victor Hugo den ruhmreichen Führer vergangener Geschlechter sieht, bewundert und liebt. Obwol auch in Frankreich Alter nicht immer vor Thorheit und Redseligkeit schützt, ist der Franzose doch pietätvoller als wir; er ist dankbarer, er hat mehr das Organ der Anerkennung und weniger den Trieb des Neides, der Mißgunst und Verkleinerungssucht. Wie leicht wirft man bei uns einen Mann zu den Todten! Es ist nicht leichter bei uns, als irgendwo, ein großer Mann zu werden, aber wie viel schwerer, es zu bleiben! Ich will hier Nichts für und Nichts gegen den akademischen Zug im Leben und in der Bildung der Franzosen sagen; Nichts für und Nichts gegen die Autorität und Prærogative, mit welcher man das allgemein anerkannte Verdienst auch äußerlich umgibt. Künstlich läßt sich dergleichen nicht hervorbringen, obwol die Institutionen viel dazu beitragen mögen, Anlagen zu entwickeln oder zu unterdrücken.

Warum gibt es bei uns Akademien der Wissenschaften und der Künste, aber keine der schönen Literatur? Man macht gegen eine solche unseren angeborenen Unabhängigkeitsfinn geltend, und verlangt für die literarische Bewegung vollkommene, von jedem äußeren Formelzwang unabhängige Freiheit. Aber ich sehe nicht, daß unsere literarische Technik dabei gewonnen hat, ebensowenig als unser Wörterbuch, als unsere Grammatik, als unsere Orthographie. Wenn eine deutsche Akademie bei Zeiten für unsere deutsche Rechtschreibung gesorgt hätte, so brauchte Herr von Puttkamer nicht damit zu kommen. Wir wollen den deutschen Individualismus wahrlich nicht gegen den französischen Centralismus herabsetzen; aber seine Lehren hat uns der letztere doch auch gegeben. Das Reich und die politische Einheit, so viel wir bis jetzt davon haben, war auch mit dem deutschen Individualismus allein nicht zu machen. In dieser großen Gemeinschaft, welche wir die civilisirte Menschheit nennen, sind die Gaben und Eigenschaften nicht gleich vertheilt; je nach Mischung des Blutes, nach Himmelsstrich und Bodenverhältnissen sind sie verschieden und entsprechen verschiedenen Bedürfnissen. Darum, daß wir in einem für sie verhängnißvollen Augenblicke die Franzosen politisch desorganisirt und militärisch tief unter uns fanden, darf man nicht folgern, daß ihre Politik und ihre Armee uns niemals wieder zu schaffen machen könnten. Weder der große Staatsmann am Wilhelmplatz in Berlin, noch der große Stratege am Königsplatz daselbst geben sich einer solchen Täuschung hin. Der deutsche Reichstag weiß ein Lied davon zu singen, und wer unsere Grenzlande gesehen, unsere Grenzfestungen besucht hat, der weiß es auch. Was ich hier sagen wollte, ist dieß: wiegen wir uns nicht in Illusionen, weder in Bezug auf uns, noch in Bezug auf unsere Nachbarn. Der Eindruck eines vierzehntägigen Aufenthaltes in Paris, der mit der vollen Frische des Neuen auf mich wirkte, war, daß die Generation, welche jetzt das Heft in Händen hat, der Declamation abhold, und die herangewachsene, französische Jugend der Arbeit ganz hingegeben ist, daß sie lernt, unaufhörlich lernt und daß ihr großer Lehrmeister Deutschland ist.

Was in der Brust des kleinen Mannes vorgehen mag, des Handwerkers, den wir auf seinem Wege treffen oder in seinem Atelier beobachten, des Arbeiters, den wir in der Fabrik oder in der Schenke sehen, das entzieht sich natürlich dem Urtheil des Fremden, der nur ausnahmsweise mit ihnen in Berührung kommt, und auch dann nicht wie der Gleiche mit den Gleichen verkehrt, obwohl der französische Handwerker und Arbeiter ein außerordentlich intelligenter Mann ist. Um seinen Ideenkreis kennen zu lernen, ist man vornehmlich darauf angewiesen, die Zeitungen zu lesen, die er liest, den „*Mot d'Ordre*“, den „*Rappel*“, den „*Réveil*“, und da muß man denn freilich erstaunen und erschrecken über eine Sprache, wie sie die berliner social-democratiche Blätter nicht in den Zeiten der äußersten Verwilderung geführt haben. Ich erinnere mich eines Leitartikels — ich glaube im „*Mot d'Ordre*“ — bei Gelegenheit des Festes, welches die Municipalbehörde von Paris dem schwedischen Professor Nordenfjöld — dem kühnen und glücklichen Entdecker der Nordostpassage — bei seiner Anwesenheit im Pavillon de Flore, dem einzig stehen gebliebenen Flügel der Tuilerien gab. Bei dem Banquet, welches übrigens der „*Mot d'Ordre*“, als einem Helden der Wissenschaft, einem Bereicherer der Menschheit und einem Manne des Volkes gegeben, durchaus billigte, befanden sich als Gäste ein schwedischer Prinz und der schwedische Gesandte, und das war es, was das „*social Organ*“ in den heftigsten Ausdrücken verdammt. „Wir haben Nichts gegen die Person dieses jungen Menschen, welcher das Unglück hat, ein Prinz zu sein,“ so ungefähr sagte das genannte Blatt; „aber er ist ein Nachkomme jenes Bernadotte, der einen zweifachen Verrath beging, zuerst am Volke, indem er mit Bonaparte ging, und dann an Frankreich, indem er gegen Bonaparte ging. Männer des Municipalraths von Paris, vergesst nicht, daß wir es waren, welche die Tuilerien verbrannt, in deren gerettetem Reste ihr einen solchen Prinzen bewirtheht habt; und daß wir eines Tages wiederkommen werden!“ ... Eines anderen Austritts erinnere ich mich, in einer anderen Gegend von Paris, in einem Estaminet der niedrigsten Sorte, gegenüber dem Père Lachaise, nicht weit von den düstern Mauern des Gefängnisses de la Roquette, innerhalb deren die Commune bekanntlich ihre grauenerregendsten Unthaten verübt. In jenem Estaminet bildete den Mittelpunkt einer Gruppe ein Amnestirter, der eben von Caledonien gekommen war, ein bejahrter Mann von wüstem, aber entschlossenen Aussehen, mit buschigen grauen Augenbrauen und zwei flammenden schwarzen Augen darunter, deren Ausdruck von Troß, Festigkeit, Fanatismus ich nie vergessen werde. „Wer weiß,“ dachte ich, „dieser Mann ist dabei gewesen, als sie die unglücklichen Geißeln aus dem Gefängniß da drüben nach der Rue Haze schleppten und er hat auf sie geschossen!“ Er hatte seine Kappe voll fettigen Kuhes und mit breitem Schirm tief über die Stirn gezogen, er trug einen langen Rock, leinene Hosen und Stiefel, die ganz mit Arbeitsstaub bedeckt waren, jüngere Arbeiter aus den Steinbrüchen umgaben ihn, tranken ihm fortwährend zu und, ein altes Weib mit zerfetztem Umschlagetuch, verdrücktem Hut und einem Handkorb unter dem Arm küßte ihm die Hände. „Wer weiß,“ dachte ich, „wo dieses Weib diesen Mann zum letzten Male gesehen hat! Vielleicht ließ sie kreischend hinter den Opfern her, welche sie dort oben zwangen, über den Gartenjaun zu springen, und im Springen erschossen; vielleicht war sie mit bei der Schar derer, welche Petroleum ausgossen über die Wände der Tuilerien und der Conciergerie.“ Der Mann sprach wenig, in einem hohlen, pathetischen Tone. Wie ein Höherer stand er unter seiner Umgebung, während das Weib nicht müde ward zu schreien, zu weinen, seine Hand zu küssen und dabei auszurufen: „Oh mon père, mon vénérable père!“ — und als er ging, begleiteten ihn die Segenswünsche und die Blicke Aller, bis er in einer dunkleren Seitengasse verschwand.

Ob die ehemaligen Communards in ihrer gegenwärtigen Verfassung eine nahe, ob sie überhaupt eine Gefahr für das Staatsleben in Frankreich darstellen, darüber hat der Fremde sowenig das Recht einer Meinung, als er die Zweckmäßigkeit der Amnestie zu beurtheilen vermag, welche nach verhältnißmäßig so kurzer Zeit diese Scharen Verurtheilter wieder an die Stätten der alten Verbrechen und in die früheren Um-



gebungen zurückgeführt hat. Wer aber den massenhaften Absatz ihrer Zeitungen an jedem Morgen und an jedem Abend sieht, und gelegentlich einer Scene beiwohnt, wie die von mir geschilderte, der kann wenigstens daran nicht zweifeln, daß die Commune fortbesteht, wenn nicht an Haupt und Gliedern, so doch in ihren Aspirationen. Zur Zeit meiner Anwesenheit fand in einem Circus eine große Arbeiterversammlung Statt, welche M. Clémenceau, der bekannte radicale Deputirte des 18. Arrondissements und Redacteur der „Justice“ zusammenberufen hatte. Zum Ehrenpräsidenten in absentia dieser Versammlung ernannte man M. Trinquet, einen Nichtammnestirten, der zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt ist und sich zu Numea in Caledonien befindet. Der Staat, welcher eine solche Verhöhnung seiner selbst, alles sittlichen und Rechtsbewußtseins ruhig geschehen lassen kann, muß sich sehr stark fühlen, in der That. Wir wünschen aufrichtig, daß dies bei der französischen Republik der Fall sein möge.

Die Linie, welche den Arbeiter und den kleinen Handwerker scheidet, ist ihrer Natur nach überall ziemlich schwankend; aber ich glaube, daß man Denjenigen, welcher jenseits derselben steht, nirgends deutlicher erkennen kann, als in Paris. Der Trieb des Erwerbes und der Hang, sich durch Fleiß und Sparsamkeit eine den Umständen angemessene, bescheidene aber gesicherte Existenz zu gründen, ist bei den Franzosen viel stärker und allgemeiner verbreitet, als bei den Deutschen. Die Zahl der kleinen Rentner ist in Frankreich unverhältnißmäßig größer, als in Deutschland, und auf ihnen beruht der Nationalwohlstand. Bei dem Deutschen des 19. Jahrhunderts bricht immer noch der alte Germane durch, welchen Tacitus schildert. Der Deutsche verthut nicht nur viel von seiner Zeit, sondern auch von seiner Kraft, während der Franzose vorsichtig Alles zusammenhält und zu Rathe zieht. Seine Sparsamkeit macht zuweilen den Eindruck des Komischen. Ich erinnere mich eines würdigen Pariser Ehepaars, welches ich vor einiger Zeit auf einem stromaufgehenden Rheindampfer kennen lernte. Der Chef der Familie war Mühenmacher gewesen, hatte sich — ich weiß nicht nach wie viel Jahren erfolgreicher Arbeit — zur Ruhe gesetzt und soeben, zur Feier dieses Ereignisses, mit seiner Ehehälfte eine Vergnügungsreise nach Deutschland gemacht. Ich bezweifle, daß sie viel Vergnügen gehabt; sie konnten nicht ein Sterbenswörtchen unserer Sprache und hatten, wie aus ihren Berichten hervorging, nicht überall in den besten Hôtels übernachtet. Nichtsdestoweniger waren die beiden Reisenden äußerst animirt und zufrieden: sie, eine richtige Pariserin aus dem Volke, wohlgenährt und behäbig, mit einer weißen Haube und einem papageigrünen Umschlagetuch, er ein Bourgeois, wie Balzac sie schildert, mit einer Kappe eigener Fabrik auf dem Kopfe und zum Schutze gegen die Morgentähle mit einer gestrickten Unterjacke über dem Tuchrock. Sie hatten ihren Mundvorrath und eine Flasche Wein bei sich, die sie von Rölln mitgenommen. Immer, wenn sie einen lächtigen Schluck daraus gethan, ging er an die Pumpe, um sie wieder zu füllen, und ich fürchte, daß um die Mittagszeit, wo, in der Nähe von Coblenz, sich die übrige Schiffsgeellschaft zu Tisch begab, nur noch Wasser in der Flasche war. Das hinderte die Weiden aber nicht, sich auf dem leeren Verderb zu einem frohen Mahle niederzusetzen, ihren Mundvorrath aufzuzehren, ihre Flasche vollends zu leeren und sich königlich zu amüsiren. Als ich mich wieder zu ihnen gesellte, sprachen sie mit Entzücken von den acht Tagen, in welchen sie zum ersten Male in ihrem Leben den vollen Genuß ihrer Freiheit gehabt hätten, von ihrem Haus in Paris, und von der Freude, das gute Geschäft nun in den Händen des Sohnes zu sehen und sich zurückziehen zu können; und als sie bei Bingen das Schiff verließen, erkundigten sie sich vorher erst ganz genau, ob der Zug, der nach Paris gehe, auch eine dritte Classe habe.

Sich bei noch gutem Lebensalter, in den Fünfzigern etwa, zurückzuziehen und von seiner Rente zu leben, ist der Traum jedes kleinen Bourgeois. Solch' ein Ziel hat der Handwerker und kleine Mann in Deutschland gewöhnlich nicht, und er erreicht es auch selten. Er müht sich sein ganzes Leben ab, weil er nicht früh genug

baran denkt, zu sparen; unsere Lebensgewohnheiten sind anders, unsere Bedürfnisse größer. Er füllt sich die Flasche nicht mit Wasser nach. Dabei kann man noch nicht ein Mal sagen, daß er viel besser lebe, als der Franzose; im Gegentheil. Der Boden Frankreichs ist gesegnet, ergiebiger als der unsere; und der Franzose, wenn er mit Wenigerem zufrieden ist, weiß doch mehr daraus zu machen. Wenn man zur Mittagszeit durch die kleinen Straßen geht, in deren Erdgeschossen der Pariser Handwerker wohnt, wie gut riecht es da aus den Küchen und Hinterstuben heraus, wie appetitlich ist da der Tisch gedeckt und wie fest wird an den Regeln des „Diner“ gehalten, obgleich es nur die Familie eines Barbiers, eines Schneiders oder Tischlers ist, die sich zu demselben niedersetzt. Der einheitlich durch alle Schichten der Nation gehende Zug der Regelmäßigkeit, des Herkommens und der Tradition thut viel, um diese und manche ähnliche Erscheinung zu erklären. Es hat für den Ausländer zuerst etwas Befremdendes, diese Leute sich untereinander „Monsieur“ und „Madame“ nennen zu hören; aber es ist äußerst gefällig. Diese Classe kleiner Besitzender oder nach Besitz Strebender bildet das Gegengewicht gegen die Radicalen, und da sie das Gros der Bevölkerung ausmachen, so läßt sich auf ein solches Fundament schon bauen. Wer einen Rententitel der Banque de France besitzt, der hat kein Interesse daran, sie zu verbrennen oder zu zerstören oder an eine Theilung zu denken, bei der für ihn wenig herauskommen würde, weniger jedenfalls, als er schon hat oder auf ordnungsmäßigem Wege noch zu gewinnen hofft. Dieser Pariser Philister ist ein höchst schlauer Mann, sehr höflich und gefällig, aber immer auf seinen Vortheil bedacht. Um einen Sou läuft, springt und redet er bis zum Unbegreiflichen, ohne die Geduld, ja selbst ohne die Liebenswürdigkeit zu verlieren. Er will sein Geschäft machen und er macht es.

Welchen Proben und Prüfungen habe ich selber nicht assistiren müssen in den großen Magazinen von Paris! Wie da die Damen „ins Zeug gingen“, wie sie suchten, musterten, wählten, unter Kleiderhaufen verschwanden und wieder auftauchend, Alles vertwarfen, um noch einmal ganz von vorne zu beginnen, stundenlang, ja ganze Nachmittage lang, fortzufahren und zuletzt gegen Abend mit einem „merci madame“, einer Erfrischung und einem Geschenk entlassen zu werden: ja, wer das mit angesehen, der begreift die colossalen Umsätze, welche Häuser wie Printemps, Loubre und Bon Marché machen. In ganz Paris sieht man ihre Wagen fahren und ihre Zeichen wehen; sogar in den Kellern des Panthéon ging uns solch ein Ballon voran, der immer, wo nur ein Strahl des Tages hereinfiel, in dem geisterhaften Lichte über den Gräbern von Voltaire, Rousseau und Mirabeau seine Inschrift „Loubre“ leuchten ließ. Aber selbst in Deutschland und bis mitten in Berlin hinein machen diese Pariser Häuser — wie manche von unseren Leserinnen uns bestätigen wird — den einheimischen Häusern eine schwere und nicht ungerechtfertigte Concurrrenz, durch Güte, durch Billigkeit, vor Allem durch Coulanz. Unsere Geschäfte fangen wol allmählig an, von den Parisern zu lernen; aber es muß ihnen doch sehr schwer werden, liebenswürdig zu sein! Unsere Damen fühlen sich genirt, wenn sie wählen wollen, weil sie niemals wissen, wie lange man ihnen geduldig zusehen wird; und wenn sie gar fortgehen, ohne zu kaufen, so wird der deutsche Kaufmann wahrscheinlich nur in den seltensten Fällen ihnen für ihren Besuch danken und sie bitten, recht bald wiederzukommen. Die Folge wird sein, daß sie in der That nicht wiederkommen, sondern an den „Loubre“ oder „Bon Marché“ in Paris schreiben. Ich habe mich mit einem Employé eines dieser Etablissements unterhalten und von ihm erfahren, daß die Verkäufer in denselben außerordentlich vortheilhaft gestellt sind. Sie erhalten Lantidme und an guten Tagen beläuft sich ihr Verdienst auf 30 Francs, selten unter 20. Wenn diese Leute höflich und gefällig sind, so wissen sie warum. Aber wie sie, sind alle. Man tritt in kein Theater, ohne daß die Logenschließerin der Dame ein Fußstüben bringt; man kommt in kein Restaurant, ohne daß der Wirth schon unaufgefordert die Löffelbissen der Saison auf den Tisch setzt; man geht durch keine Straße, ohne daß die schönsten Auslagen vor den Läden oder im Hause zu sehen sind. Man kann

nehmen oder nicht nehmen, kaufen oder nicht kaufen; aber es wird Einem wenigstens leicht gemacht. Die einzige Ausnahme von der allgemeinen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit scheinen die Damen der Halle zu sein. Als wir an einem sonnigen Nachmittage durch die Centralhalle wandelten und hier und dort nach einem seltenen Fisch, einem uns unbekanntem Gemüse fragten, erhielten wir nicht einmal eine Antwort. Aber zur Entschuldigung dieser rothhäutigen, dickarmigen Damen, welche, ohne sich auch nur zu rühren, auf ihren hohen Stühlen hinter den Körben saßen, muß ich sagen, daß sie ihre Vorräthe fast alle verkauft hatten und wir wol nicht darnach aussahen, als ob wir die ernstliche Absicht hätten, eine Matrele oder ein Bund Spargel zu erstehen. Denn für so selbstlos, bei all' ihrer Liebenswürdigkeit, halte ich die Franzosen doch nicht, daß sie aus dem, was nun einmal eine Eigenschaft ihres Charakters ist, nicht auch einen Nutzen für ihr Geschäft zu ziehen trachteten, und ich verdanke es ihnen nicht, da die Basis ihres Geschäfts regelmäßig die wirkliche, solide Leistung ist. So viel ich auch diesen Leuten, Handwerkern, Angestellten, Hausdienern zc. in ihren Geschäften und auf ihren Wegen nachgegangen bin, stets habe ich mich über den unermüdblichen Fleiß derselben gefreut. Selten sah ich Einen, der nicht zwischen einer Commission und der anderen, auf der Straße die Zeitung herauszog — durchweg von gemäßigt-liberaler Färbung, sehr häufig die „Liberté“ — im Gehen las, und zwar zuerst immer den Courszettel.

So wenig übrigens die Commune Spuren ihrer unheilvollen Herrschaft zurückgelassen hat, außer in den malerischen Trümmern der Tuilerien und dem in voller Reconstruction begriffenen Hôtel de Ville: ebensowenig hat die Republik das Aeußere von Paris sichtbar beeinflusst oder verändert. Ein neuer Straßename, die Straße des 4. September, das Prädicat „national“, wo früher, an Museen und Bibliotheken „impérial“ stand und die Worte: „liberté, fraternité, égalité“ in vergoldeten Buchstaben an dem Fronton der großen Oper oder schwarz hingemalt an den Mauern der öffentlichen Gebäude, der Ministerien u. s. w.: das ist Alles. Man hat in der Pracht und Bewegung dieser Straßen und Boulevards oft Mühe, sich zurückzurufen, daß dies Paris sei — dasselbe Paris, welches man vor dem Kriege, vor der Belagerung, vor der Commune gekannt hat; ja, noch viel schöner, viel imposanter, viel glänzender. So viel vermag der Reichthum des Landes und die Expansionskraft des Volkes. Wir in Preußen und Berlin haben länger an den Folgen der französischen Invasion zu tragen gehabt, als die Franzosen an der unstrigen. Das Kaiserthum, trotzdem Paris ihm einige seiner bedeutendsten Verschönerungen und die Neugestaltung ganzer Stadttheile verdankt, ist wie wegrastrif und ausgetilgt — verschwunden wie die kaiserlichen Bienen, fortgerissen wie die kaiserlichen Adler. Nirgends ein Wort des Mitleids, der Entschuldigung, der Sympathie mit dem Unglück — der Name des Kaiserreichs, wenn er genannt wird, ist zu einem Namen der Verwünschung geworden. Keine noch so leise bonapartistische Unterströmung macht sich dem Auge des Fremden bemerkbar; die Blätter dieser Partei spielen beim Straßenverkauf, in welchem sonst alle Schattirungen zu ihrem Rechte kommen, kaum eine Rolle. Man lebt in Paris unter dem Eindruck, als ob die gegenwärtige Staatsform sich den politischen und socialen Bedürfnissen der ausschlaggebenden Mehrheit vollkommen anpasse und sie befriedige. Doch ist es nicht die Republik Cato's, noch — zum Glück für die Welt — diejenige Danton's oder Robespierre's, sondern eine Republik der reichen Leute. In den vormals kaiserlichen Logen der Theater hat sich die haute finance niedergelassen, deren Herren es ebensowenig an Sternen und Ordensbändern fehlt, als ihren Damen an Perlen und Brillanten. Die furchtbaren Leiden, welche Paris vor kaum zehn Jahren mit so wunderbarem Heroismus ertrug, sind überwunden. Man könnte meinen, sie seien vergessen.

In den Champs Elysées befindet sich ein berühmtes Panorama, welches die Belagerung von Paris durch die Deutschen darstellt. Bevor man zu dem Rundbild emporsteigt, sieht man eine Straßenscene aus dem unwirthlichen Inneren des eingeschlossenen Paris. Das Elend einer vor den Kugeln flüchtenden Familie, mit

Weibern, Kindern und Greisen, ist mit einer solchen Naturtreue gemalt, daß Einem das Herz dabei schaudert. Das Panorama hat einen hohen und selbständigen künstlerischen Werth: unter einem bedeckten Winterhimmel überblickt man, von den Bastionen des Fort Issy aus, die im sonnelosen Grau daliegende ungeheure Stadt, die Windungen der Seine, die zerstörten Brücken, die qualmenden Trümmer zerstöffener Häuser, die aufgewühlte Erde in den Bastionen und Verschanzungen, die Kanonen, die Mannschaften, die sie bedienen, rückwärts Laufende, vorwärts Laufende — Sterbende, Verwundete — und fern über den Höhen von St. Germain die feinen Rauchsäulen der deutschen Lagerfeuer — ein Bild von so vollendetem grauenhafter Realität, daß wir, immer hineinschauend, zuletzt selber unter dem Druck einer bleiernen unentriinbaren Wirklichkeit zu stehen meinen. Erklärungen in französischer und englischer Sprache, denen neuerdings auch eine in deutscher Sprache hinzugefügt worden ist, liegen für die Besucher bereit. Außerdem schloß sich uns ein französischer Führer an, der uns auf alle einzelnen Punkte dieses bewunderungswürdigen Werkes mit großer Genauigkeit aufmerksam machte, ohne daß er irgend etwas Besonderes zu fühlen schien. Ich weiß nicht, ob ein Deutscher, wenn uns einmal — was Gott verhüte! — ein so großes nationales Unglück betreffen sollte, im Stande wäre, dasselbe so schön zu malen. Aber ich glaube nicht, daß sich noch obendrein ein Deutscher fände, der es den Fremden mit solcher Zuvorkommenheit erklärte.

Die Franzosen sind so, und die Deutschen sind anders. Aber täuschen wir uns darum nicht. Reden wir uns nicht ein, daß sie vergessen hätten. Fest in ihren Herzen sitzt der Stachel, sitzt die Bitterkeit, sitzt der Schmerz. Bis unter die Lilien der Bourbons in der Chapelle Expiatoire der Rue d'Anjou habe ich die Immortellenkränze für Elsaß und Lothringen gefunden, mit schwarzem Flor verhüllt. Man wird diese Saite des französischen Gemüths gewiß nicht unvorsichtig berühren; aber wenn die Wendung des Gespräches es so mit sich bringt, dann wird man, mit größerer Heftigkeit bei dem Einen, mit mehr Zurückhaltung bei dem Anderen erfahren, was uns trennt. Einer der vorurtheilslosesten meiner Pariser Bekannten, ein Mann, der lange in Deutschland gelebt, die deutsche Wissenschaft, die deutsche Literatur kennt und liebt, wie wenige seiner Landsleute, sagte mir: „Hätten Sie das Elsaß genommen; hätten Sie nur Lothringen uns gelassen!“ Was half es, ihm zu erwidern, daß das Elsaß sich ohne Meß gar nicht behaupten lasse? Er wußte es selber, und eben dadurch wird jeder Versuch einer vorzeitigen Annäherung hoffnungslos. Wir haben das Elsaß genommen, weil wir es nehmen mußten. Das Volksgewissen hat es zurückgefordert. Wir haben es und wir werden es behalten. Aber seien wir bereit, an jedem Tag und zu jeder Stunde, um das, was wir mit dem Schwerte erobert haben, auch mit dem Schwerte zu vertheidigen. In die Zukunft vermag Niemand zu blicken; andere Menschen, andere Geschlechter mögen kommen, andere Constellationen der europäischen Politik eintreten, und die Zeit mag das Werk der Versöhnung übernehmen. Aber so lange wir mit den gegebenen Factoren zu rechnen haben, dürfen wir an irgend welche aufrichtige Freundschaft von Seiten der Franzosen gegen uns nicht denken. Die politische Lage bringt es mit sich, daß die Regierung der französischen Republik den größten Werth auf freundliche Beziehungen zum Deutschen Reiche legt, und sie wird in dem gewiß aufrichtigen Bestreben, sie zu pflegen, von der öffentlichen Meinung im Ganzen unterstützt. Unser Botschafter ist einer der angesehensten Männer in Paris; und wenn auch die Auszeichnungen, deren Gegenstand Seitens der officiellen Kreise wie der hohen Pariser Gesellschaft Fürst Hohenlohe war, solange er im Hôtel der Rue de Bille residirte, nicht weniger seiner gewinnenden Persönlichkeit als seiner amtlichen Eigenschaft gegolten haben mögen, so sind sie doch allen zur Zeit in Paris anfassigen Deutschen zu Gute gekommen. Sogar ihr Vereinsleben erfreut sich einer gewissen Begünstigung; und im März und April d. J. durfte der dortige Deutsche Turnverein zum Besten der deutschen Armen in Paris (deren Zahl in Folge des Krieges sich beträchtlich vermehrt hat) eine Reihe von Vorträgen veranstalten, welche die Elite der deutschen Colonie im

Festsaal des Grand Hôtel versammelten und einen nicht unbedeutenden Ertrag geliefert haben.

Ebenso versteht es sich, bei der angeborenen Herzgütlichkeit der Franzosen von selber, daß im Verkehr mit den gebildeten Kreisen auch der Deutsche, der als Gast in Paris weilt, vor jeder noch so leisen Verletzung seines Nationalgefühls geschützt ist; daß man mit dem feinsten Tacte das hervor sucht, was uns bindet, und Alles vermeidet, was uns trennt. Aber wo man darüber hinaus gehen möchte, da begegnet man sofort einem unüberwindlichen Etwas, einer Reserve, welche uns ihr „Halt, bis hierher und nicht weiter!“ deutlich genug juruft. Ich würde den Charakter der Franzosen weniger ehren, wenn ich sagte, daß dem nicht so wäre; aber auch dem unrigen nicht gerecht werden, wenn ich glauben machen wollte, daß die Feinheit und Eleganz des Pariser Lebens uns darüber zu täuschen vermöchte.

Wie man in Frankreich ein gutgemeintes, aber verführtes Unternehmen in dieser Richtung beurtheilen würde, dafür gab mir eben während meiner Anwesenheit in Paris das hochangesehene „Journal des Débats“ vom 13. und 14. April einen merkwürdigen Fingerzeig in einem vortrefflich geschriebenen Essay über die von Dr. Isler in Hamburg herausgegebenen Briefe aus dem Nachlaß Ch. du Villers', welche ja auch bei uns verdiente Aufmerksamkeit erregt haben<sup>1)</sup>. Man erinnert sich, daß Villers als französischer Emigrant 1792 über den Rhein kam; daß er, auf der Reise nach Rußland, in Albed durch eine jener Seelenfreundschaften, wie sie dem vorigen Jahrhundert eigenthümlich waren, an Frau v. Rodde und durch sie für Immer an Deutschland gefesselt ward; daß er sich tief versenkte in das Studium der deutschen Literatur und Philosophie, daß er in intime persönliche und briefliche Beziehungen trat zu den führenden Geistern auf beiden Gebieten, daß er Professor in Göttingen ward und unausgesetzt thätig war, zwischen dem französischen und dem deutschen Geist, wie man wol sagt, zu „vermitteln“. Er war der erste Franzose, welcher seinen Landsleuten das Verständniß Kant's eröffnete; er suchte sie ferner, in selbständigen Schriften und Berichten an das Institut de France, bekannt zu machen mit dem Geiste des Protestantismus, mit dem System der protestantischen Erziehung im Gegensatz zu der in Frankreich üblichen Erziehung durch die Jesuiten, mit dem deutschen Unterrichtswesen, der deutschen Schule, der deutschen Universität, und er war es endlich, der Frau v. Staël veranlaßt hat, nach Deutschland zu kommen. Daß er des Dankes von deutscher Seite gewiß sein durfte, versteht sich von selbst. Goethe sagt von ihm (in einem Briefe an den Grafen Reinhard): „Er ist eine wichtige Person durch seinen Standpunkt zwischen den Franzosen und den Deutschen . . . , da er, wie eine Art von Janus bifrons, herüber und hinüber sieht.“ In Deutschland begrüßte man ihn als einen willkommenen Vermittler; anders in Frankreich. Dort betrachtet man ihn heute noch als einen Renegaten. Das „Journal des Débats“ sagt: „Von allen Franzosen, welche am Anfang des Jahrhunderts sich haben insciren lassen von Deutschland, seine Autoren herausgestrichen, seinen Genius in den Himmel gehoben und über den Charakter der Deutschen diese Legenden verbreitet haben, welche wir so theuer haben büßen müssen, ist der Zeit nach Charles de Villers der Erste.“ Der Zeit nach; nicht aber der Bedeutung und dem Einfluß nach. Das Buch der Frau v. Staël über Deutschland ist von noch traurigeren Folgen für Frankreich gewesen, heißt es weiter; auch sie hat uns über den Charakter der Deutschen betrogen. Aber sie hat es mit einer größeren Kunst des Styls gethan; und „so groß ist in Frankreich das Prestige der Beredsamkeit, daß weder die Erinnerungen an Friedrich II., noch an die Invasion der Allirten, noch an die düsteren Prophezeiungen Heine's, daß Nichts vermocht hat, uns aus dieser Täuschung zu reißen und den durch diese Königin des Geistes hervorbrachten Eindruck zu verwischen, deren Turban so viel werth war als eine Krone...

<sup>1)</sup> Vergl. das vorliegende Heft der „Rundschau“, S. 477.

Wir haben ohne Mißtrauen ihr legendenhaftes, empfindsames (sensible) und menschliches Deutschland adoptirt... Erst seit sehr wenigen Jahren sind wir endlich zu der Einsicht gelangt, daß es zwei verschiedene Deutschland gibt: dasjenige, welches wir geträumt hatten, und dasjenige, welches wir kennen gelernt haben“.

Gegenüber solchen Worten, von einem der ruhigsten, maßvollsten, leidenschaftsloseten und einflußreichsten Pariser Blätter vor wenigen Wochen gesprochen, könnte man wol den Muth, und ganz gewiß die Hoffnung auf eine sehr baldige Wiederannäherung verlieren. Aber fast scheint es, als ob der französische Geist überhaupt unfähig sei, den deutschen Geist in seiner höchsten, der dichterischen Bethätigung zu verstehen, oder unwillig, ihn zu genießen. Es ist beschämend, aber wahr, daß von allen Werken der deutschen Literatur nur zwei, sei es durch Zufall, sei es durch Wahlverwandtschaft, sich einer gewissen Popularität in Frankreich erfreuen, nämlich: Geyner's Idyllen und E. T. A. Hoffmann's Erzählungen. Man kennt wol die Namen, und ein wenig auch die Werke unserer großen nationalen Dichter; doch diese Kenntniß ist aus dem engen Kreise der Gelehrten in den weiteren der Gebildeten kaum gedrungen. Was man in Frankreich — außer unseren politischen und militärischen Verhältnissen — sehr aufmerksam verfolgt und sehr eifrig studirt, das ist die deutsche Wissenschaft. Man kennt, in vortrefflichen Uebersetzungen, namentlich unsere Naturforscher und Philosophen. Dagegen ist die Kenntniß der gegenwärtigen literarischen Bewegung Deutschlands in Paris gleich Null: man kennt weder die Namen noch die Werke unserer ausgezeichnetsten lebenden Schriftsteller. Man hat es wol da und dort einmal mit einer Uebersetzung versucht (und dann hat es meist Haddländer oder Verstädter getroffen); aber ohne jeden nennenswerthen Erfolg. Liegt der Fehler an uns oder liegt er an den Franzosen? Ich weiß es nicht. Aber die Thatsache steht fest; und sie wirkt nicht besonders erheiternd, wenn man sie mit einigen anderen in Verbindung bringt. Vor dem Schaufenster eines einzigen Buchladens unter den Linden zu Berlin habe ich kurz vor meiner Abreise nach Paris mehr Exemplare von Zola's „Nana“ ausliegen sehen, als in Paris auf allen Boulevards zusammen. Der Pariser Roman und das Pariser Drama beherrschen nun einmal den europäischen Markt — wie der Pariser Handschuh, die Pariser Chocolade, die Pariser Confection, die Pariser Mode, der Pariser „Artikel“ überhaupt. Der deutsche Dichter, wenn er irgend welchen Eindruck auf Frankreich machen will, muß nach Paris gehen, dort in der Verbannung leben, in der Vereinsamung sterben und Gott noch im Tode danken, wenn am Tage aller Seelen eine mitleidige (deutsche) Hand sich findet, die sein sonst ganz verwahrlostes Grab mit einem Kranze schmückt. Und selbst das ist nicht genug: er muß auch französisch schreiben lernen. Dann — aber auch nur dann — hat er einige Hoffnung, in Frankreich gelesen zu werden, wie Heine, oder wenigstens dem Namen nach gekannt zu werden, wie Börne.

Vielleicht, daß dem einmal anders wird. Ein wichtiger Theil der Arbeit, in welcher wir die junge, die heranwachsende Generation Frankreichs gegenwärtig erblicken, ist dem Studium der deutschen Sprache gewidmet. Eltern, welche selber keinen Begriff weder von deutscher Literatur noch von deutscher Sprache haben, lassen ihre Kinder deutsch lernen. Ich habe die Lehrzimmer einer der besuchtesten Schulen von Paris durchwandert und an der Tafel der Classe, welche unserer Quarta entspricht, in der correctesten deutschen Schrift von der Hand eines Schülers gelesen: „Die Elbflätschen Felder sind sehr schön.“ Im Lycée Saint-Louis, welches seine Schüler für die Sorbonne, das Collège de France, die polytechnische Schule und die Schule von St. Cyr vorbereitet, war bisher die Erlernung einer modernen Sprache, entweder des Englischen oder des Deutschen, facultativ, und die Meisten wählten das Englische. Jetzt ist für die Abiturienten von St. Cyr und der polytechnischen Schule das Deutsch obligatorisch. Wenn daher die Erlernung unserer Sprache zunächst auch einen gewissermaßen militärischen oder aggressiven Zweck hat, so ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie in dem entgegengesetzten Sinne

wirke. Für die Würdigung der Literatur viel mehr als für die Aneignung der Wissenschaft ist die Sprache der unentbehrliche Schlüssel; und nicht aus seiner Wissenschaft, wol aber aus seiner Literatur lernt man ein Volk kennen. Die Wissenschaft sucht das Absolute, sie ist ihrem Wesen nach international. Man konnte wol eine „Internationale Wissenschaftliche Bibliothek“ begründen, welche von Gelehrten Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Rußlands und Amerika's verfaßt, gleichzeitig und gleichmäßig in Leipzig, London, Paris, Rom, St. Petersburg und Newyork erscheint. Jrgend ein solcher Versuch auf rein literarischem Gebiete wäre nicht denkbar. Denn ganz andere Mächte kommen in der Literatur zum Ausdruck: ihr persönliches Leben, ihre individuellen Besonderheiten, ihren Haß und ihre Liebe, ja selbst ihre Irthümer legen die Völker in ihren Literaturen nieder. Als ich, in Paris selber und vor einem deutschen Zuhörerkreise, „über die internationale Aufgabe der Literatur“<sup>1)</sup> sprach, da geboten mir die Verhältnisse Rücksichten, die mich an dieser Stelle nicht beschränken. Was ich dort kaum andeuten durfte, das kann ich hier als Wunsch und als Hoffnung aussprechen: daß die französische Jugend in ihrem rühmlichen Bestreben, daß deutsche Volk besser kennen zu lernen, als ihre Väter es gekannt haben, nicht ermüde; daß die deutsche Sprache für sie ein Mittel sei, dem deutschen Geiste selber näher zu kommen und daß, auf diese Weise, was die Folge des einen Krieges war, nicht die Vorbereitung zu dem anderen, sondern das Werkzeug werde, denselben unnöthig zu machen.

Julius Rodenberg.

## Die Opern- und Concert-Saison in Wien.

Wien, Anfangs Mai 1880.

Mit dem Neuesten und Schönsten darf ich heute beginnen: Wien hat sein Beethoven-Monument. Die feierliche Enthüllung fand in würdigster Form am ersten Mai statt. Berufenerer Richter mögen eine detaillirte Beschreibung und Würdigung des imposanten Erzbildes geben, mit welchem Meister zum Busch gewiß sein Größtes geleistet. Ich will nur den mächtigen Eindruck constatiren, den dieser eiserne Beethoven auf jeden Beschauer macht. Das Große, Freie, durchaus Charakteristische in Haltung und Gesichtsausdruck ist des höchsten Lobes werth und scheidet namentlich von unserer Schillerstatue vortheilhaft ab, welche den großen idealen Dichter in zierlichem Staatsrad, terzengerad und mit beiden Händen ein aufgeschlagenes Buch haltend, darstellt, ungefähr wie einen schmutzen Tenoristen, der in Gesellschaft aus seinem Notenheft eine Romanze vorsingt. Eine kurze Festrede hielt der Obmann des Denkmal-Comité's, Nicolaus Dumba, der um das Zustandekommen des Beethoven-Monuments, so wie kurz zuvor des Schubert-Monuments die größten Verdienste hat. Das Beethoven-Denkmal steht zwischen der Ringstraße (Kolowratring) und dem Wienflächchen auf dem von wenig neuen Häusern begrenzten „Beethovenplatz“. Der vom Denkmal-Comité veröffentlichte Rechenschaftsbericht sagt, es stamme die erste Anregung und zugleich die erste materielle Grundlage zur Herstellung des Beethoven-Denkmals von der in Wien 1870 abgehaltenen Beethoven-Säcularfeier. Das ist nur insoferne richtig, als es sich speciell auf die jetzt enthüllte Statue bezieht. Die erste Idee reicht ein halbes Jahrhundert weit zurück. Ursprünglich war ein gemeinsames Monument für Haydn, Gluck, Mozart und Beethoven projectirt, welches in der Karlskirche errichtet werden sollte. Anfangs nur für Mozart gedacht (1815), sollte dieses Monument bald auch Gluck

<sup>1)</sup> Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte der „Kundschau“ erscheinen.

und Haydn umfassen. Die Monumentfrage schleppte sich aber von einem Jahrzehnt zum anderen, indem sie sich zugleich immer mehr vergrößerte. Denn nach Beethoven's und Schubert's Tode sahen die Wiener ein, daß ihrem Denkmalproject wieder zwei nicht zu umgehende Candidaten zugewachsen waren. Der erste große Betrag für dieses gemeinsame Tonbildnermonument floß aus einem von der „Gesellschaft der Musikfreunde“ 1841 veranstalteten Musikfest in der kaiserlichen Winterreitschule. Es folgte 1845 ein zweites, dreizehn Jahre später ein drittes Concert für den Denkmalfonds, der trotzdem ganz unzureichend blieb und von dem Publicum gänzlich ignorirt wurde. Das Jubiläum Beethoven's im December 1870 gab endlich einen neuen Anstoß zur Weiterbewegung der Monumentfrage. Sie wurde nunmehr ausschließlich auf Beethoven concentrirt. Das Comité überließ die übrigen Aspiranten Gluck, Haydn, Mozart ihrer inneren Unsterblichkeit, — der Jüngste von ihnen, Schubert, hatte sich inzwischen ein grünes Plätzchen im Stadtpart erobert —, und bestimmte den ersten Ertrag der Wiener Festconcerte (10,000 fl.) für Beethoven's Denkmal. Nachdem aber die herrlichen Accorde und die großsprechereischen Phrasen verklungen waren, womit das Beethovenfest 1870 die Luft erschütterte, schien wieder eine Generalpause einzutreten in der Agitation für das Monument. Wem verdankte da Beethoven den letzten, kräftigsten Anstoß? Wir glauben Friedrich Schiller. Die Enthüllung der Schillerstatue in Wien wirkte wie die Präsentation eines oft prolongirten Wechsels auf Beethoven. „Steh' Wandrer und frage!“ so schien das Erzbild Schiller's jedem Fremden zuzuflüstern, ob denn wirklich Haydn, Mozart, Beethoven hier in ihrer eigensten Residenz kein Denkmal besitzen? Die Errichtung eines Schiller-Denkmal's ehrt Wien ohne Frage, und keine Zusammenstellung, sei es mit unseren ruhmreichsten Namen, soll uns zu einer Wendung verführen, welche das Recht und die Schönheit jener Hulldigung antastet. Sind wir doch der Ueberzeugung, daß ein großer Dichter, wie Goethe oder Schiller, die geistige Cultur seines Volkes mehr gefördert hat, als alle Tonbildner zusammen, so unermesslichen, unmittelbaren Genuß wir diesen auch verdanken. Das sind jedoch weit ablenkende und keineswegs so einfache Fragen. Was uns nahe anging, war die Entscheidung, was bei einer Collision von Pflichten, als die dringendste Pflicht für uns erscheine, d. h. welchen großen Männern, — da wir nicht ihnen Allen Monumente setzen können —, wir zuerst ein Denkmal schulden? In rühmlicher deutsch-nationaler Begeisterung hat Wien, welchem Schiller persönlich fremd gewesen, sein Denkmal errichtet. Schiller gehört uns, wie er jedem anderen deutschen Orte angehört, wie Luft und Sonnenschein uns gehören. Beethoven aber nennen wir unser mit weit stärkerem Rechte, er hat für Wien außer der allgemeinen deutsch-nationalen Bedeutung eine unschätzbare Localität. Hier hat Beethoven volle 35 Jahre lang gelebt, hier wohnte, hier schuf er, hier ruht er aus vom heißen Kampfe des Lebens. Beethoven, der als unbekannter junger Mann nach Wien pilgerte, um es nie wieder zu verlassen, gehört Wien an mit seiner ganzen Kunst und fast mit seinem ganzen Leben, der Stadt Bonn nur mit seiner Wiege und seiner Kindheit. Und schon in Bonn selbst, bevor Beethoven noch österreichischen Boden betreten, waren nicht österreichische Mächte wohlthätig entscheidend in seinen frühesten Anfängen? War es nicht ein österreichischer Erzherzog, Maria Theresien's Sohn, der Kurfürst Max Franz, und dessen Liebling Graf Waldstein, ein österreichischer Cavalier, welche zuerst für des jungen Beethoven Ausbildung sorgten und ihn nach Wien schickten? Beethoven gehört Wien an, und Wien durfte es sich nicht nehmen lassen, auf einem der Plätze, die er unzählige Mal betreten, seine gewaltige Erscheinung in Erz bleibend zu verhöpfern. Und Gluck und Haydn und Mozart? Ach, Wien besaß so viele große Tonbildner, daß es nicht weiß, für welchen es den Meißel zuerst ansetzen soll, — Tonbildner obendrein, die es Gott Lob gar nicht nöthig haben. Mit dem jetzt wieder stark zunehmenden Denkmalfieber sympathisiren wir im Allgemeinen sehr wenig. Wir verlangen die Monumente so dringend nicht für den Ruhm der Todten, als im Interesse der Lebenden: des Bildhauers, der sein Talent bewahren, der Stadt,



die sich damit zieren soll. Für die todtten Celebritäten selbst fühlen wir stets eine leise Besorgniß; meistens werden sie zu einer Zeit in Erz oder Stein verewigt, da man bereits anfängt, sie in Fleisch und Blut zu vergessen. Mit der Errichtung des Denkmals lauft sich die Nachwelt, wie mit mancher Pflicht der Pietät, nur zu gerne los von den tieferen Mahnungen des Herzens. Hat einmal der Dichter, der Tonkünstler, sein Denkmal, so werden wir leicht sorgloser gegen seine Werke und gegen unsere Pflicht, sie stets lebendig zu erhalten. Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven, sie werden im Volke ewig fortleben trotz ihrer Monumente — aber die vielen Anderen! Jean Paul's Denkmal in Bayreuth wurde errichtet, als man anfing, ihn selbst nicht mehr zu lesen. Und das neueste Componistendenkmal, das Bellini's in Catania? Er blickt auf ein junges Italien, das seine Opern bald nur vom Hörensagen kennen wird. Ein wahres Glück, daß Monumente so sehr kostspielig sind und niemals so zahlreich wie Orden vertheilt werden können, — sie hätten bald dasselbe Schicksal. — Wien hat mit dem Beethoven-Monument eine schöne Pflicht erfüllt, eine Schuld abgetragen gegen sich selbst und gegen den großen Meister. Rein Zweifel, daß wir ihn mit gutem Recht den Unseren nennen dürfen. So fest wurzelte Beethoven im Wiener Boden, daß er zeitlebens nicht Anstalt machte, sein Geburtsland wiederzusehen. Er liebte Oesterreich und die Oesterreicher; und so weit er bei seinem quälenden körperlichen Leiden, bei seinem reizbaren, leidenschaftlichen Temperament, bei seinen ewig dissonirenden Verwandtschaftsbeziehungen überhaupt zufriedener sein konnte, fühlte er sich wol in Oesterreich zufrieden. Wir wissen, daß die ärgerlichen Worte, die Beethoven in seinen letzten Jahren gegen Wien zu richten liebte, als leidenschaftliche Ausbrüche, nicht als überlegte Anklagen aufzunehmen sind. Sie hatten ihren Grund theils in ihm selbst, theils in Verhältnissen, die, unabhängig von Wien, allerorten dieselben gewesen wären. Wir können heute glücklicherweise auf gründliche und unparteiische Forschungen hinweisen, welche sonnenklar darthun, daß es um Beethoven's materielle Stellung in Wien, wie um seine künstlerische Anerkennung ungleich besser stand, als man früher auf Grund irrthümlicher Darstellungen geglaubt hat. Man muß nur nicht die ganz veränderten, unvergleichlich günstigeren Verhältnisse der Gegenwart als Maßstab anlegen; d. h. man muß Beethoven's materielle und künstlerische Erfolge nicht mit Wagner's oder Verdi's vergleichen, sondern mit jenen von Haydn und Mozart. Daß Beethoven gedarbt habe, gehört für alle Zeiten in's Reich der Fabeln<sup>1)</sup>. Das Einkommen Beethoven's war ein für jene Zeit reichliches zu nennen, das bei halbwegs geordneter Wirtschaft für die Bedürfnisse eines einzelnen Mannes vollauf genügte. Dieses Einkommen bezog Beethoven theils aus den damals sehr ansehnlichen Verlegerhonoraren, theils aus der Muncipalität einiger kunstsnigger Fürsten.

Wer gedenkt nicht gerne der echt adeligen Gesinnung des Erzherzogs Rudolf, der Fürsten Rinsky und Lobkowitz, welche Beethoven eine lebenslängliche Rente von 4000 fl. aussetzten, ohne irgend welche Gegenverpflichtung, lediglich, damit Beethoven sorgenfrei in Wien seiner Kunst leben könne! Diese Schenkungsurkunde, welche Beethoven bleibend an Wien fesselte, bezeichnet einen Markstein in der Geschichte der Musik: dasselbe Jahr 1809, in welchem Haydn und Albrechtsberger, die Repräsentanten einer älteren Kunststrichtung und Musiklehre, aus dem Leben schieben. Die österreichische Aristokratie hatte wenige Jahre vorher ihren echten Musiksinn bewiesen, indem sie Haydn huldigte und die Ehre der ersten Aufführung seiner „Schöpfung“ durch rasche Freigebigkeit für Wien rettete. Beethoven gegenüber hat sie ihre hohe Mission in der Musik noch schöner und nachdrücklicher documentirt.

<sup>1)</sup> W. A. Thayer constatirt neuerdings den „auffälligen Widerspruch zwischen Beethoven's Berufungen auf seine Armuth und den Thatfachen, welche aus amtlichen und sonstigen authentischen Quellen bekannt sind“. (Beethoven's Leben. 3. Band. 1879.)

Doch auch das Wiener Publicum läßt sich nicht schelten in seinem Verhalten gegen Beethoven. Wie wir über des Meisters finanzielle Verhältnisse heute besser unterrichtet sind, als unsere Voreltern, so sind wir es auch über die Pflege und Anerkennung, welche seine Werke in Wien genossen. Seine Orchestercompositionen befanden sich regelmäßig und so oft auf dem Programm, wie die Mozart'schen und selbst die Haydn'schen; keine anderen waren in gleicher Weise im Stande, das Haus zu füllen<sup>1)</sup>.

Und was die Wiener Kritik betrifft, so haben alle ihre geachteten und ernsthaften Vertreter Beethoven nicht erst in seinen letzten Jahren, sondern schon im ersten Decennium unseres Jahrhunderts als großen, genialen Meister gefeiert, ihm nur Haydn und Mozart an die Seite gestellt. Sollte etwa der süße Rausch, in welchen der erste Genuß Rossini'scher Opern unsere Theaterfreunde versetzte, wirklich die „Undankbarkeit und Ungerechtigkeit“ Wiens gegen Beethoven beweisen? Nur der selbst Ungerechte könnte dies behaupten. Das Publicum, welches bei dem ersten Anbrechen von Rossini's Melodienrührung, bei dem Zauber der schönsten italienischen Stimmen kalt bleiben und lediglich nach Beethoven's tief sinnigen letzten Werken begehren würde, ein solches Publicum hat es nie und nirgends gegeben, wird es niemals geben. Wir werden uns stets daran genügen lassen müssen, wenn der ernste, erhabene, seiner Zeit weit vorausseilende Künstler neben dem Anmuthigen, Sinnlich-reizenden seine treue Gemeinde findet. Und daß dem Wiener Publicum jener Tage der Sinn für Großes, ja anstrengend Ernstes in der Musik nicht abging, dafür spricht am lautesten das eigene Zeugniß Beethoven's. Er hat in seinen „Akademien“ den Wienern eine Auffassungskraft, Empfänglichkeit und Ausdauer zugetraut, die uns heute noch erstaunen macht und die keinem anderen Publicum je zugemuthet würde.

Beethoven ließ in Einem Concerte (17. December 1808) nebst einer Arie zwei neue Symphonien (Nr. 5 u. 6), dann zwei Sätze aus der C-dur-Messe, das Clavierconcert in G-dur und die Phantasia mit Chor und Orchester aufzuführen. In einem Subscriptionsconcerte (Februar 1807) brachte Beethoven eine „neue Symphonie“ (Nr. 4) und dazu die drei ersten zur Aufführung! Selbst Schindler bewundert hierbei die „Empfänglichkeit des Publicums für des Meisters Tondichtungen“. Hätte Beethoven sich mit diesen starken Zumuthungen in seinem Publicum geirrt, so würde er, enttäuscht, so gewagte Experimente gewiß bald wieder aufgegeben haben. Aber er fuhr damit unbeirrt fort. In seinem Concerte vom 27. Februar 1814 gab er zwei Symphonien (Nr. 7 u. 8), ein Terzett und die große Schlacht-Symphonie. Der grandiose Concertzettel war aber ohne Zweifel der vom 7. Mai 1824. Diese denkwürdige Akademie im Rärtnertbor-Theater, bei welcher das Publicum seine Verehrung für Beethoven so stürmisch kundgab, enthielt die Overture op. 124, das Kyrie, Credo, Agnus und Dona aus der großen D-Messe, endlich die neunte Symphonie. Das Wiener Publicum jener Tage braucht kein anderes Leumundszeugniß als diese und andere ihm von Beethoven gebotene Concert-Programme. Wien war zu Beethoven's Lebzeiten allen anderen Städten in der Schätzung und Pflege seiner Tondichtungen nachweislich weit voraus. Musikalisch wurde die Enthüllungsfest am 1. Mai durch Abfingung eines Beethoven'schen Chors („Die Ehre Gottes“) unmittelbar am Monument, und Abends in den beiden Hoftheatern durch Aufführung von Goethe's „Egmont“ mit der Beethoven'schen Musik und der Oper „Fidelio“ gefeiert. Letztere war durch das selten vollständig gehörte Festspiel „Die Ruinen von Athen“ eingeleitet. Bekanntlich haben aus dieser Composition nur drei Nummern sich in unseren Concert-Programmen erhalten: der geniale Derwischchor, mit seiner bewunderungswürdigen Energie in Melodie und Rhythmus, dann der glänzende „Türkenmarsch“ und der festliche Chor in Es. Es sind dies merkwürdige Beweise für das volksthümliche Talent, das in Beethoven steckte und überall glänzend her-

<sup>1)</sup> Neuerdings bestätigt von W. A. Lhayer (3. Band, 1879). Früher ausführlich behandelt in Hanslick's „Geschichte des Concertwesens“, p. 273 ff.

vortrat, wo es sich zu kräftiger Charakteristik angeregt fand. Aber nur diese drei Nummern machten im Hofoperntheater eine zündende Wirkung; alles übrige fiel matt und wirkungslos ab. In allen sentimentalen Nummern des Werkes hat sich Beethoven nicht ungestraft zu dem damaligen Opernstil herabgelassen; namentlich die Arie des Oberpriesters gefallt sich in bürgerlicher Gemüthlichkeit zu Weigl und Winter. Was allein schon von der vollständigen Aufführung der „Ruinen von Athen“ abschrecken muß, ist die unsäglich Abgeschmacktheit des Textes. Das Festspiel war bekanntlich zur Eröffnung des neuerbauten Theaters in Pest 1812 bestimmt; Kozebue ward die Dichtung, Beethoven die Musik übertragen. Nun ist es doch geradezu unerhört, zur Einweihung eines Theaters in Pest die Leiden der unter türkischem Joch seufzenden Griechen zu schildern! Zum Schluß läßt Kozebue die verzweifelnbe Göttin Athene Entschädigung für die gestürzten Tempel und für den aufgegebenen Cultus Griechenlands — bei den edlen Ungarn und in der Eröffnung eines Pester Theaters finden! Die griechischen Scenen münden plötzlich in einen Hulbigungschor für Kaiser Franz unter der Angelobung „echter ungarischer Treue“. Statt des Kozebue'schen Textes benutzt man jetzt allerdings mit Vortheil das „verbindende Gedicht“ von Robert Heller, das die schlimmsten Wendungen des Originals so gut als möglich tilgt oder verbessert. Aber das Sujet selbst konnte Heller ebensowenig umstoßen, als den kindischen Ausgangspunkt des ganzen Festspiels: die Fiction nämlich, daß Zeus die Göttin Pallas Athene zweitausend Jahre lang in einer Felsenkluft eingemauert hält und nun plötzlich zu einem Ausflug nach Athen freiläßt. Solchen Unfinn können wir nur schwer verdauen und man kann sich vorstellen, wie schwer und widerwillig ein Beethoven ihn componirte. Es soll der Wunsch einer oder einiger ausgezeichneten Persönlichkeiten gewesen sein, daß zur Denkmalsenthüllung die Cantate aufgeführt werde, welche Liszt zur Säcularfeier Beethoven's componirt und zuerst in Weimar 1870 zur Aufführung gebracht hatte. Solchem Verlangen wurde wohlweislich nicht stattgegeben; einmal war man immer in Wien mit den alljährlichen Versuchen, das Publicum zu Liszt'schen Compositionen zu zwingen, schon etwas zu weit gegangen, sodann hatte gerade die Beethoven-Cantate von Liszt vor mehreren Jahren einen zur Wiederholung keineswegs ermutigenden Eindruck hinterlassen. Einige Worte über diese wenig bekannte, seinerzeit vielbesprochene Composition dürften hier gestattet sein. Liszt schien es gefühlt zu haben, daß es ein schwieriges, ja hoffnungsloses Unternehmen sei, Beethoven mit anderer als mit Beethoven'scher Musik zu feiern. Er bringt deshalb als Instrumentaleinleitung zu seiner Cantate das variierte Andante aus Beethoven's B-dur-Trio, op. 97 — geistreich und pilant orchestriert, wie es von Liszt zu erwarten. Die Cantate schließt sich unmitttelbar an. Die Dichtung derselben behilft sich mit dem herkömmlichen kindischen Plunder von Visionen und dergleichen. Ein Chor von (nicht näher bezeichneten) Leuten steht Nachts am Rhein, sieht da einen hellen großen Stern und hört ein wunderbares Klingen. Wer mag den „Wunderschein deuten?“ Der ehrwürdige Bariton, der zuerst dieser Interpellation Rede stehen soll, gehört offenbar zu den „ältesten Leuten“, die sich niemals an etwas zu erinnern wissen; „in all' meinen Tagen erschaut' ich nie das Licht“, antwortet er und deutet auf einen besser informirten, wahrscheinlich noch älteren Kreis. Der weiß es natürlich und so erfahren wir denn endlich, was wir vor dem ersten Tact schon gewußt: es werde jetzt „ein Geist geboren, der Himmelsklang versteht“, „ein melodischer Prophet“ ic. Der ganze Zauber und Reichthum Beethoven'scher Musik wird nun — durch Liszt'sche Chor- und Sologefänge geschildert, welche mit Zauber und Reichthum kaum etwas gemein haben. Der Charakter der ganzen Cantate ließe sich kurz bezeichnen als eine mit vielen kleinen Gräueln aufgeputzte Alltäglichkeit. —

Was ich in meinem ersten Musikbrief (Märzheft der „Deutschen Rundschau“) von den Virtuosenconcerten dieser Saison berichtet habe, ist mit wenigen Worten ergänzt und vervollständigt, da seither nur wenige Virtuosen hier auftraten. Als Violinpieler machte ein bisher weniger genannter böhmischer Künstler, Herr

Primally Furore; er wirkt derzeit am Mostauer Conservatorium als Nachfolger seines verstorbenen Schwiegervaters, des berühmten Geigers Ferdinand Laub. Dann hörten wir eine italienische Flötenspieler, Signora Bianchini; gewiß eine seltene Erscheinung in unserer Zeit, wo selbst die männlichen Flötisten (als Concertgeber wenigstens) ausgestorben scheinen. Zwei junge Polinnen, Wanda und Jadwiga von Bulewski gaben ein Concert, das mehr durch das hübsche Bild der beiden weißgekleideten jungen Mädchen, die zusammen muscirten, als durch ihre Virtuosität Erfolg hatte. Die jüngere der beiden Schwestern, Jadwiga, die Violinspieler, ist eine wahrhaft poetische Erscheinung und ihre Art vorzutragen, verräth zarte Empfindung. Um aber heutigen Tags als Violinspielerin zu glänzen, dazu besitzt die liebliche Jadwiga doch noch nicht genug Virtuosität, die Pianistin Wanda Bulewski erhebt sich gleichfalls nicht hoch über das Niveau unserer zahlreichen „geschickten Pianistinnen“.

Unsere großen Orchesterconcerte — auf sie kommen wir nun zu sprechen — werden bekanntlich theils von den „Philharmonikern,“ theils von der „Gesellschaft der Musikfreunde“ gegeben. Die „Philharmoniker“ sind die Musiker des Hofopertheaters, also ein nicht bloß in seinen Bestandtheilen vortreffliches, sondern durch langjähriges Zusammenspiel zu virtuosem Ensemble geschultes Orchester. Mit solchem Orchester hat der Dirigent, Herr Hans Richter, nur wenig Mühe und doch sehr große Erfolge. Der persönliche Ruhm dieses geschickten, ausdauernden und für Wagner'sche Opern mustergültigen Dirigenten hat seit seiner Bayreuther Thätigkeit (1876) solche Verbreitung gewonnen, daß Herr Richter einem glänzenden Antrag nach London folgt, um dort im Mai und Juni eine Reihe von Orchesterconcerten zu dirigiren. Der Andrang zu dem Abonnement auf die alljährlichen acht „Philharmonischen Concerte“ ist so bedeutend, daß unser großer Musikvereinsaal die Zahl der Bewerber bei Weitem nicht faßt, so dicht man auch die Zuhörer zusammendrängt. Die Ausführung ist, wie gesagt, eine brillante, besonders im virtuosen Sinne, wo es recht dankbare technische Schwierigkeiten zu besiegen gibt. Das Programm der Philharmoniker läßt jedoch mehr Abwechslung wünschen; es sind meist dieselben Weber'schen, Cherubini'schen und Mendelssohn'schen Ouverturen (andere scheinen nicht bekannt), dieselben 8—10 Symphonien, die sich immer wiederholen. Als Novität brachten die Philharmoniker die „Slavische Rhapsodie“ in As-dur von Anton Dvořak, dem rasch bekannt gewordenen böhmischen Componisten, von dem man merkwürdigerweise in Berlin und London früher Notiz genommen hat, als in Wien. Diesem sehr begabten originellen Tondichter ist es nicht leicht geworden, sich bekannt zu machen. Er mußte 38 Jahre alt werden und eine große Anzahl Compositionen vollendet haben, ehe man von ihm Notiz nahm. Anton Dvořak (sprich Dvorschat) ist im J. 1841 in dem böhmischen Dorfe Mühlfhausen an der Moldau geboren, wo sein Vater Gastwirth war und zugleich das Wegergeschäft betrieb. Es konnte dem für Musik leidenschaftlich erregten Knaben unter solchen Verhältnissen nur ein sehr dürftiger Unterricht geboten werden. Er ging nach Prag, wo er in die Orgelschule aufgenommen wurde und jahrelang unter Noth und Entbehrungen studirte und componirte. Seinen Lebensunterhalt gewann er durch Unterrichtsgeben und als Bratschist im Orchester des böhmischen Theaters. Zugleich war er als Organist an mehreren Kirchen Prags thätig, wofür er anfangs 30, dann 60, endlich vor einigen Jahren 120 Gulden jährlicher Besoldung erhielt. Es war eine glückliche Idee Dvořak's, sich unter Vorlage mehrerer ungedruckter Compositionen an das Unterrichtsministerium in Wien um ein Stipendium zu wenden. Als Referent für die Stipendienvertheilung an junge talentvolle Componisten hatte der Schreiber dieser Zeilen zuerst Gelegenheit, die von Dvořak eingesandten Compositionen kennen zu lernen, für welche auch Director Herbed sich lebhaft interessirte. Es gelang uns, für Dvořak durch mehrere Jahre ein Stipendium zu erwirken, was ihn den drückendsten Sorgen überhob und ihm gestattete, mit mehr Muße zu componiren. Das entschiedenste Verdienst um Dvořak's künstlerische Laufbahn haben jedoch

Brahms, welcher unermüßlich in Förderung talentvoller Künstler, ihm einen der ersten deutschen Musikverleger empfahl, und Louis Ehler, der zuerst das deutsche Publicum auf Dvořák's „Slavische Tänze“ und „Duette aus Mähren“ mit warmen Worten aufmerksam machte. In Wien wurde, wie gesagt, erst in diesem Winter eine Composition von A. Dvořák aufgeführt, seine „Slavische Rhapsodie“ in As-dur (Nr. 3), deren melodische Frische, rhythmische und harmonische Originalität und glänzende Orchesterwirkung den günstigsten Eindruck machte. Ein anderes, besonders gelungenes Werk dieses Componisten, „Serenade für Blasinstrumente“, war gleichfalls im Programm der „Philharmoniker“ versprochen, leider aber ebensowenig aufgeführt, wie die gleichfalls annoncirte neue Overture von Goldmark zu Kleist's „Penthesilea“. Die große musikalische Naturanlage der Slaven ist bekannt, und reichlich sind die Anzeichen für die bedeutende Rolle, welche Russen und Polen wahrscheinlich in der nächsten musikalischen Entwicklung spielen werden. Die Böhmen stehen ihren slavischen Brüdern nicht nach, allein ihr Talent hat sich bisher fast ausschließlich in ausübender Musik geltend gemacht. Hat man doch, mit Rücksicht auf die in allen Orchestern der Welt verbreiteten und gesuchten böhmischen Muster, Böhmen das Conservatorium von Europa genannt. Es fehlte zwar in Böhmen auch niemals an Componisten, doch waren es meist nur Talente zweiten und dritten Ranges, Componisten ohne hervorragende Originalität, deren Ruf daher die Grenzen ihres engeren Vaterlandes nicht überschritt. Am meisten Verbreitung fanden noch die Claviercompositionen der beiden trefflichen Prager Virtuosen, Alexander Drejschock und Julius Schulkhoff, namentlich des letzteren, dessen reizendes, feines Talent für das kleinere, anmuthige Genre leider seit längerer Zeit gänzlich schweigt. Das Muster dieser beiden und vieler anderer ausgezeichneten Musiker, der verstorbene Wenzel Johann Tomaschek in Prag verdient den Namen eines bedeutenden, gebiengen, dabei in allen Gattungen fruchtbaren Componisten; allein auch seine Werke sind wenig über den engeren Kreis seiner persönlichen Verehrer hinausgedrungen. Die Schuld mochte hauptsächlich an der Abgeschlossenheit Tomaschek's liegen, der nie aus Prag herausging. Sein Name ist beinahe in Verschollenheit gerathen. Anton Dvořák scheint zuerst berufen, das musikalische Talent der Böhmen auch in der Composition zu allgemeinerer Geltung zu bringen. —

Was sonst von Orchesternovitäten in dieser Saison gebracht wurde, ist bald aufgezählt. Großen und verdienten Beifall fand eine Partie „Variationen über ein Schubert'sches Thema“ von Richard Heuberger, ein Werk von vornehmer Haltung und geistreich combinirender Durchführung. Ein Violoncellconcert von D. Popper hingegen verdient nicht den Ehrenplatz im philharmonischen Concert; die Virtuosität, mit welcher Herr Popper es vortrug, entschädigte nicht für die langweilige Mittelmäßigkeit der Composition.

Herr Eduard Kremser, der verdienstvolle und unermüßliche Dirigent der „Gesellschaftsconcerte“, brachte unter Anderem zwei werthvolle Werke zur ersten Auführung: eine Opernouverture, „Des Teufels Lustschloß“ von Franz Schubert, voll melodischer Jugendfrische, und eine dreisätige Symphonie von Phil. Emmanuel Bach. Von den Novitäten, mit denen uns Kremser bekannt gemacht, nennen wir zuerst die „Nänie“ von Hermann Goëß für Chor und Orchester, eine edle, stimmungsvolle Composition, die nur in dem Schiller'schen Hexameter zu große Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Von geistlicher Musik hörten wir unter Kremser's Leitung den „Messias“ von Händel und die „Rathswahlcantate“ von Seb. Bach („Wir danken dir Gott“). Das in Wien noch unbekannt, derzeit in Paris so hoch gefeierte Requiem von H. Berlioz war von Kremser bereits mit unserm trefflichen Singverein einstudirt und für die Charwoche angelegt, mußte jedoch auf Antrag einiger enthusiastischer Liszt-Verehrer einem ausschließlichen Lisztprogramm weichen. Dasselbe bestand aus der symphonischen Dichtung „Die Ideale“ und aus zwei Novitäten von Liszt: eine Vocalmesse für Männerchor mit Orgelbegleitung und einer Cantate für Bariton-solo, Chor und Orchester „Die Glocken des Straßburger Münsters“. So oft ich eine

Composition von Liszt höre, fällt mir die wichtige Antwort ein, welche Berthold Auerbach einer hohen Dame auf ihre Frage gab, was er von Liszt's Compositionen halte? Er antwortete eigentlich mit einer Gegenfrage: „Wie würde es Ihnen vor- kommen, wenn Ludwig Devrient, nachdem er Shakespeare, Schiller, Goethe, mit vollendeter genialer Meisterschaft gespielt, in seinem 50. Jahr gesagt hätte: warum sollte ich, was ich so vollkommen spiele, nicht auch selber dichten können? Ich werfe den Schauspieler ab und bin von nun an Tragödiendichter.“ Die Vocal- messe für Männerchor mußte trotz einiger klang- und weishevoller Stellen im Concert- saal nothwendig ermüdend und niederdrückend monoton wirken; sie anderswo als in der Kirche aufzuführen ist und bleibt ein Mißgriff. Liszt's neuestes Werk „Die Glocken des Straßburger Münster“ ist zugleich eines seiner schwächsten. Schon die Wahl des Stoffes kann nicht glücklich heißen. Das Gedicht (von H. Longfellow) durchweg dramatisch dialogisirt, spielt um die Thurmspitze des Straßburger Doms. Luzifer commandirt die bösen Geister zum Angriff auf das Kreuz, von dem er sich verhöhnt fühlt. Die Glocken des Doms ertönen jedoch und vereiteln das frevelhafte Unternehmen. Fünfmal wiederholt sich in immer heftigerer Steigerung der Ausruf Luzifers, hierauf die verzagende Antwort der Lustgeister und der fromme Chor der Glocken. Zuletzt geben die Dämonen beschämt ihren Versuch auf, sie entfliehen und im Dom ertönt der Gregorianische Gesang. Die Composition, mit den höchsten An- sprüchen und den luxuriösesten Mitteln auftretend, gefällt sich in den wüthendsten Har- moniefolgen, den umfangreichsten Vocalsätzen, den schneidendsten Dissonanzen. Dies Alles ist obendrein in betäubenden Lärm getaucht. Mit dem letzten Glockenschlag glaubt der Hörer sich von einem schweren Alp befreit. Es versteht sich, daß es hier trotzdem an Beifall nicht fehlte, wirkt doch der bloße Anblick Liszt's noch immer wunderthätig auf das Publicum, so unbefriedigt sich dieses auch von seinen Com- positionen fühlen mag. Seine wahren Freunde sollten aber bedenken, daß sie Liszt selbst einen schlechten Gefallen erweisen, wenn sie das Publicum zwingen, einen ganzen Abend hindurch nur Liszt'sche Musik zu hören. Enttäuschung und Unbehagen war auf allen Gesichtern zu lesen; ja, das Publicum schien den Eindruck des vorjährigen Liszt-Concerts (mit der „Glaner Messe“) noch nicht ganz verwunden zu haben, denn der Besuch und das Erträgniß des Concerts ließen diesmal viel zu wünschen übrig.

Das „Deutsche Requiem“ von Brahms, meines Erachtens die vollendetste, nicht bloß kunst- und geistreichste, sondern klarste und wärmste Schöpfung dieses Ton dichters, hörten wir an zwei Abenden hintereinander — im Hofoperntheater. Die Direction hatte nämlich diesmal die glückliche Idee, anstatt des Verdi'schen Requiems, das sie seit mehreren Jahren am Allerseelentag aufführen läßt und das begreiflicherweise nicht mehr die alte Zugkraft übt, das „Deutsche Requiem“ von Brahms zu geben. Das Haus war in allen Räumen gefüllt und die Andacht, mit welcher das Publicum dem ernstern Werke folgte, musterhaft. Brahms, der selbst dirigirte, wurde enthusiastisch ausgezeichnet. Es ist eine nicht uninteressante Wahrnehmung, daß die beiden Com- ponisten, welche in dieser Saison hier am häufigsten gespielt und am wärmsten auf- genommen wurden — Robert Schumann und Brahms heißen. Es zeigt dies, daß selbst in einer Hauptstätte des Wagnercultus die Banntüthe, die aus Bayreuth gegen Schumann und Brahms geschleudert wurden, nicht zündeten. Im Gegentheil scheint unser Publikum mit verdoppelter Liebe die beiden genannten Ton dichter zu hegen, seit ihnen in den „Bayreuther Blättern“ so übel mitgespielt worden. Das Organ H. Wagner's hat uns allerdings an die unglaublichsten Ausprüche gewöhnt, allein die Behauptung, daß das Eigenthümliche des Deutschen Requiems von Brahms „in der gänzlichen Abwesenheit des wahrhaft religiösen Geistes“ liege und das Ganze „in Wort und Ton eine Aufforderung zum Genuße dieses so äppig blühenden heutigen Lebens“ sei, — das war doch selbst den demä- thigsten Mamelucken Wagner's zu stark.

Von Brahms hat auch eine Novität im Fach der Kammermusik den ent- schiedensten Anklang gefunden: eine Sonate für Clavier und Violine op. 78: welche der

Componist mit Hellmesberger in den Quartettsoirées des Letzteren spielte. Es ist dies ein durchaus sinniges, wie aus feinen Silberfäden gesponnenes Tonstück, eher contemplativen als leidenschaftlichen Charakters, deshalb auch mehr für den intimen Genuß im Privatjirkel als für den Effect im Concertsaal geschaffen. Noch wären von den wenigen bei Hellmesberger vorgeführten Novitäten zwei hervorzuheben, welche besonders günstiger Aufnahme sich erfreuten: das neue Streichquartett von Dessoff und ein Claviertrio (Manuscript) von Goldmark. —

Eine der angenehmsten Erinnerungen an die abgelaufene Saison in Wien bleibt uns der Besuch von Ferdinand Hiller, der zum Besten des Schriftsteller-Unterstützungsfonds „Concordia“ einen öffentlichen Vortrag über „Wien vor 52 Jahren“ hielt. Nicht allein der interessante Vortrag selbst, sondern die ganze überaus anregende Persönlichkeit des geistreichen und liebenswürdigen Mannes bildete lange den Gesprächsstoff in unsern musikalischen Kreisen, in solchen namentlich, die ausnahmsweise auch Hiller's Clavierspieles und seiner seltenen Improvisationsgabe sich zu erfreuen Gelegenheit hatten. —

Eduard Hanslik.

## Kunst und Kunstgeschichte.

### Die Aufstellung der Werke Anselm Feuerbach's in Berlin.

Die von Director Jordan in den oberen Räumen der Nationalgalerie veranstaltete Ausstellung der Werke des frühverstorbenen Anselm Feuerbach liefert wieder den Beweis, wie wichtig diese Ausstellungen für das Verständniß der neueren Künstler sind. Kein Buch über Feuerbach, noch so geistreich geschrieben, mit noch so überraschendem Material gearbeitet, und mit noch so guten Abbildungen der Werke ausgestattet, würde leisten können, was ein Gang durch diese Arbeiten selbst hervorbringen muß. Was der Mann konnte und wollte, was er nicht konnte und nicht hätte wollen sollen, zeigt sich nun auf's deutlichste, und sogar darüber gibt diese Ausstellung Auskunft, leider, was vielleicht geworden wäre, wenn der Tod nicht ein Ende gemacht hätte. Die ganze Tragik dieser Entwicklung zeigt sich in den Werken und erklärt die persönlichen Eigenthümlichkeiten Feuerbach's, der offenbar nie recht mit sich zufrieden war, auch kaum oft mit sich zufrieden sein konnte. Und der unter anderen Umständen viel Größeres erreicht haben würde.

Feuerbach besaß, was wir immer bei ganz bedeutenden Talenten beobachten, das Gefühl, daß in der Kunst, in Betreff der Auffassung und der äußeren Mittel mit denen man arbeitet, ungemein viel Ueberliefertes liege. Der Gedanke, man solle einen jungen Menschen, der viel Talent habe, nur recht unbefangen die Natur copiren lassen, ist grundfalsch. Diese Lehre ist mit daran Schuld, daß wir heute soweit zurückgekommen sind. Wir würden es in noch weit größerem Maße sein, wenn nicht die Welt zu voll von guten Kunstwerken wäre, welche, leicht erreichbar, eine heimliche Wirkung ausüben und die Künstler, ohne daß sie wissen woher das kommt, verhindern in Rohheit zu verfallen. Feuerbach fühlte von den ersten Anfängen an, er müsse sich an einen Meister anschließen und mit dessen Augen gleichsam sehen lernen. Sein Unglück war, daß er nicht zur rechten Zeit seiner Einsamkeit entrisen und in ein Fahrwasser gebracht wurde, auf dem er genöthigt gewesen wäre, endlich nun auch seine eigenen Segel aufzuspannen und eigenen Kurs zu halten.

Die ältesten Arbeiten Feuerbach's, die wir ausgestellt finden (Nr. 2), sind Compositionen zu Shakespeare's Sturm. 1829 geboren, war Feuerbach 1845 auf die Akademie nach Düsseldorf gekommen. Die Zeichnungen zum Sturme sind von 1847. Er stand unter dem Einflusse Kethel's. Offenbar haben außerdem die Zeichnungen Genelli's, und Carlstens' Argonauten vielleicht, ihn verlockt. Wir erkennen das Geschick und die Erfindung, zugleich aber die absolute Abhängigkeit. Es liegt nicht irgend's Individuelles in diesen Umrissen.

Fünf Jahre später vollendet er ein großes Gemälde, Hafis in der Schenke (Nr. 4), das ihn gänzlich unter dem Einflusse der Franzosen zeigt. Feuerbach ist 1850 nach Antwerpen und 1851 nach Paris gegangen: sein Werk ist ein Collectiv-echo dessen, was ihm aus den dortigen Ateliers entgegenkam. Kein anderer deutscher



Künstler hat sich den Franzosen so ganz hingeeben. Mit breitem Pinsel, immer den Gesamteffect im Auge haltend, hat Feuerbach seine Leinwand heruntergemalt, fast nur um zu zeigen, daß er weg habe, was sich in Paris lernen lasse.

Wie wenig er sich an dieser Malerei genügen lassen wollte, zeigt das nächste große Bild, der Tod des Aretino (1854, Nr. 6). Seine Fähigkeit, die Dinge in monumentaler Größe aufzufassen, bekundet sich hier bereits. Von Paris finden wir keine Spur mehr. Offenbar hat er auf dem Louvre Paul Veronese studirt und erkannt, wie hoch dieser über den Franzosen stehe. Dabei hat er die übrigen Venetianer auf die Mache hin untersucht und im Colorit des Bassano etwas ihm sehr Zugagendes entdeckt. Wieder haben wir aber nicht einen fünfundzwanzigjährigen jungen Deutschen vor uns, sondern gleichsam einen im 19. Jahrhundert nachgeborenen Nachzügling der Venetianer Schule des 16. Jahrhunderts. Wieder ist, wie beim Gafis, „das Fertige“ in dem Gemälde unangenehm. Der Mann, der das gemalt hat, scheint Duzende dieser Bilder bereits hinter sich zu haben. Es ist etwas darin gesucht, die Arbeit als aus der vergangenen Zeit stammend erscheinen zu lassen. Etwa als ob heute Jemand mit der Sprache Lasso's eine Reihe Octaven fabriciren wollte, um sich in der Stille die Hände zu reiben, daß Dieser oder Jener, dem sie, in alterthümlicher Schrift auf gelbem Papiere, unter die Augen kämen, die Verse einem Italiener des Cinquecento wirklich zutraute.

Was Feuerbach der Natur gegenüber damals vermochte, zeigt das treffliche Portrait Nr. 8 aus dem gleichen Jahre. Er verließ Paris, um sich nach Venedig aufzumachen; er suchte die Heimath seiner eigenen Manier auf. Er copirt dort Tizian's Himmelfahrt (Nr. 9, 1855), schon aber hat er an Tizian, Veronese und Bassano genug: Palma der Aeltere nimmt ihn ein, und es entsteht (Nr. 10, 1855—1856) die allegorische Figur der „musikalischen Poesie“. Eine kahle, inhaltslose, zu kurz gerathene Figur, die man als Rückschritt mit Erstaunen betrachtet.

Feuerbach geht nach Florenz weiter. Hier, wie ein in der den Katalog einleitenden Biographie mitgetheiltes Brieffragment uns verräth, erfolgt die Belehrung zu den großen Florentiner Meistern. In der Tribuna geht es ihm plötzlich auf. „Es ist ihm, als habe er jetzt erst eine Seele bekommen.“ Er geht nach Rom und es beginnen die Arbeiten, welche ihn bekannt, oder wie man in den höflichen Zeitläuften heute zu sagen pflegt, berühmt machen. In der Folge dann aber darf von wirklichem Ruhm bei ihm gesprochen werden. Seine Arbeiten tragen den Stempel einer eigenen Natur. Sie zeigen einen auf das Große, Heroische gerichteten Geist. Man weiß ihnen gegenüber sofort: das kann nur Feuerbach gemalt haben. Zwar treten nun offen seine Schwächen zu Tage, aber man balancirt diese mit dem positiv Geleisteten und es bleibt übrig was wir heute im Großen und Ganzen ihm gegenüber empfinden: Respect vor dem Manne, der Sachen hervorgebracht hat, die nur er zu schaffen vermochte. Die Nachwelt redet eine kühle Sprache. Die stehen überhaupt schon sehr hoch, die sie eines Verdichtes würdigt. Volle Lorbeerkränze, die dem Lebenden zufliegen, geben keine Garantie; in den Lorbeerkränzen, die nach dem Tode von Unbetheiligten gegeben werden, die weder Freunde waren, noch sonst an dem Manne Interesse hatten, ist jedes Blatt gezählt. Wir sind der Meinung, daß die dem Kataloge vorgebrachte Biographie Feuerbach etwas zuviel thut, Niemand aber wird ihm doch auch zu wenig thun mögen.

Trotz seinem Uebergange zu den Florentinern und Römern ist Feuerbach's nächstes, in Rom entstandenes Gemälde noch ein wenig in der Art Palma's gehalten. Nr. 17 (1858): Dante mit edlen Frauen in Ravenna lustwandeln.

Wir erinnern uns noch, welches Aufsehen diese Arbeit ihrer Zeit in Berlin machte, wo sie wol zuerst ausgestellt worden ist. Seltsam muthet uns in ihr aber der Hauch von Schwermuth an, der von da ab allen Arbeiten Feuerbach's eigen ist. Die jungen Mädchen (der Katalog sagt freilich „edle Frauen“) um Dante sind nicht bloß von der gegenstandslosen Trauer erfüllt, die die Jugend in gewissen Jahreszeiten zu überraschen pflegt, wo eine Vorausahnung von der Vergänglichkeit aller Dinge sie auf Momente

ansieht; sie sind positiv melancholisch, als personifizierte sie Dante's von der Trauer um die Verbannung überschattete Gedanken. Es ist, als würden diese Gestalten alle einmal in das Kloster gehen, oder wie Iphigenie einsam am Ufer eines Meeres sitzen, über das keine Schiffe für sie heranziehen. Iphigenien's Gestalt fängt nun in der That an, sich Feuerbach's zu bemächtigen. Er scheint sich nicht wieder von ihr losmachen zu können. Immer von Neuem setzt er an, und als ob ihm dieser Stoff noch nicht genug gethan, tritt Medea neben ihr ein, als Verkörperung noch höherer Verlassenheit die des Künstlers Seele erfüllt.

Für Iphigenie hat Feuerbach sein Bestes gethan. Die Studientöpfe, die ihr gelten, haben eine Zartheit des Lines und der Modellirung, Kopf wie Hände, die man bei anderen Arbeiten vermißt. An Iphigenie scheint er auch coloristisch sich am höchsten zu erheben. Seine Neigung, das Colossale zu geben, bricht hier zugleich durch und läßt übermenschliches Maß als das seiner Phantasie natürliche erkennen. Dante und die edlen Frauen in Ravenna scheinen danach zu streben, Iphigenie besitz es. Und zwar nicht bloß in der äußeren Gestaltung, sie ist in jedem Gedanken über menschliches Durchschnittsmaß erhaben, wie die Figuren der griechischen Tragödie. Die erste Iphigenie (Nr. 20) ist von 1862, die zweite (Nr. 41) von 1871.

In den zehn Jahren zwischen diesen Gemälden entfaltet sich Feuerbach's Thätigkeit am Freiesten, Schönsten und Ausgiebigsten. Eine bedeutende Anzahl von Werken aus dieser Periode fehlen unserer Ausstellung; wir haben nur die Photographien, die Originale sind in der Sammlung des Grafen Schach in München zurückgeblieben. Die Mehrzahl der ausgestellten Studienblätter gehören in diese Jahre, jedes von ihnen ein Beweis, mit welcher genialen Beharrlichkeit Feuerbach seine Gedanken im Anblick der Natur zu begründen suchte. Nach der ersten Iphigenie sind die „Marien am Reichenam Christi“ (Nr. 21) die nächste große Arbeit. Mancher wird dieses Gemälde für Feuerbach's bestes halten. Farbe und Composition sind einander ebenbürtig. Völlige Harmonie zwischen Wollen und Können spricht aus dem Werke uns an, und Niemand möchte davor für möglich halten, daß ein Geist, der das hervorbrachte, nun nicht zu noch Höherem, gerade in dieser Richtung, fortschreiten sollte. Leider aber ist dieses Gemälde das, bei dem die Entwicklung einer für einen großen Künstler angelegten Natur Halt machte. Von nun an bereits beginnt das Seltsame erst leise sich zu melden, dann immer stärker einzugreifen und zuletzt sich mit ihm wie in einen Kampf einzulassen, dessen letzten Ausgang wir nicht kennen, da Feuerbach's Thätigkeit ja durch ein unerwartetes Ende unterbrochen wurde, aber dem gegenüber wir doch nicht ganz sicher sind, welches von den beiden Elementen in ihm den Sieg davongetragen haben würde.

Ein erster Klang dieser Seltsamkeit (es ist hier nur von den Werken die Rede, welche die hiesige Ausstellung bietet) tönt aus einem Gemälde heraus, das übrigens viel Reizendes enthält, Francesca von Rimini und Paolo Malatesta, Nr. 22, vom Jahre 1864. Die Zartheit der Farbe hat doch schon den bläulichen, bleiernen Schimmer, der nicht rein dem Bestreben entsprang, der Natur recht nahe zu kommen. Es liegt ein Anflug von Eleganz und von Kränklichkeit über der Gruppe, etwa wie ein fremder Parfüm, der nicht zur Sache gehört. In anderer Richtung und noch auffallender zeigt dies Element sich in dem Gemälde, das als Feuerbach's am Meisten durchgebildetes dasleht, „Alcibiades beim Gastmahle des Agathon“, in Besitz der Nationalgalerie. Erwähnen wir bei diesem Werke nun, was bereits früher hätte zur Sprache kommen können.

Schon der Tod des Aretino zeigt sich in der drei Jahre vor dem Hauptgemälde gemalten Skizze (Nr. 7) bei Weitem charakteristischer als in der Ausführung. Die Bewegung ist kräftiger, die Mitte der Handlung lebendiger hervorgehoben, die Nebenfiguren sind mehr auf die Mitte hingelenkt. Auf dem Gemälde selbst werden diese Motive sämtlich nicht nur verändert, sondern abgeschwächt. Das eigentlich Charakteristische, die persönlichste Zuthat des Künstlers, ist verwischt und dadurch zumal der wunderliche Anblick hervorgebracht, als habe einer von den echten alten Bene-

tianern dieses Bild als Gespenst gemalt. Diese Erfahrung machen wir zum zweiten Male bei den den Leichnam Christi beweinenden Frauen. Anfangs lag hier eine bei weitem ausgebehrenere, landschaftlich breitere Composition mit doppelter Handlung vor, welche das Persönliche, Individuelle besitz, das dem Gemälde gleichfalls zu fehlen scheint, wenn wir es mit der Skizze vergleichen. Noch schärfer aber tritt der Gegensatz zwischen Skizze und Gemälde beim Alcibiades hervor. Eine Verdunkelung der Haupthandlung ist hier eingetreten, ein Auflösen Anfangs schön gegliederter Gruppeneintheilung in basreliefartige Breite, auch eine Veränderung des warmen Colorites in die mondscheinhafte Blässe, die besonders bei der (vor einigen Jahren in München ausgestellten) Replik des Gemäldes hervortritt.

An sich ist dieses Werk ein sehr glücklicher Griff. Schon die Wahl des Gegenstandes erfreut. Carstens hat sich am gleichen Stoffe versucht; nur einen späteren Moment gewählt. Das „Gastmahl“ des Plato ist, als bloßes Kunstwerk betrachtet, das Glänzendste vielleicht, was je in Prosa geschrieben worden ist. Man muß es freilich griechisch lesen, da es durchaus auf den feinen Nüancen der griechischen Partikeln und Verbalformen beruht, für welche die, gerade was diese beiden Elemente anlangt, so ungeschickte Deutsche Sprache keine Aequivalente bietet. Prachtvoll zeigt Feuerbach's erste Skizze nun den Augenblick, wo in die bei Agathon versammelte Tischgesellschaft der leise angetrunkene Alcibiades, der fürkliche Jüngling der sich in Athen Alles erlauben durfte, mit seiner Begleitung, wie Bacchus mit seinem Gefolge, hereinbricht und mit Ehrfurcht empfangen wird. Die Vermischung von Geist und Heppigkeit, von Maaß und Unmaaß, das das Athensische Leben der Blüthezeit charakterisirt, konnte nirgends so natürlich zur Darstellung kommen wie hier. Raphael mit dem Pinsel der die Farnesina ausmalte, hätte das schildern können. Feuerbach's erste Skizze enthält bei weitem mehr davon als das fertige Gemälde. Aber dies an sich bleibt immer eine bewunderungswürdige Leistung. Der Entwurf ist von 1865, die Ausführung von 1873. Die Studien zum Gemälde (Nr. 108 — 123) zeigen uns, wie Feuerbach diesmal im Verkehre mit sich allein seine Kunst betrieb. Diese Zeichnungen (von denen eine Anzahl für die Nationalgalerie erworben wurden), sind vollendete Leistungen für sich, die mit Recht die Blicke auf sich ziehen und Bewunderung erregen. Für dieses Gemälde auch malte Feuerbach die Blumenstücke (Nr. 38, 39, 40), tapetenartig ausgefüllte colossale Portraits von Rosen und Päonien in entzückender Einfachheit wiedergegeben und den Wunsch nach Besitz erregend.

Ein Jahr später als die Skizze vom Gastmahle des Plato entstand der erste Entwurf eines Werkes, das wir in drei Perioden vor uns haben, und dessen letzte große Ausführung diesmal nun leider so stark hinter der ersten Intention zurückbleibt, daß diese Differenz Bedauern erregt. Er stellt Medea dar, wie sie mit ihren Kindern am Ufer des Meeres stehend, durchschauert von den Gefühlen des Verlassenseins und der Flucht, erwartet, daß die Schiffer das Fahrzeug aus der leichten Brandung heraus in's offene Meer geschoben haben, um dann einsam zwischen Himmel und Meer fortzuweilen. Die erste Skizze (1866, in Quache gemalt) drückt den Inhalt der Scene am Gewaltigsten aus. Sie wirkt wie ein Monolog aus einer Tragödie. Man hört den Wind, der da um die Felsenecke fliegt und das Rauschen der Wellen über das flache felsige Ufer und verfolgt die schweigende Nähe der Seeleute, die das Schiff fortbringen und über das Ufer in die Flut schieben. Auf der 1868 ausgeführten größeren Oelstizze, breit und frescomäßig gemalt (und für die Nationalgalerie erworben), ist die Scene mehr im epischen Sinne durchgeführt, nicht weniger inhaltsvoll jedoch und gewaltig. Das Detail verschwindet auch hier noch den allgemeinen großen Accenten der Handlung gegenüber. Aber die Arbeit der Leute am Fahrzeuge tritt mehr hervor, das Landschaftliche ist accentuirter, Medea selber bildet schon mehr nur einen Theil des Ganzen. Dieses Ganze aber aus Landschaft und Figuren bewunderungswürdig zusammengewebt. Nur ein großer Künstler konnte dergleichen schaffen. Das (1870) für die Münchener Pinakothek in großen Dimensionen ausgeführte Gemälde hat dann aber auch Alles leider eingebüßt, was die beiden

Skizzen besaßen. Wir bedauern die Unfähigkeit, sich über die Modelle zu erheben. Wir begreifen diese Abhängigkeit bei einem Künstler nicht, der so bedeutende Beweise von Unabhängigkeit bereits geliefert hatte und der später auch diesen kleinlichen Rationalismus wieder verließ.

Während Feuerbach's Phantasie sich mit diesen Problemen trug, arbeitete er ununterbrochen, für den täglichen Bedarf gleichsam, Darstellungen anderer Art. In lieblichen Szenen, in denen die Natur vorwaltet, sucht er sich, möchte es scheinen, zu beruhigen. Nr. 27, 28 und 29 gehören in's Jahr 1867 und ähneln Nr. 22 im Ton und in der Auffassung. Die Farbe hat etwas Gedämpftes, Bläuliches, es spielt jener melancholische Hauch über ihr, der die Freude an diesen Werken beeinträchtigt. Eine Anzahl Sachen vorzüglicher Art, die in diese Richtung gehören, fehlen, wie bemerkt, auf der Ausstellung. Wären sie zur Stelle, so würde sich zeigen, daß sie in der Stimmung stark an Böcklin erinnern, mit dem Feuerbach als in gewissem Zusammenhange stehend erscheint, gerade wie die klaren eleganten Töne seiner allerlehten Arbeiten an Gleyre's schattenlose, milde Blumenfarben erinnert. Die „Kinder am Meeresstrande“ (Nr. 27) und das „Jdyl“ (Nr. 29) zeigen die wehmüthige leidende Naturanschauung, die sich bei manchem neueren Künstler findet. Als seien diese Blüthen des Daseins mehr dazu da, zu verblühen, als Früchte anzusetzen. Als stehe man am Ende einer Epoche, der wahre Jugendfreude nicht mehr einzuflasen sei. Als lebten wir Alle, selbst beim hellsten Sonnenscheine, doch in der Erwartung regnerischer, trüber Tage, die leichte, unsichtbare Schleier in der Luft anzeigen. Geradezu wunderbar kommt diese Stimmung in Nr. 31, „Im Frühling“, zur Erscheinung. Fünf junge Mädchen, die, im Freien gelagert, musciren. Man würde sie für fünf junge Wittwen halten, die alle ihr bestes Theil schon hinter sich haben und nur aus alter Gewohnheit im Frühling doch noch Musik machen. Sei als schärfste Leistung dieser Art dann hier noch Nr. 32, „Orpheus und Euridice“, genannt (von 1869), deren gespenstiges, schattenhaftes Dasein die Existenz in der Unterwelt realistisch wiedergibt als erträglich ist.

1870 erschien Feuerbach mit einem umfangreichen Gemälde auf den Deutschen Ausstellungen: „Das Urtheil des Paris“ (Nr. 34). Lebensgroße nackte Frauen, Amoretten, südliche Landschaft, bunte Gewänder, goldenes Geräthe, glänzender Schmuck, Schönheit. Es gelang ihm nicht, zu überzeugen, daß das aus der Phantasie eines Künstlers geflossen sei, der in dieser Ueppigkeit wirklich zu Hause sei. Manart glauben wir dergleichen, bei dem man immer den ganzen Harem Salomonis, auf oder hinter der Scene, in goldenen Badewannen plätschern sieht: Feuerbach's drei Göttinnen, die sich die Kleider abnehmen, um Paris' Kritik herauszufordern, haben etwas Leidermüthiges, als wüßte jede im Voraus, sie bekäme den goldenen Apfel nicht. Ebenso unerfreut sieht Paris da. Trotz der an Voucher erinnernden Amoretten ist zu wenig Stimmung Louis Quinze auf dem Gemälde, ohne die dergleichen sich nicht malen läßt, wenn man nicht ganz streng zeichnen will wie Raphael auf dem durch Marc Antons Stich erhaltenen Blatte. Wie Feuerbach um 1870 im Grunde seines Herzens gefinnt war, zeigen die beiden in diesem Jahre entstandenen Skizzen „Amazonen auf der Wolfsjagd“ (Nr. 36) und „Amazonenschlacht“ (Nr. 35). Beide aus derselben Brut gleichsam. Die letztere (für die Nationalgalerie angekauft) dem ausgeführten colossalen Gemälde so sehr überlegen, daß sie, diesem gegenüber im gleichen Saale ausgestellt, dem Betrachtenden so recht vor Augen führt, woran es dem Künstler zuletzt mangelte: an Freunden, die ihn verhinderten, an seinen Skizzen etwas zu ändern. Die Amazonenschlacht, wie die Skizze sie zeigt, ist verständlich. Eine großartige Scene. Die Amazonen sollen an's Meer gedrängt werden, wo die Schiffe schon an der Küste liegen, auf denen man sie hinwegführen will. Sie wehren sich mit letzter Kraft, sie unterliegen. Auf dem ausgeführten großen Gemälde ist dies nicht mehr zu ersehen. Außerdem sind die auf der Skizze vortrefflich ineinandergreifenden Gruppen in einzelne Gestalten aufgelöst, denen Bewegung recht lebendig zu geben, dem Künstler nicht einmal gelungen ist. Mit welchem Ernste er gleichwol

sein Werk vollendet habe, zeigen die bewunderungswürdigen Studien dafür. Man begreift kaum, wie soviel Kraft und Erfindung ein so unbefriedigendes letztes Resultat haben konnten.

1873 wurde die Amazonsenschlacht noch in Rom gemalt. Sie war Feuerbach's letzte dortige Arbeit. Er wurde nach Wien berufen. Endlich schien der im Auslande in gesuchter Verlassenheit lebende Meister im eignen Vaterlande eine Stätte gefunden zu haben, die ihm ein neues Leben bot. Allein schon nach drei Jahren war Alles wieder zu Ende. Er konnte sich nicht gewöhnen, erkrankte und suchte eine neue Heimath. In Venedig entstanden seine letzten Arbeiten: ausgeführte Theile des Titanensturzes, der für die Decke eines Saales in der neuen Wiener Akademie bestimmt gewesen war. Der Entwurf des Ganzen (Nr. 44) läßt allerdings nicht ahnen, wie großartig die einzelnen Figuren hätten ausgeführt werden können. Jedenfalls was an diesem Werke zu halber Vollendung gelangte, zeigt, daß Feuerbach in der colossalen Form ganz heimisch geworden und daß seine Amazonsenschlacht nur ein Durchgangspunkt gewesen war. Am großartigsten wirkt der Titanensturz in den Skizzen und Studien. Hier erinnert Feuerbach wieder an Genelli. Die Gemälde selbst (Nr. 45—48) sind noch in zu hohem Grade unvollendet, um ein Urtheil zu gestatten.

Feuerbach's allerletzte vereinzelte Arbeiten zeigen ihn auf der Suche nach neuen Manieren und Methoden. Eine Anzahl Studien und Skizzen, sowie mehr oder weniger ausgeführte kleinere und größere Sachen verschiedenen Inhalts geben den Eindruck, als habe er vom Tage zum Tage gelebt und nichts gefunden, was ihn voll in Anspruch nahm. Solche Stimmungen pflegen wol einzutreten, wenn ein Künstler für etwas ganz Neues, Ueberraschendes sich sammelt. Dazu aber wollte es bei Feuerbach nicht mehr kommen. Er starb plötzlich in Venedig, 1879.

Feuerbach in dem was er erreichte und nicht erreichte, steht wol als ein Kind der Zeiten da, in denen er lebte. Unbeschränkt in der Zahl der Einflüsse, denen er sich hingeben wollte, geht er ruhelos vom einen zum andern über, und die Fülle der neuen Eindrücke ist so groß, daß wir ihn in seinen allerletzten Arbeiten noch einmal die Manier völlig wechseln sehen. Niemand, der Feuerbach's hier ausgestellten Arbeiten durchmusterte, ohne zu wissen, daß sie von demselben Künstler herrühren, würde dies annehmen. Feuerbach's Talent, von Anfang an in der Richtung ein und derselben Schule erzogen, würde sich rascher zur Selbständigkeit durchgearbeitet haben und der Verführung entzückt worden sein, in immer erneutem Erstaunen über das Neue, das ihm in den Werken früherer Jahrhunderte und der eigenen Zeit, was die Behandlung des Außerlichen anlangt, entgegentrat, diesem Außerlichen einen zu großen Theil seiner Kraft zuzuwenden.

Auch geistig schadete ihm diese Ungebundenheit. Alle Wege standen offen und er gelangt auf Umwegen nach Rom, das in den ersten Jahren so ungemein fördert, dann aber Den, der sich nicht zur rechten Zeit loszureißen vermag, mit Gewalt festhält und ihn vereinfachen läßt. Wie im Umgange mit historischen Schatten hat man Ueberfluß an Stoff zum Nachdenken, aber entwöhnt sich des Handelns und schließlich des Umganges mit der Menschheit. Feuerbach, von Natur schon geneigt, sich auf der Defensiven zu halten, erachtete sich allmählig für verlannt und hielt es nicht mehr der Mühe werth, auf das Publicum Rücksicht zu nehmen. Mochte man seine Arbeiten verstehen oder nicht, er allein wußte ja doch nur, was er zu thun hatte. So gerieth seine schöne und fruchtbare Phantasie auf das Seltsame. Als man ihn endlich noch heraus riß, ihn in Wien das Leben wieder rauschend umgab, und Schüler und Bestellungen kamen, aber auch die Kritik ihn mit der Härte packte, mit der sie jedes große Talent angreift, fühlte er sich dem schon nicht mehr gewachsen. Geistig und körperlich erschöpft, machte er sich davon. Mitten in der Kraft seiner Jahre sucht er wie ein gebrochener Pensionär des Schicksals Italien wieder auf und fällt, sich selbst überlassen, in das alte Experimentiren zurück, dessen Anfänge wir

schon in Rom aufsprossen sahen. Sein Tod vernichtet nun nicht einmal mehr große Hoffnungen, weder solche die er selbst hegte, noch von Andern auf ihn gesetzte.

Jedes Jahrhundert sehen wir so eine Anzahl großer Talente als Schlachtopfer bis auf einen gewissen Punkt führen, wo der Tod fast als eine Erlösung zu betrachten ist. Der Bedeutung ihrer Leistungen wird dadurch kein Abbruch gethan. Denn nur ungewöhnliche Talente werden auf ungewöhnlichen Lebenswegen so fortgezogen.

~~~~~

Farnesina-Studien von Richard Förster, Professor an der Universität Kofnod. Kofnod, Stiller'sche Buchhandlung. 1880. 8. 142 Seiten.

In dem heute Farnesina genannten römischen Gartenpalaste, den Chigi, der Banquier Alexander Borgia's, Giulio des Zweiten und Leo des Zehnten, sich von Peruzzi erbauen ließ (wenn ihn nicht Bramante gebaut hat), sind von Raphael zwei offene Hallen ausgemalt worden. In der einen malte er an die gewölbte Decke die Geschichte der Psyche. In der andern an eine Wand (als einzelnes Werk, während der Rest der Malereien von anderen Meistern ausgeführt worden ist) die berühmte Darstellung, welche unter dem Namen Galatea bekannt ist.

Es scheint, daß Raphael selbst das Werk so nannte, denn auf kein anderes wol kann sich der Brief beziehen, den er dem Grafen Castiglione darüber geschrieben hat. Er dankt ihm darin für die der „Galatea“ ertheilten Lobspäche. Eine andere Galatea Raphael's ist unbekannt. Außerdem aber nennt Vasari sie an vier Stellen, indem er sie zugleich beschreibt, so daß kein Zweifel darüber obwalten kann, daß dies Gemälde gemeint sei.

Indessen Vasari's Beschreibung lautet an verschiedenen Stellen anders. Im Leben Raphael's heißt es: eine Galatea auf dem Meere, getragen von einem Gespann Delphine, mit Tritonen und vielen Meerergöttern umher. Im Leben des Marc Anton: Galatea auf einem von Delphinen über das Meer gezogenen Wagen mit einigen Tritonen, welche eine Nymphe rauben. Im Leben des Peruzzi: eine Galatea, welche von den Meerergöttern geraubt wird. Dieser letzteren Erklärung stimmt Armenini bei, Comazzo dagegen spricht von Meerergöttern, welche Galatea's Nymphen rauben, Donat führt das noch weiter aus, indem er Galatea als auf der Flucht begriffen über die Wellen eilen läßt, während die Meerungeheuer sie verfolgen. Am weitesten geht in dieser Richtung Charles Leveque (Rev. d. deux mondes, 1. Juli 1868), der Galatea als Personification des höchsten Schmerzes auffaßt, unter dessen Drucke, nach Acis' Verlust, sie über das Meer dahinflieht. Die allgemeine Annahme kümmert sich um diese Deutung nicht. Man nennt das Gemälde den „Triumph der Galatea“ und nimmt die Beschreibung eines antiken Gemäldes, welche sich bei Philostratos findet, als die Quelle an, aus der Raphael das Motiv schöpfte. Galatea, unempfindlich gegen die sehnächtigen Rufe des am Ufer sitzenden Polyphem, zieht lächelnd über das Meer weiter. Glauben wir Passavant, dem Andere sich anschließen, die heute noch das Vertrauen des größeren Publicums genießen, so entspricht das Gemälde genau der Schilderung des Philostratos. Neben dieser Meinung läuft jedoch eine andere nebenher, welche in der Hauptperson Galatea gar nicht erkennen will. Man behauptet, Raphael, der in der Nebenloggie die Geschichte der Psyche nach Apulejus Märchen gemalt, habe in dem Galatea genannten Gemälde den Zug der Venus über das Meer dargestellt, wie Apulejus ihn im Eingange desselben Märchens schildere. Für diese zuerst vom Marchese Haus (einem mit dem neapolitanischen Marquisstitel belohnten Deutschen Erziehler) aufgebraachte Ansicht sind Rumohr, S. Grimm, Muland und von Reumont eingetreten. Daß das Gemälde von Anfang an aber und von Raphael selbst Galatea genannt worden sei, konnte und wollte jedoch Niemand leugnen: es mußte deshalb die Bedeutung „Venus“ besonders erklärt werden und ist dies in verschiedener Weise versucht worden.

Zwischen diesen beiden Meinungen nun sucht der Verfasser unserer Schrift zu ent-

scheiden. Er untersucht die Frage eingehend, für die er eigne Studien gemacht hat, und gelangt zu dem Resultate, daß zwar Galatea gemalt worden sei, daß aber Philostratos' Schilderung nicht als Quelle des Gemäldes betrachtet werden dürfe, da sie demselben eben in keiner Weise entspreche, während Apulejus' Beschreibung der dahinziehenden Venus, obgleich Venus von Raphael auf dem Gemälde nicht dargestellt worden sei, doch in den Nebenfiguren Motive für die Composition geliefert haben könne. Mit hin, der Verfasser steht in der Deutung der Hauptfigur auf Seite derer, welche für Galatea sind, in der Materialfrage tritt er zum Theil wenigstens für Apulejus ein. Der entscheidende Grund, weshalb die Hauptgestalt nicht Venus sein könne, liegt für ihn darin, daß Galatea auf dem Gemälde augenscheinlich dargestellt sei, wie sie dem Gesange des (auf dem Nebengemälde sichtbaren) Polyphem laufend dahinfahre. Dieses Lauschen liest F. auch aus dem Antlitze des die Delphine am Zügel haltenden Knaben heraus. Der Zusammenhang mit Polyphem nebenan, meint er, sei evident und mache die Deutung Venus unmöglich. Für Galatea trete nun ja obendrein der Brief Raphael's an Castiglione ein. F. glaubt hiermit den Streit abzuschließen. Wir erlauben uns folgende Bemerkungen.

Der emporgerichtete, verschwimmend süße Blick der Göttin, sowie die gleiches Entzücken bekundende Augenbewegung des kleinen Fuhrmannes zu ihren Füßen, sind nicht als Lauschen auf entzückenden Gesang aufzufassen. Das Gemälde, dessen Entstehung, wie F. mit Recht bemerkt, bisher der Zeit nach zu früh angelegt wurde und das wir unbedenklich in das Jahr 1518 oder später versetzen dürfen, ähnelt anderen in diesen Jahren entstandenen Werken, was das süße Emporblicken anlangt. Man vergleiche z. B. die beiden kleinen Engel zu Füßen der Madonna Sixtina, oder das Antlitz der etwas früher fallenden Madonna Alba. F. dürfte mit seiner Auffassung des Gesichtsausdruckes der Galatea allein stehen. Angenommen aber, Raphael habe ein Hinüberblicken und Hinüberhorchen nach dem auf einem ganz anderen, durch dazwischenliegende Pilaster abgetrennten Gemälde befindlichen Polyphem darstellen wollen (an dem nicht einmal sicher ist, ob er nicht erst nach der Galatea gemalt wurde), so würde er nicht gerade neben Galatea, und zwar zwischen ihr und dem Rande des Fresco nach der Seite des Polyphem hin, einen Triton angebracht haben, welcher äußerst kräftig in seine Muschel stößt und zusammen mit dem andern gleichfalls blasenden Triton auf der rechten Seite der Göttin ein ideales Getöse vollführen muß, das anzudeuten der Künstler gewiß unterlassen hätte, wenn der Gesang des Polyphem aus dem anderen Gemälde herüberdönen sollte.

Fällt dies Motiv des Lauschens bei der Göttin aber fort, wie erklärt sich dann die Composition? Weder bei Apulejus, noch bei Philostrat finden wir die den Vordergrund rechts einnehmende Nymphe in den Armen eines Tritonen beschrieben. Offenbar liegt hier nicht etwas Nebenächliches vor. Die Nymphe wird nicht bloß dahingetragen wie die übrigen, sondern es geschieht etwas. Wir sahen denn auch mehrere oben erwähnte Erklärer auf dieses Moment hin von einer Flucht, einem Ueberfall, einem Raube reden. Von dergleichen wissen die antiken Autoren nichts zu sagen und auch die gleichzeitigen Italiener nicht, welche Galatea beschreiben und die F. anführt. Bei Polizian handelt es sich nur um Prachtentfaltung, um pompöses Dahinjiehen. Uns scheint der Triton mit der Nymphe in den Armen zwar nicht gerade einen Raub auszuführen; dem widersprächen schon die Amoren, die die Lust beleben und von denen einer den Pfeil direct auf dieses Paar gerichtet hat; etwas wie eine Entführung liegt in den beiden Figuren aber doch. Die Scene ist nicht nur anders zu deuten, sondern überhaupt anders zu behandeln, als F. will.

Die Archäologen verlangen, wo sie mythologische Formen in Action erblicken, einen Mythos als Object der Darstellung. Brunn hat zuerst darauf hingewiesen, daß die spätere römische Kunst mythologische Formen manchmal in nur scheinbarer Handlung zusammenbringe: es sehe aus, als ob etwas vöginge, gehe aber gar nichts vor. Nach diesem Principe gedeutet, würde Raphael's Gemälde ganz im Allgemeinen eine mit Delphinen kutschende Göttin und einige tritonische Liebespaare darstellen, ohne

daß die Absicht gewaltet hätte, einen bestimmten dramatischen Moment darzustellen. Daß die italienische Kunst des Cinquecento derartige allgemeine Scenen, gleichsam die Zusammenstellung ornamentischer in einandergreifender energisch bewegter Gestalten gefasst habe, lehrt der Augenschein. F. erklärt das Deckengemälde des Carracci im Palazzo Farnese, welches gewisse Elemente der raphaelischen Galatea reproducirt, selbst so. Viele römische und florentinische Paläste würden mit ihren Wandgemälden weitere Beweise liefern. Z. B. der Palazzo Vecchio zu Florenz, dessen Gemälde Vasari in seiner Schrift „Ragionamenti“ beschreibt. Hier paßt uns eine Composition besonders, welche im Allgemeinen „die Wasserwelt“ darstellt. Da ist um Venus, Galatea, Leukothea, Amphitrite Alles in lebhaftester Bewegung, ohne daß doch etwas geschieht. Wie auf unserm Gemälde wimmeln Seeungeheuer jeder Form durcheinander und es kommt etwa das heraus, was Burdhardt im Cicerone (II, 678) als Inhalt der raphaelischen Galatea angibt: „Das Erwachen der Liebe in seiner vollen Majestät. Die Fürstin des Meeres ist lauter wonnige Sehnsucht; umzielt von Amorinen, umgeben von Nymphen und Tritonen, welche die Macht der Liebe schon vereinigt hat, schwebt sie auf ihrer Muschel über die ruhige Fluth.“ F. scheint mit dieser Erklärung auch zufrieden und nur der eine Umstand verhindert ihn an ihrer Annahme, daß „das Raufchen auf den Gesang“ seitens der Göttin dabei außer Rechnung komme. Für uns, wie gesagt, existirt dieser Hinderungsgrund nicht und wir stimmen Burdhardt bei. Ob Venus als „Fürstin des Meeres“ oder Galatea „als Fürstin des Meeres“ oder Leukothea als „Fürstin des Meeres“, — alle drei, und ihrer mehr noch hatten das Recht, diesen Titel zu führen, — auf der Muschel stehe, ist uns gleichgültig, und dies durchaus Gleichgültige wird wohl auch der Grund gewesen sein, warum Raphael und Vasari z. das Gemälde Galatea nannten, obgleich Apulejus' Zug der Venus die Elemente der Darstellung geliefert hatte.

Für den im Vordergrund so stark hervortretenden Triton mit der Nymphe in den Armen haben wir noch eine besondere Erklärung. Es wurde ausgesprochen, daß ein minimaler Beigeschmack von Raub hier vorhanden sei. Nicht minder ist eine ganz kleine Zuthat von Widerstreben dem weiblichen Wesen in seinen Armen trotz aller behaglichen Grazie ihrer Bewegungen beigemischt. Was könnte Raphael dabei im Sinne gehabt haben?

F. versichert — uns übrigens sehr zu Danke — Philostratos sei am Zustandekommen der Composition unbetheiligt. Wenn er es nun aber doch nicht ganz und gar wäre? Philostratos beschreibt als eins der malerischen Hauptmotive bei seiner stolz dahinfahrenden Galatea den über ihrem Haupte fliegenden Schleier. Diesen Schleier hält sie so gefaßt, daß er sich aufbausend gleichsam ein schwellendes Segel für ihr Fahrzeug bildet, außerdem aber ihrem Antlitz einen sie mit durchsichtigem rothen Schimmer beschattenden Schirm für die Sonne liefert. Der fliegende Schleier ist für die antike Darstellung das Attribut der Galatea. Wir begegnen ihm in verschiedener Gestalt. Auch die Renaissance hat sich seiner bemächtigt. Auf jenem Gemälde des Doceno im florentinischen Regierungspalaste hält Venus (Vasari's Beschreibung zufolge wenigstens ist es Venus) ihn genau so wie Philostratos ihn beschreibt, auf der Darstellung der allgemeinen Liebe im Meerengewässer, welche Caracci im Palazzo Farnese lieferte, fehlt es der Hauptperson nicht und auf Raphael's Galatea ebensowenig der Gestalt, welche für Caracci das Original abgab (Caracci ahmt stets Originale nach) und zwar ist es nicht die im Muschelwagen fahrende Göttin, sondern eben die Nymphe in den Armen des Triton, welche den Schleier genau so gefaßt hält, wie Philostratos seiner Galatea nachrühmt. Sollte daraus der Name Galatea für die Nymphe in den Armen des Triton sich gebildet und daraus sich auf das ganze Gemälde erstreckt haben? Castiglione's Interesse gerade an dieser Figur ließe sich auch sogar wahrscheinlich machen.

Unter Castiglione's Gedichten findet sich eines das mit unserm Gemälde in einen gewissen Zusammenhang zu bringen wäre. Burdhardt's Renaissance (2, 292.), führt Poggio's Erzählung von dem Triton an, der an der dalmatinischen Küste



gelandet sein und Frauen und Kinder geraubt haben sollte. Fünf beherzte Waschfrauen hätten ihn dann angegriffen und mit Knütteln und Steinen todtgeschlagen. So nah war man in Quattrocento in Italien den alten antiken Göttern noch. Damit es nun nicht scheine, als hätten nur die Waschweiber damals an solche Tritonen geglaubt, sehen wir Castiglione in zwei Elegien, jungen Mädchen zur Warnung, welche gern am Meere einsame Spaziergänge machen, ausmalen, was denen bevorstehe, die durch ihre Unvorsichtigkeit den Tritonen so zum Opfer fielen. Natürlich würden sie schließlich den Fischen zur Speise vorgeworfen, vorher aber von den Unholden in unholber Weise zur Liebe gezwungen. Castiglione beschreibt deren wüsten Aussehen und wie sie die jungen Dinger in den Armen davontragen. Seine Dichtungen scheinen so genau auf Raphael's Gruppe des Triton mit der Nymphe in den Armen zu passen, daß es im Belieben steht, Raphael oder Castiglione hier als das Original zu nehmen. Entweder daß Raphael dem Grafen eine Illustration hätte liefern wollen oder daß dieser, begeistert von Raphael's Gemälde, die beiden Elegien, Cortegiano, Ed. 1733, p. 347, gedichtet hätte.

Auf den weiteren Inhalt der Schrift hier näher einzugehen, bietet sich keine Veranlassung. Der Verfasser ist Archäologe von Fach und soweit er sich mit der neueren Kunst befaßte, Enthusiast für den Maler Soddoma, der im oberen Stockwerk der Farnesina das bekannte Fresco der Vermählung Rogane's mit Alexander gemalt hat. Ueber dieses Werk urtheilt der Verfasser: „Für mich gehört dieses Fresco Soddoma's zu dem schönsten was die antikisirende Malerei der Renaissance geschaffen hat; nur an Großartigkeit und Tiefe kann es sich schon seines Gegenstandes wegen mit der Schule von Athen nicht messen.“ Vergleichen sollte Niemand drucken lassen.

B. R. F.

## Zur Erinnerung an H. B. Oppenheim.

Die nachstehende Anzeige von H. B. Oppenheim's „Gewerbefreiheit und Arbeitsvertrag“ war geschrieben und abgesandt, kurz bevor der Verfasser seinen Freunden und dem Vaterlande durch einen Tod entrißen ward, auf welchen leider längst hemmende körperliche Leiden hatten vorbereiten müssen. Seitdem ist in neuer Ausgabe ein anderes seiner Werke, die Biographie Walbed's, herausgekommen, deren Vorrede aus dem Januar 1880 stammend, sich zu einer Art politischen Testaments dieses klaren und kräftigen Geistes gestaltete. Wir fassen daher beide Schriften in Nachfolgendem zusammen.

### 1. Die Gewerbefreiheit und der Arbeitsvertrag. Von H. B. Oppenheim. Fünfter Band der „Deutschen Volksschriften“. W. Koebner's Verlag in Breslau.

Die vorliegende Schrift contrastirt gegen ihren Schluß hin deutsche und englische Gesetzgebungsmethode, wie sie sich aus den verschiedenen historischen Prämissen ergibt: „In England werden nicht, wie bei uns, alle halbwegs zusammengehörigen Dinge über einen Leisten geschlagen. Die gesetzgeberische Thätigkeit steht in England nicht still; nach britischer Eigenart geht sie Schritt für Schritt vorwärts, specialisirend je nach den in den verschiedenen Industriezweigen sich ergebenden Bedürfnissen, bis sie zum Schlusse zusammenfassend gewisse allgemeine Regeln abzieht, ohne jedoch die wirklich differirenden Verhältnisse unter dieselben zu zwingen. In diesem Punkte der formellen Consolidirung ist sie jetzt mit ihren Gewerbeordnungs-Acten angelangt. Das ist der herkömmliche Verlauf der englischen Gesetzgebung, bei welchem sich wenig gewagte Abstractionen, aber gewisse Stadien der Verwirrung ergeben, welche zum Abschluß jedenfalls eine formale Ausgleichung erheischen. In Deutschland nimmt das herkömmliche Verfahren die entgegengesetzte Richtung: wir pflegen mit einer allgemeinen Regel anzufangen und uns erst nach der Hand von den praktischen Bedürfnissen die Ausnahmen dictiren zu lassen. Das ist denn die Periode, wo schwache

Gemüther an dem Werthe der Principien zu zweifeln beginnen, und wo die kostbarsten Errungenschaften in Frage gestellt werden.“

Eine solche Periode erleben wir gegenwärtig. H. B. Oppenheim hatte sie nur zu verdoppeltem Eifer in der Vertheidigung den bezweifelten und angefochtenen Ideen des Jahrhunderts aufgeregt, wovon auch diese seine „Volksschrift“ Zeugniß ablegt. Sie könnte allenfalls noch etwas volksthümlicher gehalten sein, was Einfachheit der Gedankenwendungen, das Niveau der Voraussetzungen und stricte Vermeidung aller leicht entbehrlichen Fremdwörter betrifft; ein so beweglicher, rapide aufgreifender und abwandelnder Geist, wie der seine, ließ sich eben nur mit Mühe auf eine hinlänglich tiefe Stufe der Bildung herab. Allein für versfirtere Geister, deren es nach der jahrelangen socialdemokratischen Agitation doch auch im Arbeiter- und Handwerkerstande schon viele gibt, haben wir hier eine vorzügliche Zusammenstellung der im Titel angedeuteten Streitfragen des Tages.

Ihr Standpunkt ist der liberal-demokratische, gegen den die herrschende Tendenz des Augenblicks in Deutschland sich kehrt. Die Haltung muß folglich vorzugsweise eine vertheidigende sein. Indem der Verfasser die absolute Verhorröscirung der Einmischung des Staats in gewerbliche und wirthschaftliche Dinge von sich und seinen Gefinnungsgenossen abweist, stellt er folgende unangreifbare Sätze auf: „Die industrielle Gesetzgebung hat nicht zu schaffen, sondern das Feld zu reinigen, damit der selbstthätige Schöpfertrieb der gesellschaftlichen Interessen sich rege. Auf dem befreiten Boden hat sie dann die Schranken des Gesetzmäßigen zu ziehen, dadurch die Richtung des Allgemein-Statthaften anzuzeigen und die Unterdrückung des Schwächeren möglichst zu verhindern. Vor Allem hat sie — und das ist der große Zug der neuen Zeit — den Maßstab anzulegen, daß sie keinem Classen- oder Standesinteresse ausschließlich oder vorzugsweise und mit Hintansetzung allgemeiner Interessen dient. Die Ausgleichung der verschiedenen Standesinteressen auf Grund eines höheren Principis ist des Gesetzgebers eigentlicher Beruf. Und wo könnte sich dieser wirkungsvoller und rühmlicher bethätigen, als in der Ordnung und Schlichtung der gewerblichen Gegenstände? Wenn in Deutschland nicht in dem Maße wie z. B. in England erbitterte Classenkämpfe der friedlichen Lösung vorangingen, so mag das theilweise dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die theoretischen Ueberzeugungen bei uns durch die Beobachtung der in den Nachbarstaaten früher durchlebten Krisen geklärt waren. Immerhin steht die Thatsache fest, daß dem deutschen Arbeiterstande sowol auf politischem wie auf socialpolitischem Gebiet die beträchtlichsten Rechte entgegengetragen und ohne Kampf und eigene Anstrengung zu Theil wurden: auf dem politischen Gebiet das allgemeine Stimmrecht, — auf dem wirthschaftlichen, vor vielen anderen Bewilligungen die beträchtlichste, die Vertrags- und Verabredungsfreiheit. Selten, vielleicht niemals geschah ein so großer Schritt, wie dieser, durch die freie Initiative des Bürgerstandes ohne einen äußeren Zwang oder Druck, aus unbefangenen Rechtsgefühl. In Preußen hatten bürgerliche Abgeordnete von einflußreichen politischen und wirthschaftlichen Stellungen, hatten bürgerliche Vereine und ansehnliche Organe der öffentlichen Meinung schon längst dahingedrängt. Die dabei ausgesprochene Tendenz, dem Arbeiterstande jeden billigen Vorwand zur Beschwerde, zu verbitterter Isolirung und zum Classenhaß aus dem Wege zu räumen, schmälerst das Verdienst des freiwilligen Anerkenntens fremder Gerechtfame, der freiwilligen Gewährung von Waffen an eine die eigenen Interessen bedrohende Partei in keiner Weise. Die Furcht vor den Classen, welche man in Frankreich als „die gefährlichen“ zu bezeichnen pflegt, hatte keinen Antheil an diesen Entschlüssen; die Furchtsamen wären ja am besten bei der Aufrechterhaltung der alten Gesetzgebung gefahren und täuschten sich auch hierüber nicht. Die Einsichtigeren sahen ebensowol voraus, daß der Arbeiterstand nicht lernen würde die neuen Freiheiten zu benutzen, ohne sich eine Zeit lang zu deren Mißbrauch verleiten zu lassen. Das Unglück wollte, daß die Flegeljahre der jungen Freiheit mit einer durch Ueberspeculation überreizten wirthschaftlichen Epoche zusammenfielen, sodaß die Anomalie der durch dieses Zusammentreffen herbei-

geführten Erscheinungen bei allen Halbdenkern, welche die aufeinanderfolgenden Thatfachen ohne methodische Prüfung in das Verhältniß von Ursache und Wirkung zu bringen pflegen, eine schlimme Verwirrung angerichtet hat. Der Uebermuth des Gründertwesens begünstigt mittelbar den Uebermuth in dem Auftreten und den Ansprüchen der Arbeiterverbindungen. Die falsche Berechnung der Actienspeculanten förderte die falsche Berechnung der auf übertriebene Lohnsteigerungen speculirenden Arbeiterkreise. Das grell hervortretende Mißverhältniß zwischen Erwerb und Gewinn erwarb der socialistischen Anschauungsweise selbst in gebildeten, ja in gelehrten Kreisen Anhänger. Als der Rückschlag kam und der Ragenjammer, und die Betroffenen sich nach einem Sündenbock umsehen, um nicht die eigene Schuld zu betennen, wurde die Gesetzgebung für die wirtschaftlichen Calamitäten verantwortlich gemacht. Der Handwerker klagte die Gewerbefreiheit, der Landwirth die Freizügigkeit und das Armengesetz (Unterstützungswohnstift) an, der enttäuschte Kapitalist die gesetzlichen Normativbedingungen für Actiengesellschaften. Sie Alle wollten nicht einsehen, daß theils in der letzten Vergangenheit vor diesen Gesetzen, theils in anderen Ländern, wo andere Systeme herrschen, dieselben Uebel oft in stärkerem Maße hervorgetreten sind."

Nach einer längeren Einleitung betrachtet die Schrift zuerst das Handwerk und die Gewerbefreiheit, dann den Arbeitsvertrag sammt dessen Sicherung, weiterhin das Lehrlingswesen und die gewerbliche Erziehung, zuletzt die Fabrikgesetzgebung und den Normalarbeitstag. Sie zieht durchgehends mit einleuchtender Schärfe die Linien, über welche die nationale Gesetzgebung auch unter dem Antriebe eines reactionären oder revisionären Windes nicht füglich zurücksinken kann. Oppenheim's genaue vieljährige Beschäftigung mit den einzelnen Fragen, um welche es sich dabei handelt, zum Theil selbst als Mitglied des Reichstages und Commissionsreferent, behütet ihn und uns vor aller leblosen und unanwendbaren abstracten Declamation. Das Büchlein ist so geradezu das beste Vademecum praktischer Politiker auf diesem Gebiet geworden. Wie umfassend der Verfasser erwägt und urtheilt, entnehme man beispielsweise aus folgendem Abschluß der früher schon von ihm publicistisch behandelten Frage des Arbeitsvertragsbruchs: „Alle technischen Schwierigkeiten würden vermuthlich nicht unüberwindlich erscheinen, wenn ein drängender Nothstand noch immer auf dem Weg der Bestrafung des Arbeitercontractbruchs hinwiese. Dazu müßte aber auch als Voraussetzung gelten, daß die anderen, besonders die beschwerdeführenden Classen mit dem guten Beispiel der Vertragstreue vorangingen. So lange aber die meisten Handwerker es mit den ihren Kunden gegebenen Versprechungen nicht genau nehmen“ (und die meisten Kunden, hätte vielleicht hinzugefügt werden sollen, sich dafür durch höchst unpünktliche Bezahlung rächen), „— so lange der Matel nicht getilgt ist, welchen die deutsche Industrie im Ausland durch unsolide Leistungen oder zweifelhafte Vertragserfüllungen, durch Schikaniren bei veränderten Conjunctionen u. dgl. m. sich zugezogen hat, — so lange die deutsche Industrie es nicht verschmäht, durch Benutzung fremder Waarenzeichen sich selbst ein Mißtrauensvotum zu geben, — so lange im Inlande die betrügerischen Verheißungen der Actiengesellschaften theilweise unter dem Begriff der Geschäftspraxis mitlaufen: so lange hat die Gesellschaft kein Recht, mit dem contractbrüchigen Arbeiter allzu streng ins Gericht zu gehen. Eine Reform der Sitten muß der Reform des Gesetzes erst die Wege bahnen. Wie weit der gewöhnliche dolose Vertragsbruch des Arbeiters durch die massenhafte Vervielfältigung der Fälle den öffentlichen Frieden und das öffentliche Recht bedrohen kann, mag darum vorläufig unentschieden bleiben.“

Von der Neubelung der Innungen hat Dr. Oppenheim nichts gehalten. Er konnte sich dafür auf das Urtheil der gemäßigten liberalen badischen Regierung (und vielleicht auch des ehemaligen Reichsanzleramts-Präsidenten Delbrück) berufen, aber er hat andererseits auch entschieden liberale Politiker darin gegen sich. Ob der Versuch so „völlig hoffnungslos“ ist, wie er voraussagt, kann nur der Ausgang über jeden Zweifel hinaus ergeben. Da aber doch nicht der letzte Erfolg definitiven posi-

tiven Hervorbringens allein maßgebend ist für politisches Thun und Lassen, sondern oft ebenso sehr die Verhütung des Schlimmen und die fortdauernde Fühlung mit den zugewandten Theilen des Volkes, für deren Werth man in der Peripherie des nationalen Lebens naturgemäß empfänglicher bleibt als im Mittelpunkt, so werden wir uns dadurch nicht im Voraus eine Thätigkeit discreditiren lassen, wie sie Oberbürgermeister Miquel bis unlängst in Osnabrück und Andere nach ihm anderswo entfaltet haben. Als einen Versuch betrachtet und bezeichnet auch Miquel die neuen freien Innungen immer noch, denen er Statuten entworfen, Corporationsrechte verschafft, eine ständige beratende Stellung in Gewerbeangelegenheiten neben dem Magistrat eingeräumt hat. Auf jeden Fall aber ist damit der männlichen Selbsthilfe des Handwerkerstandes im Gegensatz zu jenen verführerischen Stimmen, welche ihn Alles einzig von neuen gesetzlichen Vorrechten zu erwarten lehren, ein Anstoß gegeben, den ein so überzeugter alter Anwalt der Freiheit und Gleichberechtigung, wie Oppenheim es war, getrost hätte willkommen heißen dürfen. Die Handwerksmeister treten aus dem Gemisch von Kleinmuth und stillem Troß heraus, das leider zu lange schon ohne alle Noth ihre regelmäßige Attitude gewesen ist. Die Möglichkeit von der Nähe werthen praktischen Resultaten läßt sich dem geordneten sachweisen Zusammenstehen der Gewerbetreibenden eines Ortes nicht absprechen; beruht doch u. a. auch Brentano's Hoffnung einer der englischen nachfolgenden Entwicklung unserer gesammten Arbeiterverhältnisse auf der Bildung von Gesellen- und Meister-Verbänden. Sollte den letzteren aber auf die Dauer doch keine Frucht beschieden sein, nun, so sind sie vielleicht ein Durchgangspunkt zu zeitgemäheren Verbandsformen und jedenfalls eine Uebung in friedfertigem freiem Zusammenwirken. Ein etwas milderes und zurückhaltenderes Gutachten über diese Bewegung hätte deshalb dem liberalen Charakter des Büchleins kaum Abbruch gethan. Das ist aber auch fast die einzige kleine sachliche Aussetzung, die von Seiten des Anzeigenden an der vortrefflichen und werthvollen Arbeit zu machen ist.

2. Benedict Franz Leo Waldeck, der Führer der preussischen Demokratie (1848—1870). Von H. B. Oppenheim. Wohlfeile Volksausgabe mit einer Vorrede vom Januar 1880. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Diese Waldeck-Biographie ist zum ersten Mal vor sieben bis acht Jahren erschienen; geschrieben wurde sie „in dem hoffnungreichen Jahre 1872“, wie der Verfasser in dem jetzt hinzugefügten Vorwort sich vielfach ausdrückt. Konnte es ausfallen, daß eine nationalliberale Feder dem „Führer der preussischen Demokratie“ und entschiedenen Fortschrittsmann ein Denkmal setzte, ein Freund Westens dem noch links von Schulze-Delitzsch und Virchow stehenden Waldeck, so sagt Oppenheim uns nun in der Volksausgabe ausdrücklich, daß er damit das gegenseitige gute Verständniß zwischen den getrennten liberalen Fractionen habe fördern wollen.

Aber dieser Zweck war doch nicht die Entstehungsurfache seines Buches. Er suchte nach einem Helden, um eine wichtige politische Epoche zu schildern. Waldeck, der demokratische „Bauernkönig“ Westfalens und viele Jahre Berlins populärster Mann, deckt am ehesten für eine von hier ausgehende Betrachtungsweise das Aufstreben des preussischen Volks zu parlamentarischer Mitbestimmung seiner Geschicke. Die Vorzüge wie die Mäcken in der Auffassung und Begabung dieses Mannes sind die eigenthümlichen der specifisch preussischen Demokratie. Er war weder Republikaner noch Socialist; das soldatische Bewußtsein, das in jedem Preußen steckt, warf sich bei ihm auf das idealisirte Bild der alten Landwehr; für Schleswig-Holsteins Erhebung gegen Dänemark hegte er keine Sympathie, und für die schwierige Arbeit des Nationalvereins fehlte ihm das Verständniß. Wie Ziegler, war er ein eingekerkelter Preuße, nur auf der demokratischen Seite dieses historischen Sammelbegriffs. Der tapfere und ausdauernde Kampf seines Lebens war der Beschränkung der übermächtigen aristokratischen Elemente in Preußen gewidmet; aber wenn es sich um den preussischen

Staat handelte, gab es gewissermaßen nur diesen einen auf Erden und die übrigen deutschen Staatsgebilde hatten in ihm einfach aufzugehen.

Waldeck allein kann daher den bezeichneten geschichtlichen Proceß nicht darstellen; nicht einmal innerhalb der demokratischen oder jegigen Fortschritts-Partei, geschweige denn für den ganzen preussischen Liberalismus. Jahrelang hat er gangepaukt, während Andere so oder so politisch weiterarbeiteten. Seine Besonderheit war auch in der Zeit, wo er thätig mitwirkte, keineswegs nach allen ihren ausgeprägten Richtungen hin bestimmend für seine Parteigenossen. Er theilte diesem Strome von Gedanken, Gesinnungen und Thaten doch nur eine einzelne Farbe mit, allerdings die fette und ausdrucksvollste. Da er zudem schon 1870 gestorben ist und seine politische Popularität von keinem Liberalen übertroffen wurde, hat Oppenheim, wenn er Eines bedurfte, ohne Zweifel richtig gewählt.

Man darf nur natürlich unter diesen Umständen kein eigentliches biographisches Kunstwerk in dem Buche zu finden erwarten. Es ist die Geschichte von zwanzig Jahren innerer preussischer Politik hinter dem Schilde eines berühmten Eigennamens. Nicht eine Statue ist hier errichtet, sondern ein Fries gebildet, aus dessen bewegten Gruppen das eine Bild sich, alle andern überragend, hervorhebt. Der politische Nachwuchs des Landes daher, in dessen Hände das Buch hoffentlich vorzugsweise gelangen wird, erhält hier nicht sowol einen Heroen zu besonderem, isolirendem Cultus, als vielmehr einen Stoff für sein reisendes politisches Urtheil und Gefühl. Das mögen die unbedingten Verehrer und Anhänger Waldeck's bebauern: das Land kann nur dabei gewinnen, auch wenn das Bedürfnis empfunden werden sollte, eine volle persönliche Würdigung des mannhaften Obertribunalraths für Leser aller Farben noch nach dieser Skizze Oppenheim's zu bekommen, in dem großen Stil und den durchgebildeten Formen des wirklichen historischen Künstlers.

In diesem Augenblick erweckt das Buch mehr die Erinnerung an seinen Verfasser, als an seinen Gegenstand. Im Vorwort wird mit Recht darüber geklagt, daß noch so wenige Leute in Deutschland die Politik als ein Fach ergreifen und mit voller Hingebung studiren, und die leidenschaftlich-interessirte Heftigkeit, mit welcher Fürst Bismarck sich gelegentlich gegen die Berufs-Politiker in den Volksvertretungen ausgelassen hat, ruhig bei Seite geschoben. „Mich dünkt, er könnte in dieser Hinsicht beruhigt sein: sein Angriff war gegen ein paar Personen gerichtet. Wie groß ist denn bei uns die Zahl der Männer, welche, unbekümmert um andere Thätigkeiten, ihr ganzes Studium und ihr ganzes Leben der Politik widmen? Wo ist das Publicum, welches denselben die richtige Würdigung und Anerkennung entgegenbringt? Wo sind die Wahlkreise, welche solchen Männern sicher zur Verfügung stehen?“

In diesen Fragen drückt sich ein wohlberechtigter persönlicher Schmerz aus. Oppenheim wußte, daß er verdiente im Parlament zu sitzen, während doch die Unentwickeltheit unserer Staats- und Parteiverhältnisse ihn nur einmal auf kurze Zeit hat hineingelassen lassen; er sah ferner seine noch mehr dazu befähigten Freunde fortgesetzt unter dem politisch-socialen Banne leiden, der ihnen den gerechten Lohn erfolgreicher parlamentarischer Arbeit, das Minister-Amt, dauernd vorzuenthalten droht. Nicht allein der persönliche Ehrgeiz, auch die Richtung der Thätigkeit eines zum Politiker geschaffenen und ausgebildeten Mannes leidet fast unausbleiblich unter solchem Vorurtheil. Ein egoistisches Standes-Interesse wird vielleicht dadurch gefügelt, das Wohl des Staats aber und des ganzen Volks schwer benachtheiligt. Dies zu wissen, die Zurücksetzung in stolzer Seele zu fühlen und doch sich in Urtheilen und Handlungen dadurch nicht auf Abwege drängen zu lassen, ist keine kleine Aufgabe täglicher Selbstberichtigung, an der sich zu üben der Verstorbene indessen nicht müde geworden ist. Ihm sollte bei Lebzeiten leider die Genußthung nicht mehr werden, daß über die „Berufs-Politiker“ eine gerechtere und vernünftiger Auffassung sich verbreite; desto höheren Anspruch hat er auf ein ehrenvolles lebendiges Gedächtniß seines Werths.

A. Sammers.

## Literarische Rundschau.

### Der Philologe Friedrich Wilhelm Ritschl.

Fr. W. Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie von Otto Ribbeck. Bd. I.  
Leipzig, B. G. Teubner. 1879.

Der Philologe Fr. W. Ritschl hat eine lange Reihe von Jahren hindurch ein wesentliches Element in der Gesamtgestalt unserer geistigen Bildung ausgemacht. Aus seiner Schule ging eine größere Zahl von philologischen Gelehrten hervor, welche wir heute auf deutschen Kathedern finden, als aus der Schule irgend eines anderen Mannes. Seine Persönlichkeit hatte etwas Bezauberndes, Lebengebendes, so daß Funken seines Geistes in vielen Naturen zündeten. Unter diesen Umständen war es ein Bedürfnis, daß ein Bild seines geistigen Wesens erhalten würde, so lange noch Personen da waren, welche den vollen Eindruck dieses Wesens in sich aufgenommen hatten, so lange andererseits einer solchen Darstellung noch das lebendige Interesse aller derer entgegenkam, welche seine Schüler gewesen oder welche als mitarbeitende Zeitgenossen den Gang seines Geistes und seiner Wirkungen verfolgt hatten. Auch hat Ritschl mit der ihm eigenen antiken Raivität, über sich selber zu denken und zu sprechen, eine solche Darstellung vorausgesehen, ich weiß nicht ob als ein unvermeidliches Schicksal oder als einen schönen Abschluß seiner Existenz, und er wünschte, daß derjenige seiner Schüler, der ihm wol am nächsten stand und der auch sein Nachfolger auf seinem Lehrstuhl der Philologie in Leipzig geworden ist, Otto Ribbeck, die Lösung dieser Aufgabe übernehme.

Das ist denn auch geschehen, und der erste von den zwei Bänden dieser Biographie liegt heute vor uns. Gleichzeitig in sehr vielen Studierzimmern herborragender Gelehrten und angesehener Schulmänner ist wol dieser erste Band eifrig gelesen worden. Aber diese Biographie ist im höchsten Grade geeignet, auch in weitere Kreise zu dringen und diesen den Eindruck einer genialen Philologennatur zu vermitteln. Die Biographie eines kaum Verstorbenen hat mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen; Persönliches, das Mitlebende direkt trifft, umgibt hier überall die Hauptfigur; vorhandene leidenschaftliche wissenschaftliche Gegensätze, in welche der Biograph, sein Held und seine Lehre verwickelt sind, wirken auf die Auffassung; und so bedarf es ganz persönlicher Eigenschaften des Erzählers, solche Schwierigkeiten zu vermeiden. Ribbeck hat diese Aufgabe, ich möchte sagen, mit vollendeter gesellschaftlicher Form bewältigt. Er begnügt sich nicht, den Segnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er übt gegen sie Courtoisie. Er versucht nicht seinen Helden im reinen Gewande der Unschuld erscheinen zu lassen, er versteht ihn ganz in seiner so höchst ausgeprägten und scharf geschnittenen Individualität sehen zu lassen, ohne doch je die Rücksicht auch nur einen Moment fallen zu lassen, die er ihm schuldet. Diesen biographischen Partien gibt ein leichter Zug von Ironie, von Scherz, eine dem Verfasser eigene Grazie in der Auffassung der menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse einen seltenen Reiz. Man athmet, so lange der Verfasser redet, in einer Atmosphäre vollendeter menschlicher

Bildung, wie sie das schönste Ergebniß der Alterthumsforschung ist, und diese Atmosphäre ist für die Personen, die hier auftreten, die, in welcher sie am richtigsten und glücklichsten erblickt werden. Dann redet in den wissenschaftlichen Partien der bedeutende Mitforscher, für den die Fragen über die Metrik des Plautus oder über den Bestand der alexandrinischen Bibliothek ein anderes Leben haben, als für diejenigen, welche nur für die gesicherten Ergebnisse Theilnahme haben, nicht für die Methode. Kurz, es ist eine in dem Selben congenialen und ebenbürtigem Geiste geschriebene Biographie.

Die Natur eines Philologen ist nicht nur für die Masse der Halbgebildeten, sie ist auch für die wissenschaftlich in anderen Branchen Wohlgeschulten etwas sehr Fragwürdiges. Der Aufwand von hervorragender Begabung, der dieser Wissenschaft zugewandt wird, scheint für solche der Philologie fremd gegenüberstehende Beobachter in keinem Verhältniß zu der Wichtigkeit der Ergebnisse zu stehen, welche durch dieselben erreicht werden. Es gab eine Blüthezeit der Philologie im 16. und 17. Jahrhundert, in welcher der Philologe der alleinige Inhaber jener wahrhaft kritischen Methoden war, ohne welche historische Thatfachen überhaupt nicht erforscht werden können. In dieser Zeit entfaltete sich in der Philologie diese Methode siegreich, und sie ist einer der mächtigsten Hebel der modernen Civilisation. Inzwischen sind diese Methoden in die verschiedenen Zweige historischer Forschungen verflochten worden und wirken triebkräftig in ihnen. Wir begegnen ihnen so gut in den historischen Forschungen von Ranke oder Waitz als in den theologischen von Schleiermacher oder Baur; sie sind in die Untersuchungen der Juristen gedrungen und haben die Behandlung der Geschichte der Philosophie umgestaltet; von ihnen ging die wissenschaftliche Erforschung der neueren Sprachen und Literaturen aus. Wol hat die Philologie nunmehr in ihrem Reich als Alterthumskunde von Griechenland und Rom noch große Aufgaben zu lösen. Sie kann sich als historische Reconstruction der beiden unsere moderne Cultur bedingenden alten Völker von der Sprache bis zu den höchsten wissenschaftlichen Leistungen und religiösen Ideen aufwärts erfassen. Das innerlich Bildende, das Musterhafte, das unsere Cultur Bedingende der höchsten Schöpfungen dieser Völker gibt alsdann der philologischen Wissenschaft ihr auszeichnendes Merkmal und ihren besonderen Zusammenhang mit der Bildung und Praxis der Gegenwart, insbesondere mit der Erziehung. Diese Auffassung der Alterthumswissenschaft machte sich, als Ritschl zu lernen begann, gegenüber Gottfried Hermann in der Succession der Arbeiten von Heyne, Wolf, Humboldt, Böckh geltend. Als Ritschl 1825 als angehender Student in Leipzig erschien, war der Streit zwischen Hermann in Leipzig und Böckh in Berlin soeben leidenschaftlich über Böckhs Inschriftenwert ausgebrochen; Böckhs Staatshaushalt der Athener und Welckers grundlegende Schriften standen als Hauptleistungen einer historischen Alterthumskunde da. Es ist bemerkenswerth, in welchem Grade sich auch Ritschl, von dem Standort Hermanns aus, einer solchen Auffassungsweise näherte. Die Vorlesungen der Privatdocenten in Halle im Winter 183<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, betrachteten die Philologie als einen Theil der Geschichte und bestimmen als ihr Ziel die Reproduction des Lebens des classischen Alterthums durch Anschauung und Erkenntniß aller seiner Aeußerungen; sie konstruiren die Sphären der antiken Cultur und untersuchen die Beziehungen dieser Sphären zu einander. Und dann als junger Professor in Breslau konstruirt sogar Ritschl diese Sphären des Lebens der Alten nach den Schelling'schen Ideen als die des Guten, Heiligen, Schönen, Wahren resp. als Sittlichkeit, Religion, Kunst und Wissenschaft; das Ganze der Philologie aber bezeichnet er als „Reproduction des Lebens des classischen Alterthums durch Erkenntniß und Anschauung seiner wesentlichen Aeußerungen“. Dies Alles beweist, wie viel Ritschl von dem festen Standort der Leipziger Philologie aus von den Früchten der Richtung Böckhs und Welckers sich zu assimiliren vermochte. Der Typus seines Geistes bleibt ein anderer. Er gehört im Gegensatz zu der Richtung der Philologie, welche Böckh repräsentirte, der von Hermann an. Auch diese zweite philologische Richtung und Geistesart wurzelt

in einem dauernden Verhältniß des Alterthumsstudiums zu den praktischen Bedürfnissen der Gesellschaft. Köpfe, welche in dem Material des Alterthums leben, das Ganze desselben in sich zu erneuern streben, entwickeln in sich Gefühl und Begeisterung für das Musterhafte, Idealische in den Schöpfungen jener Zeiten. Köpfe dagegen, in welchen der Reiz der Forschung, der Reiz der Erreichung von Evidenz auf dem Wege freier Vermuthung, eine edelste Neubegier der treibende Beweggrund ist, zeigen eine ganz andere Geistesverfassung und stehen vermöge derselben durch die Form der Methode, welche die Alterthumswissenschaft auszeichnet, nicht durch den Gehalt derselben zu den Aufgaben der Gegenwart in Beziehung. Man darf eine solche Richtung wol als formale Philologie bezeichnen. Der Zauber dieses Typus von philologischer Geistesart liegt über den Schriften von Lessing und in richtigem Verständniß hievon haben geniale Vertreter desselben wie Lachmann und Haupt stets den Cultus Lessings gepflegt, im Gegensatz zu dem Goethes. Das Machtgefühl der Methode liegt in der Anwendung einer festen Gesetzmäßigkeit der Sprache, der Grammatik, des Einzelsprachgebrauchs auf die kostbaren und spärlichen Reste der classischen Welt; hier ergibt sich die Möglichkeit, freie Combination, die etwas ganz künstlerisches hat, zu verificiren durch die feste Regel der Sprache. Hier waltet daher in der Methode eine Verbindung künstlerischen Bildens, divinatorischer Kühnheit, welche nichts, wie schwierig es sei, als unerforschbar zugibt, mit gewissenhafter Genauigkeit und strenger Evidenz. In dem ganzen Bereich, in welchem historische Untersuchung auf Grammatik radicirt werden kann, waltet eine Evidenz, welche derjenigen vergleichbar ist, die im Gefolge der Radicirung von Naturthatsachen auf mathematische Gesetzmäßigkeit erscheint. Daher hat für diese Schule die philologische Methode oder die Form der philologischen Forschung dieselbe typische Bedeutung als für die reale Alterthumskunde die Materie oder der Inhalt derselben: die classische Welt. Die philologische Methode, als typisch, soll zünden in Gemüthern, welche dann etwas von ihr der heranwachsenden Jugend einbilden; sie soll vorleuchten, wo es sich um irgend eine Art von historischer Forschung handelt. Daß sie Person wird in Naturen, in denen Sinn für vollendete Genauigkeit und Gesetzmäßigkeit mit freier künstlerischer Combination sich verbinden, das hat einen Werth, der über die einzelnen Leistungen solcher Naturen hinausreicht, denn diese Leistungen sind durch die Arbeit vieler Jahrhunderte steigend erschwert worden. Eine Art von Erbfolge solcher glänzender genialer Naturen in der Herrschaft über die Sprache liegt in der Reihenfolge eines Gottfried Hermann, Lachmann, Reifig, Mitschl vor. Wo eine geistige Richtung in einem Menschen herrscht, da gibt sie auch seinem Charakter eine bestimmtes Gepräge. Der Uebermuth des ersten Auftretens in Mitschl, die Streitbarkeit seines Geistes sind nur der Ausdruck des Siegesbewußtseins seiner Methode. So hatte er seinen Lehrer Reifig und vordem den allezeit kampfrohen Gottfried Hermann gesehen, so liebte er seine Schüler; und mancher Ausfall, der von diesen ausging, ähnelt den Unthaten seiner eigenen Jugend auf ein Haar, mag auch nicht zum letzten darum ihm behagt haben, weil er ihn an jene Jugendtage gemahnte. Diese Methodiker haben in Grammatik und Metrik ihre Basis, sie haben in den Societäten und Seminarien den wahren Mittelpunkt ihrer Wirkung, sie haben an den Disputationen eine Freude, die an alte Universitätszeiten gemahnt. Die Darstellungsweise selber ist nicht Zusammenordnung des Materials zu einem anschaulichen Ganzen, sondern Analyse, Untersuchung, in Untersuchung gewoben; auch Mitschl besaß, was ihn an Reifig einst so entzündet hatte, die „schöpferische Kunst lebendiger genetischer Entwicklung“. Man blicke in sein Analyse und Spürsinn, siegesfrohen Scharfsinn ausdrückendes Antlitz! Es ist in der That darin verkörpert was er darunter schrieb: *nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possit*. Diese Worte bezeichnen so scharf die Eine Seite in dem Selbstgefühl der Methodiker der Philologie als Lessings berühmte Worte vom selbständigen Werth des Suchens, ganz unabhängig vom Finden, die andere.

Die vorliegende meisterhafte Biographie ist in hohem Grade geeignet, die Kennt-



nitz dieses Typus von formaler Philologie und seiner Bedeutung zu vermitteln. Es ist zunächst die Bildungsgeschichte Ritschls, was dieser erste Band bietet: seine Lehrjahre unter Hermann und Keilig, das Umbertasten des entwickelten Methodikers, bis ihm in Italien, vor dem Palimpsest des Plautus, der Griff gelingt, durch welchen er sich die Pforte in lange und mühsame Gänge fruchtbarer Forschungen öffnete.

D.—

### Orient-Literatur.

Die Türken in Europa. Von James Baker. Deutsche Ausgabe. Mit historisch-ethnographischen Bemerkungen von R. E. Franzos und einer Einleitung von Herm. Vambergy. Stuttgart, Levy u. Müller. 1878.

Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Wanderstudien aus den J. 1860—1878. III. Bd. Von F. Kaniz. Leipzig, Herm. Fries. 1879.

Wenigstens bis zu einem gewissen Grade muß die außerordentlich beifällige Aufnahme, welche das Baker'sche Buch über „die Türken in Europa“ bei dem englischen Publicum gefunden hat, auf den Zeitpunkt seiner Publication (das Kriegsjahr 1878) und auf das Geschick zurückgeführt werden, mit welchem der Verfasser die speciellen Ansprüche seiner brittischen Leser zu befriedigen gewußt hat. Der Deutsche, der diese anziehend und lebhaft geschriebene Reisebeschreibung zur Hand nimmt und mehr als eine Reisebeschreibung erwartet, dürfte seine Rechnung kaum finden. Von den, der griechischen und der bulgarischen Nationalität gewidmeten Abschnitten abgesehen (p. 15—60, p. 67—80, p. 80—105), enthält Herr Baker's Darstellung nur wenig, was nicht bereits bekannt gewesen und von andern Schriftstellern gründlicher und zusammenhängender erörtert worden wäre. Freunden sogenannter „Abwechslung und Unterhaltung“ mag es willkommen sein, in einem und demselben Abschnitte, zuweilen auf einer und derselben Seite, die heterogensten Dinge: politische Urtheile, moralische Betrachtungen, historische Excurse, Bruchstücke aus diplomatischen Depeschen, Excerpte aus gelehrten Untersuchungen und gewöhnliche Reise- und Herbergs-Anekdoten besammeln zu finden und sich an der frischen und energischen Art des Reisenden und seines Begleiters erfreuen zu können; — Leute, die vor Allem lernen wollen, werden sich an diese (in England freilich längst herkömmliche) Art der Darstellung erst gewöhnen müssen. An dem Interesse, welches die auf Griechen und Bulgaren bezüglichen Abschnitte darbieten, haben die von Herrn R. E. Franzos gemachten Anmerkungen zu dem Baker'schen Text einen Hauptantheil. Des Verfassers Bericht über den eigenthümlichen Entwickelungsgang, den Volksthum, Schul- und Kirchenwesen der Bulgaren durchzumachen gehabt haben, bevor sie zum Substrat eines Staats werden konnten, ist außerordentlich lebensvoll und anschaulich; die Schilderungen, welche Baker von seinen Kreuz- und Querzügen durch das bulgarische Land entwirft, verdienen schon als Belege für die sehr zweckmäßige Weise, in welcher englische Reisende ihre Forschungsfahrten einzurichten wissen, Anerkennung und Aufmerksamkeit. Nichtsdestoweniger ergibt sich aber als Summe, daß der deutsche Commentator des lehrswürdigen Buchs über die Dinge, auf welche es eigentlich ankommt, sehr viel besser und gründlicher Bescheid weiß, als der englische Verfasser. In seinen „Anmerkungen“ weist Herr Franzos sich als ebenso scharfsinnigen wie wohlunterrichteten Beurtheiler slavischer und namentlich bulgarischer Menschen und Zustände aus; insbesondere bekunden seine Mittheilungen über die wichtigste neuere Phase der Geschichte dieses Stammes, den berühmten Kirchenstreit der Jahre 1867 bis 1870, eine wirkliche Herrschaft über die in Betracht kommenden Materien. Für die Beurtheilung von Zuständen, deren entscheidendes Merkmal in der Gemischtheit die ethnographischen und confessionellen Verhältnisse bildet, genügt es nicht, daß man dieselben ein Mal mit Augen gesehen und gelegentlich mit Händen berührt hat: um ein tiefergehendes Urtheil fällen zu können, muß man unter solchen Verhältnissen gelebt, mit ihren Licht- und Schattenseiten Erfahrungen gemacht haben.

Herr Franzos, der unseres Wissens nie in Bulgarien gelebt, als Sohn der Bukowina aber Gelegenheit gehabt hat, in das Wesen gemischter Bevölkerungsverhältnisse einzudringen, urtheilt schon aus diesem Grunde über die bulgarischen Dinge sicherer und klarer, als Vater selbst; außerdem aber hat er eine genaue Kenntniß der einschlagenden Literatur zu erwerben gewußt, die bulgarische und türkische Geschichte im Zusammenhang studirt und dadurch die Fähigkeit gewonnen, Herrn Vater's mitunter höchst flüchtige historische Aperçus in einer ganzen Anzahl wichtiger und entscheidender Punkte zurecht zu stellen. Unwillkürlich hat sich uns dabei die allgemeine Erwägung aufgedrängt, daß die Qualitäten, welche Oesterreich und die Oesterreicher für Verständniß und Beherrschung der türkisch-südslavischen Welt mitbringen, alle übrige Concurrrenz ausschließen, sobald von ihnen so ernsthafter und energischer Gebrauch gemacht wird, wie Herr Franzos gethan hat. Was Engländer, Franzosen u. s. w. erst mühsam erwerben müssen, bringt der Oesterreicher von Hause aus mit: die Gewohnheit und das Geschick, mitten durch ein Aneuel hundertfach verschlungener nationaler Gegenstände seinen Weg zu finden und die ihn umgebenden Eigentümlichkeiten richtig zu wägen und abzuschätzen! —

Anlangend das zweite der oben genannten Bücher, den dritten Band des berühmten Ranik'schen Werkes über „Donau-Bulgarien und den Balkan“<sup>1)</sup>, muß als bekannt vorausgesetzt werden, daß der Verfasser nicht nur der ausgezeichneteste lebende Kenner des zwischen Donau und Balkan belegenen Landes, sondern so zu sagen, der wissenschaftliche Entdecker desselben ist. Die dem vorliegenden Bande beigefügte Karte wäre allein ausreichend gewesen, dem gesammten Werke einen dauernden Werth zu verleihen, und den Autor desselben als Sachkenner ersten Ranges zu legitimiren. Von dieser Kennerchaft legt jede der 361 Foliosseiten des eigentlichen Werkes (der 3½ Bogen starke „Anhang“ enthält, außer einem Namen- und Sachregister, den Wortlaut der auf Bulgarien und Ostrumelien bezüglichen Artikel der Verträge von San Stefano und Berlin und das bekannte, im August 1877 an Midhat Pascha gerichtete, s. Z. im „Journ. des Débats“ veröffentlichte Ranik'sche Sendschreiben) herabtes Zeugniß ab. Schritt für Schritt hat der unermüdbliche Gelehrte die ausgedehnte Landschaft durchforscht, welche seit zwei Jahren den Mittelpunkt aller Interessen der europäischen Diplomatie bildet, und alle irgend wissenschaftlich würdigen Gebiete bulgarischer Gegenwart und Vergangenheit in das Bereich seiner Studien gezogen. Ein Abschnitt ist ausschließlich altbulgarisch-byzantinischen Baudenkmalern, ein anderer römischen und griechischen Inschriften (deren der Verfasser zweiundvierzig entdeckt, abgeschrieben und seinem Werke einverleibt hat), ein dritter Höhenmessungen gewidmet, die an mehr als 150 verschiedenen Punkten aufgenommen worden sind. Den Hauptinhalt (zehn Capitel) bilden eingehende, von historischen Excursen unterstützte ethnographische Schilderungen. Sechsendvierzig in den Text gedruckte und zehn auf besonderen Tafeln enthaltene Illustrationen vervollständigen den Werth des in dem vorliegenden Bande zum Abschluß gebrachten, ausgezeichneten Werkes, dessen erste Auflage, trotz seines hohen Preises und bedeutenden Umfangs, bereits vergriffen und in das gesammte gebildete Europa verbreitet ist. — Besondere Erwähnung bedarf noch, daß das Ranik'sche Buch erst nach Beendigung des letzten Krieges zum Abschluß gebracht worden, und daß die wichtigeren Vorgänge der Jahre 1877 und 1878 in demselben sorgfältig berücksichtigt sind. Der Verfasser, der aus seinen Sympathien für das Bulgarenvölkchen ebenso wenig ein Geßl macht, wie aus seinem Mißtrauen gegen die Uneigennützigkeit der russischen Slavendfreundschaft, sieht die Vereinigung Ostrumeliens mit dem Fürstenthum als bloße Frage der Zeit an, während er die Möglichkeit einer inneren Regeneration und dauernden Erhaltung des türkischen Regiments als unhaltbare Illusionen bei Seite schiebt. † † †

<sup>1)</sup> Eine ausführliche Anzeige des ersten Bandes (1875) brachte die „Deutsche Rundschau“ 1875, Bd. V, S. 310 ff.

07. **Briefe von Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. S. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Staël — J. S. Voss und vielen Andern.** Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers, herausgegeben von M. Zöler. Hamburg, D. Meißner. 1879.

Charles de Villers war so ziemlich der erste Franzose, der es sich zum Lebensberuf machte, seinen Landsleuten die Literatur und Wissenschaft der Deutschen nahe zu bringen. Wiederholt auch trat er für deutsche Interessen thätig ein, wo es galt, in der Zeit der Unterdrückung französische Uebergriffe abzuwehren. Und alle Deutschen, welche sein edles Wirken kannten, empfanden wie Friedrich August Wolf, der den Ausdruck seiner Hochachtung und Ergebenheit mit den Worten begleitet: „Mögen Sie die Ehrensäule, die Ihnen das arme Deutschland schuldig ist, so Stückweise von Jedem erhalten und gütig annehmen.“

Auch das vorliegende Buch ist eine Ehrensäule. Indem es uns hervorragende Zeitgenossen in ihrem brieflichen Verkehr mit Villers zeigt, gibt es eine Vorstellung von der Bedeutung, welche diesem beigemessen wurde. Es gibt zugleich einen Beitrag zur deutschen Geschichte, hauptsächlich im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Madame de Staël ist mit 22, Benjamin Constant mit 32 Briefen vertreten, sonst aber wenige Franzosen. Dagegen treffen wir die ersten Männer des damaligen Deutschland als Correspondenten des Exilirten. Goethe schreibt nach der Schlacht bei Jena, „in einem Augenblicke, wo man kaum Hoffnung fassen kann, etwas weiter zu leisten.“ Klopstock erscheint wie gewöhnlich unliebenswürdig und prätentiv. Görres, feurig, phantastisch, bilderreich, — auch wie gewöhnlich — läßt seinen Correspondenten und uns in den großen Schmelztiegel seines Geistes blicken, worin Lohengrin, Schabnameh, Mythologie, Physiologie durcheinander gerührt und in eine Art von einheitlichem Element aufgelöst werden. Jacob Grimm, höchst angeregt und energisch zugreifend, mit Görres sympathisch verbunden, spricht sich über altdeutsche und altfranzösische Liebespoesie aus. Schelling hat eine unangenehme Erörterung auf Anlaß einer Recension zu pflegen. Wiederholt bemerken wir, daß Villers in seinem vermittelnden Bestreben nicht bloß den Schwierigkeiten zu begegnen hat, die ihm überlieferte Meinungen, Vorurtheile, literarische Anforderungen seiner Landsleute in den Weg legen; er kann es auch den Deutschen selten recht machen; oder wenn er es dem einen recht macht, so beklagt sich der andere. Villers stand in seiner Philosophie noch bei Kant und verkehrte auß freundschaftlichste mit Jacobi; natürlich daß Schelling unzufrieden war, wenn seine neuesten Entwicklungen nicht als ebenso viele Fortschritte der Philosophie überhaupt angenommen und zur Kritik Kant's verwendet wurden.

Von den übrigen Correspondenten seien Anselm Feuerbach, Gerstenberg, Samuel Hahnemann, Jean Paul, Kogebue, Johannes Müller, Friedrich Berthes, Voss, Wachler genannt. Müller

läßt sich leider wiederholt zum Lobe seines Königs Jerome vernehmen. Kogebue erläutert, weshalb er „dann und wann zum literarischen Fabrikanten herabsinkt“ (S. 207).

Ein paar charakteristische Urtheile über deutsche Universitäten verdienen angehoben zu werden. Brandis schreibt: „Nur auf großen Akademien werden gute Köpfe auch große Männer, auf den kleinen Akademien läßt der Mangel an Hilfsmitteln, der geringere geistige Lohn durch aufmerksame thätige Schüler, große Celebrität u. s. w. auch die Bessern, und bringt sie leicht in eine gelehrte Trapule, sie studiren langsam fort und schreiben desto lauter in Literaturzeitungen, treiben gelehrte Klätschereien, in welche sich oft eine Art Neid mischt“, u. s. w. (S. 2). Dagegen Jacob Grimm: „Eine arme Universität kann groß und erregend werden durch die Liebe einer Krone von trefflichen Lehrern, und diese lebenslange Verwandtschaft zwischen Lehrern und Schülern ist es ja, was wir an unsern Universitäten als das deutsche erkennen sollen. Paris hat auch die Menge von Anstalten, aber gilt da auch die Frömmigkeit und Stille im Lernen und Lehren, welche allein es leidet, daß der Jünger neben dem Meister aufkomme und beide durch einander lernen?“ (S. 105).

11. **J. W. von Goethe. J. C. Gottscheb.**

Zwei Biographien von Michael Bernays. Leipzig, Dunder & Humblot. 1880. **Goethe's Leben** von S. Dünker. Mit 50 Illustrationen und 4 Beilagen. Leipzig, Fues' Verlag (R. Reisland). 1880.

In Goethe's Werken ist noch viel zu forschen und zu finden; sie liegen vor uns aufgeschlagen, und jede neue Lectüre bringt neue Frücht. Für Goethe's Leben sind wir nicht in so glücklicher Lage; ohne beträchtliche neue Aufschlüsse, welche das Goethe-Archiv etwa bergen könnte, ist der Zuwachs unserer Kenntnisse gering, dies oder jenes Datum läßt sich genauer bestimmen, auf die Entstehung dieses oder jenes Werkes fällt vielleicht ein neues Streiflicht, aber im ganzen ist es immer dasselbe Material, das in neue Form gebracht, aber nicht wesentlich verändert oder vermehrt werden kann. Die Verfasser der oben genannten Schriften, beide als Kenner Goethe's hochgeschätzt, der eine durch eine große Zahl von reicher Sachkenntniß getragener Werke, der andere durch einzelne kleinere Beiträge um die Goethe-Forschung verdient, haben sich leider die weniger dankbare Aufgabe gewählt und vorzugsweise das Leben, weniger die Werke ihres Helben ins Auge gefaßt. Bernays faßt mehr zusammen und diesmal in knapper Darstellung, als sie z. B. seine Vorrede zum „jungen Goethe“ aufwieß; Dünker, wie er pflegt, hält sich streng an die Urkunden, bringt zahlreiche wörtliche Auszüge aus Briefen und sucht Goethe womöglich Tag für Tag zu verfolgen. Dabei ist die wenig glückliche Einrichtung getroffen, daß die wörtlichen Citate mit kleinerem Druck, aber nicht etwa in besonderen Absätzen, sondern mitten zwischen dem Text, oft nur zwei halbe Zeilen, angeführt erscheinen; auch über den Holzschnitten, so lehrreich sie sind, hat größtentheils kein glücklicher Stern geleuchtet. Wir können nur wünschen, daß beide Arbeiten, welche durchweg auf dem neuesten Stande der Forschung

rußen, dem Studium Goethe's in weiteren Kreisen sich förderlich und hilfreich erweisen.

Eine künstlerische Gestaltung des unverwundlichen Stoffes, welche nicht ohne gleichmäßige Rücksicht auf Leben, Dichten, Denken, Forschen Goethe's bestehen kann, gibt weder die eine noch die andere, und wir sind dafür, wo Hermann Grimm's an Geist und Schönheit reiche, enthuftastische und enthuftastmirende Vorlesungen im Stiche lassen, noch immer auf „das Buch des Engländers Lewes“ angewiesen. Was im Anhang von Goethe's Biographie eine Darstellung Gottsched's soll, ist uns unerfindlich. Die Beiden haben mit einander nichts gemein, als daß Michael Bernays über sie in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ geschrieben hat und daß diese Artikel hier in ein Buch zusammengedruckt worden sind — auf den Wunsch der Verlags-handlung, wie ein kurzes Vorwort versichert.

7. **Deutsche Dichtung im Liede.** Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. J. Smelmann, Professor am Kgl. Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

An Versuchen, die Hauptepochen der deutschen Geschichte durch zeitgenössische Lieder erkennen zu lehren, ist kein Mangel; eine irgendwie vollständige Sammlung, welche der deutschen Literaturgeschichte einen ähnlichen Dienst erwies, hatte bisher gefehlt. Diese Lücke füllt nun Smelmann durch seine große Sammlung aus, welche mit den Anfangsverse des Hannoliedes beginnt und mit dem stimmungswollen Liede schließt, welches E. Dohm auf Gutzlow's Tod gebichtet hat. Schon aus den beiden eben genannten Beispielen kann man die Art der Sammlung erkennen: sie ist chronologisch geordnet, sie enthält Würdigungen der Dichter und Dichtwerke seitens mitstreibender oder nachfolgender Genossen. In kurzen, aber inhaltsreichen Anmerkungen werden die Quellen angegeben, aus denen der Sammler geschöpft hat, gute literarische Hinweise für Forscher und Lehrer, denen insbesondere das Buch bestimmt ist. Die höchst interessante und lehrreiche Sammlung könnte zu mancherlei Betrachtungen Anlaß geben: wie wenig z. B. entspricht oft der literarische Ruf, die Verherrlichung eines Dichters durch Andere seiner lebenskräftigen Einwirkung: man sehe Klopstock, der in nicht weniger als dreizehn Gedichten gepriesen wird. Manchmal ist der Verfasser nicht ganz gerecht: Gottsched ist doch zu verdienstvoll, als daß er nur in drei Schmähdgedichten von Gleim, Koss, Herder fortleben sollte und Cronnegk zu unbedeutend, als daß er die Aufnahme eines vierseitigen Lobgedichtes von 13 verdiente. Auch die Dichter der neueren und neuesten Zeit werden berüchtigt, für meinen Geschmack etwas zu viel; die Gegenwart gehört eben noch nicht der Geschichte an und erst die richtende Zukunft wird entscheiden, wenn von den jetzt Wirkenden ein ehrenvoller Platz in der Literaturgeschichte gebührt. Wenn z. B. Max Waldau durch nichts anderes charakterisirt werden konnte, als durch nichtesagenden Verse von Julius und inhaltsleeren überhaupt in allzureichliche

dürfte er ohne Schaden ausgelassen werden; Julius Wolff ist gewiß ein feinsinniger und geschmackvoller Poet, aber mußten neben ihm nicht noch gar Manche unter den jetzt Lebenden angeführt werden, Paul Heyse vor Allem? Doch durch solche kleine Ausstellungen soll der Werth des Buches nicht herabgesetzt werden. Vielmehr muß man den großen Fleiß und Geschmack des Herausgebers anerkennen, der in seinem Werke ein vortreffliches Bild der verschiedenen Literaturperioden zeigt, wie es sich in den Augen theils der Dichter selbst, theils ihrer zeitgenössischer oder späteren Bewunderer oder Tadler abspiegelt.

8. **Deutsche Poetik.** Von Werner Hahn. Berlin, Wilhelm Herz. 1879.

Das Buch ist zunächst ein Lehrbuch für Schulen. Es wird aber auch von dem gebildeten Literaturfreunde mit Nutzen gebraucht werden können. Ein reicher Stoff ist darin verarbeitet, vielleicht mit einer allzugroßen Vorliebe für scharfe begriffliche Distinctionen, wo möglichste Einfachheit und Anschaulichkeit besser am Platz gewesen wäre. Es ist uns aufgefallen, daß ein Werk, welchem man diese Eigenschaften nachrühmen kann, in den Literaturangaben von S. 8 und 9, welche sehr Unbedeutendes der Erwähnung werth halten, übergangen wird: Wilhelm Wadernagel's „Poetik, Rhetorik, Stilistik.“ Die allgemeinen ästhetischen Erörterungen über Kunst und Künste, die traditionellen Lehren der Metrik und Rhetorik nehmen einen breiten Raum ein. Die Bemerkungen über poetische Disposition und poetische Idee haben uns gar nicht befriedigt. Statt ihrer hätten wir eine wirksame Anleitung zur Analyse von Kunstwerken gewünscht, welche weniger auf die Idee, als auf die Motive und auf die Entwicklung der inneren poetischen Form, die besondere poetische Auffassung des Stoffes zu achten hätte. An dem Ausdruck „Idee“ hängen so abscheuliche Thorheiten deutscher Aesthetik und Kritik, daß wir ihn aus dem Neubau der Poetik lieber ganz hinaus und zum alten Gerümpel werfen möchten. Die Lehre von den Gattungen der Poesie kommt verhältnißmäßig viel zu kurz. Hauptsache war hier die Technik der einzelnen Dichtungsgattungen; aber darüber erfährt man wenig. Ebensovienig von den bestehenden, zum Theil berühmten Theorien. Statt dessen viel traditionelles Material, das man gern entbehrte. Wann wird endlich die Poetik den völlig nutzlosen Versuch aufgeben, einen Unterschied zwischen Ballade und Romane anzufügen? Der Verfasser nennt sein Buch „Deutsche Poetik“ und erheutert dies mit bescheidenem Stolge dahin, daß er seine Beispiele nicht aus der deutschen Literatur nehmen konnte, noch hat er die namentlich die große daneben nicht

11. **Die Geschichte der Jungfrau von Orléans** von Oberst v. Baumgarten. Leipzig, in Comm. v. J. G. Neumann (1880).  
12. **Die Geschichte der Jungfrau von Orléans** von Maria Staud. Leipzig, in Comm. v. J. G. Neumann (1880).  
13. **Die Geschichte der Jungfrau von Orléans** von Maria Staud. Leipzig, in Comm. v. J. G. Neumann (1880).  
14. **Die Geschichte der Jungfrau von Orléans** von Maria Staud. Leipzig, in Comm. v. J. G. Neumann (1880).  
15. **Die Geschichte der Jungfrau von Orléans** von Maria Staud. Leipzig, in Comm. v. J. G. Neumann (1880).

im Märkchen der „Kunstschan“, S. 483, besprochen worden — diese in Herrn Oberlehrer Dr. Baumgarten. Verfasser erzählt alle äußerlichen Vorgänge in ausreichender Weise, nach den besten Quellen, wie er behauptet, ohne jedoch den geringsten Quellen-Nachweis zu geben; etwas Neues hat er uns nicht mitzutheilen. Das wichtigste, oder, um uns bescheiden auszubilden, das für den Laien interessanteste, das psychologische Moment, das auch nach Schiller noch der Erklärung bedarf, wird mit einer bequemen Wendung übergangen, um keinen Anstoß zu erregen. Wenn der Verfasser die Annahme eines Betruges für ausgeschlossen erklärt, so sind wir durchaus mit ihm einverstanden, keineswegs aber mit seiner Fragestellung: „Waren die himmlischen Erscheinungen . . . wirkliche Erscheinungen, veranstaltet von der göttlichen Vorsehung . . . oder waren es Dämonen, durch welche die Vorsehung ohne ein Wunder . . . die Erhaltung Frankreichs herbeiführte?“ Baumgarten erklärt sich nur bedingt für die zweite Alternative und damit ist die Frage für ihn erledigt. Das Aesthetische, was der Verfasser beizubringen weiß, erweckt gleichfalls nur ein sehr gemäßigtes Begehren, bei der Besprechung von Schiller's Drama wird, wie jetzt üblich, etwas wohlfeiler Patriotismus zu Tage gefördert, nichts weiter; Voltaire und Shakespear werden verurtheilt. Den geistreichen Aufsat in Dingelstedt's „Literarischem Bilderbuch“: „Drei Jungfrauen und keine“ scheint Baumgarten nicht gekannt zu haben, jedenfalls hat er nichts aus ihm gelernt. In stilistischer und sprachlicher Hinsicht wäre noch manches tabelnd hervorzuheben; am wenigsten vorzüglich ist der Autor in der Wahl seiner Beiwörter. Schiller hat der Jungfrau „das schönste und dabei banerhafteste Dentmal gesetzt“ (und dabei auch noch so gut wie neu!); Englands Dramatiker wird charakterisirt als „der sonst so weitherzige und vorurtheilsfreie Shakespear“. Daß Schiller allemal „unser“ Schiller heißt, scheint für gewisse Lehrer der Jugend unumgänglich nöthig; weniger nöthig dürfte es vielleicht sein, unsern Goethe — wie albern sich das Wort hier annimmt — hartnäckig „Göthe“ zu schreiben.

#### γ. Ueber die Ursachen der Erdbeben.

Von Dr. B. M. Lersch. Rdn und Leipzig, E. S. Mayer. 1879.

Die Abhandlung, welche sich (nicht auf dem Titel) einen historischen Rückblick nennt, befriedigt nach keiner Seite hin. Historisch ist sie durchaus unvollständig, so schon für's Alterthum (wie auch von Aristoteles' Ansichten Manches, was gerade historisch wichtig geworden ist, fehlt), noch mehr aber für das Mittelalter und die großen Geographen des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, deren Werte für die Geschichte der Geographie so hoch bedeutend sind. Auch von den modernen Seismologen fehlen viele hervorragende Namen (sogar Halbi!) während andere viel unwichtigere besprochen sind. Ueberhaupt mangelt ein sicherer Plan: manche wichtigen oder doch interessanten Theorien fehlen (daß nicht jede unbedeutende Meinung aufzuzählen war, ist selbstverständlich), die Filiation der Ansichten untereinander ist kaum, ihr Zusammen-

hang mit dem wissenschaftlichen Leben, ja ihrer Zeiten nirgends dargestellt. Und doch ist eine Geschichte der Erdbeben eine höchst dankbare Aufgabe, da es an brauchbarem Material zur Geschichte der physikalischen Geographie, der geographischen Auffassungen noch so sehr mangelt, obwohl diese Geschichte mindestens eben so wichtig ist, als die der Entdeckungen. — In den historischen Rückblick schiebt der Verfasser ab und zu auch kritische Bemerkungen über die historisch dargestellten Theorien und beiläufig eigene Ansichten ein, welche indes nur beweisen, daß er von einer wissenschaftlichen Durcharbeitung und Beherrschung seines allerdings schwierigen Stoffes noch sehr fern ist.

γ. Six Months 'in Ascension. An unscientific account of a scientific expedition. By Mrs. Gill. With a Map. London, Murray. 1878.

Der englische Astronom Dav. Gill, jetzt Royal-Astronomer am Cap, hielt sich 1877 auf Ascension auf, um gelegentlich der Marsopposition Sonnenparallaxen zu messen. Seine Frau begleitete ihn und ihr verdanken wir das oben genannte, ebenso liebenswürdige wie anregende Buch, welches die Ergebnisse des Ehepaares auf der Reise und auf der Insel selbst schildert. Die Opposition des Mars steht im Mittelpunkt: die Arbeiten, die Sorgen und mannigfachen Beschwerden vorher, die Spannung, ob nicht tödtliche Wollen, welche vielfach drohen, alle aufgewandte Mühe vereiteln, und endlich die jubelnde Freude des völligen Gelingens, alles das lebt der Leser mit durch, dem sich zugleich die ganze wunderliche Natur der vulkanischen Felseninsel, das Leben auf derselben, die englische Bevölkerung, die kommenden und gehenden Schiffer, sowie Glanz und Bewegung des Oceans ringsher, in lebhaft heiterem, wunderbar klarem und farbenvollem Bilde erschließt. Das Buch liest sich wie eine originell und tief poetisch erfundene Idylle. Auch über das Kleinleben ringsher, über die eigenen häuslichen Zustände und Ergebnisse weiß der amnützhige Geist der Schriftstellerin einen reizenden Hauch zu breiten; und sicher ist der Gelehrte glücklich zu preisen, dem bei den Beschwerden seiner Arbeit ein so freundlicher Genies zur Seite steht. Uebrigens bietet das Werkchen, trotzdem es sich bekümmert ein „unscientific account“ nennt, auch wissenschaftlich manches Werthvolle, wie z. B. die interessante Schilderung der Gipfelhöhe Ascensions, und vor allen Dingen die Geschichte der Sonnenparallaxen, welche David Gill in der Einleitung gibt.

λ. Die Urwelt der Schweiz von Dswald Heer. Zweite Auflage 1878.

Das Pflanzenleben der Schweiz von S. Christ. Zürich, Friedrich Schultze. 1879.

Wie wechselvoll sich die Schweizer Landschaft dem flüchtigen Reisenden darstellt, wie bunt gemischt die Bevölkerung in Ansehen und Sprache dem Fremdling entgegentritt — noch mannigfaltiger zeigt sich dem landeskundigen gelehrten Forscher die Natur dieses östlichen Mittelpunktes des Europäischen Festlandes. Die Intensität des Kampfes um's Dasein, der auf dem engbegrenzten und sehr bevorzugten Gebiete viel lebhafter und verwidelter zu Tage tritt, als

in weniger begünstigten Regionen, hat eine besonders hohe Entwicklung des Thier- und Pflanzenlebens herbeigeführt, und da noch vieles erhalten ist, was für die Vorzeit in der gleichen Richtung befähigendes Zeugniß ablegt, so ist das große Interesse erklärt, welches eine Gesamtdarstellung der naturwissenschaftlichen Entwicklung dieses Landes für jeden Gebildeten darbieten muß.

Die ersten Lieferungen jedes der beiden Prachtwerke, welche uns vorliegen, lassen bei mustergiltiger Darstellung in Wort und Bild eine gewisse Zusammengehörigkeit erkennen, welche uns auch veranlaßt, beide Werke gleichzeitig zu empfehlen.

2. **Ueber das Wesen der Liebe.** Von Gustav Leichmüller, Professor der Philosophie an der Universität Dorpat. Leipzig, Dunder und Humblot. 1879.

Ein schönes Thema! Ist es auch schön behandelt? Der Verfasser behauptet wiederholt, daß er seine Leser nicht auf Blumenpfaden führen wolle. Aber er verschmäht die Blumen nicht, die am Wege wachsen, so weit sie ihm erreichbar sind. Er will nicht poetisch und nicht rhetorisch über den Gegenstand reden. Er will sich nicht an die Phantasie und nicht an's Gemüth wenden. Er will mit seinen Lesern philosophiren und bittet sie von vornherein um Gehuld. Stilllicherweise ist die Bitte nicht so nöthig. Das Philosophiren hindert ihn nicht, pointirte Sätze zu bilden. Zweiteil ist er trivial und zuweilen geistreich, aber immer verständlich und lesbar. Auch die scharfe Polemik, die er gegen seine Vorgänger übt, trägt dazu bei, die Aufmerksamkeit wahr zu halten. Er ist, was Polemik betrifft, gar nicht blöde. Die Empiriker und Skeptiker sind ihm kurzweg feinde aller Vernunft und Philosophie. Kant ist ein altersschwacher Philister, über den Aristoteles sich lustig machen würde und Reichmüller sich wirklich lustig macht. Letzterer bemerkt, daß man blind sein müsse, um dem Alten heute noch anzuhängen, dessen Kritik nur groß war in kleiner Umgebung. Wie schlecht nachher Schopenhauer und vollends Ewald von Hartmann bei dem Verfasser wegkommen, wird man sich denken können. In Bezug auf den Gegenstand selbst wäre uns eine Verständigung mit ihm nicht leicht. Wir sind nicht gewohnt, moralische Phänomene als gegeben hinzunehmen, sondern wir fragen nach ihrem Ursprunge und nach ihrer Entwicklung in der menschlichen Gesellschaft. Wir würden nicht wagen, über das Wesen der Liebe zu reden, ohne ihre Erscheinung bei den verschiedenen Völkern der Erde umfassend erwogen und die sämmtlichen Thatfachen in eine aufsteigende Stufenreihe gebracht zu haben, an deren unterstem Ende die rohesten, an deren oberstem Ende die feinsten Formen gefunden würden. Von solchen Grundlagen aus würden sich dann natürlich ganz andere Resultate ergeben, als sie der Verfasser gefunden zu haben meint. Dennoch wird seine plane, verständige und verständliche Darstellung dem Leser eine lehrreiche und nützliche Anleitung zu philosophischer Betrachtung über einen für jedermann anziehenden Gegenstand gewähren.

3. **Sammlung musikalischer Vorträge.** Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

In anregender Form soll obige, schon in ihrem Aeußeren gefällig aussehende Sammlung nach den verschiedensten Richtungen hin ihre Streiflichter auf musikalische Fragen werfen und wie wenig dabei ein Parteistandpunkt in's Auge gefaßt worden ist, zeigen die Namen der Mitarbeiter. Die bis jetzt erschienenen Beiträge enthalten u. A. eine vortreffliche, in ihrer Gebrängtheit doch vielseitige Arbeit Ph. Spitta's über J. S. Bach (Nr. 1), einen Aufsatz Bolzogen's über Wagner's Siegfried (2), eine dem Pianisten werthvolle Arbeit v. Brund's, „Die Entwicklung der Klaviermusik“ betr. (3), einen allzu knapp gerathenen Vortrag Dage's: „Robert Schumann und seine Faustscenen“. Mozart's Werke in der Gesamtausgabe geben dem Grafen Waldersee zu kurzer Betrachtung Anlaß (7), während L. Meinardus dem im Allgemeinen viel zu wenig gekannten J. Mattheson und seinen Verdiensten um die deutsche Tonkunst große Würdigung angedeihen läßt. Von den „Vorträgen“, die in unbestimmten Zeiträumen erscheinen, sollen immer zwölf einen Band bilden. 4. **Meyer's Deutsches Jahrbuch** für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart. 1879—1880. Mit 16 Abbildungen und Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880.

Die rafflos thätige Verlagsabhandlung hat ihrem kürzlich erschienenen „Jahres-Supplement zu Meyer's Conversationslexikon“ ein „Jahrbuch“ folgen lassen, welchem nicht minder, als jenem, das Lob gebührt, durch Uebersichtlichkeit, Vollständigkeit und geschickte Anordnung dem praktischen Bedürfniß entgegenzukommen. Die Politik mit allen ihren Nebenweigen, die Finanzen, das Heerwesen, das Unterrichtswesen, die Rechtspflege, die Volkswirtschaft, der Handel und das Verkehrswesen sind von ausgezeichneten Fachmännern dargestellt worden; ebenso die Literatur aller Länder, die bildenden Künste, die Kunstindustrie und Alterthumskunde, Theater und Musik, die Naturwissenschaften, Erdkunde u. Ueberall ist die Information bis zum letzten Datum fortgeführt; wir vermüßten weder Nordenschild's Nordpolfahrt, noch die Samoa-Inseln; weder die Biographien der neu auf den Schauplatz getretenen Staatsmänner, noch die Sitzungsberichte der gelehrten Congresse; oder die jüngsten Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen. Das „Jahrbuch“ hat alle Aussicht, sich zu einer feststehenden Institution des deutschen Büchermarktes zu entwickeln. In gewissen Details würden wir der Redaction etwas mehr Vorfaß wünschen. Der französische Literaturbericht spricht von „den sehr reglamen Brüdern J. und G. de Goncourt, welche auch für das Theater („Henriette Maréchal“) thätig sind, während der eine von ihnen (Jules), der andere heißt nicht „G.“, sondern „Edmond“) schon seit 1870 todt ist. „Henriette Maréchal“ ist bereits im Jahre 1865 geschrieben worden. Auch Erdmann-Chatrion's „L'ami Fritz“ ist nicht nach dem Kriege, sondern sechs Jahre vorher, zuerst im „Journal des Débats“ erschienen.

**Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten:**

**Ambros.** — Aus Italien, Von A. W. Ambros. I. Band der nachgelassenen „kleineren“ Schriften. Pressburg, G. Heckenast's Nachf. 1880.

**Andresen.** — Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Carl Gustav Andresen. Feilbrunn, Gebr. Henninger. 1880.

**Anthologie der nordgermanischen (nandinabischen), dramatischen Literatur in deutschen Uebersetzungen.** Band II. 5. Band. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Nach H. Ibsen's Original „Brand“ aus dem Norwegischen in's Deutsche übertragen und mit einem Vorworte versehen von P. F. Siebold. 2. Aufl. Kassel, Th. Kay. 1880.

**Auerbach.** — Brigitta. Erzählung von Berthold Auerbach. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1880.

**Bilharz & Danneberg.** — Reapbpbische Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften. Auf Grundlage der heliocentrischen Philosophie. Dargestellt von Alfons Bilharz und Portus Danneberg. Mit einer Einleitungslehre. Sigmaringen, G. Teppner. 1880.

**Blasius.** — Oeffentliche Anstalten für Naturgeschichte und Alterthumskunde in Holland und dem nordwestlichsten Theile von Deutschland. Reisezüge von Prof. Dr. Wilhelm Blasius. Braunschweig, O. Häring & Co. 1880.

**Bogrov.** — Memoiren eines Juden von G. J. Bogrov. 2 Theile. Aus dem Russischen überfetzt von M. W. Gharin. St. Petersburg, A. E. Landau. 1880.

**Bojefen.** — Gunnar. Eine Erzählung aus dem nordnordischen Leben von H. H. Bojefen. Autorisirte Uebersetzung von Paul Jüngling. Breslau, S. Schottländer. 1880.

**Brandt.** — Die Städte und Flecken der Preuss. Monarchie mit genauer Angabe der Einwohnerzahl, Lage (Provinz, Reg.-Bezirk, Kreis), der Bildungs- und Erziehungsanstalten, Bezeichnung der Städte, die einen eigenen Kreis bilden, nebst einer Rangliste. Nach officiellen und zuverlässigen Quellen bearbeitet von H. Brandt. Berlin, Fr. Senfenshauser'sche Buchhdlg. 1880.

**Briefe Alexander's von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm.** Herausgegeben von der Familie von Humboldt in Ottmachau. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1880.

**Brud.** — Bunte Blüten. Scherz und Ernst in Versen von Julius Brud. 2. Aufl. New-York, S. Zitel. 1880.

**Brunnemann.** — Maximilian Kobespierre. Ein Lebensbild nach zum Theil noch unbenutzten Quellen von Dr. Karl Brunnemann. Leipzig, Wih. Friedrich. 1880.

**Caro.** — Das Bündnis von Canterbury. Eine Episode aus der Geschichte des Constanzer Concils von J. Caro. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

**Centner.** — Peterres aus dem technischen Leben, gemammelt und herausgegeben von V. R. Centner. Mit vielen Original-Illustrationen. Wien, M. Perles. 1880.

**Collection of British Authors.** Tauchnitz Edition. Vol. 1891. High Spirits (Second Series) by James Payn. Vol. 1892-93. The Story of Barbara by M. E. Braddon. Vol. 1894. Jeff Briggs' Love Story by Bret Harte. 1895-96. Jezebel's daughter by Wilkie Collins. Vol. 1897-98. The Parson O'Dunford by G. M. Fenn. Vol. 1899-1900. A Tramp Abroad by Mark Twain. Leipzig, B. Tauchnitz. 1880.

**Dahn.** — Armin. Opernübersetzung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Musik von Heinrich Hofmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

**Dahn.** — Baupfeile. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Zweite Reihe. Berlin, O. Janke. 1880.

**Dahn.** — Der Fremdling. Opernübersetzung in 4 Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

**Dahn.** — Der Schmidt von Greina-Green. Opernübersetzung in drei Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

**Daubet.** — Die Könige im Gril. Pariser Roman von Alphonse Daubet. Deutsch von Wilhelm Loewenthal. Berlin, W. & S. Loewenthal. 1880.

**Defamerone von Burghtheater.** Mit 25 Porträts. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

**Fastenrath.** — Luther im Spiegel spanischer Poesie. Bruder Martin's Vision. Nach der 10. Auflage der Dichtung unseres Zeitgenossen D. Gaspar Nuñez de Arce im Vermaass des Originals übertragen von Dr. Joh. Fastenrath. Leipzig, Wih. Friedrich. 1880.

**Feuchtersleben.** — Zur Diätetik der Seele von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Mit Begleitstücken

aus den Werken von Schopenhauer, David Strauß und anderen modernen Schriftstellern. Herausgegeben von Jean Dufresne. Hamburg, B. C. Berendsohn. 1880.

**Frank.** — Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung. Ein kritischer Wegweiser zur Kunst vernunftgemäßen Lebens in gesunden und kranken Tagen von Jul. Frank. I. Hälfte. Berlin, G. Wilmanns'sche Buchhdlg. 1880.

**Fricker.** — Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden, mit einer Ansicht der Stadt und Bäder aus dem vorigen Jahrhundert von Barth. Fricker. Aarau, H. K. Sauerländer. 1880.

**Froelich.** — Entwurf einer zeitgemässen Reform der deutschen Schrift nach phonetischem Princip von Georg Froelich. Thorn, E. Lambeck. 1880.

**Gebler.** — Raabklänge. Ausgewählte Schriften von Karl von Gebler. 2 Bde. Breslau, S. Schottländer. 1880.

**Geschichte, Allgemeine, in Einzelbarstellungen.** Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Bräcker, Felix Dahn, Joh. Dümichen etc. herausgegeben von Wilhelm Duden. 17. u. 18. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagshhdlg. 1880.

**Giornale N. poletano di filosofia e lettere, scienze morali e politiche.** Diretto dal Prof. Francesco Fiorentino. Compilato dal Prof. Carlo M. Tallarigo e dall'avo. Carlo Peititi. (Nuova Serie) Anno II. Vol. III. Fasc. 7. Marzo 1880. Napoli.

**Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Dr. Ludwig Geiger. I. Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880.

**Greif.** — Prinz Eugen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Acten von Martin Greif. Kassel, Th. Kay. 1880.

**Griesmann.** — Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun. Zum Selbstunterrichte für Solde, die sich mit der mittelhochdeutschen Sprache und Dichtung bekannt machen wollen. Von Dr. J. A. Griesmann. Leipzig, J. F. Nebel. 1880.

**Grimm.** — Goethe. Vorlesungen, gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin von Hermann Grimm. 2. durchgef. Aufl. Berlin, Wih. Herz. 1880.

**Grove.** — A dictionary of Music and Musicians (A. D. 1450-1880) by eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove. Vol. II Part. X. (Mozart to Opera). London, Macmillan and Co. 1880.

**Grün.** — Kulturgeschichte des Siebzehnten Jahrhunderts von Karl Grün. 2. Band. Leipzig, J. A. Barth. 1880.

**Heinemann.** — Die Burg Dankwarderode. Vortrag von Dr. O. von Heinemann. Braunschweig, O. Häring & Co. 1880.

**Henkel.** — Die Stiefelwebern. Roman von Fr. Henkel. Breslau, S. Schottländer. 1880.

**Heune-Am Rhyn.** — Kulturgeschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Otto Heune-Am Rhyn. 5. (Schluss-)Lieferung. Jena, F. Costenoble. 1880.

**Hoffmann.** — Der Straußwelpeter, oder lustige Geschichten und drollige Bilder für Kinder von 3-6 Jahren. Von Dr. Heinrich Hoffmann. 114. Auflage mit dem Jubiläum's-Blatt zur hundertsten Auflage. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880.

**Hübner.** — Statistische Tafel aller Länder der Erde. Von Otto Hübner. 29. Aufl. Frankfurt a. M., W. Kommel. 1880.

**Jaeger.** — Herkules am Scheideweg. Erzieherruf der neuen Turnschule für Steharbeit und Gangerholung im Kampfe wider den Zeitgeist. Zum Deutschen Turnlehrertag 1880 in Berlin von seinem Wanderer-sammler Prof. Dr. Otto Heinrich Jaeger. Feilbrunn, Gebr. Henninger. 1880.

**Inschriften, Deutsche, an Haus und Gerath.** Zur epigrammatischen Volkspoesie. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Berlin, Wih. Herz. 1880.

**Joël.** — Blicke in die Religionsgeschichte zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts. I. Der Talmud und die griechische Sprache nebst zwei Exkursen. A. Aristobul, der sogenannte Peripatetiker. b. Die Gnosis. Von Dr. M. Joël. Breslau, S. Schottländer. 1880.

**Jordan.** — W. Jordan's Nibelunge. Erstes Lieb: Sigfridage. 10. Aufl. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1880.

**Jordan.** — Durchs Ohr. Lustspiel von Wilhelm Jordan. 4. Aufl. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1880.

**Jris.** — Dichtersimmen aus Polen. Auswahl und Uebersetzung von Heinrich Ritschmann. Leipzig, Wih. Friedrich. 1880.

**Jugend, Deutsche.** Kunst- und Familienbibliothek für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Julius Bohmeyer. Künstlerischer Leiter Oscar Pfeiff. 15. Band. Leipzig, A. Dürr. 1880.

**Kant.** — Immanuel Kant's Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeben von Benno Erdmann. Leipzig, Leop. Voss. 1880.

**Kapp.** — Justus Erich Bokmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen. Herausgegeben von Friedrich Kapp. Mit dem Bildniß Bokmann's in Stahlstich. Berlin, Jul. Springer. 1880.

**Kahenberger.** — Wirre Blätter aus meiner Jugendzeit. Gedichte von Friedolin Kahenberger. Pforzheim, Jos. Kraus Wwe. Nachf. 1880.

**Kempner.** — Antigonos' Trauerspiel in drei Aufzügen von Friederike Kempner. Berlin, G. E. Hermann. 1880.

**Kirchner.** — Ketzenthum der St. Georgensgeschichte. Von Friedrich Kirchner. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

**Kossuth.** — Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. I. Band. Die Periode des 1850er italienischen Krieges. Autorisirte deutsche Ausgabe, Lfg. 1, 2. Preamburg, C. Stämpfel. 1880.

**Körner.** — Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1818—1848. Von Gustav Körner. Cincinnati, W. E. Wilde & Co. 1880.

**Kunge.** — Das deutsche Strafrecht und die Pädagogik von Dr. Richard Kunge. Hamburg, G. Schönl. 1880.

**Lehfeldt.** — Die Holzbankunst. Vorträge an der Berliner Bauakademie, gehalten von Dr. Paul Lehfeldt. Mit 96 Abbildungen in Holzschnitt. Berlin, Julius Springer. 1880.

**Lersch.** — Die harmonischen Verhältnisse in den Bahnelementen des Planeten-Systems. Von Dr. B. M. Lersch. Köln, Ed. Heine. Mayer. 1880.

**Lobstein.** — J. Fr. Lobstein sen., Professor der Anatomie und Chirurgie. Ein Lehrer Goethe's in Strassburg von Dr. med. Ed. Lobstein. Nebst einem Anhang: Zur Geschichte des Bürgerhospitals von Strassburg. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

**Lorm.** — Der ehrliche Name. Aus den Memoiren einer Wiener Jüdin. Roman in 2 Bänden von Hieronymus Lorm. Dresden, G. Bierjon's Buchhdlg. 1880.

**Mählly.** — Geschichte der antiken Literatur von Jakob Mählly. 2 Theile. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880.

**Mantegazza.** — Upsilon Faimali. Memoiren eines Ueberdüssigers, gesammelt von Professor Paul Mantegazza. Leipzig, G. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

**Maurerbrecher.** — Geschichte der katholischen Reformation von Wilhelm Maurerbrecher. I. Band. Nordlingen, G. F. Beck'sche Buchhdlg. 1880.

**Meyer.** — Meyer's Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Kulturfortschritte der Gegenwart. 1879—1880. Mit 16 Abbildungen und Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880.

**Mitgan.** — Bericht über die in Berlin, Amsterdam, Rochdale, Manchester, Croydon, Leamington und Abingdon eingeführten Systeme der Städtereinigung unter Mitwirkung von Blasius, Claus etc. Erstatet von L. Mitgan. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Plane von Abingdon. Braunschweig, O. Häring & Co. 1880.

**Mylus.** — Untersuchung, ob man die Thiere um physiologischer Verjude willen lebendig eröffnen dürfe von Christoff Mylus. Eine Abhandlung aus dem vorigen Jahrhundert über die Dissectionsfrage. Mit einer Einleitung. Rothenburg, F. W. Klein's Verlag. 1880.

**Neumann-Spallart.** — Uebersichten über Production, Verkehr und Handel in der Weltwirtschaft von Prof. Dr. F. X. von Neumann-Spallart. Jahrgang 1879. Stuttgart, Jul. Maier. 1880.

**Neurath.** — Volkswirtschaftliche und socialphilosophische Essays von Dr. Wilhelm Neurath. Wien, Passy & Frick, k. k. Hofbuchhdlg. 1880.

**Normann.** — Classische Dichterverse aus allen Literaturen auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert von G. Normann. I. Band. Stuttgart, Levy & Müller. 1880.

**Nottebohm.** — Mozartiana. Von Mozart herrührende und ihn betreffende, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schriftstücke. Nach aufgefundenen

Handschriften herausgegeben von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

**Oberbrayer.** — Von dem schweren Rißbraus des Weins. Nach dem Original des Justus Rößh von Ahmannshausen vom Jahre 1580 mit Einleitung neu herausgegeben von Dr. Max Oberbrayer. Göttingen, Gebr. Henninger.

**Ottmer.** — Einfl. Populärer geologischer Vortrag von Professor Dr. Julius Ottmer. Braunschweig, O. Häring & Co. 1880.

**Peters.** — Die klimatischen Winterkurorte Central-Europas und Italiens. Praktischer Leitfaden bei Verordnung und beim Gebrauche klimatischer Winterkurorte von Dr. med. Hermann Peters. Mit einer Karte. Leipzig, O. Wigand. 1880.

**Potter des Echelles.** — Die Productions-Verhältnisse in Bosnien und der Herzegowina. Vorträge von Rudolf Baron Potter des Echelles. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1879.

**Quaglio.** — Wassergas als der Brennstoff der Zukunft. Strong's Patent zur Bereitung von Heigas, in Verbindung mit Lowe's Verfahren für Leuchtgas. Bericht von Julius Quaglio. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1880.

**Rabelais.** — Rabelais' Gargantua und Pantagruel. Aus dem Französischen von F. A. Seibke. 2 Bde. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

**Ratzel.** — Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von Professor Dr. Friedr. Ratzel. II. Band. Cultur-geographie unter besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Mit 3 Holzschnitten und 9 Karten in Farbendruck. München, B. Oldenbourg. 1880.

**Reuleaux.** — Dichtungen von Carl Reuleaux. Opus 4. „Italische Sonette“ (Reiseerinnerungen). Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhdlg. 1880.

**Rohmann.** — Gastsfahrten. Reise-Erfahrungen und Studien von Wilhelm Rohmann. Leipzig, F. W. Grunow. 1880.

**Schiller.** — Don Carlos, Infant von Spanien. Von Schiller. Wiederabdruck der ersten Ausgabe mit einer Einleitung und mit kritischen Noten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1880.

**Schiller.** — Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1880.

**Schiller.** — Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1879.

**Schiller.** — Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1880.

**Schiller.** — Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1880.

**Schiller.** — Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1879.

**Schleich.** — Italische Apsprache. Erinnerungen aus einer confessionslosen Romfahrt von Martin Schleich. München, G. Hirth. 1880.

**Schönfeld.** — Dichtungen von Paul Schönfeld. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhdlg. 1880.

**Schreiber.** — Moses Mendelssohn's Verdienste um die deutsche Nation. Von Dr. E. Schreiber. Zürich, Verlags-Magazin. 1880.

**Staub.** — Aus Tirol. Von Dr. Ludwig Staub. Stuttgart, H. Bong & Comp. 1880.

**Stieler.** — Weil's mi' freut! Neue Gedichte in aberwitziger Mundart von Carl Stieler. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, Meyer & Zeller's Verlag. 1880.

**Tandler.** — Sprachwörterbuch von J. Tandler. 2. vermehrte Aufl. Breßburg, G. Gedenast's Nachf. 1880.

**Taubert.** — Ein Mutterberg. Erzählung in Versen von Emil Taubert. Leipzig, Alf. Krüger. 1880.

**Walther.** — Das Königsbuch von Stephanus. Ein Kulturbild aus der Reformationszeit von Rudolph Bernhard von Walther. Heidelberg, G. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

**Wendt.** — Ein deutscher Brutus. Drama in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin, G. Danneberg. 1880.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pieper'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.  
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.  
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten